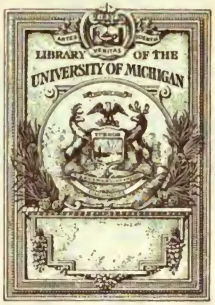
Globus

Digitized by Google


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

G
1
.G8

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

XXXVII. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Siebenunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1880.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland. Löhablagerungen in Nord-deutschland. Von Dr. Alfred Nehring 10. Mehlis' Bitzer aus Deutschlands Vorzeit 62. Das südliche Westfalen 141. Sagen der Lausitzer Wenden 174. Periscnfischerei im Königreiche Sachsen 175. Abamy's Schlesien 175. Die Botivgaben von Kevelaer 191. Deutsche Naturforscherversammlung in Danzig 320. Pieler, der Ostenberg 382.

Niederlande. Klöster in der Provinz Limburg 62. Holländische Reisesitzen 353. 369.

Oesterreich-Ungarn. Volksschulen in Bosnien 13. Valvasor's „Ehre des Herzogthums Crain" 18. Der ausmärtige Handel Bosniens und der Herzegowina vor der Okkupation durch die Oesterreicher 14. Zur Geschichte der ältesten, unbedandere deutschen Ansiedelung des steiermärkischen Oberlandes 14. Slavisches aus dem östlichen Pusterthale 14. Besuch der Gymnasien 14. Das Unterrichtswesen in Ungarn 15. Verein für Höhlenkunde 157. Die Volkszählung von 1879 in Bosnien und der Herzegowina 175. Die Juden in Bosnien 175. Die Karstkuppe in der Umgebung von Ogulin. Von Ernest Kramberger 295. Tirolische Karte aus dem Jahre 1544 238. Deutsche Kolonisten in Bosnien 271. Ein Höhlenfund aus der Hohen Tatra. Von Dr. A. Nehring 312. Oesterreichisch-serbische Eisenbahn-Konvention 350. Noé's Kleine Führer 381. Alpine Chronik 382. Katastralaufnahme von Bosnien 382.

Großbritannien. Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von G. 23. Die Ueberreste der Kelten. Von Richard Andree 262. 278. 326.

Frankreich. Wissenschaftliche Reisen 176. Kommission für geschichtliche Geographie Frankreichs 238.

Italien. Mineralproduktion 144. Drahtseilbahn auf den Vesuv 144. Schwefelausfuhr aus Sicilien 238. Projekt einer geologischen Landesaufnahme 287. Einwohnerzahl von Rom 382.

Spanien. „Spanien". Von Th. Simons und A. Wagner 271.

Bulgarien. Bulgarische Volksdichtungen 14. Bulgarische Schädel 24. Politische Wirren und Unruhen 62. Auswanderung der Mohammedaner 63. Russische Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 1879 343. Unglückliche Lage der bulgarischen Hauptstadt 350. Sumatow 382.

Montenegro. Ein Hoffest in Cettinje 157. Grenzveränderung 318.

Europäische Türkei. Elend der Mohammedaner in Ostrumelien 63. Russische Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 1879 343.

Griechenland. Preußische Aufnahme von Attika 287.

Rußland. Einwanderung 15. Hydrographische Arbeiten im Onega-See 144. Die alten Bewohner von Kurland 238. Ueberbleibsel eines heidnischen Brauches im Kreise Schenkursk 238. Land- und Wasserstraßen 271. Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. Nach Tschubinsky. 331. 346. 364. 377. Zahl der russischen Fischschiffen 350. Längenunterschied zwischen Orefse und Konstantinopel 350. Metallproduktion im Ural 382.

Asien.

Russisches Asien. Nordenskiöld's Fahrt um Asien 255. Sibirien. Küstenaufnahmen 15. Dampfschiffahrt an den Küsten des Stillen Oceans 79. Schiffs- und Waarenverkehr auf dem Ob 93. Die Tunguesen 207. Einige Worte über die Ortschonen 215. Untersuchung der Jenisei-Mündung 271. Die Dampfschiffahrt auf den Flüssen des Ob-Systems 302. Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879 379.

Russisch Turkestan. Die Samara-Expedition und die Ilsbol-Frage 47. 63. Die Ilsbol-Expedition 79. Die Abtretung Kuldschas an China 79. Bewässerungsanlagen im Kreise Kazalinsk 222. Fetikow's Reise südlich vom Tschu 271. Im Quellgebiete des Mul-ju. Von Otschanin 297. Schlagintweit 367.

Kaukasien. Sidorow's und Potjakow's Reisen 47. Neue Straßenanlagen im Kaukasus 302. Rückkehr der ausgewanderten Mohammedaner nach Batum 336.

Türkisches Vorder-Asien. Omnibus zwischen Mintab und Aleppo 47. Prof. Sachau's Reise 47. Die flüchtlinge aus der europäischen Türkei im nördlichen Syrien 79. Der Ballon Arguës 160. Die amerikanischen Missionäre in Kleinasien 176. Die nationalen Bestrebungen der Armenier 255. Hungersnoth 255. Die Nosairier 305. 321. 337. Karte von Westpalästina 336. Die englische Verwaltung von Cypern 383. Die cyprische Ceder 383.

Arabien. Blunt's Reise nach Schamar 39. 251. Burton zum dritten Male nach Midian 93. Manzoni's Reise in Jemen 1879 158. Doughty's Forschungen im nördlichen Arabien. Von Prof. A. Sprenger 201. Aus und über Arabien IX. Von A. Jehme 251. Jahr von Maskat annektirt 318.

Türkische Chanate. Die Turkmenen bei Ikschikschar 47.

Persien. Neues Münzsystem 47.

Britisch-Indien. Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" 79. Die Eisenbahnen im Verwaltungsjahre 1877/78 111. Orthographie der Eigennamen 111. Gebäudmischstadt der Hindus 271. Die Gebirgsstämme Vorderindiens 358.

Hinterindien. Die Melanesier der Malakischen Halbinsel. Nach R. von Miklucho-Maclay 7. Der Handel von Cochinchina 158. Szechenyi's Erforschung des obern Irawadi 351.

China nebst Vasallenstaaten. Pjatzow's Reise durch die Mongolei 15. 382. Dpisowmow 15. Potanin's Reise in die nordwestliche Mongolei 15. 382. Rückerwerbung von Kuldscha 79. Szechenyi's Expedition 93. 239. Nachrichten von Prschewalski's Reise nach Tibet 110. 239. 336. Die Söhne Jakub-Begs 111. Dr. Regel's Vorbringen nach Kuldscha 158. Der Hafen von Hongkong 176. Kaschgarien 183. 198. Der chinesische Karren 239. Gelbverkaufsliste in China 240. Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet. Von R. Lenz 286. Fahrten des österreichischen Lloyd nach Hongkong 302. Wollenfabrik in Lan-tschou-fu 336. Neue russische Expeditionen nach der Mongolei und Mandschurei 350.

Japan. Schicksale des Dampfers „A. E. Nordenskiöld" 16. 176. John Milne über die Kuriles 143. Gebeben in Japan 272. Alfred Houette's Besteigung des Fuji-Yama. Deutsch von F. Hilgendorf 273. 289.

Korea. Eröffnung des Hafens Gensan 350.

402261

Digitized by Google

Inseln. Geographische Gesellschaft auf Java. 15. Bastian auf Java 32. Riedel's Reise im Innern von Timor 32. Die Bewohner des Südn Archipels. Von F. Blumentritt 88. Der Handel von Manila 158. Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. Von O. Mohnike 231. 249. 266. 280. Carl Bock's Reise durch den Südosten Borneos 255. Wallon's Ermordung auf Sumatra 272. Das nördliche Borneo. 383.

Afrika.

Afrikanische Steingeräthe 25. Hübbe-Schleiden über Kulturfähigkeit der Neger 80. Chavanne's Wanderkarte von Afrika 80. Kabel von Aden nach Durban 93.

Marokko. Colvile's Reise durch das Rif 256. A. von Canstein, Marokko 302. Lenz überschreitet den Atlas 319.

Algerien. Europäische Kolonisten im Mzab Nir 48. Die transsaharische Eisenbahn 93. Gesellschaft zur Urbarmachung der Sahara 256.

Sahara. Die transsaharische Eisenbahn 93. 222. Rohlfs' Reise nach Kuka 119. 134.

Aegyptisches Reich. Reiseprojekte des Baron v. Müller und des Prinzen von Monaco 16. Ebeling's „Bilder aus Kairo" 79. Gordon's Amtsniederlegung 93. Matteucci's neue Reise nach dem Sudan 223. Rückgang des ägyptischen Sudan 256. Neue Unternehmungen 384.

Die Bai von Assab 384. Die Depression der Natron-Seen 384.

Abessinien. Albargues' Gesandtschaft 64. Révoil's Reise mit dem Prinzen von Monaco 256. Todtsünde englisch 287. Die italienische Expedition in Schoa 336. Bianchi nach Gnarea 384.

Sudan. Dr. Steeker's Reise 158. Matteucci's neue Reise 223.

Der Osten. Reiseprojekt von Bagot und Beaver 16. Fischer über das Wapokomo-Land 79. Thomson am Nordende des Nyassa-Sees 93. Errichtung einer deutschen Station zwischen Tanganjika-See und der Küste 158. 272.

Das Innere. Errichtung französischer Stationen in Aequatorial-Afrika 48. Der Kukuya ein Ausfluß des Tanganjika-Sees 63. Stewart's Reise vom Nyassa zum Tanganjika-See 63. Das Ende der Mission bei Mteta 64. 287. Dr. Junker's neue Reise 79. Thomson's Expedition 93. 144. 384. Die drei Expeditionen der Internationalen Afrikanischen Association 94. Debaize am Tanganjika 94. Debaize's Tod 128. Dr. Büchner's Reiseaufschichten 144. Reisen zwischen dem Nyassa- und dem Tanganjika-See 144. Dr. Steeker's Reise 158. Die belgischen Expeditionen 159. 288. Thomson's Expedition vom Nyassa zum Tanganjika 218. Deutsche Unternehmungen zur Erschließung Inner-Afrikas 272. Die Reise von Wilson-Fiffin 287. Neue Missionsstation am Tanganjika-See 288. Stewart's Reise vom Nyassa zum Tanganjika 288. Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees 344. Transportverkehr nach dem Tanganjika 351. Die katholische Mission in Uganda 351. Moir's Expedition im Gebiete des Lualaba 352.

Der Westen. Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück (Juli 1878 bis Mai 1879) 11. 30. 59. Beendigung der Reise von Capello und Ivens 16. Kolonu französische Kolonie 16. Reisewerke über West-Afrika (Bogge, Lux) 44. (Soyaux) 91. (Falkenstein) 108. (Buchholz) 155. Reisen am obern Senegal 63. 64. Amerikanische Mission nach Bihé 163. Die Quellen des Niger 64. Mitchison am Cunene und im Damaralande 64. Woermann über Kulturbestrebungen in West-Afrika 80. Fahrt des „Henry Venn" auf dem obern Binue 111. Dr. Buchner's Reiseaufschichten 144. Stanley's Expedition 159. 272. Vergrößerung der Republik Liberia 223. Die Festen von Bungo Andongo 246. Naturwissenschaftliche Erforschung Liberias 256. Deutsche Station im Lunda-Reiche 272. Aufnahmen der amerikanischen Fregatte „Lieondergo" 288. Französische Vorräden am Senegal 288. Der Kaiserin-Augusta-Fall in West-Afrika. Von Otto Schütt 295. Soleillet's Umkehr nach St. Louis 351. Errichtung einer Faktorei am Kongo 368.

Der Süden. Dr. Holub's Reisewerk 223.

Inseln. Hildebrandt's Reise auf Madagaskar 16. 272. Botschur nach Socotra 93. 336. Zur physikalischen Geographie Madagaskars 219. Ursprung und Eintheilung der Madagassen 299. Madagassische Namen 303. Das Haus als Sonnenuhr 303. Die Sakalava-Dörfer 351. Das „Fadi" auf Madagaskar 383.

Der Continent von Australien.

Statistik der australischen Kolonien 304. Sperlingsplage 304. Australische Typen und Skizzen VI. Die Farmer." Von C. G. Jung 374.

West-Australien. Scheitern einer Expedition 111. A. Forrest's eingeborene Begleiter 304.

Süd-Australien. Sir Elder's neue Expedition in den Nordwesten 111. Kabel nach Singapur 304. Heuschrecken 304. Winnecke's Expedition 319. Tietkins' Forschungsreise 319.

Victoria. Kaninchenplage 111.

New-South-Wales. Gefrorenes Fleisch nach Europa 304.

Queensland. Goldfeld 320. Spuren der Leichhardt-Expedition 320.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Tasmanien. Die Kolonie am Schlusse des Jahres 1878. Missionsreise in einem Canoe 112.

Neu-Seeland. Felsmalereien 25.

Fidschi-Inseln. Census von 1878 223.

Neu-Guinea. Die Kaitapu und Motu 21.

Melanesien. Die urtypenhafte Verbreitung der Papua- und Negrito-Race 24. Census der Fidschi-Inseln von 1878 223. Eine verdächtige Kolonisation (Neu-Jeland) 351. Millingo-Marlay auf den Salomons-Inseln 352.

Mikronesien. Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln 223.

Polynesien. Die Ethnologie Polynesiens 24. Die Samoa-Inseln. Von Wesenberg 105. 125. 167. 186. Statistisches von den Sandwich-Inseln 112. Annexion von Rotuma durch England 176. 224.

Stiller Ocean. Aufnahmen an den russischen Küsten 15. Expedition des Dampfers „K. E. Nordenskjöld" 16. Südsee-Sagen. Von F. Birgham 316.

Nordamerika.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere. Von F. Ratzel 153. 170.

Britisch-Nordamerika. Manitoba 94.

Vereinigte Staaten. Die vorgeschichtlichen Mounds in Georgia 24. Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt. Von Theodor Kirchhoff 76. Dakotas Agrikultur 94. Washington Territorium will Staat werden 95. Anzahl der Juden 95. Die Zwei-Ocean-Bahn 95. Statistische Ergebnisse der letzten Wahl in Californien 95. Wachsthum der Bevölkerung seit Anfang dieses Jahrhunderts 112. Baumwollenernte 1879 159. Negerauswanderung aus dem Süden 159. Die Traditionen der ausgestorbenen Eskimo-Indianer 221. Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. Von Dr. O. Mohnike 231. 248. 266. 280. Die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer 269.

Mexico. Skizzen aus Mexico. Von Carl Lamp 39. 103. 122. 137. Gold in Nuevo Leon, Coahuila und Durango 159. Der Widerstreit der spanischen Creolen und der Mayas in Yucatan. Von Carl Lamp 204.

Centralamerika. Reise des Mr. Fowler in Britisch-Honduras 159.

Inseln. Die Republik Hayti 84. 97. 113. 129. 145.

Digitized by Google

Südamerika.

Colombia. Vermessungen auf dem Isthmus von Panama 160. Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876 161. 177. 193. 209. 225. 241. 257.

Venezuela. Festlegung der Grenze gegen Brasilien 256.

Guayana. Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877) 1. 17. 33. 49. 65. 81.

Brasilien. Die Pässes am Putumayo 23. Derby's Reise nach Minas Geraes 96.

Argentinien. Moreno's Reise nach dem Süden 96. 320. Volksmedizin in der argentinischen Republik. Von P. Mantegazza 314. 333.

Chile. Bischofthum von Santiago 159.

Ecuador. Whymper's Reise 159. 352. Whymper's Besteigung des Chimborazo 256. Ein Besuch der Galapagos-Inseln 284.

Polar-Gebiete.

Polarjahrt der „Jeannette“ 32. Zur Arktis. Von O. Quensel 151. Cheyne's Projekt 160. Projektirte amerikanische Expedition 160. Milder Winter an der Beringsstraße 256. Italienische Südpol-Expedition geplant 304. Polarstationen 352.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches und Ethnologisches.

Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von Großbritannien 23. Der Kindermord als Volkssitte. Von Carl Haberland 25. 55. 72. Die sterbende Materie der Menschenhaare 24. Zur Geographie der Spiele 92. Nachtrag zu dem Aufsatze des Herrn Karl Haberland über „Die Bordeerdeutungen am eigenen Körper“ 192. Tulhing über Herstellung von Feuerfeuergerathen 224. Verbreitung der Juden auf Erden 224. Ueber den Pflug 368.

Vermischtes. Die Kaffeeproduktion der Welt 368.

Vom Büchertische.

Poggr, Im Reiche des Muata Jamwo 44. Lux, Von Loanda nach Kimbundu 45. Burthardt, Kleine Missions-Bibliothek 46. Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit 62.

Edeling, Bilder aus Kairo 79.

Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 79.

Soyaux, Aus West-Afrika 91.

Brehm, Thierleben Bd. VIII 96.

von Scherl, Handbuch der Statistik 96.

Falkenstein, Die Loango-Expedition II 108.

H. Riepert, Leitfaden der alten Geographie 112.

G. Nachtey, Ruhr und Lenne 141.

C. Heinersdorff, Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika 125.

v. Hesse-Wartegg, Madagaskar 159.

G. Rosloff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker 160.

H. Adamy, Schiefen nach seinen physischen, topographischen und statistischen Verhältnissen 175.

H. von Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hochasien Bd. IV, 192.

A. Kuropatkin, Kaschgarien 193. 198.

C. Hietsch, Die Tungusen 207.

Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika 223.

Hernsheim, Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln 224.

Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben 224.

Simons und Wagner, Spanien 271.

Th. Wolf, Ein Besuch der Galapagos-Inseln 284.

A. von Conring, Marokko 302.

Embacher, Die wichtigsten Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts 320.

von Neumann-Spallart, Uebersichten über Produktion ꝛc. in der Weltwirthschaft 368.

von Scherzer, Die deutsche Arbeit in fremden Welttheilen 368.

Roë, Kleine Fibrer 382. Alpine Chronik 382.

Pieler, Der Ätzenbreg 382.

Biographisches. Personalia.

Todesfälle: Gadel 352. B. von Cotta 206. Débaize 128. Fiker 207. Gatell 206. Hawthar (Suddar Heider Schah) 206. Heywood. Dixon 207. Koolemans Beijnen 207. Mordtmann 207. Schiefner 206. von Seebach 207. Wappäus 206. Wolton 272. Herbert Wood 206.

A. Jehme 620.

Nekrologe. Albargues 64. Allen 24. Bagot 16. Baltour 93. Bastian 32. Bowser 16. Brydee 24. Beffels 160. Bianchi 384. Blunt 32. Carl Bock 255. Böhm 272. Britisloffer 256. Buchholz 155. Buchner 13. 144. Buchta 256. Burde 159. Burton 93. 384. Cambier 24. Capello 16. Carre 63. Chavanne 80. Colville 256. Crevaux 1. 17. 33. 49. 65. 81. von Danckelmann 16. Paul Day 288. Debaize 94. 128. Derby 96. Ebeling 79. Sir Elder 111. Fairey 112. Farie 111. Feltin 287. Fritzsow 271. Fischer 79. Fowler 159. Galton 23. Gordon Pasha 93. Hanff 25. Haberland 25. 55. 72. 3. M. Hildebrandt 16. 272. Holub 223. Hore 63. Howorth 24. Hübbe-Schleiden 80. Ivens 16. Jones 24. Junker 79. 384. Kaiser 272. Krones 14. Lamed 24. Leng 319. Lewis 25. Manpont 158. Matteucci 223. Mehsis 62. Mikucko-Maclay 7. 352. Mitchinton 64. Mitterrunner 14. Moir 367. Moreno 96. 320. Mouttier 64. v. Müller 16. Nehring 10. Nordenskjöld 255. Onazewitsch 15. Pamtow 15. 382. Pogge 272. Polsdam 47. Potanin 15. 382. Prschewalski 110. 239. 336. Rasmackers 288. Regel 158. Reichardt 320. Riebel 32. Rosen 14. Sachau 47. Sata 256. Sanderson 25. Savorgnan de Brazza 48. von Schäfer 272. Schütt 11. 30. 59. 272. Shufeld 288. Sidoron 47. Simson 23. Soleillet 351. Sorby 24. Stanley 34. 159. 272. Steeler 158. Stewart 63. 144. 288. Strychorski 23. 289. 351. Thomson 93. 144. 218. 344. Tietkins 319. Tylor 25. Valvator 13. Wake 25. Waldhauer 238. Whitmee 24. Whymper 159. 256. 352. Wilson 287. Winneele 319. Woolley 111. Zweifel 64.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

Richard Andree 262. 278. 326.

F. Birgham 316.

F. Blumentritt 88.

Carl Haberland 25. 55. 72.

O. Hartmann 192.

Karl Haupt 192.

F. Hilgendorf 273. 289.

C. E. Jung 214.

Th. Kirchhoff 76. 95.

E. Kramberger 285.

Carl Lamp 39. 168. 192. 137. 204.

R. Leng 286.

Mantegazza 314. 333.

v. Mikluho-Maclay 17.

O. Mohnike 231. 245. 266. 280.

Alfred Nehring 10. 312.

Oschanin 287.

Fr. Ratzel 152. 170.

Otto Schütt 295.

A. Sprenger 201.

Wesenberg 105. 125. 167. 186.

A. Jehme 251.

Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Bolmarstein 141.

Hohen-Limburg 142.

Bolingaden aus Kevelaer 191.

Niederlande.

Trachten der Einwohner von Volendam 354.

Der Käsemarkt in Hoorn 355.

Straße im alten Scheveningen 356.

Eine Sachgasse im alten Scheveningen 357.

Frau und Kind von Marken 370.

Inneres einer Stube auf Marken 371.

Vor einer Hausthüre auf Marken 372.

Tanz der Kinder auf Marken 373.

Einwohner der Insel Urk 374.

Digitized by Google

Asien.

Hinterindien.

Orang Sakai von der Halbinsel Malakka 8.

Arabien.

Höhlengrab in al-Hidjhr 203.

Japan.

Eine Ansicht vom Totaido 274.
Der Takaido unterhalb Hatta 275.
Hakone, Dorf und See, von Osten aus gesehen 276.
Japanisches Bauernhaus 277.
Der Fusi-Yama von Osten aus 290.
Riff am Abhang der Fusi-Yama 291.
Hütte der fünften Station auf dem Fusi-Yama 292.
Das Innere des Fusi-Yama-Kraters 294.

Syrien.

(Die Nosairier.)

Die Ebene von Latakieh 305.
Das Dorf Meterkieh 307.
Frau aus Ghallini 308.
Mhanna und sein Stiefbruder 309.
Tanz der Nosairier 310.
Heiliger Aghajes und Hammel 322.
Der Dscherid 323.
Ein Fest bei den Nosairiern 325.
Debkeh 326.
Imjenia 328.
Ein Verlöbniß bei den Nosairiern 330.
Eingang zu einem unterirdischen Tempel bei Latakieh 340.
Felsengräber bei Latakieh (Südseite) 341.
Felsengräber bei Latakieh (Nordseite) 342.

Vorder-Indien.

Südindische Urrace 350.
Kotwa-Aboriginer 360.
Mohammedanisches Fürsten-Graddenkmal in Golfonde 362.

Afrika.

Der Westen.

Ein Theil der Festen von Punga Andongo 247.
Die Festen von Punga Andongo, von der Straße nach Dondo aus, etwa 7 Kilometer entfernt 247.
Der Kaiserin-Augusta-Fall des Quanza 286.

Central-Amerika.

Hayti.

Kap Haitien zur Zeit der französischen Herrschaft, von den Marchegalle-Bergen aus gesehen 84.
Ansicht von Kap Haitien zur Zeit der französischen Herrschaft 85.
Wachtposten in Kap Haitien 86.
Savanne de Grand-Pré, von Henry Christophe befestigtes Lager 89.
Der Berg Bonnet-à-l'Evêque und Schloß Sans-Souci bei Lebzeiten Königs Henry I. 93.
Die Citadelle Laferrière vom Fuße der Mauern aus gesehen 99.
Die Grotte Boûte-à-Minguet 100.
La Providence und der Kalvarienberg 101.
Gebirgsträger in Kap Haitien 102.
Der Kommandant Ouest-et-Nord 114.
La Plate-Forme 115.
Fort Ecrêtes-Pierrot 116.
Ruinen des Hauses Saint Macary 117.
Dorf Croix-des-Bouquets 117.
Villa des amerikanischen Konsuls bei Port-au-Prince 118.
Ruinen des Nationalpalastes in Port-au-Prince 129.
Nationalbank von Hayti in Port-au-Prince 130.
Frauen vom Lande, Wasserträger, Cabrouet 130.
Dame aus der „Gesellschaft" von Port-au-Prince 131.
Ruinen des Forts Ca-ira 132.
General Gracchus Petit 133.
Sohn des Kommandanten Rosier By 133.
Ansicht von Petite Goave zur Zeit der französischen Herrschaft 146.
Miragoâne 147.
Les Abricots 148.
Die Ruinen du-Sud bei der Stadt les Cayes 149.
Hafen und Stadt Les Cayes 150.

Südamerika.

Französisch- und Brasilianisch-Guayana.

(Crevaux's Reise.)

Paliskisten 1.
An der Mündung des Maroni bei der Strafansiedlung Saint-Laurent 3.
Der Landungsplatz von Saint Louis 4.
Geschirr, Hängematte, Waffen und Geräthe der Galibis 5.
Galibi-Indianer beim Anfertigen von Töpferwaren 6.
Eine Stromschnelle in Guayana 18.
Beschwörung in einem Dorfe der Poliguabis 19.
Ein Dorf der Bonis 20.
Pirogen der Bonis; dahinter Pirogen der Galibis 21.
Bonis 22.
Jagd auf Pekaris 34.
Apatu befreit seinen Hund von einer Boa 35.
Begräbniß der Haare und Nägel eines Häuptlings und seiner Frau bei den Bonis 36.
Ankunft des Dr. Crevaux bei den Roucouyennes 37.
Ein Feld der Roucouyennes 60.
Fall des Apanani 61.
Roucouyenne-Familie 62.
Tanz der Roucouyennes 53.
Allegorische Malerei der Roucouyennes 54.
Roucouyennes-Indianer 66.
Hände eines Roucouyenne 67.
Feierliche Tracht der Roucouyennes 68.
Kord, Feuerwedel und Tragkorb der Roucouyennes 68.
Kopfzug und Schmuckgegenstände der Roucouyennes 69.
Verbrennung eines Roucouyenne 70.
Ein Piay oder Arzt 71.
Ueberwindung einer Stromschnelle des Yary 82.
Parà 83.

Colombia.

(André's Reise.)

Die Gallinazos von Jamundi 162.
Bambu-Zaun 162.
Die Sümpfe von Canitas 163.
Frauen von Buenosaires im oberen Cauca-Thale 164.
Das Dorf el Hatico 165.
Häuser am Eingange von Popayan 178.
Schmarotzerpflanzen am Rio del Molino 179.
Rückkehr nach Popayan nach dem Unwetter 180.
Kirche in Alto de Cuevitos 180.
Landschaft bei Popayan mit dem Vulkan von Puracé 181.
Der Königscondor in der Schlucht von Guanacas 182.
Im Dorfe Bordo 194.
Bambuco-Tanz im Dorfe Bordo 195.
Die Brücke über den Rio Mayo 196.
Kirche und Dorfplatz in La Union 197.
Die Zuckermühle am Junambú 210.
Die Brücke über den Junambú 211.
Eingang von Pasto 211.
Plan des Gartens und des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto 212.
Durchschnitt des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto 212.
Grotte und Vulkan von Pasto (la Galera) 213.
El Perro curuncho (las cruzeitas) 214.
Das Folterinstrument Cepo in la Laguna 214.
Die Cocha, vom Alto de la Cruz aus gesehen 226.
Maria Mauricia Jaza und ihre Tochter in Calsapamba 227.
Plan einer Hütte der Mocoas-Indianer 227.
Schamboyes-Indianer, dem Weben einer Cobija zuschauend 228.
Wiege der Indianer in Macuanquer 230.
Haus auf dem Wege nach Tuquerres 230.
Pflug von Tuquerres 241.
Entwelktes Blatt der Puya 242.
Die Laguna verde im Krater des Vulkans Azufral 243.
Heliconienblätter als Regenschirme 244.
Häusliche Scene in San Pablo 245.
Der cuso, genannt animal-planta 257.
Die Lianenbrücke Guascas 258.
Hütten der Cuniquers-Indianer 259.
Cuniquerer-Indianer 260.
Kirche von Altaquer 261.
Kreuz bei los Altrojos 261.
Die Carga apuntalada 261.
Die Marimba 262.

Karten.

Dr. Jules Crevaux' Reise auf dem Maroni und Yary 2.
Nosiki und Stecker, Caseuarchipel von Kuira 120.
Quellgebiet des Rio Cauca und Lauf des Rio Patia in Columbia 166.
Der Süden Colombias zwischen Pasto und Barbacoas 229.
Sprachkarte von Wales für das Jahr 1871 264.
Sprachkarte von Schottland für das Jahr 1871 279.
Der Norden des Nosairier-Gebirges in Syrien 306.
Sprachkarte von Irland für das Jahr 1851 328.
Sprachkarte von Irland für das Jahr 1871 329.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 1.

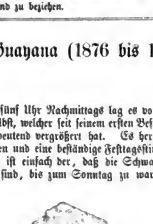
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877)[1].

I.

Am 7. December 1876 verließ der Marinearzt erster Klasse Jules Crevaux Frankreich, um den von den Ministern des öffentlichen Unterrichts und der Marine ihm ertheilten Auftrag, das Innere von Französisch-Guayana zu erforschen, auszuführen. Er beabsichtigte, den Fluß Maroni, die Grenze zwischen Holländisch- und Französisch-Guayana, bis an seine Quelle aufwärts zu verfolgen, wo sich das Gebirge Tumuc-Humac, in welches frühere Geographen den Wohnsitz des sagenhaften Dorado verlegten, erhebt. Nach einer höchst angenehmen Ueberfahrt befand sich das Schiff am 29. December der Mündung des Maroni gegenüber und lief einige Stunden später die weiter östlich gelegenen Ilos du Salut (Rettungs-Inseln) an, wo es die trübsten Nachrichten über die Verheerungen des gelben Fiebers in Cayenne erhielt. Um fünf Uhr Nachmittags lag es vor dem berüchtigten Orte selbst, welcher seit seinem ersten Besuche im Jahre 1870 sich bedeutend vergrößert hat. Es herrscht dort jetzt viel mehr Leben und eine beständige Festtagsstimmung. Der Grund davon ist einfach der, daß die Schwarzen nicht geduldig genug sind, die zum Sonntag zu warten, um ihre



Polirstein.

großen, beim Goldgraben gewonnenen Fünffrankenstücke an den Mann zu bringen.

Am zweitnächsten Tage nach seiner Ankunft erhielt Crevaux den Befehl, sich mit einer Kommission an Bord eines englischen Schiffes zu begeben, welches Kulis aus Indien gebracht hatte. Da unter denselben eine Typhusepidemie

[1] Ueber Crevaux' zweite Reise in Guayana, wobei er die Flüsse Oyapok und Paru befuhr, berichtete der „Globus“ kurz in Bd. XXXV, S. 64 und 384, und Bd. XXXVI, S. 238. Der Reisende kehrte im Herbste 1879 nach Frankreich zurück, nachdem er zuvor noch zwei nordwestliche Nebenflüsse des Amazonenstromes in Ecuador und Colombia (sichtlicher in dem zwischen beiden Ländern streitigen Gebiete) befahren hatte. Im Januar 1879 war er in Para an der Mündung des Amazonenstromes angelangt. Mit einem einzigen eingeborenen Begleiter, Apatu, fuhr er den Amazonenstrom hinauf bis Tabatinga und dann den Ica oder Putumayo bis Cnembi(?), einem Ort auf der Grenze von Colombia und Ecuador. Von dort aus ging er im Mai nördlich zu den Quellen des Yapura, wo er große Gefahr Seitens der kannibalischen Eingeborenen lief, doch glücklich entkam. Am 9. Juli befand er sich wieder auf dem Amazonenstrom, am 24. in Para. Er soll Sammlungen und Nachrichten von hohem geographischen, ethnologischen und commerciellen Werthe heimgebracht haben.

Digitized by Google

Digitized by Google

herrschte, ließ er sie auf die malerische Mutterinsel (Ilot do la Mère) ausschiffen und hielt dort mit ihnen zwölf Tage lang Quarantäne, bis die Seuche erloschen war. Am folgenden Tage wurden die Kulis auf das Festland geschafft und dort zu dreien oder vieren den Landbauern und Industriellen der Kolonie zugetheilt. Einen jungen Menschen, Sabadobi mit Namen, welcher sich auf der Mutterinsel eng an den Doktor angeschlossen und besonderen Eifer für die Jagd gezeigt hatte, nahm dieser in Dienst; für eine Summe von 137 Franken wurde derselbe auf fünf Jahre sein Untergebener. Außerdem mußte ihm Crevaux Nahrung und monatlich fünf Franken geben, bis er erwachsen sein würde. Ausflüge in der Umgebung der Stadt und namentlich ein mehrmonatlicher Aufenthalt auf den kleinen Ileß du Salut, welche drei Stunden von Cayenne entfernt liegen und an welche ihn eine Gelbfieberepidemie unter der Besatzung fesselte, füllten die nächste Zeit aus. Nur einmal war der Gesundheitszustand der Offiziere und Soldaten wenige Tage hindurch so befriedigend, daß er auf dem Vermessungsdampfer „Le Serpent" nach dem Festlande hinüberfahren und dort den Fluß Kuru namentlich in botanischer Hinsicht erforschen konnte. Bei einem Spaziergange auf der Ile Royale, der größten unter den drei Inseln „du Salut", bemerkte er polirte Furchen in den Felsen und fand, daß dieselben die größte Aehnlichkeit mit solchen aus prähistorischer Zeit hatten, welche in der Gegend von Amiens gefunden

An der Mündung des Maroni bei der Strafanstalt Saint-Laurent. (Nach einer Photographie.)

worden sind. Sie sind durch das Reiben und Schleifen von Pfeilspitzen und Steinaxtschneiden entstanden, deren sich die Indianer bedienten, welche vor Ankunft der Europäer in Amerika diese Inseln bewohnten. Neben diesen Furchen finden sich an der Oberfläche der Felsen polirte Stellen und schlüsselförmige Aushöhlungen, welche ohne Zweifel durch das Glätten der Seitenflächen von Waffen, besonders von Aexten, herrühren. Zwei von diesen Polirsteinen sandte Crevaux durch den Kapitän eines nach Havre zurückkehrenden Kohlenschiffes an den französischen Unterrichtsminister.

Als Crevaux von seinem gezwungenen Aufenthalte auf der Ile Royale nach Cayenne zurückkehrte, blieb ihm nur wenig Zeit, sich zu seiner Reise vorzubereiten. Ein Geistlicher, der Pater Krömner, welcher den Maroni schon einmal bis in das Gebiet der Roucouyenne-Indianer befahren hatte, bot sich ihm als Geführten an, und so konnte die Abreise am 9. Juli 1877 nur sich gehen. Der „Serpent" war beauftragt, die Reisegesellschaft, welcher sich auch der apostolische Präfekt, Msgr. Emonet, angeschlossen hatte, nach der Strafanstalt Saint-Laurent an der Mündung des Maroni überzuführen. Leider fuhr der Dampfer aber so pünktlich um 10 Uhr Vormittags ab, daß zwei von Crevaux schon in Dienst genommene Schwarze, welche sich beim Abschiednehmen verspätet hatten, zurückblieben.

Am Mittage des folgenden Tages war die 1½ km breite Mündung des Stromes, den der Reisende bis zur Quelle verfolgen sollte, und zwei Stunden später Saint-Laurent erreicht. Ehe sie aber das Land betreten durften, kam der dort stationirte Oberstabsarzt herangefahren, und als er erfuhr, daß im Hospital zu Cayenne kürzlich ein Matrose

gestorben sei, verhängte er eine sechstägige Quarantäne über das Schiff — eine Maßregel, welche die Berechnungen Crevaux' arg durchkreuzte. Zum Glück kam bald darauf der Gründer und Besitzhaber der Strafanstalten am Maroni, M. Mélinon, herbeigefahren und stellte ihm, als er von seiner Noth hörte, zwei Boote zur Verfügung, die denselben am nächsten Tage nach Saint-Louis hinaufbringen sollten. Von ihm erfuhr auch der Reisende, daß Pater Krönner bei seiner Ankunft in Mana gleichfalls in Quarantäne habe gelegt werden sollen, aber alsbald stromaufwärts weiter gefahren sei, um Galibi-Indianer anzuwerben und Boote für die Expedition zu miethen.

Seinen Aufenthalt in Saint-Louis benutzte der Doktor, um sein Gepäck zu mustern und mit Hülfe des Paters Lecomte seine Provisionen zu ergänzen. Dieser Missionär verhieß ihm auch, für die Ruhebewahrung und Weiterbeförderung von Sammlungen Sorge zu tragen, welche der Reisende ihm etwa zuschicken könnte. Bei diesen Berabredungen waren beide Sprechenden jedesmal durch einen kleinen Fluß getrennt. Am 11. Nachmittags kam Pater Krönner den Strom herabgefahren; am 12. früh wurde das gesammte Gepäck in ein Boot und eine große Piroguе verladen. Ersteres wurde durch Neger von Mana und Chinesen geführt, letztere von portugiesischen Indianern, sogenannten Tapanges, welche sich von der Para-Küste nach dem untern Maroni geflüchtet haben. Um 3 Uhr Nachmittags wollte man bei beginnender Fluth den Landeplatz von Saint-Louis verlassen, aber ein strömender Regen zwang sie, noch eine Stunde länger zu warten. Ein sogenannter Explorations-Regenschirm, ein Geschenk des Unterrichtsministers, ließ das Wasser vollständig durch, während ein Anzug aus Zeltleinewand dem sintfluthartigen Regen vortrefflich Stand hielt.

Pater Krönner hatte drei Galibis angeworben, welche ihn bis Paramaka zu begleiten versprochen hatten. Dieselben

Der Landungsplatz von Saint-Louis. (Nach einer Photographie.)

wohnten auf dem holländischen Ufer des Maroni, und um sie abzuholen, mußte man über den Strom setzen. Das Wasser schlug Wellen und die Fahrzeuge waren zum Sinken voll beladen, so daß die Ueberfahrt nach dem etwa 1500 m entfernten Ufer nicht gefahrlos war. Doch bestand der Pater auf derselben, und schließlich landeten sie denn glücklich an einer Stelle, wo einige Pirogen angebunden waren, und von wo ein schmaler Pfad zu einigen Indianerhütten führte. Die Kreolen nennen das einen „dégrad", was dasselbe wie débarcadère (Landeplatz) bedeutet. In den Hütten trafen sie aber nur eine Frau, welche auf Befragen erklärte, daß die Männer schon seit dem frühen Morgen auf die Jagd gegangen seien. In einer zweiten Niederlassung, welche sie aufsuchten, hatten sie nicht mehr Glück; Frauen, Kinder und Greise schaukelten sich in den Hängematten und die kräftigen Männer waren auf der Jagd. Das bedeutete, daß die drei geworbenen Galibis die Reise eben nicht mitmachen wollten. Dem Doktor war das auch recht; er zog es vor, wenige, aber entschlossene Leute bei sich zu haben, als eine Schar verzagter. Diese Galibi-Indianer sind klein, haben schlanke Glieder, parallel gestellte Füße und lange Haare, was ihnen, zusammen mit dem Fehlen des Bartes, ein weibliches Aussehen giebt. Ihr Gesundheitszustand schien kein günstiger zu sein; der eine lag an einem bösen Geschwüre am Fuße danieder, ein zweiter war durch Sumpffieber sehr herabgekommen. Diese unglücklichen Wilden entlehnen unserer Civilisation nur die Laster, besonders den Mißbrauch des Alkohols.

Ihre hauptsächlichste Industrie besteht in der Anfertigung irdener Geschirre, welche eine gewisse Originalität zeigen. Sie formen dieselben mit der Hand im Ganzen aus Thon, den sie am Ufer unter einer Schicht Sandes finden. Die Wasserkrüge haben aber den Nachtheil, daß sie zum Theil lackirt sind, so daß ihr Inhalt nicht durch Verdunstung sich abkühlen kann.

Schon auf der Ile Royale hatte sich Crevaux mit der Sprache dieser Indianer beschäftigt. Es ist bemerkenswerth, daß eine Anzahl von Worten, welche in vielen europäischen Sprachen jetzt Bürgerrecht erlangt haben, ihren Ursprung von der Küste Guayanas herleiten. So finden sich im Galibi die Worte caiman (Kaiman), pirogue, nana (Ananas) — nebenbei bemerkt, ist die Ananas in diesem Lande einheimisch; Crevaux fand sie im Gebirge Tumuc-Humac und am Flusse Apa'uani wildwachsend —; ferner tapir (Tapir),

Digitized by Google

uara (Ara), macaque (Makako, gemeine Meerkatze), tukan, hamac (franzöſiſch ebenſo, ſpaniſch „hamaca“, niederländiſch „hangmat“, deutſch „Hängematte“) und andere. Die Galibis bemalen ſich mit rother Farbe; ihre ganze Kleidung beſteht in einem Lendengürtel, einem Halsbande und zwei Beuringen, einem über und einem unter der Wade.

Die erſte Tagesfahrt hatte die Niederlaſſung des Kapitäns Baſtien zum Ziel und war ziemlich lang. Um die Fluth möglichſt auszunutzen, hielt man ſich deshalb nicht bei der Inſel Portal auf, welche nach der Schilderung der Einheimiſchen reiche Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen und ſchöne künſtliche Wieſen zum Behufe der Viehzucht beſitzt. Dieſelben ſind eine Schöpfung der drei Brüder Bar, Franzoſen, die ſchon vor zwei Jahrzehnten ſich am Maroni niedergelaſſen haben. Gegen 9 Uhr Abends fing die Ebbe an einzuſetzen, und es bedurfte der ganzen Kraft der Bootsleute, um die ſchweren Fahrzeuge vorwärts zu bewegen. Dabei zeichneten ſich namentlich die Neger von Mana aus, die ſich gegenſeitig durch Geſang anfeuerten und mit ihren Rudern den Takt dazu angaben. Erſt gegen 11 Uhr Nachts wurde das Ziel, Baſtien's Haus, erreicht. Ein kleiner, alter, faſt zahnloſer Neger empfing ſie; es war der berühmte Kapitän Baſtien, das Haupt der portugieſiſchen Kolonie am Maroni. Da er mit verſchiedenen Generalen und Admiralen zu Tiſche geſeſſen hat, hält er ſich für verpflichtet, die Mütze eines Seeoffiziers und einen Tambourmajorſtock zu tragen. Sonſt

Geſchirr, Hängematte, Waffen und Geräthe der Galibis. (Nach den von Dr. Crevaux heimgebrachten Originalen gezeichnet.)

aber hat er ſehr einfache Manieren, goß mit Vergnügen ein paar ihm von Crevaux angebotene Gläſer Branntewein hinunter, ſtellte ihm ſein Haus zur Verfügung und zog ſich ſelbſt mit ſeiner Hängematte in den Wald zurück.

Hier mußten die Reiſenden zwei Tage verweilen, damit ſich Baſtien und vier ſeiner Leute zu ihrer Begleitung fertig machen konnten. Am Sonntag Morgen brach Crevaux auf, während die beiden Geiſtlichen Emonet und Krömer zurückblieben, um Kinder zu taufen und einige Ehepaare einzuſegnen, ihn aber am folgenden Vormittage wieder einholten. In vier Piroguen, die von 20 Leuten, portugieſiſchen Indianern, Schwarzen von Mana und Negern vom Stamme der Ypucas, gerudert wurden, ging es bald darauf vorwärts; jeder der drei Europäer, gegen die Sonnenſtrahlen durch eine Laube von Palmenblättern geſchützt, übernahm die Führung eines Fahrzeuges. Gegen 5 Uhr Nachmittags langte man am Falle Hermina an; ſo heißt eine etwa 800 m lange Reihe von kleinen Waſſerfällen und Stromſchnellen, die aber nur 4 bis 5 m Höhe hat und deshalb leicht zu überwinden iſt. Etwa 300 m oberhalb der erſten Felſen liegt eine kleine Inſel, Soinli-Caſſaba, wo die Schwarzen und die Indianer, welche den Strom hinabfahren, ſich einige Tage aufzuhalten pflegen, um die vortrefflichen Kumaru-Fiſche zu fangen. Auf dieſer Inſel haben auch frühere Indianer-Generationen Spuren ihres Daſeins hinterlaſſen: zahlreiche glatte Aushöhlungen, wie ſie durch das Schleifen von Steingeräthen entſtehen. Dieſelben haben eine andere Form, als die vom abgebildeten von den Ileo du Salut; ſie ſind nach der Mitte zu breit und tief und laufen an beiden Enden lanzenförmig zu. Längſt hat übrigens bei den meiſten dieſer Wilden die

Digitized by Google

Galibi-Indianer beim Anfertigen von Tongefäßen. (Zum Theil nach Photographien.)

Digitized by Google

Einfuhr eiserner Instrumente den Gebrauch der Steinäxte verdrängt.

Um dieselben mit einem Stiele zu versehen, machten sie in einem jungen Baum einen Längsschnitt und klemmten in denselben den zugerichteten Stein mit der der Schneide entgegengesetzten Seite ein. Nach einiger Zeit war der Schnitt vernarbt und der Stein dauerhaft befestigt; man brauchte dann nur noch den Stiel zurechtzuschneiden.

Der Hermina-Fall ist, wie gesagt, leicht zu befahren, aber nur, wenn sich vorn und hinten in der Pirogue ein von Jugend auf daran gewöhnter Mann befindet. Die Schwarzen von der Küste taugen dazu nicht; sie haben durch ihre Unerfahrenheit schon den Tod einer großen Zahl von Goldsuchern, die sich nach dem Innern von Guayana begeben wollten, herbeigeführt. Boote mit Kiel und Steuerruder sind auf den Flüssen Guayanas unbrauchbar; nur die aus einem Baumstamme ausgehöhlten Piroguen der Buschneger und Indianer können in den Fällen und Stromschnellen manövriren. Alle jene Flüsse sind für Dampfboote nur 12 bis 15 Stunden von ihrer Mündung an aufwärts schiffbar. Höher hinauf durchbrechen dieselben Hügel und Bergketten; dort ist ihr Bett mit Felsblöcken erfüllt oder von Felswänden eingeengt, so daß Stromschnellen entstehen, oder von Riffen quer durchsetzt, die Wasserfälle bilden. Zwischen den einzelnen Fällen und Engen, in denen der Fluß mit schwindelerregender Schnelligkeit dahinjagt, liegen Wasserbecken, welche sehr schwache, oft kaum merkbare Strömung besitzen. In Folge dieser Anordnung, welche für die Flüsse Guayanas charakteristisch ist, vermag der Maroni trotz seines starken Falles seine Wasserfülle zurückzuhalten. Nach einer Stromschnelle oder einem Falle ändert der Fluß meist seine Richtung; er ist an solchen Stellen auf feste Gesteinsmassen geflossen, welche seinem Ungestüm erfolgreich Widerstand geleistet und ihn zum Ausbiegen gezwungen haben.

Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel.

Von **N. v. Miklucho-Maclay** [1]).

Die Berichte, welche wir bisher über die Eingeborenen des Innern der Malaiischen Halbinsel erhalten haben, widersprechen sich sehr unter einander, so in Bezug auf die Orang Sakai und Orang Semang. Low, der die Sakai gesehen hat, sagt von ihnen (Journ. of the Indian Archipelago IV, 429), daß ihre Complexion nicht von jener der Malaien verschieden ist, und Newbold (Political and Statistical Account of the British Settlements in the Straits of Malacca 1839, p. 377) behauptet von den Orang Semang, daß sie kaum von den Jakuns oder Orang Utan Dschohors verschieden sind, die ein fast malaiisches Aussehen haben.

Ich bin nun ganz abweichender Ansicht, wiewohl ich nicht bezweifele, daß die Angaben jener Autoren nach den Individuen, welche sie gesehen haben, genau sind. Die Erklärung dafür finde ich in den Mischlingen zwischen Sakai und Malaien, welche einen mehr malaiischen Typus zeigen. Jene Herren machten keine Ausflüge in das Innere und nahmen die Mischlinge, welche sie in malaiischen Kampongs trafen, für Repräsentanten der reinen Race. Logan dagegen (Journ. of the Ind. Archipelago VII, 71) sagt, daß die Semang sicher Negritos, aber eine Mischrace seien. Auch dieses muß ich nach meinen Erfahrungen für unzutreffend erklären.

Nach meinen Beobachtungen gehören Orang Sakai und Orang Semang zu demselben Stamme, sind in Bezug auf Körperbeschaffenheit und Sprache sehr nahe verwandt und bilden einen reinen, unvermischten Zweig der melanesischen Race; sie sind daher anthropologisch von den Malaien ganz verschieden. Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel nähern sich noch ihrer zur Brachykephalie neigenden Schädelform den Negritos der Philippinen und stehen, gleich diesen letzteren, den Papuas von Neu-Guinea nicht fern.

Die begleitenden Abbildungen (Fig. 1 bis 3) geben eine bessere Idee von der Physiognomie der Sakai und Semang, als dieses lange Worte vermögen, und ich will in dieser vorläufigen Mittheilung nur jene Beobachtungen geben, welche von Wichtigkeit für die anatomische Stellung der Race sind. Frühzeitige Heirathen, eine elende Lebensweise und häufiger Nahrungsmangel drücken diesen Stämmen ihr Siegel auf; sie sind schwächlich und kleine Individuen häufig, wiewohl auch gut gebildete Leute unter ihnen nicht gerade selten sind. Nach 25 Messungen betrug die Durchschnittsköhe bei den Sakai von 1450 bis 1620 mm, bei den Frauen 1400 bis 1480 mm. Der Schädel der Sakai wie der Semang ist mesokephal mit bestimmter Neigung zur Brachykephalie. Der Breitenindex schwankt nach 24 Messungen zwischen 74 und 84. Und zwar ergab sich bei

9 Sakai-Männern ein Breitenindex von 74 bis 82,
9 „ Frauen „ „ „ 75 „ 84,
6 „ Kindern „ „ „ 74 „ 81.

Das Haar der reinblütigen Sakai (Fig. 5) macht Kräuselungen von 2 bis 4 mm Durchmesser und bildet eine lockere Masse. Auf Neu-Guinea wie auf den Molukken habe ich gefunden, daß das Haar ein sehr gutes Merkmal der Racenreinheit ist. Kreuzung bringt sofort eine geringere Kräuselung hervor. Auch der Bart ist stark gekräuselt, doch weniger stark als das Kopfhaar. Dasselbe gilt von den übrigen Leibhaaren. Die Farbe des Haares ist dunkel (of a dark shade).

Die Hautfarbe ist im Allgemeinen dunkler als jene der Malaien, schwankt aber zwischen weiten Grenzen. Annähernd kann man die Mittelnüancen der Broca'schen Scala Nro. 28,42 und 21,46 als Farbe annehmen. Rücken, Schultern und Pudenda sind dunkler als die übrigen Körpertheile. Die Weiber sind gewöhnlich etwas heller als die Männer. Bei näherer Betrachtung der Augen dieses

[1]) Nur sehr ungenügend war bisher unsere Kenntniß der dunkelfarbigen, krauthaarigen, zur Papua-Race gehörigen Urbewohner der Halbinsel Malakka, die dort sich noch erhalten haben, aber mehr und mehr vor den Malaien dahinschmelzen, wie ihre Stammesgenossen auf den Inseln des Chinesischen Archipels bis auf geringe Reste, z. B. die Negritos oder Aëta der Philippinen, schon untergegangen sind. Was bisher über die Papuas der Halbinsel Malakka bekannt war, hatte Windsor Earl in seinen Native Races of the Indian Archipelago, London 1853, zusammengestellt. Der tüchtige russische Reisende Miklucho-Maclay bereiste 1874 und 1875 wiederholt jene Halbinsel (vergl. „Globus" XXVIII, S. 188 ff.), und traf dort mit den „Melanesiern" zusammen. Sein Bericht über dieselben ist enthalten in dem zu Singapore veröffentlichten Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society, Nro. 2, Decembre 1878, p. 205 — 221. e.

Digitized by Google

Bolkes fand ich, daß die Plica semilunaris oder Palpebra tertia sehr groß ist (Fig. 4); sie bildet eine röthliche, am untern Rande etwas dickere Membran. Einige gemessene Plicae hatten eine Breite von 5 bis 5½ mm. Diese Plica ist so bedeutend, daß sie als ein charakteristisches Racenmerkmal aufgefaßt werden kann. Bei vielen reinblütigen Sakai und Semang fand ich, daß der obere Rand des obern Augenlides in einer Hautfalte endigt (Fig. 4). Es ist dies eine bei der mongolischen Race, zum Theil auch bei Malaien und Polynesiern (z. B. auf Mangareva) vorkommende Eigenthümlichkeit, die sich hier bei echten Melanesiern zeigt. Ich sah diese Falte (Epicanthus genannt, wenn pathologisch vergrößert) auch bei Papuas an der Westküste von Neu-Guinea.

Die Füße sind sehr groß und bemerkenswerth erscheint die Stellung der drei äußeren Zehen. Nur die zwei inneren Zehen stehen gerade, die drei anderen stehen nach der Seite, eine Eigenthümlichkeit, welche auch bei manchen Affenarten gefunden wird, die ich aber bei Menschen noch nicht beobachtete.

Meine Zusammenkünfte mit den Sakai und Semang waren zu kurz, als daß ich viel über ihr Leben und ihre Gebräuche sagen könnte, und was Malaien oder englische Autoren über sie sagen, mag ich nicht wiederholen. Ich gebe daher nur, was ich selbst beobachtete. Die Malaien unterscheiden zwei Arten Orang Sakai: die Orang Sakailiar oder wilden und die Orang Sakai-jina oder zahmen Sakai. Die ersteren leben isolirt im dichten Walde

Fig 1

Fig 2

Fig 3

Fig 5

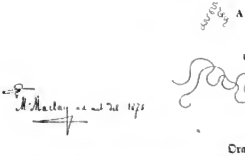


Fig 4

Orang Sakai von der Halbinsel Malakka.

und kommen wahrscheinlich nie in directe Berührung mit den Malaien, während die Orang-jina, obwohl sie ihre nomadische Lebensart beibehalten, doch Verkehr mit den Malaien haben. Sie vermitteln den Austausch der Dschengelprodukte: Guttapercha, Kautschuk, Rotan, Räucherhölzer, Damargummi, Elfenbein, Rhinocerosshörner ꝛc., wofür sie Parangs (Schwerter), Baumwollenstoff, Salz, Tabak, Sirie (Betel) und Gambir erhalten, in einigen Distrikten, wie Pahang, auch alte Flinten. Während der Reisernte und bei der Anlage neuer Pflanzungen arbeiten sie auch kurze Zeit für die Malaien und nicht selten überlassen sie ihre Töchter auch benachbarten Malaien und Chinesen.

Diese Orang Sakai-jina sprechen gewöhnlich Malaiisch und ihre Kinder vergessen schon meist die Muttersprache. In kleinen Gesellschaften besuchen sie mit Weib und Kindern die Hütten und Kampongs der Malaien, und dies ist ein Grund häufiger Mischung, da die Sakaifrauen gegen Geschenke leicht zugängig sind. Eine weitere Folge ist die Annahme malaiischer Sitten und Bedürfnisse, und so wird die schwächere (melanesische) Race von der stärkern mehr und mehr aufgeschlürft.

Zwischen den Sakai-jina und Sakai-liar bestehen viele Abstufungen. Die ersteren bauen in der Nähe malaiischer Kampongs nach malaiischem Vorbilde kleine Hütten, die sie zeitweilig aufsuchen. Eine niedrigere Klasse baut sich in einiger Entfernung von den Kampongs Pondos im Dschengel, die sie als Nachtquartiere benutzen. Pondos (malaiisch) sind regenschirmartige Hütten aus Palmblättern, die niedergelassen werden können. Die echten Orang-liar wechseln ihre Quartiere jede Nacht und nehmen sich nicht einmal die Mühe ein Pondo zu errichten.

Es ist ganz natürlich, daß diese Waldmenschen nicht

Digitized by Google

einmal Pfade anlegen. Sie brauchen auch keine, denn sie durchstreifen den ganzen Wald. Ich habe verschiedene Male beobachtet, wie sie in ganz anderer Weise als die Malaien durch das Dickicht gelangen. Der Malaie macht im Holze ausgiebigen Gebrauch von seinem Parang (Waldmesser) und schlägt Alles, was ihm in den Weg kommt, nieder. Diese Mühe nimmt sich der Sakai nicht, weil ihm sein Parang — wenn er einen besitzt — zu lieb ist und diese Methode ihm auch zu lange anhalten würde. Er weiß die Richtung, die er einzuschlagen hat, wählt die lichteren Partien des Waldes und windet sich durch Bäume, Aeste, Schlingpflanzen wie eine Schlange im Zickzack durch, ohne eine Liane oder einen Zweig zu brechen. Wenn ich mühsam diesen „Waldmenschen" im Dickicht folgte, habe ich oft die Schnelligkeit und Geschicklichkeit ihrer Bewegungen bewundert.

Sind die Sakai-jina von den Malaien gewissermaßen abhängig, so stehen letzteren die Sakai-liar feindlich gegenüber. Sie ergreifen jede Gelegenheit um sich an diesem Volke zu rächen, das durch Anlage neuer Plantagen das Gebiet der Urbewohner immer mehr einschränkt und ihnen die Kinder wegfängt, um sie als Sklaven zu verkaufen. Diese noch andauernde Menschenjagd wurde früher in weit größerem Maßstabe ausgeführt, und in vielen Distrikten sind die Eingeborenen dadurch ausgerottet worden. Trotzdem fürchten sich die Malaien vor den Waldmenschen und wagen es nicht, einzeln oder in kleinen Partien deren Distrikte zu betreten.

Die von den Malaien geführteste Waffe des Orangliar ist das Blasrohr (Blahan) mit vergifteten Pfeilen. Als Gift dient der Saft des Upasbaumes (Antiaris toxicaria). Der Gebrauch dieser Waffe ist weit verbreitet; man findet sie von Tschohor bis Singgora überall. Weniger gefährlich ist der Bogen (Loida); er besteht aus Bambus, ist 2 m lang und nur bei den reinblütigen Orang Sakai im Gebrauche. Ein Bastgürtel um die Schamtheile macht die einzige Bekleidung der reinen Sakai aus, während jene, die mit den Malaien Verkehr haben, sich nach deren Art zu kleiden suchen. Während die Männer keinerlei Zierrath tragen, sich auch nicht tättowiren, findet beides bei den Weibern statt. Die Tättowirung derselben (Fig. 2) ist einfach und wird mit einer Nadel und Harzeintreibungen bewirkt. Die Weiber durchbohren auch die Nasenscheidewand und tragen in dem Loche die Stachel eines Stachelschweines. Das Haar wird nur auf dem Hinterkopfe lang und in Form eines Helmes getragen; oft schmücken sie dasselbe mit Blumen oder wohlriechendem Laube. Um die Hüften wird ein Gürtel von rothgefärbten Rotanstilckchen getragen. Die Sakai haben gewöhnlich nur ein Weib, das 5 bis 6 Kinder haben kann, sehr oft aber kinderlos bleibt.

Nach Berichten der Sakai und Semang selbst, sowie nach solchen glaubwürdiger Malaien erwähne ich noch Folgendes. Die Sakai und Semang betrachten sich als Urbewohner des Landes und sind in ihren Wäldern von den Malaien und malaiischen Radschas thatsächlich unabhängig. Ich höre verschiedene Male von Sakai-Radschas reden, denen das Volk gehorcht, doch leben diese Radschas nicht anders als ihre Stammesgenossen. Stirbt ein solcher Radscha, so kann seine Witwe verlangen als Königin betrachtet zu werden; das ist ein charakteristischer Zug, der das Verhältniß der Sakai-Frauen im Vergleiche mit malaiischen Frauen zeigt. Neben der gewöhnlichen Heirath, die ein Sakai mit den Worten beschrieb: „Ich nehme sie und schlafe mit ihr," giebt es noch, wie mir ein Sakai-jina erzählte, unter den Orang Sakai von Pahang einen Gebrauch, nach welchem der Mann das Mädchen an einem gewissen Tage vor Zeugen im Dickicht fangen muß, nachdem dem Mädchen ein bedeutender Vorsprung gegeben ist. Fängt er sie nicht, so darf er nicht ein zweites Mal um sie werben. Es scheint, daß unter den Sakai die kommunale Ehe herrscht, wenigstens muß ich so nach den zahlreichen mir mitgetheilten Berichten schließen. Ein Frauenzimmer, das einige Tage oder Wochen mit einem Mann verheirathet ist, geht freiwillig und mit dessen Zustimmung zu einem andern Manne, um mit diesem eine längere oder kürzere Zeit zu leben. So macht sie bei der Reihe bei allen Männern, bis sie zu ihrem ersten Gatten wieder zurückkehrt. Doch bleibt sie nun keineswegs ganz bei ihm, sondern fährt mit den Gelegenheitsehen fort, je nachdem es der Zufall oder die Laune ergiebt. Doch wird sie als das Weib des Mannes betrachtet, der sie zuerst nahm. Ich hörte dieses zuerst von den Malaien in Pahang, doch wiederholten mir Mitglieder der katholischen Mission in Malakka dasselbe, welche diese Sache von den Orang Muntra wußten.

Vor den Todten fürchten sich die Sakai sehr. Unheilbar Kranke, die dem Ende nahe sind, werden fern im Dschengel mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verlassen. Tritt ein plötzlicher Todesfall ein, so fliehen alle Mitglieder des Stammes den Ort, wo derselbe sich ereignete. Der Todte bleibt liegen; selten wird derselbe in einem seichten Grabe beerdigt. Plätze, wo ein Mensch gestorben, werden als unglücklich gemieden.

Die Malaien, welche sich vor den Orang-liar, wie erwähnt, fürchten, erzählen von denselben allerlei Fabelgeschichten. So sollen die wilden Leute am Tekam-Flusse Füße von $^1/_2$ m Länge haben; sie seien Kannibalen und äßen alle Thiere, deren sie habhaft werden können, roh. Auch die im Ostasiatischen Archipel weit verbreitete Geschichte von Menschen mit echten Schwänzen wird den Orang-liar nachgesagt; die Schwänze haben Fleisch und Knochen, und einzelne Berichterstatter wollten dieselben gesehen haben. Die Orang Gargosfi, die in den Bergen an der Grenze zwischen Kedah und Singgora leben, sollen zwei lange Spitze aus dem Munde herausstehende Zähne besitzen. Das Körperhaar der Orang Sakai an der Grenze von Perak und Kelantan soll sehr lang und noch auswärts gewachsen sein. Die Väter besitzen bei ihren mannbar gewordenen Töchtern das jus primae noctis. Da ich dieses sehr oft hörte, muß wohl etwas Wahres daran sein, zumal der Brauch auch anderweitig, z. B. auf den östlichen Molukken, vorkommt.

* * *

Was die Sprache dieser Papuas betrifft, so hat Miklucho-Maclay gleichfalls Forschungen über dieselbe angestellt, die in der genannten Zeitschrift Nro. 1, Juli 1878, S. 38 bis 44 veröffentlicht sind. Er giebt an, daß dieselbe wie der Stamm selbst im Verschwinden sei und bei den Mischlingsracen aus Papuas und Malaien, wie z. B. den Orang Ulan von Tschohor, nur noch einige Alte mit der Ursprache bekannt seien. Ein alter Mann der Orang Rayet konnte in seiner Muttersprache nur noch bis 4 zählen; im Uebrigen sprach er schon Malaiisch. Maclay war erfreut durch die Sprache bestätigt zu finden, was anthropologisch für ihn bereits zur Gewißheit geworden, daß nämlich die dunklen kraushaarigen Aboriginer zur Papuarace gehören. Das Wort dak, See, welches er bei ihnen fand, hatte er auch von den Papuas des Berges Kimai auf Luzon notirt. Daß die alte Sprache noch nicht ganz untergegangen ist, hat einen abergläubigen Grund. Die Leute meinen nämlich, daß sie beim Suchen nach Kampfer im Walde nur dann erfolgreich sein können, wenn sie die alte Sprache redeten: sprechen sie Malaiisch, so verschwindet der Baum vor ihren Augen. Daher heißt die Sprache auch

Digitized by Google

„die Kampfersprache", und selbst Malaien suchen sie aus dem angegebenen Grunde zu erlernen.

Die Orang Sakai, welche in verschiedene kleine Stämme zersplittert sind, die getrennt von einander leben, in Pahang, Kelantan und Singgoro, haben doch überall die gleiche Sprache, und die gemischten Orang Utan, weit südlich von den vorigen in Tschohor, besitzen gleichfalls dieselbe Sprache; wenigstens weisen darauf die noch erhaltenen Reste hin. Miklucho-Maclay theilt einige Vocabularien mit, welche seine Ansicht bestätigen.

Lößablagerungen in Norddeutschland.

Von Dr. **Alfred Nehring.**

Durch Ferd. von Richthofen's großes Werk über China, welches auch in dieser Zeitschrift ausführlicher besprochen wurde [1]), ist die Aufmerksamkeit nicht nur der Geologen, sondern auch vieler Laien von Neuem auf den Löß gelenkt worden, auf jene eigenthümliche Erdart, welche man zuerst im Rheinthal wissenschaftlich untersucht hat, und über deren Entstehung die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden sind. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, das Vorkommen des Löß sei auf das Rheinthal und einige Seitenthäler desselben beschränkt. Jetzt weiß man, daß dieses nicht der Fall ist, man hat den Löß in vielen anderen Gegenden Deutschlands, man hat ihn in Belgien, in Frankreich, in Oesterreich-Ungarn beobachtet. Am colossalsten aber ist seine Entwickelung in den abflußlosen Steppengebieten Central-Asiens, wie wir durch Herrn von Richthofen wissen.

Dasjenige Gebiet Deutschlands, welches nach der gewöhnlichen Annahme der Lößablagerungen gänzlich entbehrt, ist Norddeutschland. Aber diese Annahme kann jetzt nicht mehr aufrecht erhalten werden, sofern man nicht den Ausdruck: „Norddeutschland" in einem sehr beschränkten Umfange gebrauchen will. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wird man gewiß die Gegend von Wolfenbüttel, Gandersheim, oder Oschersleben zu Norddeutschland rechnen, und doch giebt es in den Umgebungen der genannten Städte theils typische Lößlager, theils solche Ablagerungen, welche nach ihrer petrographischen Beschaffenheit, sowie in Hinsicht auf die Schichtenfolge und die organischen Einschlüsse dem typischen Löß so nahe stehen und stellenweise derart in ihn übergehen, daß eine specifische Trennung beider unmöglich ist.

Ein ausgezeichnetes Lager von typischem Löß befindet sich in der unmittelbaren Nähe der Stadt Gandersheim, und zwar links von der in nordöstlicher Richtung nach Wolperode führenden Chaussee. Dasselbe ist früher zur Ziegelfabrikation benutzt und in Folge dessen angeschnitten worden, so daß es in einer 4 bis 5 m hohen Wand der Beobachtung zugänglich ist. In der unteren und mittleren Partie des Lößlagers finden sich sehr zahlreiche und wohlerhaltene Exemplare von Helix hispida und Succinea oblonga, seltener von Pupa muscorum.

Ein Lößlager von derselben petrographischen Beschaffenheit habe ich an dem südöstlich von Wolfenbüttel gelegenen Berggruge, der sogenannten Asse, beobachtet und zwar in geringer Entfernung hinter dem vielbesuchten Asse-Wirthshause. Conchylien schrinen in diesem Lager sehr selten zu sein.

Aehnliche Ablagerungen habe ich ferner über dem Dorfe Watenstedt (zwischen Schöppenstedt und Jerxheim gelegen) am Abhange des sogenannten Hesseberges und über dem Dorfe Reindorf (zwischen Wolfenbüttel und Börßum) am Abhange des Oesel beobachtet. Auch auf dem Gipfel des Seweckenberges bei Dueblinburg, und zwar südöstlich hinter den im Betriebe befindlichen Gypsbrüchen, sowie über dem Dorfe Reinstedt bei Thale am Fuße des Harzes liegen Ablagerungen, welche mit dem typischen Löß die größte Aehnlichkeit haben.

Endlich erwähne ich noch die lößartigen Bildungen, welche sich in den Gypsbrüchen von Thiede bei Wolfenbüttel und von Westeregeln bei Aschersleben zwischen und über den zerklüfteten Gypsfelsen abgelagert finden. An diesen beiden Lokalitäten, zumal bei Westeregeln, kann man den allmäligen Uebergang des im obersten Niveau abgelagerten feinen Lößes in lößartige Bildungen von gröberem Korn, ja selbst in flugsandähnliche Massen beobachten. Daß aber auch diese letzteren Ablagerungen dem Löß direkt verwandt und in der Lößzeit entstanden sind, beweisen die Reste von Conchylien und Wirbelthieren, welche in ihnen eingebettet liegen. Unter den ersteren erwähne ich Pupa muscorum, welche bei Thiede zu Hunderten vorkommt, ferner Helix striata var. Nilssoniana, Helix hispida, Helix tenuilabris, Helix pulchella, Patula ruderata, Succinea oblonga, Chondrula tridens, Cionella lubrica. (Einige dieser Bestimmungen rühren von Herrn Sander-berger in Würzburg her, die übrigen sind von demselben bestätigt.) Es sind das lauter Land-Conchylien, welche im typischen Löß vorkommen und zu den charakteristischen Arten desselben gerechnet werden.

Die Wirbelthiere jener Ablagerungen sind besonders interessant, zumal diejenigen von Westeregeln; sie repräsentiren eine Fauna, welche ihrem Hauptcharakter nach als eine subarktische Steppenfauna bezeichnet werden darf [1]). Die wichtigsten und charakteristischsten Arten sind der große Pferdespringer (Alactaga jaculus), eine mittelgroße Zieselart (Spermophilus altaicus) und eine kleine Zieselart (Arctomys bobac), das sibirische Steppenmurmelthier (Arctomys bobac), der Zwergspitzhase (Lagomys pusillus), zahlreiche Steppenwühlmäuse, wilde Pferde (welche als echte Steppenthiere anzusehen sind), die große Trappe (Otis tarda) und andere mehr. Alle diese Thierarten weisen uns auf einen Bergleich mit der Fauna der heutigen Steppen Südwestsibiriens hin. Unter den sämmtlichen Wirbelthieren, welche ich in den oben bezeichneten lößartigen Ablagerungen bei Westeregeln sofort gefunden habe (und es sind ihrer 48 Arten), befindet sich kein einziges, welches nicht in den Steppenlandschaften zwischen Wolga und Ob noch jetzt lebt [2]) oder dort einst gelebt

[1]) Vergl. Nehring, Die quaternären Faunen von Thiede u. Westeregeln ꝛc. im Arch. f. Anthrop. XI, S. 14 ff.

[2]) Vergl. O. Finsch, Reise nach Westsibirien im Jahre 1876. Wissenschaftliche Ergebnisse. Wirbelthiere. Sep.-Abdr. aus d. Verhandl. d. k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien, 1879.

[1]) Vergl. „Globus" XXXIII, Nr. 7, S. 106 ff. XXXV, Nr. 18, S. 278 ff. Nr. 20, S. 313 ff.

Digitized by Google

hat. Letzterer Ausdruck bezieht sich auf die ausgestorbenen Arten, wie Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bos primigenius, Hyaena spelaea, welche bekanntlich ehemals in der Umgebung des Altai ebenso gut wie in Mitteleuropa existirt haben.

Da nun die meisten jener Thierarten, welche ich als charakteristische Vertreter einer subartischen Steppenfauna genannt habe, nicht nur bei Westeregeln in den lößartigen Bildungen der dortigen Gypsbrüche, sondern auch bei Quedlinburg, Gera, Saalfeld in entsprechenden Ablagerungen, bei Würzburg aber im typischen Löß vorkommen [1]), so kann kein Zweifel darüber herrschen, daß sie für die Lößzeit Deutschlands charakteristisch sind. Und sie führen uns zu der Schlußfolgerung, daß während dieser Lößzeit in Deutschland ein Klima herrschte, wie manes im heutigen Westsibirien beobachten kann, d. h. ein Steppenklima mit schroffen Gegensätzen zwischen den Temperaturen von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, ein Klima, bei welchem der Polarstrom bei uns die Herrschaft über den Aequatorialstrom hatte, während es jetzt umgekehrt ist.

Bei der heutigen Gestalt Europas, bei der jetzigen Richtung des Golfstroms resp. der großen äquatorialen Strömung im Atlantischen Ocean, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Sahara steht Deutschland unter der Vorherrschaft der warmen, feuchten, äquatorialen Luftströmungen, es genießt ein wesentlich oceanisches Klima. Nur für kürzere Zeit gewinnt bei uns der Polarstrom die Oberhand, nur selten werden wir vom Steppenklima Osteuropas berührt. Würden jedoch die oben hervorgehobenen Verhältnisse, welche unser Klima mildern, abgeändert, würde also etwa Westeuropa in Folge einer großartigen Hebung bis zu der sogenannten Hundertfadenlinie sich ausdehnen und dadurch sich continentaler gestalten, würde der Golfstrom von den europäischen Küsten abgelenkt und durch seine andere warme Strömung ersetzt, würde die Sahara unter den Spiegel des Meeres hinabsinken, so hätten wir die begründetste Aussicht, das osteuropäische Steppenklima, welches heutzutage die östlichsten Provinzen Deutschlands nur streift, in das Herz Europas vordringen und die Herrschaft gewinnen zu sehen. Dann würden trockene Winde mit Heftigkeit über unser Land hinfegen, dann würden Staub und Flugsand, welche heutzutage nur selten bei uns eine Rolle spielen, sehr häufig die Atmosphäre erfüllen und in großen Massen an geeigneten Punkten zur Ablagerung kommen.

So oder ganz ähnlich müssen die klimatischen Verhältnisse Deutschlands einstmals während der Lößzeit gewesen sein. Darauf deutet die Steppenfauna der damals entstandenen Ablagerungen, darauf deutet die petrographische Beschaffenheit derselben hin. So wie ich aus der Fauna von Westeregeln auf ein ehemaliges Steppenklima Deutschlands zurückgeschlossen habe, hat Herr von Richthofen dieselbe Folgerung gezogen aus der petrographischen Beschaffenheit des Lösses, aus seiner geographischen Verbreitung und aus dem Umstande, daß derselbe noch jetzt in den Steppengebieten Centralasiens sich bildet.

Nach von Richthofen ist der Löß eine subaërische Bildung, welche unter wesentlicher Mitwirkung von Staubwinden in grasbedeckten Steppengebieten entstanden ist [1]). Nach meiner Ueberzeugung sind auch mehrere der oben genannten Lößlager in hiesiger Gegend als subaërische oder atmosphärische Bildungen anzusehen, z. B. die Lößlager von Gandersheim, am Oesel, an der Asse, bei Watenstedt; ich muß diese entschieden als „Staublöß" bezeichnen. Bei Westeregeln und bei Thiede scheinen die unteren Schichten der betreffenden Ablagerungen nicht ohne wesentliche Mitwirkung von Hochwasserfluthen entstanden zu sein, da sie meist eine deutliche Schichtung zeigen und die eingeschlossenen Conchylien regelmäßig flach auf der Schichtfläche liegen; dagegen dürften die oberen Partien, welche nichts von Schichtung zeigen, und in welchen die organischen Reste kreuz und quer durch einander liegen, wesentlich durch die Wirkung der Winde gebildet worden sein.

Für gewisse Lößablagerungen mag die von Sandberger und Anderen vertheidigte Hochwassertheorie richtiger sein, als die Theorie der atmosphärischen Entstehung. Daß der vom Hochwasser eines Flusses fortgeschwemmte und später abgesetzte feine Detritus in petrographischer Beziehung einem durch Wind fortgeführten und nachher an geschützten Punkten abgelagerten Detritus sehr ähnlich oder sogar mit ihm identisch sein kann, ist sehr erklärlich, sofern nur dasselbe Gesteinsmaterial den feinen Verwitterungsstaub hergegeben hat. Ob der Transport durch einen Strom stark bewegten Wassers, oder durch einen Strom stark bewegter Luft geschieht, kann auf die chemische Zusammensetzung der betreffenden Ablagerungen keinen wesentlichen Einfluß ausüben. So mögen denn manche Lößablagerungen, zumal solche, welche eine gewisse Schichtung zeigen und häufige Süßwasserconchylien enthalten, ganz oder doch wesentlich auf Hochwasserfluthen zurückzuführen sein, andere und zwar die Mehrzahl, bei denen von Schichtung keine Spur zu sehen ist, zumal solche, welche weitab von Flüssen liegen und nur Reste von Landthieren enthalten, können meiner Ansicht nach nur durch die v. Richthofen'sche Lößtheorie eine befriedigende Erklärung finden.

[1]) Nehring, Zeitschr. f. d. ges. Naturwiss. 1879, S. 115 f.

[1]) Genaueres siehe in von Richthofen's China, Bd. I, S. 94 ff. Vergl. auch „Globus" XXXV, Nr. 18, S. 278 ff.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

II.

Mai zeigte sich dem Reisenden gegenüber sehr freundlich und ließ denselben zunächst in dem Glauben, daß er bald seine Reise nach Norden werde fortsetzen können. Allein schon am zweiten Abend widersetzten sich die Eingeborenen unter Toben und Brüllen der Weiterreise des Weißen, und am Morgen des dritten Tages ließ Mai sagen, Musevo,

Digitized by Google

ein Sohn des Muata Jamwo — der mächtiger sei, als er —, sei von seinem Vater nachgeschickt worden, um ihn, Schütt, abzuhalten, weiter nach Norden vorzudringen. In der That langte Muata Musevo mit einem großen Haufen Bewaffneter Mittags an, schlug sein Lager auf, und nun begann das Parlamentiren. An Widerstand war nicht zu denken; auch die Forderung Schütt's, an derselben Stelle, wo er gekommen, über der Luarimo zurückgehen zu dürfen, wurde abgelehnt. Denn da die Häuptlinge jener Gegend nur zwischen den zwei parallelen Strömen, zwischen denen ihr Dorf liegt, Macht haben, so wäre er frei gewesen, sobald er den Fluß überschritten, und hätte dann ungehindert nach Norden weiter reisen können. Wie sehr bedauerte er da, nicht im Besitze eines transportablen Bootes zu sein!

Um Mitternacht begann Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang dauerte, aber nur den Zweck verfolgte, den Reisenden einzuschüchtern; denn alle Geschosse gingen zu hoch. Am andern Morgen schickte Muata Musevo erst Boten und kam dann, als Schütt sofort um seinen Schutz bat, selbst in dessen Lager. Er präsentirte sich als ein intelligent aussehender, etwa vierzigjähriger Neger, hoch und schön gewachsen, mit kühnen Gesten und von arroganten Wesen. Schütt versuchte, ihm den Zweck seiner Reise zu erklären, zeigte ihm Vogelbälge, Käfer, Bücher u. s. w.; aber er lächelte höhnisch zu allem und verwarnte den Reisenden schließlich in längerer Rede und unter Androhung von Feindseligkeiten, ja nicht seinen Anordnungen zuwider zu handeln. Am nächsten Tage kam das Urtheil: Schütt sollte mit Musevo in dessen Dorf, das zehn Tagereisen südlich zwischen denselben Flüssen lag, zurückkehren, dort seine Waaren gegen Sklaven umtauschen und dann nach Hause zurückkehren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fügen; wenn auch Schütt — wie es sich später zeigte, ohne Grund — argwöhnte, daß er zum Muata Jamwo transportirt werden sollte. Die am selben Tage, dem 22. Januar, Nachmittags stattfindende, leider nicht totale Sonnenfinsterniß, der der Reisende dem Musevo vorausgesagt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf dessen Benehmen; denn sie überzeugte ihn, daß der Weiße großen Zauber machen könne. Endlich wollten sich noch die Leute des Mai der Abreise der Expedition widersetzen; sie gaben schließlich doch der größern Autorität des Sohnes des Muata Jamwo nach, und so erfolgte am 24. Januar der Abmarsch.

Der riesige Wasserfall M'Bimbi, den der Zaire in der Nähe von Mai's Dorf bildet, in welchem ein großer „Zauber" steckt, und der nach Beschreibungen über 35 m hoch ist und eine ganz enorme Wassermasse weithin im Bogen schleudert, das ersehnte erste Ziel dieser Reise, damit war es nun aus: „Wenn Zu wiederkommst, mein Freund," versprach ihm später, wenn er es beklagte, Musevo. Und nur sechs Stunden trennten ihn von demselben; er hörte ihn manchmal rauschen und hätte ihn in einem Tage erreichen können; aber er durfte es doch nicht mögen, seine Karawane und seine Sachen zu verlassen, um sie dann wahrscheinlich nicht wiederzufinden.

Zehn Tage dauerte der Marsch nach Süden bis zu Musevo's Dorf, diesmal durchweg auf dem rechten Ufer des Luarimo, und während dieser Zeit war er der stete Gast des Reisenden; doch hielt er streng auf Ordnung unter seinen Leuten und litt nicht, daß sie jenen belästigten. Er sah ihm oft bei seinen Arbeiten zu, aber ein Verständniß für das, was Schütt dorthin geführt hatte, war ihm nicht beizubringen; dabei versicherte er stets, ohne indeß recht Glauben zu finden, wenn Schütt in seinem Dorfe nicht bleiben wolle, könnte er bereits nach kurzem Aufenthalte über den Luarimo gehen und zurückreisen. Ein Trupp gerade in Musevo's Dorf anwesender Tuquata, der Polizisten des Muata Jamwo, welche in allen Theilen des Landes herumgesandt werden und so den Zusammenhang zwischen den Dulolos (Unterhäuptlingen) und der Muffumba (Residenz) aufrecht erhalten, war geeignet, neue Besichtigungen zu erwecken. Dieselben erklärten auch sofort, es sei gar nicht anders denkbar, als daß sie den Weißen zum Landesherrn brächten. Aber wunderbarer Weise nahm Musevo selbst Schütt's Partei, erklärte den Tuquata, mit dem Wenigen, was der Weiße noch an Waaren besäße, könne derselbe doch dem Muata Jamwo nicht unter die Augen treten; er wolle ihn nach Hause gehen lassen, damit er im nächsten Jahre mit vielen schönen Dingen für den König wiederkäme, und gab ihm schon am sünften Tage Eilandmiß, über den Fluß zu gehen: am Abend des 9. Februar befand sich der Reisende wieder in Freiheit, mit dem behaglichen Gefühl, gehen zu können, wohin es ihm beliebte. Schütt hatte Musevo geboten, ihm einige seiner Leute mitzugeben, um ihm durch dieselben von Malange aus einige hübsche Sachen zu senden, und dieser Umstand trug jedenfalls sehr viel zu seiner Freilassung bei. Der Häuptling schickte denn auch sechs Leute, welche einige Elephantenzähne unter Schütt's Aufsicht in Malange verkaufen sollten. Leider machten dieselben ihm viele Umstände auf dem Rückwege; sie konnten die Angst nie überwinden, daß der Weiße sie, sobald er aus dem Luba-Reiche heraus wäre, für das Festschlagen seiner Reise verantwortlich machen, ihnen ihr Eisendein abnehmen und sie tödten und fressen würde.

Schütt war entschlossen, seinen Rückweg jetzt in möglichst gerader westlicher Richtung zu nehmen, um so aus eigener Anschauung zu erfahren, welche der Flüsse, die er im Süden auf der Hinreise passirt, sich in dieser Breite bereits mit andern vereint, welche sich zu größeren Strömen ausgebildet haben, und ob vielleicht einer der letzteren ihm für eine neue Forschungsreise mit besseren Hülfsmitteln, vor allem einem Boot, als Weg ins tiefere Bassin dienen könnte. Er kreuzte deshalb seinen frühern Weg und setzte mit vielen Schwierigkeiten über den weit ausgetretenen Quiaapa. Da kamen unerwartet die Eingeborenen und die ihm beigegebenen Tuquata seinen Wünschen entgegen, indem sie für einen nördlichen Umweg stimmten. Die ersteren nämlich, die Duoco, verriethen, daß auf dem direkten Wege der Mona Quinguengue, ein großer Duoco-Häuptling, am Lovua auf die Expedition warte, um sie für eine ihm von den Bangala konfiscirte Ladung Elfenbein verantwortlich zu machen, und sie wünschten denselben zu vermeiden. Die Tuquata andererseits erklärten, da sie in das Gebiet des großen Quilolo Cahungula gekommen seien, dürften sie den Weißen nicht an dessen Residenz vorbeigehen lassen. So zog denn die Karawane wieder nach Norden hinunter, fast so weit, wie sie schon beim Mai gewesen war. Cahungula empfing sie anfangs sehr mißtrauisch, da er fürchtete, sie seien vom Muata Jamwo geschickt, um ihm irgend einen tödtlichen Zauber beizubringen. Er hatte eben kein reines Gewissen und war bekannt als ein Mann, der, von der großen Entfernung seines Gebietes von der Muffumba (Residenz des Muata Jamwo) profitirend, seinem Oberherrn bereits mehrmals, wenn auch nur passiven Widerstand geleistet hatte. Freundschaftlich wurde das Verhältniß der Expedition zu ihm auch niemals; er empfing die Weißen ein einziges Mal und zwar mit aller Würde und allem Pomp, den ein Negerkönig zu entwickeln vermag, in dem mit Menschenschädeln garnirten Kraal, erwiderte den Besuch in ihrem Lager mit gleichem Pomp, überzeugte sich dabei wohl, daß sie nicht mehr viel besaßen, was seine Habgier reizen konnte, und gab ihnen dann die Ueberfahrt über seinen Fluß, den Kovua, frei. Damit waren die Reisenden

Digitized by Google

aller Gefahr Seitens der Wilden bis an den Quango überhoben; es lag kein großer Häuptling mehr in ihrem Wege, der in westlicher Richtung meist durch unbewohnte Wildnisse führte. Dies war der schönste Theil der Reise, obgleich sie viel von Hunger und Mühseligkeiten zu leiden hatten, letzteres besonders bei Ueberschreitung der unzähligen Sümpfe und der vielen Flüsse, an denen keine Leute wohnten, die sie also erst selbst überbrücken mußten. Aber das Schöne war, daß sie eben selten Eingeborene trafen und dann nur in so geringer Zahl, daß an Feindseligkeiten überhaupt nicht zu denken war. Hier sahen sie auch etwas mehr Wild; Elephanten, Büffel und Antilopen erschienen von Zeit zu Zeit, und fast allnächtlich umbrüllte der „Herr mit dem großen Kopfe", der Löwe, ihre Feuer. Je mehr sie sich nun der Grenze des Lunda-Reiches näherten, desto ängstlicher wurden die Tuquata, und als sie, auf der Wasserscheide der Quangozuflüsse angekommen, noch eine Anzahl von Lunda-Obersten antrafen, wo es außerdem viel Palmwein gab, faßten sie den Beschluß dort zu bleiben und führten denselben alsbald aus. Denn zu Muséwo konnten sie nicht zurückkehren; derselbe hätte ihnen trotz aller Gaben sicherlich den Kopf abschneiden lassen.

Am 15. April stiegen sie durch das Land der harmlosen Cl a n g e wieder an den Quango hinab, genau sechs Monate, nachdem sie ihn im Süden überschritt hatten, wurden ohne Weigern über den Fluß gesetzt und befanden sich nun wieder bei den Bangala, deren Forderungen diesmal entschieden abgewiesen wurden. Sie durchreisten ihr Land fast in seiner ganzen Ausdehnung und passirten dicht unter Calandula's gefürchteter Festung und durch Cassina Canbumba's Dorf; das war unheimlich genug, aber es kam zu keinen Feindseligkeiten. Die Männer traten wohl aus ihren Hütten, aber wenn sie die Reisenden erkannt, verschwanden sie sofort wieder; die Weiber aber brachten ihre Manioka wie immer. Als sie den Lui an der Stelle erreichten, wo sie ihn früher passirt hatten, war er so ausgetreten, daß man nicht überfahren konnte, und so mußten sie ihm aufwärts folgen, zum Glück ohne Umweg, da er dort zum großen Biegung von Westen nach Osten macht. Nachdem sie dort glücklich übergesetzt waren, nicht ohne daß die Bangala für die Ueberfahrt ihr Letztes ihnen abgepreßt hätten, befanden sie sich im Bondo-Lande, bei Freunden, zwar sehr diebischen, aber ungefährlichen Negern, und langten am 12. Mai wieder in Malange an, wo sie Dr. Buchner antrafen und ihm eine Reihe wichtiger Mittheilungen über die vor ihm liegenden Gebiete machen konnten. Schütt rieth Dr. Buchner unbedingt, den Weg über Muséwo's Residenz zu nehmen, um womöglich dessen Versprechen auszunutzen, nämlich, daß er Schütt oder dessen „Bruder" unter Umgehung des Mai direkt zu den Tuchilanque bringen wolle. Ebenso übergab Schütt seinem Nachfolger einen Ueberschlagplan seiner Reiseroute und bezeichnete darauf alle Punkte, wo ihm von den Eingeborenen etwa Hindernisse drohen könnten. Muséwo wird durch Buchner's Eintreffen alles Mißtrauen gegen die Bestrebungen der Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft verlieren, und da er intelligent ist, sich vielleicht selbst dafür interessiren. Seine Macht ist jetzt schon groß. Das beweist, daß er trotz der Anwesenheit der Tuquata es nicht für nöthig hielt, Schütt zu seinem Vater, dem Muata Jamwo, zu senden, und wenn er erst selbst Muata Jamwo ist, auf welchen Fall er bereits recht oft anspielte, dann steht den Reisenden, seinen alten Freunden, das ganze Land offen, und dann dürften nicht nur die Bestrebungen auf dem Gebiete der Forschung, sondern auch auf dem der Mission einen schönen Erfolg erzielen können. Daran ist jedenfalls nicht zu zweifeln, daß Dr. Buchner mit Muséwo's Hülfe Muquengue erreichen und Gelegenheit haben wird, das interessante Volk des letztern gründlich zu studiren. Muquengue wird ihn auch an den See Mucumbo führen lassen, aber weiter nicht; zudem werden seine Waarenvorräthe dann erschöpft sein, da er drei große Fürsten, den Cassange der Bangala, Muséwo und Muquengue, hat befriedigen und wahrscheinlich noch dem Muséwo für den Muata Jamwo ein Geschenk hat hergeben müssen. Um aber vom Muquengue weiter nach Norden gehen und an den Zusammenfluß des Lualaba und Jaire gelangen zu können, müßte er noch Waaren für drei weitere große Häuptlinge haben; denn erst das dritte Volk vom Muquengue aus gerechnet reicht an den Lualaba: zuerst kommen die M'Bindi Acassu, dann die Cuba und schließlich die Bacula Menos [1]).

[1]) Von Dr. Buchner liegt ein Brief vom 10. Aug. 1879 vor, zu welcher Zeit der Reisende in der Nähe des Lui im Songo-Lande war. Er hat diesen Weg, den des Dr. Pogge, dem durch das Lassange-Gebiet vorgezogen. Mit Saturnino, der auf der Reise von Quimbundo nach Malange war, hat er sich vertheilt, doch schrieb ihm derselbe, daß der Weg von Quimbundo nach der Mussumba des Muata Jamwo durch Krieg gesperrt, der nördlich davon verlaufende aber, den Herr Schütt eingeschlagen hatte und den Dr. Buchner von vornherein geneigt war zunächst wieder aufzunehmen, frei sei.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Volksschulen in Bosnien. Die österreichische Landesregierung in Sarajevo hat eine Verordnung erlassen, daß alle nöthigen Vorarbeiten zu pflegen sind, um schon vom 1. September 1879 an wenigstens provisorische Volksschulen in allen Gemeinden, in denen dies möglich sein wird, einrichten zu können. Dieselben sind für Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren bestimmt und sollen den Unterricht in den Volksschulgegenständen ertheilen. Religion wird außer den normirten Schulstunden, deren täglich zwei bis drei bestimmt sind, von den Geistlichen der einzelnen Konfessionen gelehrt werden. Da es an gesetzlich befähigten Lehrern mangelt, sollen ausbilfsweise auch geeignete Personen des Militär- oder Civilstandes verwendet werden. Das Schuljahr wird vom 1. September bis letzten Juni dauern.

— Valvasor's „Ehre des Herzogthums Crain". Vor fast zweihundert Jahren (1689) erschien „Die Ehre des Herzogthums Crain, das ist wahre, gründliche und recht eigentliche Gelegen- und Beschaffenheit dieses, in manchen alten und neuen Geschicht-Büchern zwar rühmlich berührten, doch bishero nie annoch recht beschriebenen Römisch-Keyserlichen herrlichen Erblandes von Johann Weichard Valvasor, Freyherrn, einer hochlöblichen Landschaft in Crain Hauptmann zu Untern Tiertheil. Mit Anmerkungen von Erasmus Francisci." Geboren im Jahre 1641 in Laibach, genoß Valvasor eine sorgfältige Erziehung, machte dann ausgedehnte Reisen um sein Wissen zu bereichern, wobei er nach dem Geschmacke der damaligen Zeit besonders in Bamberg auch viel Neues über Hexen- und Teufelspukte hörte und in Wien sich selbst im „Goldmachen" versuchte, ohne jedoch die eigentlichen Wissenschaften zu vernachlässigen. Auf seinen

Digitized by Google

Wanderungen durchzog er Deutschland, Frankreich, Italien und machte selbst einen Abstecher nach Afrika. Nach Hause zurückgekehrt widmete er sich ganz seinen Studien. Auf seinem Schlosse Wagensperg legte er grossartige Sammlungen an, doch nicht aus einfacher Sammelwuth; er studirte auch die Schätze, welche er besass. Seine Bibliothek zählte gegen 10.000 Bände, sein Münz- und Mineralienkabinet war das reichste weit und breit. Er errichtete in seinem Heim eine eigene Kupferstecherei und Kupferdruckerei, in welcher die bedeutendsten Künstler damaliger Zeit zahlreiche arbeiteten, um die Illustrationen zu seinen Publikationen zu liefern. Er hatte nämlich beschlossen, sein Vaterland, von welchem die topographischen und historischen Werke der Deutschen und Franzosen nichts zu erzählen wussten, „weil auch viele von den Krainern, einem Durchreisenden wenig von diesem ihrem Lande zu sagen wissen," zu beschreiben. Diesem seinem Streben verdanken seine Hauptwerke ihr Entstehen, so: Topographia Ducatus Carnioliae modernae; Topographia ariensium Landergiauntum; Topographia Archiducatus Carinthiae moderuae; Topographia Salisburgensis und seine „Ehre des Herzogthums Crain". Dieses letztere ist in fünfzehn Bücher eingetheilt und bietet eine genaue topographisch-historische Schilderung des Landes, eine eingehende Beschreibung der Naturschätze und aller anderen Merkwürdigkeiten. Finden wir zwar in den geschichtlichen Erörterungen manches, was wir nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr gutheissen können, müssen wir auch über manche etymologische Namenserklärung lächeln und über die ernsthafte Abhandlung von den Bündnissen mit dem Teufel (de pacto ex- und implicito) staunen, so entschädigen dafür reichlich die Schilderungen der Sitten und Gebräuche, der Städte, Schlösser und Klöster des Landes. Darum hat das Werk auch heute für den Kulturhistoriker und Geschichtschreiber einen hohen Werth, und dies um so mehr, als der Verfasser auch die Nachbarprovinzen in den Kreis seiner Arbeit bezieht, da Krain damals eine grössere Ausdehnung hatte als heutzutage. Daher ist es ein lobenswerthes Unternehmen, dass die Buchdruckerei J. Krajec in Rudolfswerth (Krain) eine neue Auflage besorgt. Halbmonatlich erscheint eine Lieferung à 50 Kreuzer öst. Währ. Das Werk wird demnach bald unvernindert, getreu dem Wortlaute, in Format und Eintheilung dem Originale gleichkommend, mit der gleichen Bilderzahl und mit genauer Wiedergabe der Abbildungen vorliegen.

— Der auswärtige Handel Bosniens und der Herzegowina vor der Occupation durch die Oesterreicher. Nach den Konsularberichten und den Aufzeichnungen der österreichisch-ungarischen Zollämter, welche in dem „Braunbuche" für 1876 veröffentlicht wurden, beträgt der Antheil Oesterreich-Ungarns am Handel Bosniens und der Herzegowina 90 Proc. Es betrug:

	1874 Gulden öst. Währ.	1875 Gulden öst. Währ.
Der Werth der Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn	3 800 000	3 184 563
Der Werth der Einfuhr aus Oesterreich-Ungarn	3 816 700	5 357 906
Der Werth der Durchfuhr aus dem Bilajet über Oesterreich-Ungarn nach dem übrigen Auslande .	557 444	250 584
Der Werth der Durchfuhr vom Auslande über Oesterreich-Ungarn nach dem Bilajet	8 680 758	7 655 661

Da aber unter Ausland auch die österreichischen Freihäfen von Triest, Zimme, Zeug, Porto-Ré und andere eingbegriffen sind, und die von hier versendeten Waaren fast ausschliesslich österreichische Produkte sind, so stellt sich der Werth der Einfuhr aus Oesterreich nach den beiden Provinzen für 1874 auf 12 497 458, 1875 auf 13 012 970 Gulden öst. Währ.; die Ausfuhr für 1874 auf 4 357 444, für 1875 auf 3 433 147 Gulden öst. Währ. Diese Angaben stimmen auch mit den deutschen und englischen Konsularberichten. Der Werth der Ausfuhr ist jedoch nicht richtig, da die zollfreien Güter von den Zollbehörden nicht notirt sind, und allein der Export an Pflaumen in guten Jahren auf 500 000 Dukaten geschätzt wird und an Schaf- und Ziegenfellen jährlich gegen eine halbe Million Stück ausgeführt werden.

— Bulgarische Volksdichtungen. Seit dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges erwachte das Interesse für die Völker der Balkanhalbinsel bei allen Gebildeten. Von diesen waren besonders die Bulgaren noch wenig bekannt. Kaum hatte schon Land und Leute kennen gelehrt, dann schilderte Jireček in einem meisterhaften Werke deren Geschichte; nun macht und Georg Rosen (Bulgarische Volksdichtungen. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1879) mit ihrem Volksliede bekannt. Die Liebe zum Gesange theilen die Bulgaren mit ihren Nachbarn und Stammesverwandten, den Serben und Kroaten; ihr Liederschatz steht dem ihrer Nachbarn ebenbürtig zur Seite, nur fehlte der Mann, welcher den Schatz gehoben hätte. Seit 1812 beschäftigten sich Šafařnow, Vuk Verkovitsch, die Brüder Demeter und Konstantin Miladinov, Chobolakow und verschiedene andere mit der Sammlung des Volksgutes. Rosen führt uns nun eine Auswahl in hübscher deutscher Uebersetzung vor. Mit richtigem Takte wählte er gerade die charakteristischesten Lieder, so daß wir ein echtes Bild der bulgarischen Volkspoesie erhalten.

— Das etymologische Studium der Ortsnamen bietet einen wichtigen Behelf für die richtige Erkenntniß der Vergangenheit eines Landes; darum begrüßen wir mit Freude die Abhandlung des Dr. F. Krones, Professor in Graz: „Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedelung des steiermärkischen Oberlandes" im XXVII. Hefte der Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Graz 1879. Sie bietet uns schätzbare Aufklärungen über die Ortsnamen aus der celtisch-römischen, slavischen und deutschen Periode des Landes. Während sich aus der ersten nur wenige Ortsnamen erhalten haben, zeigen von den sechs und ein halb hundert oberländischen Orten in der Gegenwart noch immer hundert und siebenzig slavische Grundform. „Die Kontinuität der slowenischen Grundform in so vielen Orts-, Gegend-, Fluß- und Bergnamen liefert den besten Beweis, daß der deutsche Steiermarker später einwanderte, und daß sich seine Ansiedelung allmälig und ohne gewaltsame Vorgänge vollzog. Es war kein blutiger Racenkampf, welcher hiervorts das slowenische Völkerelement einerseits im obern Laude (Obersteirmark) verschwinden machte, im untern (dem noch jetzt slowenischen Untersteiermark) krenzte und schwächte, sondern, ähnlich wie in Kärnten, eine friedliche Massenansiedelung der Deutschen, vorzugsweise des bairischen Stammes, inmitten und im Umkreise slowenischer Orte und Gemeinden; andererseits eine stichte, zerstreuende Kolonisation auf weitem, noch ganz dem Wildnißgrunde, der schier zwei Drittheile des obern und weite Strecken des untern Landes anfüllte."

— Einen ähnlichen gleichwichtigen Beitrag lieferte für Tirol Dr. J. C. Mitterrutzner, Direktor des k. k. Gymnasiums in Brixen, in seinem Aufsatze: „Slavisches aus dem östlichen Pusterthale (Drau- und Iselgebiet)" (Programm des k. k. Gymnasiums in Brixen 1879). Darin finden sich mit großem Fleiße die slavischen Orts- und Gegendnamen aus den Bezirken Lienz und Windischmatrey verzeichnet.

— Besuch der Gymnasien in Oesterreich. Nach den Berechnungen des Regierungsrathes G. A. Schimmer in der „Statistischen Monatsschrift" traten im Jahre 1850 in die erste Klasse der österreichischen Gymnasien 3690 Schüler, im Jahre 1879 aber 11 943. Die Gesammtzahl der Gymnasialschüler betrug im Jahre 1850 23 049, im Jahre 1879 dagegen 41 456.

Digitized by Google

— Einwanderung nach Russland. Nach Wesselowski's Berechnung sind seit 1857 bis 1876 um 936 549 Personen mehr in Russland eingereist als ausgereist.

— Das Unterrichtswesen in Ungarn. Dem Berichte über den Stand des ungarischen Unterrichtswesens, welchen das Ministerium dem Reichstage vorgelegt hat, entnehmen wir folgende Daten: Die ungarische Volksschule umfasst „niedere" (Elementar-) und „höhere Volks- und Bürgerschulen". Die ersteren bestehen aus Alltags- und Wiederholungsschulen, zu deren Besuche die Schüler vom 6. bis 12. und vom 12 bis zum 15. Lebensjahre verpflichtet sind. Die Schulpflicht ist bis zum 10. Jahre ganzjährig, ältere Kinder aus der Alltagsschule können während der größten Feldarbeit durch zwei Monate auch nur die sonntägige Wiederholungsschule besuchen. Die Anstalten sind zum größten Theile confessionell; der Bericht nennt sogar die Forderung nach der Trennung der Schule von der Kirche „finstos"! Ungarn mit Siebenbürgen zählte 1869 13 646 Elementarschulen; 1877 betrug die Zahl derselben 15 486 (1731 Staats- und Gemeinde- und 13 755 confessionelle und Privatschulen), doch haben 843 Gemeinden noch keine Schule und dazu besteht die Mehrzahl aus ungetheilten einklassigen Lehranstalten, „in denen ein intensiver Unterricht nur sehr schwer möglich ist". Schulpflichtige Kinder vom 6. bis 15. Jahre gab es 2 127 950, darunter 1 525 456 Alltagsschüler, von welchen letzteren aber nur 1 218 563 die Schule besuchten, und 235 213 keine Lehrbücher haben, dazu haben die Schulversäumnisse eine enorme Höhe; sie betrugen 1874 1 193 907, im Jahre 1877 aber 6 941 700 Schulversäumnisse. Die Zahl der Lehrer betrug 1877 20717 (15 807 geprüfte und 4910 ungeprüfte) gegen 19 610 (15 375 geprüfte und 4235 ungeprüfte). Da nach einem Paragraphen des Schulgesetzes keine ungeprüfte Lehrer angestellt werden sollen, zeigt das Wachsen der Zahl der ungeprüften einen schweren Uebelstand im Unterrichtswesen. In Bezug auf Gebäude und Einrichtung entsprachen „nur wenige Schulen" den gesetzlichen Anforderungen. Das gesetzliche Minimum des Gehaltes eines ordentlichen Elementarlehrers beträgt 300 Gulden nebst Wohnung und Garten, das eines Hilfslehrers 200 Gulden nebst Wohnzimmer. Dagegen betrug die Durchschnittsbesoldung eines ordentlichen Lehrers 1877 354 Gulden 37 Kreuzer, die eines Hilfslehrers 202 Gulden 51 Kreuzer. Doch wurde das gesetzliche Minimum nur in 37 Districten überschritten, in 29 bleibt das Gehalt unter demselben, in 9 Districte bieten den Jugendbildnern nur Besoldungen zwischen 124 und 192 Gulden. — Die Zahl der Schulen mit magyarischer Unterrichtssprache stieg von 6822 im Jahre 1874 auf 7024 im Jahre 1877, die der deutschen Anstalten sank von 1273 (im Jahre 1874) auf 1141 (im Jahre 1877), die der serbischen von 312 auf 259. (Gerade jetzt arbeitet man daran, sämmtliche Volksschulen zu magyarisiren.) Die Daten über die Unterrichtserfolge zeigen, daß beim Austritte aus der Schule im Jahre 1874 20,07 Proc. lesen und 73,93 Proc. lesen und schreiben konnten, 1877 dagegen nahmen 15 Proc. der Abiturienten die Kenntniß des Lesens und 84,8 Proc., in vier Districten gar nur 50,27 Proc. die Kenntniß des Lesens und Schreibens mit ins Leben. Höhere Volks- und Bürgerschulen sollten nach dem Gesetze in allen Gemeinden von wenigstens 5000 Einwohnern errichtet werden; die Zahl derselben beträgt nur 123, während ihrer nach dem Gesetze 335 sein sollten. Der Besuch derselben betrug 1874 11 305, 1876 14 367, sank aber 1877 auf 12 414 Schüler. Die Gymnasien in Ungarn sind reine Staatsgymnasien, die auf Staatskosten erhalten werden, königliche Gymnasien, die vom Studienfond erhalten werden, katholische Gymnasien verschiedener geistlicher Orden und Gymnasien anderer Kanfessionen. Die Unterrichtssprache ist in den meisten Magyarisch. Ueber die Erfolge sagt ein Refeript des Unterrichtsministers vom 1. August 1878: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der unterrichtliche Erfolg an unseren Gymnasien im Allgemeinen in keinem Verhältnisse steht zu der Mühe und Zeit und zu den Kosten. Im Durchschnitte genommen bestehen 90 Proc. der Abiturienten die Maturitätsprüfung; doch haben die Maturitätszeugnisse in Oesterreich keine Geltung. Im Ganzen zählt man 148 Gymnasien, je eines auf 33 österreichische Quadratmeilen. Dieselben zeigen seit 1869 abnehmende Frequenz. Die Zahl der Realschulen vermindert sich, hervorragende Handels- und Industrieorte haben keine solche Anstalt. Von den Hochschulen zählte Pest 1878 2952 Hörer, doch darf man von der Höhe dieser Ziffer nicht auf den Ruf der Anstalt schließen. Im Allgemeinen stehen die ungarischen Hochschulen nicht auf gleicher Stufe mit den deutschen. Die vielen Rechtsakademien leisten fast nichts für die eigentliche Rechtswissenschaft. Der Verfasser des Berichtes, Gymn.-Prof. Dr. Joh. Heinr. Schwicker, findet zwar „Ungarns Unterrichtswesen hat in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht", doch dürfte es noch längere Zeit dauern, bis das Land auf gleiche Stufe mit anderen gelangen wird.

Asien.

— Der „Turkestan. Ztg." zufolge ist der russische Oberstlieutenant Pawlow, der im Sommer mit einer Handelskarawane von Westsibirien aus über Kobdo durch die Wüste Gobi bis zur Stadt Kuku-chota gegangen war, im Oktober wohlbehalten nach Omsk zurückgekehrt. Zwei Topographen in Pawlow's Begleitung haben eine Marschroutenaufnahme des Weges der Karawane hergestellt, er selbst hat zehn Punkte astronomisch nach Länge und Breite bestimmt. Damit ist wieder eine Lücke in den geographischen Kenntnissen ausgefüllt und möglicherweise ein neuer Handelsweg von Westsibirien nach China gewonnen.

— Den Bemühungen des Herrn A. J. ten Brink ist es zu verdanken, daß sich zu Samarang auf Java neuerdings eine geographische Gesellschaft gegründet hat, die bereits über 100 Mitglieder zählt.

— Der Opiumimport in China, ebenso wie die Opiumkultur im Lande selbst, wächst von Jahr zu Jahr, wie folgende Uebersicht zeigt: 1871 betrug die Einfuhr 59 670, 1872: 61 193, 1873: 65 797, 1874: 67 468, 1875: 66 461, 1876: 68 042, 1877: 69 052, 1878: 71 492 Pikuls (zu 133 Pfund). Der meiste Opium geht über Hongkong und zwar bildet den Hauptbestandtheil die Malwa-Sorte, der Rest stammt von Patna, Benares und aus anderen Theilen Indiens. Circa 1100 Kisten Opium werden jährlich für die in Californien lebenden Chinesen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt; der Werth dieses Exports beträgt circa 350 000 Taels = 96 250 Pfund Sterling.

— Seitens der russischen Marine ist eine wissenschaftliche Expedition unter Lieutenant Onatzewitsch nach dem Großen Ocean entsandt mit dem Auftrage: 1. Astronomisch festzulegen und demnächst hydrographisch zu untersuchen die Flußmündungen an der Festlandsküste des Japanischen Meeres von der Südgrenze Rußlands bis zum de-Castris-Buen. 2. Gewässer aufzunehmen den südwestlichen Theil der Peter-d.-Großen-Bai (Viktoria-Bai) und den Amur-Liman. 3. Astronomisch zu bestimmen eine Anzahl Punkte auf der Süd- und Ostküste der Insel Sachalin. 4. Die La-Peroule-Straße zu untersuchen und endlich magnetische Beobachtungen u. s. w. zu machen. Die Mitglieder der Expedition sind theils zu Schiff bereits unterwegs, theils begeben sie sich auf den Landwege nach der Mündung des Amur.

— In der Sitzung der Russisch-Geographischen Gesellschaft vom 7. (19.) November 1879 wurden außer dem in Bd. XXXVI, Nr. 22 des „Globus" enthaltenen Telegramm von der Samara-Expedition über Potanin's Expedition in die nordwestliche Mongolei folgende Nachrichten mitgetheilt: Potanin's Brief beschreibt seine Marschroute in der zweiten Hälfte des Juli und August n. St. Am 20. Juli (1. August) verließ die Expedition Iyuschan und wandte sich

Digitized by Google

zum Ursprung des Flusses Charkiru, um das dortige Schneegebirge zu besuchen. Potanin fand dort einen Gletscher zwar von beschränktem Umfange, aber mit allen charakteristischen Merkmalen eines solchen: Unterspalten, Seiten- und Mittelmoränen und Gletschern. Vom Gletscher wurden photographische Aufnahmen gemacht, im blüthenreichen Thale des Charkiry ein Herbarium gesammelt, dann ging die Expedition zum Kirgiz-nor. Auf dem Wege dahin durchschritt sie das Thal des Flusses Charatorbogaty, wo Steinkohlenschichten lagern. Herr Adrianow sammelte in diesen Schichten Abdrücke von Pflanzen. Am 1. (13.) August erreichte man die Ufer des Kirgiz-nor. Der See hat wüste, kieselbedeckte Ufer. Die Karawane lagerte in Felsen am See Baga-nor, der nur 6 Werst vom Westufer des Kirgiz-nor entfernt ist. Die Mongolen bezeugen, daß es in dem Gebiet nur zwei so große Seen giebt, den Ubso und den Kirgiz; alle übrigen seien kleiner. Vom Kirgiz-nor zog die Expedition südwärts, um den Punkt zu erreich n, wo die Wasser der Seen Chara-usu und Durga-nor sich in den Daobrin ergießen. Am 4. (16.) August gelangten die Reisenden zum Salzsee Duren-nor und erst am 9. (21.) August an die Ufer des Flusses Tachmeteli, wie der Ausfluß der großen Seen in den Dsabrin heißt. Der Tachmeteli hat nur eine Länge von 10 Werst; er fließt in festigem Bette und kommt aus dem See Chara-nor, an dessen Nordufer Potanin ungefähr 18 Werst entlang ging. Der See Chara-nor ist einer der größeren, das gegenüberliegende südöstliche Ufer war nicht sichtbar. Der weitere Weg der Expedition lag auf dem nördlichen Ufer des Flusses Tschen-Chericha, der in den Chara-nor sich ergießt. Nach Ueberschreitung des Flusses kam die Expedition binnen zwei Tagen an die östlichen Gestade des Sees Chara-usu, indem sie dem rechten Ufer des Wasserlaufes folgte, der aus dem See abfließt. Der Chara-usu hat zwei Abflüsse, der östlicher liegende heißt Saichan-Chuldsh, der westliche Omek-Tschan; etwa 30 Werst unterhalb vereinigen sie sich in einem Flußbette und bilden dann den See Schagann-nor, oder Alak-nor, und dem der Tschan-Chericha abfließt. Die Insel zwischen dem Omek-Tschan und dem Saichan-Chuldsh, ein beträchtlicher Raum von 30 Werst Länge, ist im Allgemeinen ebene Steppe, hier und da belebt mit isolirten kegelförmigen Erhöhungen. Einer dieser Hügel, nahe dem See Chara-usu gelegen, ist beträchtlicher wie die anderen. Er führt, und nach ihm auch die ganze Insel, den Namen Abyschi. Nach Umwanderung der Südseite des Sees Chara-usu traf die Expedition am 19. (31.) August in der Stad Kobdo ein. Von dort gedachte Potanin auf geradem Wege wieder nach Ulan-gan und dann nach Uliassy zu gehen. Außer den geographischen Nachrichten hat die Expedition auch eine reiche Sammlung von Gebirgs- und Steppenpflanzen mitgebracht; ferner sind die Abhänge des Kessels des Kirgiznor untersucht und Proben der Gesteinsschichten gesammelt worden. (Nach dem Prowit. Wjestn.)

— Kürzlich hat Herr von Dankelman in der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde Bericht erstattet über die so bald unterbrochene Fahrt des Dampfers „A. E. Nordenskiöld“ (s. „Globus“ XXXVI, S. 16 und 383), welcher von Herrn Sibiriakow in St. Petersburg ausgerüstet worden war, um den Prof. Nordenskiöld aufzusuchen, am 13. Mai 1879 Malmö verlassen hatte und am 27. Juli glücklich in Jokohama eingetroffen war. Da Professor Nordenskiöld dort noch nicht angelangt war, wurde am 1. August die Fahrt nach der Beringsstraße fortgesetzt. Kapitän Jungholm hatte der Ansicht, daß die „Vega“ gerade zu dieser Zeit Japan erreichen müsse und daß sie die an der Ostküste von Japan herabkommende kalte Meeresströmung zu ihrem raschern Fortkommen benutzen würde, und schlug deshalb, um ihr zu begegnen, den ungewöhnlichen Kurs dicht an der Ostküste Japans nach Norden ein. Hierbei gerieth sein Schiff, jedenfalls durch die Strömung versetzt, am 5. August 5½ Uhr Morgens bei dichtem Nebel auf eine Sandbank nahe an der Küste von Jezo nimmt des Vorgebirges Uju. Eine volle Woche brachte die Besatzung am Strande zu, ohne indeß das Schiff wieder flott machen zu können, wurde dann zu Pferde nach der zehn Stunden entfernten Stadt Nemoro dirigirt und erreichte über Hakodate am 17. September Jokohama, wo Nordenskiöld inzwischen eingetroffen war. Kapitän Sengstacke blieb bei dem Schiffe, dessen Rettung ziemlich unwahrscheinlich ist; weitere Nachrichten sind von ihm noch nicht eingetroffen.

Afrika.

— Wie der „Cape Argus“ vom 14. Oktober 1879 meldet, wollten zwei Engländer, C. F. F. Bagot und H. E. E. Beaver, Mitte Oktober eine auf die Dauer von vier Jahren berechnete Reise durch Afrika vom Kaplande nach der Seeregion antreten. Ihr Hauptziel ist „eine vollständige astronomische und allgemeine Aufnahme des Landes zwischen dem Zambesi und dem Albert-Nianza und Viktoria-Nianza“. Eine Aufgabe, wozu wir Jahre und die Kräfte von zwei Menschen gewiß nicht ausreichen. — Nach dem ägyptischen Sudan, wo möglich nach Kaffa und zu den Quellen des Djuba wird zu Anfang des Jahres 1880 Baron von Müller-Osto-Capitain aufbrechen. Dankenswerth wäre es schon, wenn es ihm gelingt, wie er beabsichtigt, einige Lücken unserer Karten auszufüllen, namentlich die Landschaften Dembelas und das Barkale-Tieflands südlich von Kassala zu besuchen. — Von einem dritten Plane berichtet die „Academy“. Danach will der Prinz von Monaco eine Forschungsreise durch Abessinien, Schoa und die Seeregion unternehmen.

— Von Serpa Pinto hatten sich in Bibe bekanntlich die Marineoffiziere Capello und Ivens getrennt, um nordwärts den Quango bis zu dessen Mündung in den Congo zu verfolgen. Daß sie schon seit lange am obern Quango verweilen, ist bekannt, der Grund ihres Stillstandes aber wurde erst vor Kurzem in der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon erwähnt: die Reisenden befanden sich nämlich von allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung ihrer Rekognoscirung des Quango entblößt. Ehe ihnen noch Hülfe geleistet werden konnte, langten sie kürzlich fieberkrank und mit zerfetzten Kleidern in Loanda an; die erlangten Resultate sollen umfangreich und, was noch besser, exakt sein. Sie beabsichtigten sich in Mossamedes zu erholen und ihre Beobachtungen auszuarbeiten. Ueber den Zeitpunkt ihrer Rückkehr nach Portugal verlautet nichts.

— Frankreich, welches doch seit kurzer Zeit seine Besitzungen an der Küste von Ober-Guinea aufgegeben hat, hat sich durch einen Vertrag vom 9. April 1878 (wie L'Afrique explorée Nro. 5 mittheilt) vom Könige von Dahome das Gebiet von Kotonu abtreten lassen, dasselbe administrativ der Kolonie Gabon unterstellt und den Oberbefehlshaber des südatlantischen Geschwaders ermächtigt, in Kotonu von sämmtlichen Waaren Eingangszölle zu erheben, deren Höhe durch Dekrete bestimmt worden.

— J. M. Hildebrandt schreibt aus Nossibé (Madagascar), daß er den Ort Beravi besucht habe, wo Dr. Rutenberg ermordet wurde (s. „Globus“ XXXV, S. 309). Er hat an der betreffenden Stelle ein Steindenkmal errichtet, konnte aber trotz eifrigen Suchens den Leichnam, welchen die Mörder in einen Gießbach geworfen hatten, nicht auffinden; die Stelle hat er photographisch aufgenommen und das letzte Tagebuch mit stenographischen Notizen Rutenberg's nach Bremen gesendet. (Nature.)

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel. (Mit einer Figur.) — Dr. Alfred Nehring: Lößablagerungen in Norddeutschland. — Otto Stähr's Reise von Malange zum Luba- Lömpfling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 11. Dezember 1879.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

II.

Am 16. Juli machten die Yuka-Neger einen Versuch, die Reisenden im Stiche zu lassen, und führten als Grund an, daß Crevaux einem Brüllaffen, den sie für heilig halten, das Fell abgezogen habe; doch ließen sie sich rasch beschwichtigen und zur Fortsetzung der Fahrt bewegen. Während der nächsten Tagereisen waren die Ufer des Flusses unbewohnt, was die Reise überaus einförmig machte; um sich zu zerstreuen, unternahmen sie während der Ruhepausen kurze Ausflüge in das Land hinein. Ganz Guayana ist in seinem Innern mit einem undurchdringlichen Waldesdickicht bedeckt, welches nur durch die Flußläufe und einzelne Stellen mit unfruchtbarerem Erdboden Unterbrechungen erfährt. Das Niederland längs der Küste wird von Savannen eingenommen, dessen Gräser von Viehherden in voller Freiheit abgeweidet werden. Im Innern des Landes fand Crevaux nur eine einzige Savanne, beim Dorfe Kotika im Lande der Bonis. Von dem äquatorialen Walde macht man sich selten eine richtige Vorstellung; Palmen ohne Zahl und sonderbar gestaltete Bäume, von Schmarotzerpflanzen bedeckt und von Lianen umschlungen — das findet sich nur auf den Inseln längs der Küste und an den Mündungen der Flüsse. Der Urwald, „das große Holz", wie man in Guayana sagt, macht einen düstern, strengen Eindruck: Tausende von Stämmen steigen säulenartig bis zu 35 und 40 Meter Höhe empor und tragen dort ein Laubdach, welches fast keinem einzigen Sonnenstrahle den Durchlaß gestattet. Auf dem Boden sieht man kein Kraut, kein Grün, nur Pilze, Farne und dergleichen sowie trockene, mit Schimmel bedeckte Blätter und Aeste. Es fehlt an Luft; man riecht förmlich das dort lauernde Fieber. An den Ufern der Flüsse aber gelangen auch die niederen Pflanzen, die Gesträucher und kleinen Bäume zur Geltung, erhalten ihren Theil an Luft und Licht und treten mit ihren Blüthen und Früchten und Schlingpflanzen an die Stelle der Pilze und Farne; der Pflanzenwuchs gewinnt an Zierlichkeit und wird malerisch, die Thierwelt mannigfaltiger.

Erst am 18. Juli begegneten sie wieder Menschen, einem Boote mit sieben Weibern; eines hinter dem andern sitzend und die älteste in der Mitte, so fuhren sie nach dem jenseitigen Ufer, um Reis zu ernten. Gleich darauf erreichten sie das Dorf Paramaka. Dasselbe wird von etwa 100 Negern bewohnt, früheren Sklaven, welche um 1826 ihren Herren in Holländisch-Guayana entliefen. Nach Pater Krönner, welcher lange Zeit bei diesen wieder zu Wilden gewordenen Schwarzen zugebracht hat, kommt der Name Paramaka von den beiden Worten para = Fluß und maka, die Frucht eines dort vielfach wild wachsenden großen Baumes. Dem Häuptlinge des Dorfes schenkte Crevaux einen grünen Sammetmantel, welchen er nebst anderen ausgemusterten Theaterkostümen auf seine Bitte vom französischen Unterrichtsminister geliefert erhalten hatte — nebenbei gesagt, eine sehr praktische und nachahmenswerthe Verwendung solcher werthlosen Dinge, wenn auch beklagenswerth vom ethnographischen Standpunkte aus. Anfangs war der beschenkte Schwarze sehr glücklich, nachher aber zeigte er sich enttäuscht, als er erfuhr, daß der Reisende noch prächtigere Stücke unter seinem Vorrathe mit sich führe. Sein Aerger war so groß, daß Crevaux es für nöthig hielt, Nachts seine Boote bewachen zu lassen; vielleicht war das auch der Grund, daß er sich am folgenden Morgen dem Wunsche der Missionäre,

Digitized by Google

die Kinder des Dorfes zu taufen, widersetzte und sie nur eine Messe lesen ließ.

Nach sieben Reisetagen, von denen nichts Merkwürdiges zu berichten ist, langten sie am Fuße des großen Maubari-Falles an und fanden Aufnahme in einer Faktorei des M. Lalanne. Sie befanden sich dort nur wenige Stunden von dem Zusammenflusse des Aua und des Tapanahoni; aber der Fluß ist hier mit schrecklichen Stromschnellen wie bedeckt. Die bedeutendsten heißen Singa-totey (verdoppelt das Ankertau), Man-bari (der Mensch schreit) und Mankabi (der Mensch endigt). Während der trockenen Jahreszeit, von Juli bis November, ist die Befahrung der Flüsse in Guayana weniger gefährlich, als während der großen Regen. Gegen Ende December ist die Strömung so reißend, daß die Leitung eines Bootes fast zur Unmöglichkeit wird, und deshalb wagen sich zu dieser Zeit die Eingeborenen nur hinaus, wenn der Hunger sie treibt. Danach muß sich auch der Reisende richten; doch sind leider während der trockenen Jahreszeit auch die Fieber häufiger und schwerer, im Innern sowohl wie an der Küste; gegen Ende des Juli erreichen sie den höchsten Stärkegrad. Crevaux ist der Ansicht, daß man sich nicht vor Mitte des August, d. h. einen Monat nach dem Aufhören des Regens, auf Reisen begeben soll; auch sonst giebt er noch eine Anzahl von Regeln für die Befahrung der dortigen Ströme, die wir indessen, so nützlich sie sich für spätere Reisende erweisen mögen, hier übergehen.

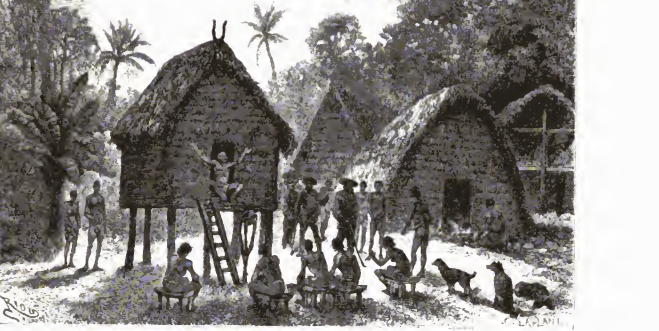
Eine Stromschnelle in Guayana. (Nach einer Photographie.)

Am 23. Juli wurde die Stelle erreicht, wo aus dem Zusammenflusse des Aua und des Tapanahoni der Maroni entsteht. Man fuhr letztern Fluß etwa eine (nautische) Meile hinauf bis zu einigen Hütten, wo der Gran-man (Häuptling) der Poligudus haust. Allein er wie die meisten Bewohner des Weilers waren schon vor vier Tagen zum Tanze nach dem Yuca-Dorfe Malobi gegangen und wurden nicht vor dem Abend des nächsten Tages zurückerwartet. Der Stellvertreter des Häuptlings gestattete ihnen aber nicht, nach Malobi zu fahren — denn die Poligudus (Polygoudoux) wollen zeigen, daß sie die Hüter der Maroniquellen sind —, sandte jedoch einen Boten an ihn, um ihn herbeizuholen. Die Zeit des Wartens verkürzte sich Crevaux mit einer Flußfahrt, um die verhältnißmäßige Größe der beiden Duellflüsse des Maroni kennen zu lernen. Man sieht den Aua als den Hauptarm an, und derselbe ist in der That, was Breite, Tiefe und Schnelligkeit anlangt, um ein Drittheil wichtiger, als der Tapanahoni. Ebenso bezeichnen die Poligudu-Neger, entlaufene schwarze Soldaten der Holländer, welche am Zusammenflusse beider Ströme wohnen, den Aua als die Mutter des Maroni. Nach Vidal wälzt derselbe im September, d. h. in der Mitte der trockenen Zeit, 35 960 cbm Wasser zu Thal, der Tapanahoni nur 20 291. Letzterer entspringt nach Angabe der Roucouyennes im Gebirge Tumuc-humac unweit der Quelle des Paru. An ihm liegen mehrere Dörfer der Yacks, welche gleichfalls von entlaufenen Sklaven aus Holländisch-Guayana abstammen und dort als „Buschneger" bezeichnet werden. Ihr Abfallen begann im Jahre 1712. Damals hatte der französische Admiral Cassar Surinam erobert und der Stadt eine Kontribution von $1^1/_2$ Mill.

Digitized by Google

Franken auferlegt. Nun hatten die Behörden die unglückliche Idee, dieſe Summe nach der Anzahl der Sklaven zu vertheilen, ſo daß mehrere große jüdiſche Beſitzer, um billiger davon zu kommen, einen Theil ihrer Sklaven in die Wälder ſich flüchten ließen, aus denen ſie nicht wieder zurückkehrten. Die Zahl der Flüchtlinge vergrößerte ſich von Tag zu Tag; ſie überfielen einzelne Anſiedelungen, und ſchließlich ſahen ſich die Holländer genöthigt, einen regelrechten Feldzug gegen ſie zu eröffnen und, als derſelbe mißglückte, mit ihnen zu unterhandeln. Sie erhielten ihre völlige Freiheit unter der Bedingung, in Zukunft flüchtige Sklaven an deren Beſitzer auszuliefern, ſtellten ihre kriegeriſchen Einfälle ein und ſiedelten ſich am Tapanahoni an.

Der Gran-man der Poligudus wollte bei ſeiner Rückkehr vom Tanze den Reiſenden nicht eher Leute mitgeben, als bis er den Himmel oder den Gott (gadu) befragt. Zu dieſem Behufe beſchmierte er ſich die Stirn mit weißem Thon und ſtimmte am Eingange ſeiner Hütte einen traurigen Geſang an, der nicht weniger als zwei Stunden lang dauerte und der ihn ſchließlich in ſolche Aufregung verſetzte, daß er wild mit ſeinen großen Augen rollte und in epileptiſche Zuckungen verfiel. Zuletzt erklärte er, daß ihm der Gadu erlaube, den Reiſenden Erſatzleute für ihre Yucas, die dort umkehrten, zu ſtellen, verlangte aber dafür ſo anſehnliche Entſchädigung, daß man auf ſeine Forderungen nicht einging und mit den acht noch übrigen Ruderern die Reiſe fortzuſetzen

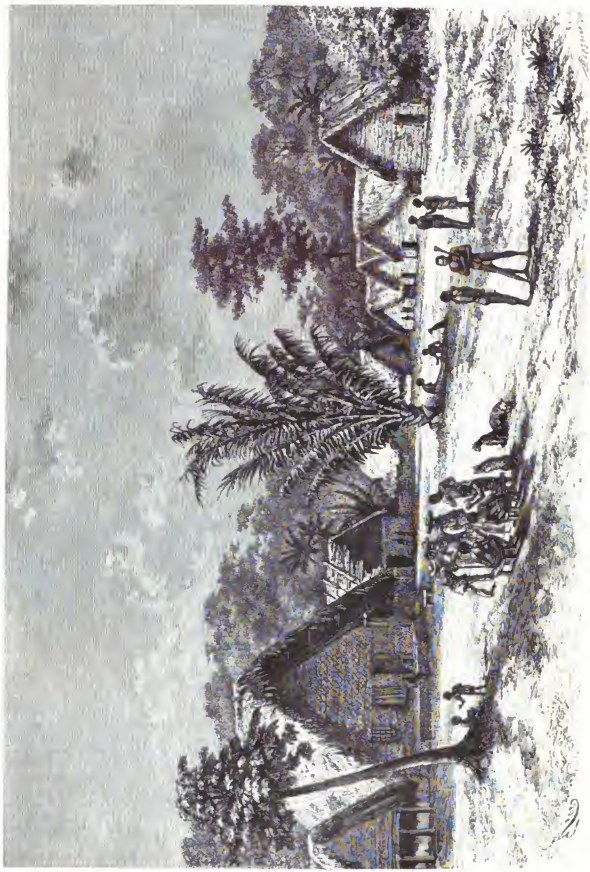


Beſchwörung in einem Dorfe der Poligudus. (Nach einer Skizze von Dr. Crevaux.)

beſchloß. Langſam vordringend, erreichte man am ſechſten Tage das Land der Bonis, nicht ohne daß Crevaux unterwegs vom Fieber ergriffen worden war. Nachdem er am dritten Tage geneſen, erkrankten die beiden Miſſionäre und zwar ſo heftig, daß ſie nach der Küſte zurückkehren mußten. Der Doktor bat nun den Gran-man der Bonis um Mannſchaft und Lebensmittel, um ſeine Reiſe fortſetzen zu können, erhielt aber am dritten Tage von der Rathsverſammlung den Beſcheid, daß dies nicht vor dem ſiebenzehnten Tage geſchehen könne, an welchem die Feſtlichkeiten zu Ehren des verſtorbenen Gran-man ihr Ende erreichten: es war das nur ein Vorwand, um ihn zu entmuthigen und von ſeinem Vorhaben abzubringen. Dieſen Aufenthalt unter den Bonis, welcher ſchließlich einen vollen Monat dauerte, benutzte der Reiſende, um zahlreiche Daten über ihre Geſchichte, ihre Sitten, Religion, Sprache u. ſ. w. zu ſammeln, wovon Einiges hier Platz finden mag.

Im Jahre 1772 ſoll ein beſonders intelligenter Neger, Boni mit Namen, dem ſein Herr ein Verſprechen nicht erfüllte, einen Aufſtand gegen Holland erregt und ſich zunächſt an ſeinem Beleidiger durch Brandſtiftung und Mordthaten gerächt haben. Die durch ihn befreiten Sklaven ſchloſſen ſich ihm willig und in ſolcher Menge an, daß ſich die Kolonie endlich hilfeſuchend an das Mutterland Holland wendete, welches 1200 Mann unter Oberſt Fourgaud ſchickte. Dieſelben kämpften mit ſehr wechſelndem Glücke gegen die Empörer, welche ſich am obern Maroni niedergelaſſen hatten; nur etwa hundert von ihnen ſahen ihr Vaterland wieder, und der Kampf erreichte nur durch Verrath ein Ende: den Holländern befreundete Yucas ſchoſſen den Boni meuchlings

Digitized by Google



Ein Dorf der Boni-Indianer. (Nach einer Skizze des Dr. Crevaux.)

nieder, um sich das ausgesetzte Blutgeld zu verdienen. Von der Meeresküste abgeschnitten, suchten die Bonis nun Verbindungen mit den Indianern des Innern anzuknüpfen, zunächst mit den Oyampis am obern Oyapock. Aber auch dort begegnete ihnen Verrath, und sie waren zu heftigen Kämpfen gezwungen, welche ihnen wenigstens freie Schiffahrt auf dem Oyapock eintrugen. Allein die französischen Kolonisten am Unterlaufe des Stromes fürchteten für die Sicherheit ihrer Ansiedelungen und erwirkten den Bau eines Forts auf der kleinen Insel Caossoca, etwas unterhalb des ersten Wasserfalles. Der erste Trupp Bonis, der diesen Punkt zu überschreiten wagte, um friedliche Handelsbeziehungen einzuleiten, wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemetzelt. Auch dieser Ausweg war ihnen versperrt. Nicht besser war der Empfang, den ihnen der Stamm der Oyacoulets am obern Maroni bereitete. Vor etwa zwanzig Jahren endlich gelang es ihnen, sich mit den Gouverneuren von Holländisch- und Französisch-Guayana in Verbindung zu setzen; aber noch heutigen Tages wird die freie Fahrt auf den Strömen durch das leicht erklärliche Mißtrauen der Neger gegen die Weißen und die Indianer gehindert. Jeder Stamm hindert die übrigen, sein Gebiet stromauf- oder abwärts zu passiren: die Yucas lassen nicht die Trios-Indianer auf dem Tapanahoni herabfahren, die Poligudus versperren den Bonis den Maroni, die Bonis lassen kein Boot der Yucas und Poligudus den Aua hinauf, keines der Roucoyennes, Emerillons oder Oyacoulets den Aua hinunter.

Alle diese Wilden gleichen sich im Aeußern und in ihren Sitten; haben sie doch dieselbe Herkunft und leben sie unter gleichen Verhältnissen. Es sind Neger von der Küste Afrikas, welche mehr oder weniger lange Zeit in Holländisch-Guayana als Sklaven gelebt haben und nach kurzem Aufenthalte im Urwalde ihr wildes Leben wieder aufgenommen haben.

Piroge der Bonis; dahinter Piroge der Galibis. (Nach Skizzen des Dr. Crevaux.)

Manche Weiber tragen eine hübsch tatuirte Rosette um den Nabel, welche durch kleine, vier- bis fünfmal wiederholte Einschnitte in die Haut hervorgebracht wird. Nebenbei bemerkt, sind bei den Negern Wunden, die sich nur auf die Haut erstrecken, von dunkelschwarzer Farbe, tiefergehende dagegen vollständig weiß. Diese Wilden bemalen sich nicht die Haut, wie die Eingeborenen von Amerika; nur wenn sie ihre Gottheit anrufen, beschmieren sie sich die Stirn mit weißem Thon.

Männer und Frauen machen sich Flechten in Gestalt von Kronen oder bauen ihren Kopfputz mitunter in Pyramidenform auf, zu welchem Behufe sie ihre Haare mit irgend einem Fette, wie dem Carapa-Oel, einschmieren. Die Männer tragen keinen Bart, welcher überdies wenig entwickelt ist; sie rasiren sich mit Flaschenscherben oder mit mehr oder weniger scharfen Messern. Ihre Kämme sind von Holz und haben sehr große und lange Zähne. Besonders junge Leute geben sich viele Mühe beim Schnitzen derselben und verehren sie dann ihren Angebeteten als Zeichen der Freundschaft. Alle diese Schwarzen haben prachtvolle Zähne von blendender Weiße; jeder Boni oder Yuca sorgt beim Aufstehen zuerst dafür daß ihm sein Weib lauwarmes Wasser bringt, mit welchem er sie reinigt, und niemals nehmen sie eine Mahlzeit zu sich, ohne sich zuletzt den Mund mit kaltem Wasser auszuspülen. Kein Tag vergeht, ohne daß Männer, Frauen und Kinder bis herab zu den kleinsten sich im Flusse baden; namentlich thun sie es, wenn es ihnen sehr heiß, und sie zaudern nicht, sich mitten im ärgsten Schwitzen in das Wasser zu stürzen.

Ihr Gesundheitszustand ist im Allgemeinen ein guter. Am häufigsten kommen Hautkrankheiten vor, sodann Geschwüre an den Beinen; Crevaux bemerkte auch mehrere Fälle von Elephantiasis. Im Ganzen haben sie vortreffliche Augen; Scheelen und Affektionen der Bindehaut und der Hornhaut sind selten, häufiger solche des Glaskörpers; eine ganze Anzahl von Greisen war mit dem Staare behaftet. Krankheiten der Rückenmarks- und Gehirnnerven sind viel seltener, als bei den Weißen, unzweifelhaft weil das Nervensystem der Schwarzen viel apathischer ist, als das der Weißen. Strophulose ist selten; Narben, die von Ganglienabscessen herrührten, hat Crevaux nicht gesehen, aber ein Mädchen und ein Kind mit freiwilligem Hinken. Sieche schleppten sich mühsam an einem großen Stocke vorwärts, denn Krücken sind unbekannt. Blutarmuth und Bleichsucht verräth sich

Digitized by Google

Boni-Indianer. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

durch Entfärbung der Haut. Ueberhaupt befinden sich diese Wilden um so besser und erscheinen um so schöner, je glänzender und dunkeler ihre Hautdecke ist.

Viele Kinder haben einen sehr großen Bauch; Nabelbrüche sind sehr häufig, aber wenig umfangreich; sie kommen vielleicht daher, daß sie die Nabelschnur in gleicher Höhe mit dem Nabel abschneiden.

Unter allen Pflanzen, die sie bei Krankheiten anwenden, bietet nur eine einzige wirkliches Interesse, der Bamba, ein lorbeerartiger Baum, welchem sie durch Einschnitte in den Stamm eine durchsichtige, aromatische Flüssigkeit (nata bamba, d. i. Bambawasser) entziehen, mit der sie ihre Parasiten vertilgen.

Die Kleidung dieser Schwarzen ist die denkbar einfachste; die meisten Frauen tragen nur ein Stück Zeug von 10 qcm Größe, das wie ein zum Trocknen aufgehängtes Stück Wäsche an einer um die Taille geschlungenen Schnur befestigt ist. Nur bei feierlichen Gelegenheiten hüllen sie sich in die Camisa, welche von der Taille bis zur Mitte des Oberschenkels reicht. Die Männer tragen ein Stück Zeug, welches zwischen den Beinen hindurch gezogen und vorn und hinten an einem Gürtel befestigt wird. Beide Geschlechter schmücken sich mit zahlreichen Bändern und Ringen um Hals, Handgelenk und Kniekehle und schützen dieselben sehr; die Poligubus z. B., welche Crevaux zu den Bonis begleiteten, wollten sich niemals vor ihren Nachbaren zeigen, ehe sie nicht sämmtlichen Schmuck angelegt hatten. Die Halsbänder haben meist eine religiöse Bedeutung. So trug ein alter Häuptling am Halse einen Klumpen Thon, in welchen der Kopf eines jungen Ablers so eingehüllt war, daß nur der Schnabel hervorguckte. Er ließ Crevaux diesen Schmuck abzeichnen, erbat sich zur Belohnung etwas Rum, genoß aber selbst nichts davon, sondern goß alles auf den Thonklos. Es war dies ein Opfer, welches er seinem gadu brachte.

Die Bonis leben meist in viereckigen, mit Palmblättern bedeckten Hütten; mitunter sind dieselben nach allen vier Windrichtungen offen, meist aber ringsum geschlossen und nur durch einen engen und sehr niedrigen Eingang zugänglich, der zuweilen durch eine Thür mit hölzernem Schlosse verschlossen werden kann. Das einzige Haus, welches ein Stockwerk hatte, war das des Gran-man der Poligubus (s. Abbildung S. 19); man konnte in dasselbe nur auf einer gegen das Fenster gelehnten Leiter gelangen.

Meist findet man neben den Häusern auf hölzernen Dreifüßen, die etwa 1 m von dem Boden hoch sind, halbirte Kalebassen stehen, welche in Wasser gekochte Kräuter enthalten; diesem Absude werden allerhand magische Eigenschaften zugeschrieben. So traut ein junges Mädchen davon, nun die Liebe eines Ruderers aus Crevaux's Mannschaft zu gewinnen. Auf der Schwelle der Häuser bemerkt man einen Stab, an welchem ein Lappen aus dem Lendentuche eines Vorfahren hängt. Derselbe wird häufig mit Flüssigkeiten benetzt und soll dazu dienen, Diebe vom Einbrechen zurückzuhalten. Die Häuser eines Dorfes sind in einem mehr oder minder regelmäßigen Umkreise errichtet; der freie Raum in der Mitte dient als Versammlungsplatz. Dort trocknen die Frauen den Reis und bereiten aus Manikwurzeln Kassave und Cachiri, ein gegohrenes Getränk. Dort beraihen die Alten, auf Schemeln sitzend, über alle Angelegenheiten, welche das Interesse des Stammes berühren. Allmorgendlich bei Sonnenaufgang wird dieser Platz gefegt, und die Frauen entfernen sorgfältig selbst die kleinsten Grashälmchen, um Schlangen, Spinnen, Skorpione und anderes giftiges Gewürm, das den Kindern gefährlich werden könnte, fern zu halten.

Zu allen Dörfern bemerkte Crevaux ein kleines, sorgfältig verschlossenes Haus, das etwas abseits lag. Bei den Poligubus fiel es dem Reisenden ein, es sich in denselben bequem zu machen, um ungestörter zu sein. Niemand besuchte ihn dort, um sein Gepäck zu besichtigen, und die Eingeborenen kamen nicht, selbst wenn er sie herbeirief, um ihnen etwas zu schenken. Die Zurückhaltung der Leute, welche ihm so oft durch ihre zudringliche Neugierde lästig fielen, setzte ihn in Erstaunen; erst später brachte er in Erfahrung, daß jenes Haus ausschließlich für Frauen bestimmt ist, welche sich dort in gewissen Perioden ihrer geschlechtlichen Lebens aufhalten.

Bei den Bonis fand Crevaux außerdem eine kleine Hütte, in welcher sich eine rohe Statue aus Thon mit sehr großen Brüsten befand. Dieselbe wurde maman-groon, das ist Mutter der Erde, genannt. Auf die Frage, ob das eine Göttin sei, welche Manikwurzeln und Reis wachsen lasse, antworteten die Bonis lachend, daß maman-groon nichts anderes zu thun habe, als sich zu amüsiren. Da zu ihren Füßen ein Tambourin und verschiedene musikalische Instrumente lagen, so nimmt der Reisende — es ist fraglich, mit welchem Rechte — an, daß es eine Göttin des Tanzes und des Vergnügens ist.

Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von Großbritannien.

α. Wie in früheren Jahren geben wir auch heuer einen Ueberblick der Abhandlungen, welche in dem soeben abgeschlossenen achten Bande des Journals des anthropologischen Instituts von Großbritannien und Irland enthalten sind.

Allgemein ethnologischen Inhalts sind diesmal weniger Aufsätze als sonst. Notizen über die Pivjes am Putumayo theilt nach eigener Anschauung Alfred Simson mit (S. 210 bis 222). Sie heißen auch Macaguajes und sind ein halbcivilisirtes Volk, ein dem Christenthum ergebener Stamm, ohne jedoch innerlich dasselbe schon erfaßt zu haben. Auch sind noch die meisten der altheidnischen Sitten und Gebräuche bei ihnen gang und gäbe; sie zupfen sich die Augenbrauen und Augenlider aus, durchbohren noch die Nasenscheidewand, Vater und Mutter fasten nach der Geburt eines Kindes, und der heranwachsende Jüngling steckt die Hand in einen Ameisenhaufen und läßt sie zerstechen, damit sie geschickt zur Handhabung von Bogen und Pfeil werde. Von ihrer Sinnesschärfe weiß Simson außerordentliche Beispiele zu erzählen (S. 215). Noch so weit im Urwalde entfernt von ihren Ansiedelungen — der Berfasser spricht von Hunderten von Miles — wußten sie stets genau anzugeben, in welcher Richtung dieselben lagen, was Simson durch den Kompaß controlirte. Während sie mit ihm auf dem Toeantins waren, wohin sie ihn begleitet, konnten sie das Geräusch eines Dampfers eine Stunde vor dessen An-

Digitized by Google

kunft vernehmen, und ebenso hörten sie ein Dorf und dessen Lärm eine halbe Stunde, bevor man bei demselben anlangte.

Die Ethnologie Polynesiens behandelt der Missionär S. J. Whitmee, der lange in der Südsee lebte (S. 261 bis 279). Seine Arbeit ist von einer großen ethnographischen Karte begleitet, die indessen kaum Vorzüge gegenüber der ethnographischen Karte der Südsee von Gerland in Waitz' Anthropologie zeigt und z. B. die Chatham-Inseln, wo doch Maori wohnen, ohne Farbe läßt. Schematisch, durch rothe Streifen, sucht Whitmee die Einwanderung der Polynesier in das Gebiet der Melanesier darzustellen. Durchaus verunglückt erscheint uns der Versuch desselben Verfassers (S. 360 bis 367), eine neue Nomenklatur für die verschiedenen Racen und Stämme der Südsee einzuführen. Er verlangt, daß Polynesien nur als geographischer Begriff für alle Inseln östlich von den Philippinen und Neu-Guinea bis zur Osterinsel gebraucht werde, daß ferner die Bezeichnungen Melanesien und Mikronesien ganz wegfallen sollen. Die drei dunkelfarbigen Racen, die hier in Betracht kommen, nennt er Australier, Negritos und Papuas und zusammenfassend Negrito-Polynesier. Ebenso nennt er Malaio-Polynesier alle braunen Racen, die Madagassen und Formosaner eingegriffen. Diejenigen des Indischen Archipels bezeichnet er als Malaien, jene Nordwest-Polynesiens als Tarapon und die im östlichen Polynesien und Neu-Seeland als Sawaiori. Diese beiden willkürlichen und ganz unnöthigen Benennungen bildet Whitmee die erstere von Tarawa in der Gilbertgruppe, Ponape der Karolinen-Insel; die letztere von Samoa, Hawaii und Maori; daß er mit solchen Kunststücken keinen Erfolg haben wird, läßt sich wohl als sicher annehmen.

Ethnographische Notizen über die Koitapu und Motu, die Bewohner der Südostspitze Neu-Guineas, giebt der Missionär W. G. Lawes (S. 369 bis 376). Da Lawes drei Jahre lang unter diesen Stämmen lebte, so lernte er sie genau kennen, und seine Schilderungen dienen als gute Ergänzung der Arbeiten von Stone, Comrie, Moresby und anderen. Er hebt besonders die große Verschiedenheit der dort herrschenden Sprachen und Dialekte hervor, deren er nicht weniger als 25 auf einer Strecke von 300 engl. Meilen Länge zählte.

Ein gerade jetzt sehr zeitgemäßes und vielbesprochenes Thema behandelt (S. 38 bis 48) Francis A. Allen, nämlich die ursprüngliche Verbreitung der Papua- und Negrito-Race. Wie so viele andere Naturvölker scheinen auch diese „Melanesier" dahinzuschwinden und sich allmälig mit den aktiveren Malaien und Polynesiern zu verschmelzen. Die Ansicht Allen's, daß diese dunkelfarbigen, kraushaarigen Leute einst einen weit größern Verbreitungsbezirk inne hatten, als heute, ist weder neu noch originell, nur wagte bisher kein Forscher diesen Bezirk so weit zu ziehen wie Allen, der die Papuas at a remote epoch mit den Westafrikanern in Verbindung bringt und dieselben auch nach Amerika reichen läßt, um daran die kühne Vermuthung zu knüpfen, „daß hier vielleicht das fehlende Glied zwischen der Cultur der alten Welt und der mysteriösen Civilisation Amerikas vorliegt". Letztere wird freilich denjenigen immer mysteriös bleiben, welche sich nicht zu der einfachen und natürlichen Idee emporschwingen können, daß die amerikanische Civilisation (Kultur) eben selbständig auf amerikanischem Boden erwuchs. Das von Allen beigebrachte Material ist durchaus ungenügend und reicht bei Weitem nicht an das von holländischen und deutschen Forschern (A. B. Meyer) beigebrachte heran. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die Aufsätze von Dr. Mundt-Lanff in der zu Halle erscheinenden „Natur" (Jahrgang 1879) aufmerksam, welche kritisch gesichtet die Negritos der ostasiatischen Inselwelt behandeln.

H. H. Howorth, welcher die östlichen Völker Europas und ihre Wanderungen in das Bereich seiner Studien gezogen hat, bespricht im vorliegenden Bande (S. 65 bis 91 die Ausbreitung der Südslaven, wobei er wesentlich auf deutscher Forschung steht und deutsche Werke ausgiebig benutzt werden, was die Darstellung leicht erkennen läßt (Tho country occupied by the Serbs was divided into seven „gaus", p. 71). Von den physischen Eigenschaften der heutigen Bulgaren handelt (S. 232 bis 238) der verdiente Kraniolog Dr. John Beddoe. Er stützt sich auf Virchow und den Polen Kopernicki und findet, daß die Bulgarenschädel sich von jenen der Türken und Südslaven wesentlich unterscheiden und den esthnischen Formen, ja noch mehr den ugrischen sich nähern. Daß bei einer solchen Bestimmung die historisch verbürgte Abstammung der Bulgaren von den Wolgafinnen unberücksichtigt geblieben sein sollte, ist wohl kaum anzunehmen. Bisher hat die noch experimentirende Kraniologie wohl Nutzen gezogen von historischen und linguistischen Fingerzeigen; es ist uns aber noch kein Fall bekannt geworden, daß dieselbe umgekehrt ersprießlich geworden wäre. Das Tastende, welches die Signatur unserer heutigen Schädelmeßkunde ist, spricht sich schon in der Anzahl der Methoden aus, welche beim Messen angewandt werden, und so bringt auch hier G. M. Atkinson (S. 279 bis 281) eine neue Skala bei, um Schädelindices zu finden. Dr. Carter Blake beschreibt im Verein mit Professor Owen die von Burton aus Midian mitgebrachten Schädel, welche verschiedene Typen repräsentiren (S. 319 bis 323), und Professor Rolleston beschäftigt sich (S. 377 bis 388) mit einem zu Cissbury ausgegrabenen merkwürdigen Steine.

Physiologischer Natur ist die Abhandlung von H. C. Sorby „Ueber die färbende Materie der Menschenhaare" (S. 1 bis 13). Farbe und Beschaffenheit des Haares sind seit langer Zeit als charakteristische Eigenschaften und Raçenmerkmale aufgefaßt worden, doch war man über die Chemie der Farbstoffe völlig im Unklaren, während mikroskopische Untersuchungen über die Struktur des Haares massenhaft vorlagen. Sorby's chemische Untersuchungen konstatiren nun drei oder vier verschiedene Farbstoffe im Haar. Zweifelhafter Natur ist feine fleischfarbene (pink), während Rothbraun, Gelb und Schwarz besser nachgewiesen erscheinen. Am beständigsten ist der schwarze Haarfarbstoff, der Kohlen-, Wasser-, Stick- und Sauerstoff besteht und in kleinen Körnchen durch die Haarsubstanz vertheilt ist. In den Federn der Krähen besteht die Farbe aus diesem Stoff; es ist ihm hier eine ganz kleine Menge des rothen Pigments beigemischt. Weit stärker ist diese Beimischung des Roth zum Schwarz im Negerhaar. Die Frage, wieso ein plötzlicher Wechsel von dunklem zu grauem oder weißem Haar stattfinden könne, ist eine noch ungelöste, wiewohl derselbe sich durch einen einfachen Wechsel in der Konstitution des Farbstoffes erklären läßt. Daß ein solcher Wechsel nichts besonders Abnormes ist, lehrt ein Blick auf den Wechsel des Sommer- und Winterkleides bei vielen Säugethieren und Vögeln. Wie aber durch eine mentale Motion, Angst, Sorge, Kummer, ein plötzlicher Farbenwechsel beim Menschenhaar hervorgebracht werden kann, ist noch ein Räthsel. Sorby führt auch (S. 12) einige umgekehrte Fälle an, wo weißes Haar plötzlich wieder schwarz wurde.

Mit vorgeschichtlichen Alterthümern beschäftigen sich mehrere sehr interessante Artikel. Charles E. Jones behandelt (S. 92 bis 96) die vogelförmigen Mounds von Putnam County in Georgia. Es ist bekannt, daß

Digitized by Google

bereits 1836 Lapham westlich vom Mississippi eine ganze Reihe merkwürdig gestalteter Tumuli in Form von Menschen, Schlangen, Bären, Eidechsen u. s. w. nachwies. In Ohio wurden solche in Form von Alligatoren aufgefunden. Der Aufsatz von Jones ist deshalb von Wichtigkeit, weil er diese „Thiermounds" nun fern im S.-O., in Georgia, zum ersten Male nachweist.

Afrikanische Steingeräthe sind immer noch eine Seltenheit; wir kennen Pfeilspitzen aus Algerien; viel Aufsehen erregten kürzlich die Funde aus den Bädern von Helwan bei Kairo. Von der Guineaküste und aus dem Kaplande haben wir Hämmer und Celte und Meißel in den auch bei uns üblichen Formen. Damit ist aber so ziemlich das Material der afrikanischen Steinzeit erschöpft, wenn wir davon absehen, daß die Reibsteine für Getreidemahlen noch heut im Gebrauch sind. J. Sanderson weist nun (S. 15 bis 20) nach, daß bei den Zulu noch Steinhämmer und Steingeräthe an Grabstöcken benutzt werden; außerdem werden in Natal noch prähistorische Steinobjekte gefunden, die durch Zuschlagen des Steins hergestellt sind: Schalen, Meißel, Messer, Speer- und Pfeilspitzen.

Um die Kunde Neu-Seelands ist hochverdient unser Landsmann Dr. Julius von Haast, Professor in Christchurch; sein Beitrag (S. 50 bis 63) ist von Wichtigkeit, er handelt von alten Felsmalereien an der Weka Paß Range bei Waikari. Wenn Haast jedoch in diesen mit rother Farbe aufgetragenen rohen Felsmalereien einen „ganz besondern Character" sieht, so vermögen wir mit ihm nicht darin übereinzustimmen; es sind ganz gewöhnliche rohe Piktographien, die am ersten Aehnlichkeit mit jenen von Guyana und dem Rio Negro in Südamerika haben, ohne daß dadurch ein ethnographischer Zusammenhang bewiesen würde. Auch in der Deutung der Figuren vermögen wir dem Autor nicht zu folgen: wäre das langgezogene Gebilde wirklich eine Schlange, so ließe sich daraus allerdings, da Neu-Seeland keine Schlangen besitzt, mancherlei demonstriren. Wir können aber eine solche nicht darin erkennen, finden überhaupt die meisten Erklärungen Haast's, die mit „may" und „perhaps" gewürzt sind, recht phantasievoll. Aus dem ganzen rohen Gebilde aber ableiten zu wollen, daß Neu-Seeland einst eine weit höhere Kultur besessen habe, als die Maori je besessen, heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Eine eingehende Kritik, die allerdings viel Raum erfordert, würde Haast's Phantasien gründlich zerstören.

Die drei unter dem Namen „Teufels Pfeile" bekannten Menhirs von Boroughbridge bei York schildert (S. 180 bis 183) A. S. Lewis, der mit Rücksicht auf das Verfahren, welches indische Naturvölker anwenden, den Transport solcher Monolithe erklärtet. Mit Unterstützung der Gesellschaft gruben Professor Rolleston und General Lane Fox die Barrows von Sigwell aus, worüber dieselben S. 185 bis 193 berichten, und Worthington Smith macht uns (S. 275 bis 279) mit paläolithischen Geräthen aus den Kiefen im Nordosten Londons bekannt.

Ueber zwei Abhandlungen ist bereits im „Globus" ausführlich berichtet, nämlich über das Trik-Trak-Spiel in Mexiko, dessen Ursprung E. B. Tylor aus Asien herleitet („Globus" XXXV, 238), und über Daniel Wilson's Arbeiten, die Indianer Kanadas betreffend, die ausführlich in Professor Gerland's hochinteressanten Abhandlungen über die Zukunft der Indianer besprochen wurden. Eine gute Zusammenstellung der bei den Naturvölkern üblichen Reizmittel verdanken wir (S. 239 bis 254) Fräulein Buckland; die Arbeit von Chad Boscawen über die primitive Kultur Babyloniens (S. 21 bis 37) entzieht sich unserer Kritik; nichts Neues bietet Graham Bell (S. 37 bis 39) in seiner Abhandlung über die Zeichensprache der Tauben und Stummen, und das Gleiche läßt sich von Edward Paske's Aufsatz über den Buddhismus in Klein-Tibet (S. 195 bis 209) sagen.

J. Sanderson hat den glücklichen Gedanken gehabt (S. 254 bis 260), die polygamen Ehen der Natalkaffern in Bezug auf ihren Kindersegen zu untersuchen, wobei er die Verhältnißzahlen der Geschlechter berücksichtigt. Sein Material ist jedoch noch zu gering, um daraus gültige Schlüsse ableiten zu können; allein der Gegenstand verdient volle Beachtung. Die hochwichtige Frage der Verwandtschaftsklassifikation nimmt (S. 144 bis 180) mit großer Gelehrsamkeit Staniland Wake wieder auf. Er behandelt die merkwürdigen Verwandtschaftssysteme der Polynesier, Australier, Malaien und Chinesen und kommt vielfach zu anderen Schlüssen als der Amerikaner Morgan und Sir John Lubbock. Wir müssen uns mit dieser Andeutung begnügen, da die Abhandlung keinerlei Auszüge verträgt. Einige seltsame Formen der Todtenbestattung in Australien schildert (S. 389 bis 394) in Wort und Lichtdrucken W. H. Flower; die Todten werden auf Darnley Island z. B. auf leiterförmige Gerüste gebunden und so der Luft ausgesetzt um mumificirt zu werden.

Zum Schlusse erwähnen wir die Versuche Francis Galton's, Kompositionsporträte zu ethnographischen Zwecken herzustellen (S. 132 bis 143). Er sucht eine Anzahl Photographien von gleicher Größe und Aufnahme aus (entweder alle en face oder en profil), nabelt dieselben, wie ein Paket Karten, hinter einander aus und setzt jede einzelne Photographie nur einen Bruchtheil der Zeit der Aufnahme aus, welche zur Aufnahme eines gewöhnlichen Porträts von Nöthen. Er erhält dadurch eine allerdings nicht scharfe Komposition, welche den gemeinschaftlichen Typus aller verwendeten Photographien darstellt. So will Galton den Typus einer Race, einer Familie u. s. w. fixiren. Das Gemeinschaftliche kommt in der Komposition zum Ausdruck, das Individuelle schwindet.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

I.

Nur vereinzelt und als Anzeichen tiefer Verworfenheit oder als Folge jugendlichen Leichtsinns und aus Furcht vor Schande in den Augen der Welt kommt in den modernen Kulturstaaten der Kindermord vor, unserer Moral das unnatürlichste der Verbrechen, welches den Menschen tiefer als die meisten der höheren Thiere stellt. Und doch haben fast

Digitized by Google

alle diese Völker in früheren Zeiten die Periode gehabt, wo er häufiger stattgatte, wo er nicht als Verbrechen angesehen war, wo das noch unentwickelte sittliche Gefühl nicht vor ihm zurückschreckte, und noch heute finden wir auf demselben Standpunkte die meisten der im Naturzustande verharrenden Völkerschaften, ebenso wie uns das gleiche Bild auch die Kulturstaaten des Alterthums bieten.

Fragen wir nun nach dem Grunde für diese weite Verbreitung eines Verbrechens, für dieses Todtsein eines Gefühls, welches wir doch als ein dem Menschen angeborenes betrachten müßten, so tritt uns zunächst ein solcher in den Naturbedingungen der niederen Kulturstufen entgegen, verstärkt breitet sich hier durch die eigenthümlichen dealen Verknüpfungen verschiedener von einander unabhängiger Ereignisse als Ursachen und Wirkungen, welche als Aberglaube das ganze Geistesleben dieser Stufen durchziehen. Hauptsächlich ist es wohl die Schwierigkeit, den Lebensunterhalt zu erwerben, welche den Wilden mit bösen Augen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft blicken läßt. Das Thier bedarf nur kurzer Zeit der Hülfe seiner Erzeuger zur Ernährung, der Mensch ist auf sie viele Jahre hindurch angewiesen und hat als Gegenleistung nichts zu bieten als die Freude, welche seine Erzeuger an ihm als ihrem Werke finden können, als wie Objekt zu sein für angenehme Gefühle, welche die Natur allerdings in die Brust des Menschen gelegt hat, deren Stärke und Werthschätzung aber von dem Grade seiner geistigen und gemüthlichen Ausbildung abhängig ist. Dem Wilden muß daher ein großer Kinderreichthum nur als eine Erschwerung seiner Existenz, und namentlich für Zeiten des Mangels, welche für ihn stets periodisch wiederkehren, eine Beschränkung desselben sehr wünschenswerth erscheinen. Ihn hindert nichts, sich der unnützen Mitesser zu entledigen oder bei der Geburt schon dafür zu sorgen, daß das kleine Wesen, welches noch durch kein Band mit dem Vater verknüpft ist, nicht die Zahl derselben vermehre.

Schwer nur mag sich anfangs das mütterliche Gefühl dem harten Willen des Mannes gefügt haben, aber das Weib des Naturmenschen ist ihm gegenüber kraft- und willenlos; geistig und sittlich noch unter dem Standpunkte des Mannes in Folge des schweren auf ihm lastenden Druckes stehend, kann in ihm das mütterliche Gefühl sich gleichfalls nicht zur vollen Kraft emporringen, Trägheit und Apathie, welche diese Kulturzustände beherrschen, und welche auch die Mutter in dem Tode des Kindes eine Abminderung der auf ihr ruhenden Arbeitslast finden läßt, lassen sie nur schwach widerstreben, und wenn erst Gebrauch und Sitte diesen Vorgang sanktionirt haben, dann schweigt bei der Geburt das mütterliche Gefühl ebenso wie das des Vaters und sieht in dem, was uns das Unnatürlichste erscheint, nichts als einen gleichgültigen, berechtigten Vorgang. Schon wenn ihnen das Kind zu unbequem ist, tödten es oft die Austealier [1]), wie überhaupt bei ihnen keine Frau es liebt, viele Kinder zu haben [2]); wenn es krank oder durch zu vieles Schreien lästig wurde, that es der Sandwichinsulaner [3]); auf Samoa wirkt die Abneigung gegen das Säugen wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten viel zu dem herrschenden Abortus mit [4]) und auch sonst in Polynesien, z. B. auf Neuseeland [5]), Tahiti [6]), wie in Australien [7]) und wie bei den übrigen Naturvölkern ist die Trägheit, die Furcht vor Unbequemlichkeit, das apathische Beharren im jeweiligen Zustande einer der Hauptgründe für das starke Vorkommen des Kindermordes.

Da ihnen jedes Bewußtsein der Immoralität dieser Handlung fehlt, werden die Eltern sich auch nicht scheuen, den Mord ohne Weiteres und ohne jede moralische Scheu einzugestehen [1]), und sich wie die Bewohner von Tahiti verwundern, wenn der Europäer ihn tadelt [2]), und diesen Tadel auch wirklich nicht begreifen können. Sie werden in Neuseeland dieselbe Klage über der Leiche anstimmen, als wenn das Kind einen natürlichen Todes gestorben wäre [3]), sie auf Viti [4]) und Hawai [5]) wie eine andere Leiche im eigenen Schlafgemach begraben, und selbst vor dem Entsetzlichsten nicht zurückschaudern, das eigene Kind zu verzehren, wie dies von den Bewohnern von Südaustralien berichtet wird [6]), und wie dies Emil Jung dort am Cooper-Creek und am Eyre-See selbst beobachtet hat [7]); die Männer nahmen hier nicht daran Theil, sondern das Mahl war auf die Mutter und ihre Freundinnen beschränkt.

Am verbreitetsten und in krassester Form tritt uns der Kindermord auf den Inseln der Südsee entgegen, sowohl in Poly- als in Melanesien. Nur wenige Inseln sind frei davon — Neucaledonien, Tanna, die Hervey-gruppe [8]) —, auch auf den Markesas und Tonga-Inseln ist er selten, auf letzteren unesst nur in der Form des Opfers gebräuchlich [9]), dagegen tritt er auf Tahiti, Hawai, Viti, Nuk in solcher Stärke auf, daß die Zahl der getödteten Kinder auf diesen Gruppen zu $^3/_4$ der überhaupt geborenen veranschlagt wird [10]). Für Viti wird die Zahl der allein durch Abortus getödteten sogar auf die Hälfte angegeben [11]). In Neuseeland ist er minder häufig [12]), auf Samoa [13]) und den Kingsmill-Inseln [14]) kommt er nur in der Form des Abortus vor. Diese große Ausdehnung des Kindermordes in der Südsee hat ihre Hauptursache jedenfalls in der Unfruchtbarkeit und dem geringen Umfange vieler Gruppen, welche die Gefahr einer Uebervölkerung sehr nahe legen, wie die Tahiter auch selbst diesen Grund als mitmotivend für den Kindermord der Areoi angeben [15]), dann aber auch wohl in dem Glauben an die Heiligkeit der Kinderseele, welche man sich daher gern als Schutzgeist sichern will [16]), und deren Vermittlerrolle zwischen der Menschheit und den Göttern, weshalb man auch gern Kinder bei wichtigen Gelegenheiten in Tonga und Samoa opferte, um die Götter dadurch desto sicherer zu bewegen [17]), und ferner für Polynesien in dem Bestreben der höheren Stände, die Reinheit ihres Blutes zu bewahren [18]); alles dies natürlich unter stärkster Mitwirkung von Träg-

[1]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von G. Gerland. Leipzig 1859/72. Bd. VI, S. 779.
[2]) E. Jung im „Globus", Bd. XXXII, S. 382.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 140.
[4]) G. Turner, Nineteen Years in Polynesia. London 1869, p. 175.
[5]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[6]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[7]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) Waitz Bd. II, S. 340 (Buschmänner), Bd. VI, S. 138 (Neuseeland), Bd. VI, S. 140 (Hawai).
[2]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[4]) Waitz Bd. VI, S. 638.
[5]) Waitz Bd. VI, S. 140.
[6]) Waitz Bd. VI, S. 778.
[7]) „Natur", herausg. von Ule und Müller, Bd. XXVI, S. 90.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 638, 639, 138.
[9]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[10]) Waitz Bd. VI, S. 139, 140, 638, 639.
[11]) Ch. Wilkes, Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten 1838/42. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen 1848. Bd. II, S. 52.
[12]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[13]) Turner S. 175.
[14]) Wilkes Bd. II, S. 390.
[15]) Waitz Bd. VI, S. 367.
[16]) Waitz Bd. VI, S. 141, 369.
[17]) Waitz Bd. VI, S. 164.
[18]) Waitz Bd. VI, S. 140.

Digitized by Google

heit, Apathie, Bequemlichkeit und dem mechanischen Befolgen einer einmal herrschenden Sitte. Auch Australien zeigt uns den Kindermord verursacht durch die Unlust der Naturbedingungen, denen sich übrigens auch die menschliche Natur durch seitheu Unfruchtbarwerden der Weiber [1]) bereits schon modificirt hat, in starker Blüthe [2]), während eigenthümlicherweise Tasmanien von ihm frei war [3]).

Starke Verbreitung hat der Kindermord in China, Japan, Siam, in denjenigen Gegenden von Indien, wo der englische Einfluß noch nicht hinreichend durchgedrungen, hatte er ferner in Arabien vor Mohammed; bei den Römern, Griechen, Germanen, Slaven, den orientalischen Völkern war er gebräuchlich, dagegen außer in Form des Opfers nicht bei den beiden amerikanischen Kulturvölkern, den Mexikanern und Peruanern.

Bei den wilden südamerikanischen Völkern fand und findet man den Kindermord ziemlich häufig [4]), obgleich weder für die Aeltern noch für die neueren Zeiten seine allgemeinere Verbreitung nachgewiesen werden kann; einzelne Stämme, z. B. die Makusi [5]), die Botokuden [6]), verabscheuen ihn sogar. Der nordamerikanische Indianer schreitet selten zum Morde seines Kindes, wenn es bereits geboren ist, scheut aber nicht die Abtreibung der Leibesfrucht, welche häufig vorkommt [7]); der in ihm stark ausgeprägte Stolz auf eine starke Familie [8]) wirkt dem Morde, welchen die Naturbedingungen in vielen Gegenden eigentlich von ihm fordern, entgegen.

Unter den Bewohnern der nördlichsten Erdstriche, welche gleichfalls die Natur der von ihnen bewohnten Länder zur Beschränkung zwingt, herrscht der Kindermord bei den Kamtschadalen [9]), Stämmen der Eskimos [10]), den Jakuten [11]); dagegen kennen die Aleuten keinen organisirten Kindermord, sondern werden, da ihre Ehen wenig fruchtbar sind und daher keine Gefahr der sonst von Insulanern häufig gefürchteten Uebervölkerung nahe liegt, äußerste Sorgfalt für Erhaltung der Nachkommenschaft an [12]). Auf Grönland fand Cranz ihn nur in der Gestalt des Säuglingsmordes beim Tode der Mutter [13]).

In Afrika huldigen naturgemäß die verkommensten Stämme, die Buschmänner, am meisten dem Kindesmorde [14]), die auf etwas höherer Stufe stehenden Hottentoten wenden ihn nur selten, und dann fast nur bei Zwillingen und Säuglingen beim Tode der Mutter an, häufig dagegen die Abtreibung der Leibesfrucht [15]). Bei den Kaffern, unter denen die Zulus ihn aber wenigstens verheimlichen, ist er nicht selten, in neueren Zeiten namentlich bei den südlichen im Fortschreiten begriffen [16]). Bei allen Stämmen scheint er übrigens nicht üblich gewesen zu sein, denn als Barrow ein Kaffernweib fragte, ob die mißgebildeten Kinder umgebracht würden, war diese empört über die Frage [1]). Sehr geringe Verbreitung nur kann man ihm bei den Negerstämmen zuschreiben, fast nur Hellenweiß Tödten von Zwillingen und Mißgestalteten wird von ihnen berichtet [2]); wie er schon den Charaktereigenschaften des Negers nicht entspricht, findet er im Besondern noch an der Freude des Negers an einer großen Familie ein starkes Gegengewicht.

Wie schädlich die Verbreitung des Kindermordes auf die Bevölkerung einwirkt, kann und am schlagendsten das Beispiel der Bewohner der Antillen lehren, zu deren schnellem Aussterben bald nach der Entdeckung es wesentlich beigetragen hat, daß die Mütter, um die Kinder der elenden künftigen Sklaverei zu entziehen (welcher Grund auch auf den Sandwich-Inseln bei der gedrückten Lage des niedern Volkes zum Kindermorde mitwirkte [3]), vielfach künstliche Fehlgeburten veranlaßten [4]); dann auch das der Hottentoten, deren schnelle Verminderung in neueren Zeiten wesentlich derselben Unsitte zuzuschreiben ist [5]). Gleichfalls hatte die Entvölkerung der Marianen ihren Hauptgrund mit darin, daß wegen des Despotismus der Spanier die Eingeborenen es verschmähten, ihr Geschlecht fortzupflanzen und es aus freiem Willen dem Untergange weihten [6]). Mehrere der kleinen brasilianischen Indianerstämme, wie z. B. die Guaxarapos [7]) und Lengoas [8]), sind nachweislich durch den Kindermord nach und nach erloschen, und auch bei den Australiern, wo die Zunahme desselben Hand in Hand mit dem Verkommen ihres Zustandes geht, wirkt er aus das Verschwinden der Race verhängnißvoll mit ein [9]).

Zur theilweisen Entschuldigung des unnatürlichen Vorganges und um unsern Begriff von der Menschheit im Naturzustande nicht gar zu tief sinken zu lassen, müssen wir nun aber fortfahren, daß die niedrigsten Kulturzustände das Aufbringen einer zahlreichen Familie bei der großen Beschränktheit der Subsistenzmittel, namentlich im Jäger- und rohesten Wanderleben, wo die Periode gänzlichen Mangels alljährlich wiederkehrt, oft gar nicht gestatten. Das fortwährende Herumziehen, wobei die kleineren Kinder so sehr lästig sind, weshalb auch z. B. die Araber vor Mohammed den Mord der weiblichen Kinder stark übten [10]), die übermäßige Arbeitslast des Weibes, welchem der Naturmensch alles nur Mögliche aufbürdet [11]), der ewige Kriegszustand bieses rohen Lebens, welchen die Bewohner von Biti und Tahiti selbst mit als Grund anführen [12]), und welcher vielfach bei Flucht vor dem Feinde wirklich zum Morde der Kinder nöthigt, wenn man sie nicht zurücklassen will, erschweren die erste Pflege überaus lästig und machen sie oft fast unmöglich.

Besonders unglücklich wirkt in dieser Beziehung noch eine weitverbreitete Sitte, das lange Säugen der Kinder, welches vielfach wegen Mangels an passenden Nahrungsmitteln für das frühe Kindesalter unentbehrlich ist, dann aber auch oft

[1]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnologie. Wien 1873.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 778.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 873.
[4]) Waitz Bd. III, S. 413, 473, 475, 480.
[5]) Waitz Bd. III, S. 391.
[6]) Marcmilian, Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien 1815 bis 1817. Frankfurt 1820/21, Bd. II, S. 39.
[7]) Waitz Bd. III, S. 106.
[8]) Waitz Bd. III, S. 115.
[9]) St. Krascheninnikow, Beschreibung des Landes Kamtschatka. Uebersetzt von J. F. Köhler. Lemgo 1766, S. 262.
[10]) J. Lubdock, Die vorgeschichtliche Zeit. Uebersetzt von A. Passow. Jena 1874, Bd. II, S. 212.
[11]) J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Uebersetzt von R. Wagner. Leipzig 1840/48, Bd. III, 2, 383.
[12]) A. Erman in Zeitschrift für Ethnologie, Bd. III, S. 163.
[13]) D. Cranz, Historie von Grönland. Barby 1765/70, S. 302.
[14]) Waitz Bd. II, S. 340.
[15]) Waitz Bd. VI, S. 340.
[16]) Waitz Bd. II, S. 391, 389.

[1]) J. Barrow, Reisen in das Innere von Südafrika 1797 bis 1798. Aus dem Englischen. Leipzig 1801, S. 253.
[2]) Waitz Bd. II, S. 124.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 804.
[4]) Waitz Bd. IV, S. 332.
[5]) Waitz Bd. II, S. 340.
[6]) Le Gentil, Reisen in den Indischen Meeren 1761 bis 1769 in der (Bohn'schen) Neuen Sammlung von Reisebeschreibungen. Hamburg 1780 ff., Bd. II, S. 181.
[7]) Waitz Bd. III, S. 434.
[8]) Neuwied a. a. O. Bd. II, S. 89 (nach Azara).
[9]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[10]) „Ausland" Jahrgang 1867, S. 14.
[11]) Auf den Neuhebriden tödtet bisers der Vater wider Willen der Mutter das Kind, einzig nur damit sie nicht von der Arbeit abgehalten werde. Turner a. a. O. S. 394.
[12]) Waitz Bd. VI, S. 638, 139.

Digitized by Google

als bloße Sitte in ganz unbegreiflicher Ausdehnung herrscht. Bei schnell auf einander folgenden Geburten hindert dies natürlich das Aufziehen des spätern Kindes, wenn nicht das frühere unter Mangel an Nahrung oder ihm nicht zusagender Speise leiden soll, wie dies häufig bei den Grönländern eintritt, bei denen die Mutter ihre Kinder 3 bis 4 Jahre lang säugt [1]) und bei häufigen Geburten dadurch oft den Tod des ältern verursacht. Der Australier tödtet daher in einem solchen Falle, welcher ihm auch gar nicht als anstößig gilt, das jüngere Kind und würde es als ein dem ältern zugefügtes Unrecht betrachten, wenn diesem dadurch seine Nahrung geschmälert würde [2]). Wir müssen überhaupt bei der Beurtheilung des Kindermordes beachten, daß Mangel an Pflege und passender Nahrung sowie die schädlichen unbehindert wirkenden Einflüsse der Außenwelt auch bei den Völkern, wo der Kindermord nicht herrscht, doch durch die große Sterblichkeit in den ersten Jahren fast die gleichen Resultate hervorbringen wie dieser. In Polynesien, wo die Sterblichkeit in den ersten Jahren wegen schlechter Pflege überhaupt eine sehr große ist [3]), schätzt Turner [4]) die Zahl der in früher Kindheit Sterbenden auf den Gesellschaftsinseln, welche den Kindermord nicht, sondern nur den Abortus kennen, auf zwei Drittel der Geburten; bei den Lappen kosten Kälte und die Beschwerlichkeiten des Wanderns einer unverhältnißmäßig großen Zahl von Kindern das Leben [5]), und ebenso bieten naturgemäß die anderen Völker ohne festen Wohnsitz eine sehr hohe Sterblichkeitsziffer.

Als mildernden Umstand dürfen wir ferner noch den Glauben anführen, daß die Seele in dem Zustande, wie sie hier das Leben verläßt, im Jenseits fortlebe, welcher bei vielen Völkern herrscht, und welcher die That in einem minder schrecklichen Lichte erscheinen läßt, ebenso auch den, welcher in Polynesien den Kindergeistern eine besondere Macht und eine Vermittlerrolle bei den Göttern zuschreibt [6]). Die Bewohner der chinesischen Provinz Honan trauen gleichfalls dem Geiste eines todten Kindes eine bedeutende Macht zu und sind daher bei der Aussetzung oder Ertränkung von Kindern sehr sorgfältig darauf bedacht, in Zickzack und mit Umwegen dasselbe fortzubringen, damit nach eingetretenem Tode der rachererfüllte Geist den Weg zur Wohnung nicht finden kann [7]).

Dies, namentlich Mangel und Armuth, sind auch die Entschuldigungen, welche von den Eltern, wenn das moralische Gefühl noch nicht gänzlich erstorben ist, vorgebracht werden.

Zu den angeführten Gründen tritt nun noch die wilde Leidenschaftlichkeit des Naturmenschen, welche, unkontrolirt durch Moral und Vernunft, nichts hindert, sich an dem hülflosen Wesen zu vergreifen. Wie leicht fällt es als Opfer der Rache bei Trotzdruck oder schon bei bloßer Eifersucht, wie namentlich bei den nordamerikanischen Indianern, wo er neben effektivem Mangel das Hauptmotiv bilden soll [8]), dann auch in Neufeland [9]), Biti [10]) und anderwärts — Jung [11]) erzählt sogar von einer Australierin, welche ihr erstes Kind nur aus dem Grunde tödtete, weil sie ihrem Manne wider ihren Willen zur Frau gegeben war —; wie leicht in der Aufregung über schlechte Behandlung Seitens des Mannes, besonders während der Schwangerschaft — dies z. B. häufig in Neufeland [1]) — oder bei Streitigkeiten zwischen den Eltern, welche Ursache gleichfalls bei den Neufeländern [2]), dann auch bei den Buschmännern [3]) oft Kindermord veranlassen soll. Wie oft zwingt der Mangel oder verführt das Rachegefühl die Mutter, wenn sie vom Manne verstoßen oder verlassen wurde, was bei der Rechtslosigkeit des Weibes etwas so Häufiges ist, oder wenn sie unehelich geboren hat und der Vater sich des Kindes nicht annimmt, zur Tödtung desselben! Schon der Gedanke, was beim Tode des Mannes mit den noch jungen Kindern werden soll, veranlaßt bei Völkerschaften, wo allein der Mutter die Sorge für die Kinder bleibt, öfters die Unterdrückung des mütterlichen Gefühls und die Tödtung des Neugeborenen; von den Pimas in Südamerika wird und dieser Fall als ein nicht seltener berichtet, und dadurch leicht glaublich gemacht, daß das Gesammteigenthum des Todten, wie bei manchen anderen Völkern, gänzlich vernichtet wird, keiner sich der Kinder annimmt und eine Frau mit Kindern nie auf eine zweite Ehe rechnen kann [4]). Auch die Zugehörigkeit des Weibes zu einem feindlichen Stamme veranlaßt es zuweilen, wenn die Anhänglichkeit an seine frühere Familie sich stark genug erhalten hat, die Knaben, welche es geboren hat, dem Tode zu weihen, damit es nicht die Feinde seines Stammes vermehre; auf den Viti-Inseln sollen Mordr Seitens der Mutter aus diesem Grunde öfters vorkommen [5]).

Unter den verschiedenen Fällen des Kindesmordes tritt einer mit dem größten Anschein der Berechtigung auf und findet sich daher auch weit verbreitet; es ist dies die Tödtung des Säuglings beim Tode der Mutter. Abgesehen von der engen Verbindung der Beiden, welche es dem Wilden nur natürlich erscheinen läßt, sie auch vereint dem andern Leben zuzusenden, macht schon der Mangel an Nahrung es unmöglich den Säugling zu erhalten. Keiner hat ein Interesse an dem verlassenen Wesen, da das Mitleid noch fast gänzlich unentwickelt ist, und wäre dieses wirklich vorhanden, so würden abergläubische Bedenken doch das Anlegen des Kindes an eine fremde Brust, wenn dies zufällig möglich wäre, vielfach verhindern. Keine Frau bei den Lulei, einem südamerikanischen Indianerstamme, würde dazu zu bewegen sein, obgleich sie öfters junge Hunde an der Brust nähren [6]), welches Hundesäugen auch auf Hawai, Neufeland [7]) und in Australien [8]) gebräuchlich ist, und gleicherweise finden wir dieselbe Scheu auch bei den Kaffern [9]) herrschend. Der Säugling wird daher am einfachsten mit der Mutter zusammen begraben und dies ist sein Schicksal auch bei den meisten Naturvölkern, bei den Hottentoten [10]), Australiern [11]), Eskimos [12]), nord- und südamerikanischen Indianerstämmen [13]) und anderen. Der Glaube an das Weiterleben nach dem Tode in dem Zustande, in welchem man die Welt verlassen hat,

[1]) Crantz S. 213.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 780. E. Jung in „Natur“ Bd. XXVI, S. 90.
[3]) Waitz VI, S. 26.
[4]) A. a. O. S. 219.
[5]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1749 ff. Bd. XX, S. 549.
[6]) Waitz Bd. VI, S. 141.
[7]) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Ueberetzt von K. Andree. Leipzig 1867. S. 331.
[8]) Waitz Bd. III, S. 106.
[9]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[10]) Waitz Bd. VI, S. 698.
[11]) In „Natur“ Bd. XXVI, S. 90.

[1]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[3]) Waitz Bd. II, S. 340.
[4]) „Globus“ Bd. XXXII, S. 296.
[5]) „Ausland“ 1859, S. 113 (nach Th. Williams).
[6]) Waitz Bd. III, S. 480.
[7]) Waitz Bd. VI, S. 141.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[9]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[10]) Waitz Bd. II, S. 340.
[11]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[12]) Ludvod Bd. II, S. 212.
[13]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867. S. 88, 288. „Ausland“ 1859, S. 252.

Digitized by Google

nimmt aber dieser grausamen Sitte viel von ihrem moralischen Schatten und läßt die Nichttrennung von Mutter und Kind als eine für beide Theile wünschenswerthe Handlung erscheinen. Cranz [1]) berichtet von den Grönländern, daß diese es nur aus Nothwendigkeit wegen Unmöglichkeit der Ernährung thäten, und die Tödtung eines männlichen Sprößlings auf diese Weise dem Vater einen tiefen Schmerz verursache. Vereinzelte Fälle von Aufziehung des Säuglings treten uns natürlich auch entgegen, sogar bei denn so tief stehenden Australier [2]), und bei den einzelnen Völkern wie den Huronen [3]), auf den Karolinen, Gilbertsinseln und früher auf den Marianen [4]), als feststehenden Gebrauch.

Wir dürfen übrigens durchaus nicht dort, wo wir den Kindermord herrschen sehen, auf eine gering entwickelte Liebe für Kinder schließen; im Gegentheil finden wir unbegreiflicherweise beides häufig vereint. Der Australier, welcher so geringe Sehen vor dem Morde seiner Kinder hat, läßt es sich nicht verdrießen, die überlebenden auf dem mühsamen Wanderungen fundenlang an der Hand zu führen, und ist überhaupt ein liebevoller Vater [5]), wie gleicherweise die Mutter an ihren übrigen Kindern mit rührender Zärtlichkeit hängt [6]). Ebenso ist die Kinderliebe bei den Polynesiern stark entwickelt und bilden die Kinder bei ihnen eine starke Befestigung des Ehebandes [7]), und der wilde Biti-Insulaner, bei welchem Kindesmord und Abortus wie nirgends sonst im Schwange sind, ist im Allgemeinen milde und weich gegen Kinder und sind Adoptionen von Waisenkindern bei ihm nichts Seltenes [8]). Bei den Stämmen der Dayaks, bei denen der Kindesmord herrscht, ist die Liebe zu den Kindern nicht geringer als bei den übrigen, wo er nicht herrscht [9]), und von fast allen kindermordenden Völkern werden uns so vielfache Züge von Kinderliebe erzählt, daß wir wohl annehmen dürfen, daß beides, Kindermord und Kinderliebe, unabhängig neben einander bestehen können. Diese wunderbare Verbindung läßt sich eben nur dadurch erklären, daß der Kindermord als Brauch eingewurzelt ist und daher mechanisch geübt wird — die Männer auf Nuk erklärten dem Missionär Reina geradezu, daß er geschähe, um altem Brauche zu genügen [10]) —, daß er reale Gründe, sei es im Mangel oder in der Bequemlichkeit, welch letztere z. B. Gerland [11]) für Melanesien als stark mitwirkend in Anspruch nimmt, oder aber abergläubische für sich hat, und dann namentlich auch dadurch, daß er gewohnheit in frühester Jugend geschieht und nicht erst, wenn das Kind, mehr entwickelt, Interesse bei seiner Umgebung und namentlich beim Vater erregt, sowie aus der Gewohnheit des Zusammenseins sich das Bedürfniß dazu und die Freude an demselben gebildet hat. Wir dürfen uns daher selbst darüber nicht wundern, daß sich der Grund für den Mord des Kindes stellenweise sogar in das Gewand des Mitleides für dasselbe kleidet: der Radschputе tödtet seine Tochter, um sie nicht der spätern Schande des Unverheirathetbleibens oder einer nicht standesgemäßen Heirath auszusetzen, und ebenso wie die Bewohner der Antillen und Hawaiis ihre Kinder, tödten auch die Frauen der Kniisteno und anderer Stämme des nördlichen Amerikas bisweilen ihre weiblichen, um sie dem elenden spätern Loose des Weibes zu entziehen [12]).

Auch bei wachsender Kultur erhält sich, wenn da er als Sitte mit dem ganzen Gedankenzusammen verschmolzen, der Kindermord lange als berechtigt, und wenn auch das aufgeklärte klassische Heidenthum bereits in einzelnen seiner humanen Vertreter die Immoralität desselben erkannte, so sind es doch erst das Christenthum und der Islam gewesen, welche, wohin sie in ihrer Kulturmission drangen, ihn wahrhaft, wenn auch oft erst unter harrem Kampfe, ausrotteten und das Recht auch des neugeborenen hilflosen Menschen zur Anerkennung brachten, welcher bis dahin so vielfach völlig rechtlos der Willkür seines Erzeugers überlassen war. Die christliche Kirche des frühen Mittelalter that alles, der Grausamkeit des Kindermordes, namentlich auch der Aussetzung entgegenzuwirken. Außer den direkten Verboten, der Bedrohung mit zeitlicher und ewiger Strafe, verfuchte sie es durch die von Konstantin verordnete, später durch das Konzil von Arles (5. Jahrhundert) und Karl den Großen wieder eingeschärfte Bestimmung, daß die ausgesetzten Kinder das Eigenthum ihrer Auferzieher werden sollten, den Eigennutz für die armen Wesen zu interessiren, und betrat ferner den praktischen Weg durch Gründung von Findelhäusern, von denen 789 das erste zu Mailand, vielleicht aber auch schon im 6. Jahrhundert zu Trier, im 7. zu Angers, gestiftet wurde, welche Institutionen allerdings erst die Furcht der Kirche, dadurch die Unkeuschheit zu befördern, zu bekämpfen hatte, ehe sie allgemeiner in Aufnahme kommen konnten. Wie Mailand des ersten Findelhauses sich rühmen konnte, so gab es auch im 12. Jahrhundert zuerst das Beispiel einer frommen Gesellschaft, welcher neben anderen Zwecken gleichfalls die Auffuchung ausgesetzter Kinder oblag. Namentlich ließ aber die Kirche es sich angelegen sein, der verhängnißvollen Wirkung der Aussetzung dadurch zu steuern, daß sie sich selbst der ausgesetzten Kinder annahm und für ihre Auferziehung auf den Kirchengütern sorgte, wodurch sie dann später wohl in ein Leibeigenschaftsverhältniß zur Kirche getreten sein werden. Das Koncil von Rouen im 9. Jahrhundert forderte direkt die Frauen auf, die im Gehein geborenen, sonst der Bernichtung preisgegebenen Kinder an die Kirchthüren anzusetzen, damit die Kirche für sie sorgen könne [1]). Nach einer französischen Urkunde vom Jahre 1408 scheint es Sitte gewesen zu sein, den Ausgesetzten Salz beizulegen als Zeichen, daß sie noch ungetauft wären [2]).

Uebrigens hatten schon die Antoninen und Konstantin durch die Ernährung und Beteidung der Kinder, deren Eltern dazu unvermögend waren, dem Verbrechen zu steuern gesucht [3]), wie ja ebenfalls bereits das heidnische Rom durch Bortheile, welche es den Vätern starker Familien einräumte, seinem entvölkernden Einfluß entgegengetreten war [4]). Wie im Mittelalter die Kirche sich der ausgesetzten Kinder annahm und später Nutzen aus ihnen zog, so wurden auch zur Zeit des Heidenthums in Rom vielfach ausgesetzte Kinder von Spekulanten aufgezogen, um späterhin als Sklaven oder Prostituirte verwerthet zu werden [5]), gerade wie noch jetzt in China die den Findelhäusern abgenommenen Mädchen von den Pflegeeltern zu Beischläferinnen und Mägden erzogen werden [6]). Auch die Hindutempel nehmen den Eltern, welche der Auferziehung ihrer Kinder überhoben sein wollen, gern die weiblichen ab und lassen sie von den Eltern dem Tempel weihen, wodurch sie in ein Dienstverhältniß zu diesem treten und späterhin als Tempeldirnen reichlich die Auslagen für ihre Erziehung ersetzen [7]).

---

[1]) A. a. O. S. 302. — [2]) Waitz Bd. VI, S. 779. — [3]) Waitz Bd. III, S. 115. — [4]) Waitz Bd. V, 2, S. 111. — [5]) Waitz Bd. VI, S. 780. — [6]) Müller a. a. O. S. 181. — [7]) Waitz Bd. VI, S. 138. Müller S. 301. — [8]) Waitz Bd. VI, S. 638. — [9]) „Ausland" 1862, S. 723. — [10]) Waitz Bd. VI, S. 639. — [11]) Waitz Bd. VI, S. 639. — [12]) Waitz Bd. III, S. 103.

[1]) W. E. Hartpole Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Uebersetzt von H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1870/71. Bd. II, S. 19, 25, 26.
[2]) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828.
[3]) H. H. Milman, The history of christianity. Paris 1840, Vol. II, p. 88. Lecky Bd. II, S. 23.
[4]) Lecky Bd. II, S. 21.
[5]) Lecky Bd. II, S. 23. P. F. A. Nitsch, Beschreibung des Zustandes der Römer. Erfurt 1807, Bd. I, S. 183.
[6]) Missionar G. Smith im Basler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 32.
[7]) F. A. Wiese, Indien und die Hindus. Leipzig 1836/37, Bd. II, S. 123.

Digitized by Google

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

III.

Ethnographische Bemerkungen.

Schütt hebt zunächst diejenigen Charaktereigenthümlichkeiten und Sitten hervor, die alle Racen, die er kennen gelernt, mit einander gemein haben; denn wenn auch jeder Stamm seine Eigenthümlichkeiten hat, so findet man doch, nimmt man alle Neger zusammen, keine ausgesprochenen oder sehr großen Verschiedenheiten unter ihnen. Und dieses hat ja seinen natürlichen Grund darin, daß angekaufte oder erbeutete Sklaven sofort in die Familie ihres Herrn einverleibt werden, und daß dieser die weiblichen Sklaven fast stets als Kebsweiber hält.

Die Bevölkerungszahl aller dieser Länder ist eine sehr geringe, mit einziger Ausnahme von Cassange-Land und Songo-Land. Das Regierungssystem ist stets von patriarchalischem Charakter, jedes Dorf hat seinen Häuptling; ein Komplex von Dörfern gehört wieder einem größern Fürsten, dem jene kleinern Tribut zahlen müssen, und bei den Lunda und Bangala herrscht dann noch ein Kaiser über die gesammte Nation.

Ein solcher, und in den Ländern wo keiner ist, auch schon der Häuptling des Kreises oder Distriktes, herrscht absolut, doch halten sich beständig an seinem Hofe eine Anzahl alter, angesehener Leute auf, welche zu allem ihre Ansicht aussprechen, zu- oder abreden und in den meisten Fällen den Häuptling leiten, wie sie es wollen. Durch sie werden dann die Befehle im Namen des Häuptlings ausgesandt, denen meist unweigerlich Folge geleistet wird. Das Dorf, der Distrikt resp. das Land muß natürlich den Häuptling ernähren, ihm garapa, den gegohrnen Hirsetrank, liefern, ihm Frauen geben und vieles andere mehr; von jedem Wild, das erlegt wird, gehört die rechte Keule ihm, die linke dem Schützen und der Rest wird unter die Jagdgenossen vertheilt, so daß er auch noch davon sein gleichmäßiges Theil bekommt. Vom Elephanten beansprucht er außerdem noch einen Stoßzahn, und die Felle erlegter Löwen und Leoparden gehören ihm immer, da nur ein Häuptling auf solchen sitzen resp. solche besitzen darf.

In Ländern, wo es Palmwein giebt, stellt der Häuptling eigens Leute an, welche die mühevolle Arbeit des Ahyapfens dieses Baumsaftes besorgen müssen. Dieselben wohnen dann allemal dicht bei dem Palmwalde und bewachen denselben, und ihre einzige Bezahlung besteht darin, daß sie von ihrem Weine mittrinken dürfen. Alles Uebrige aber muß dem Häuptling abgeliefert werden, der dann oft Monate lang von nichts anderm lebt.

Trotz der absoluten Herrschaft der Häuptlinge über Gut und selbst Leben ihrer Unterthanen giebt es nun Leute, welche einen weit größern Einfluß ausüben, und dies sind die Zauberer, Doktoren oder Medicinleute, so daß ein Häuptling, welcher selbst in dem Rufe steht, ein solcher zu sein, wirklich eine unbeschränkte Gewalt besitzt. Die Macht, welche ein Zauberer über die Neger hat, zeigt sich jedoch nicht etwa dadurch, daß sie denselben wie den Häuptling ehren, in respektvoller Weise mit ihm verkehren, oder gar ihn als höher stehend betrachten; er ist ihnen persönlich nichts weiter, als jeder beliebige Mitmensch; nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person. Unter Schütt's Trägern befand sich z. B. ein solcher, welcher für sehr geschickt galt und viel mit seiner Kunst verdiente; sogar Eingeborene, bei denen die Karawane passirte, kamen zu ihm und nahmen seine Hilfe in Anspruch; niemals aber hat sich ein Kamerad erboten, etwa die Last desselben zu tragen oder ihm irgend eine andere Arbeit abzunehmen.

Der Zauberer oder Quimbanda (von m'banda, der Zauber) kennt vor allen Dingen die Wirkung verschiedener Wurzeln und Kräuter und beschäftigt sich vornehmlich damit, Krankheiten zu heilen. Außerdem aber verfertigt er Zauber und Feitsche aller Art zum Schutze gegen Feinde, Krankheit, Löwen und Schlangen; einen Fetisch, der den Besitzer zum glücklichen Jäger macht oder einen äußerst nützlichen, welcher die Regenwolken vertreibt oder wenigstens den Regen verjögert, und so dem Wanderer ermöglicht, noch undurchnäßt ein schirmendes Dach für die Nacht herzustellen.

Bei einer beabsichtigten Kur, oder wenn Jemand einfach vom Quimbanda eine Heilwurzel, eine miehi ya m'banda, zu kaufen wünscht, hütet sich derselbe wohl, dieselbe in ihrer natürlichen Gestalt zu verabreichen; das würde durchaus keine Wirkung haben; es darf vielmehr niemals das bei jedem Zauber eine große Rolle spielende Antidotenpulver, das giechilo, fehlen, in welchem sich dann das Heilmittel, unkenntlich gemacht in einem schwarzen Brei oder wie eine graue Erdart aussehend, befindet. Einem solchen gefüllten Antidotenhorn traut nun der Neger unglaubliche Kräfte zu; wo dem Dorfe in den Boden gesteckt, schützt es gegen den Angriff des Feindes, dem Raubiokafelde verleiht es die Kraft, die unentbehrlichen Wurzeln, die drei Jahre bis zur Reife bedürfen, rascher zu treiben; es hat, vom Quimbanda dirigirt, die Kraft, Verlorenes oder Gestohlenes zu entdecken, und macht, daß der Besitzer in einer milonga, einer der alltäglich sich unter den Negern abspielenden Kabalen, von denen gleich die Rede sein wird, Recht behält.

Der Glaube an die Macht des Zaubers ist bei allen Eingeborenen tief in die Seele eingeprägt; selbst diejenigen unter ihnen, welche in den Städten geboren und in frühester Jugend Christen geworden sind, können nicht davon lassen, und wenn sie in die Lage kommen, sich zu entscheiden, welcher Religion sie mehr Zutrauen schenken sollen, werden sie keinen Augenblick im Zweifel sein.

Außer dem eigentlichen Zauberer, zu dessen Ressort es nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, gehört, die Zukunft im Voraus zu ergründen, giebt es noch die Wahrsager oder Rather, die acoa n'gombo, welche ungefähr unseren Kartenlegerinnen oder den Somnambulen entsprechen dürften. Diese Leute sitzen fortwährend durch ihre Prophezeiungen unzählige Mordthaten an; denn von ihnen läßt sich der Neger, der bekanntlich niemals, auch im höchsten Alter nicht, an das natürliche Eintreten einer Krankheit oder des Todes glaubt, sagen, welcher seiner Mitmenschen ihm den bösen Zauber, den mulogo, gemacht hat, der seine Krankheit oder seines Verwandten Tod verursacht hat. Häufig jedoch nennt, zum großen Glück, der N'gombo einen oder mehrere bereits Verstorbene als die Veranlasser der Krankheit, und in diesem Falle versucht der Kranke diese Gespenster durch

Digitized by Google

Hinsetzen von Speise, einem Huhn und Fuba, an einem vom N'gombo bestimmten Ort, wo derselbe es dann wohl abholen mag, zu verzehren.

Hilft dies aber nichts, so muß der Rather, um seinen Ruf nicht zu verlieren, eine lebende Person als den Thäter nennen, woza unglaublich nichtssagende Gründe schon genügen.

Das Gottesurtheil, m'bamba, zu welchem dann geschritten wird, besteht darin, daß der Beschuldigte den Trank einer gewissen bittern Baumrinde trinken muß, welcher auf die verschiedenen Organismen zweierlei verschiedene Wirkungen hat. Der eine bekommt davon Uebelkeit und giebt nach einigem Würgen das Gebräu wieder von sich; dieser hat dann die Probe bestanden, ist unschuldig an dem ihm zur Last gelegten muloge und kehrt im Triumph mit seinen Freunden in seine Hütte zurück, wo ein tüchtiger Schlaf etwaigen weiteren übelen Folgen des Trankes entgegentritt. Der Kläger muß dann eine mandymal recht große, von der Art des Verbrechens abhängige Entschädigung an Sklaven, Vieh oder Zeug an ihn zahlen. Die andere Wirkung des Trankes giebt die Bestätigung der Schuld; das Gift der Rinde beginnt zu wirken, es treten Zuckungen und Konvulsionen ein und der Tod erfolgt bald. In manchen Gegenden, z. B. im Norden, am Congo, warten die Umstehenden nicht einmal den Tod ab, sondern stürzen bei den ersten Zuckungen des Opfers mit ihren Messern über dasselbe her und schlagen und schneiden es in Stücke. Die von Schütt besuchten Stämme jedoch begnügen sich damit, die Leiche des Gemordeten mit einem spitzen Pfahl ihrer ganzen Länge nach zu durchstechen, sie daran zu einer oben Stelle im Walde zu schleppen und dort zu verbrennen.

Bei diesen Gerichten spielt eine dritte Gattung von Magiern, die niemals etwa in der Person eines der beiden erwähnten vereint auftritt, der eassanga ea m'bambu, die Rolle des Richters, Henkers oder Exekutors, und wie wichtig diese Rolle ist, geht leicht daraus hervor, daß die Stärke des Trankes oder überhaupt die Zubereitung desselben ihm vollkündig überlassen bleibt, sein Geheimniß ist. Dieser Cassange nun, einzig von allen drei Sorten Magiern, ist dem Neger eine unheimliche Person, mit der er nicht gern verkehrt, deren es nicht viele giebt und die oft weither von ihren einsamen Wohnungen geholt werden müssen zur Exekution. Dem eigentlichen Schuldigen an der Schlächterei, dem N'gombo oder Rather, der doch den Namen des Opfers genannt und ihn dem Henker überliefert hat, hängt nicht das mindeste Grausen an, noch besitzt er irgend welchen Nimbus. Schütt selbst hatte einen solchen als Träger und er war ein recht guter Träger, weshalb der Reisende sich auch um seinen Hokuspokus wenig kümmerte; ging er aber einmal hin, wenn jener gerade unter Gesang und Geklingel feierlichst wahrsagte, so war alles, was die zuschauergeworfenen höhnenden und spottenden Worte des Weißen auf den Akteur und die Zuschauer bewirkten, ein fröhliches Gelächter und eifrige Fortsetzung des Geschäfts, sobald er sich umgedreht.

Die M'bambu-Beschwörung ist auch bei den vollständig unterworfenen Negerstämmen, sowie bei den Ambaquistas, den civilisirten portugiesischen Afrikanern, noch in voller Geltung und sogar die Kinder und Enkel der Weißen huldigen ihr. Trotz strengen Verbotes Seitens der Regierung ereignen sich Fälle derselben selbst in Loanda und Ambacca noch öfters.

Durchaus nicht nur große Angelegenheiten halber, vielmehr um jede Lappalie bieten sich die armen unwissenden Kerle dies Schiedsgericht gegenseitig an, und kann einer weigert sich, den Trank zu nehmen, da sie ja wirklich einen Zauber nicht begangen haben und fest glauben, daß nur der Schuldige dabei zu Grunde gehen kann.

Bei ihren Processen, deren die Neger sich gegenseitig unzählige machen und für die sie, theils aus Habgier, theils der Unterhaltung halber, wahrhaft schwärmen, wird jedoch niemals durch Schwur, sondern durch die Volksstimme entschieden. Zu solchen Processen, eben den milongas oder Kabalen, die verhin erwähnt wurden, mit denen Schütt besonders bei den Songo und Quioco recht sehr belästigt wurde, giebt nun der geringste Umstand Veranlassung: Einer zündet sich z. B. die Pfeife am Feuer eines Andern an und ein Stück Kohle fällt diesem auf das Kleid und brennt ein winziges Loch hinein; gleich ist milonga und der Beschädigte verlangt dann nicht etwa sein Kleid, das ein alter Fetzen war, durch ein neues ersetzt, nein, ganze Stücke Zeug muß oft der Thäter zahlen, denn es ist ja ganz klar, daß er die Kohle absichtlich geworfen hat, in der Hoffnung, der andere würde Feuer fangen und dadurch verbrennen!

Muquengue, der Häuptling der Tschilangue, jenes Lubastammes im Norden des Mai, hat bei seinem Volke die Gottesgerichte, sowie die Milongas abgeschafft. In seinem Lande giebt es für alle Mißhelligkeiten, für Vergehen wie Verbrechen nur eine Instanz, nur einen Richter, und das ist er selbst. Die Zustände müssen dabei nach der Beschreibung wirklich gar nicht so übel sein, jedenfalls besser als bei den anderen Stämmen. Ihre Religion, ihr einziger Fetisch ist der Hanf, die liamba; sie haben ihre Giftpfeile verbrochen und halten sich keine Götzen mehr; jeder, der zum Stamme gehören will, muß Liamba rauchen und will er das nicht, so wird er ausgestoßen. Wer aber die Pfeife einmal genommen hatte und sich Muquengue's Gesetz entziehen will, dem sendet er eine Anzahl Leute ins Haus, die ihn zwingen, so lange aus ihren Pfeifen zu rauchen, bis er umsinkt, worauf sie ihn verbrennen. Einen Mörder, zum welchen Gründen er immer einen Menschen erschlagen hat, geschieht dasselbe, er muß sterben. Diebe täßt der Häuptling große Bußen an Ziegen ꝛc. zahlen und zwingt sie, mehr Liamba zu rauchen, als ihnen angenehm ist. Verliert oder vergißt irgend Jemand einen Gegenstand, und einer von Muquengue's Volk findet ihn, so darf er ihn nicht behalten, sondern er streut etwas Liamba darauf und läßt ihn liegen; dadurch wird er für alle unantastbar, jeder, der ihn berührt, außer dem Eigenthümer, stirbt unbedingt, so daß dieser oft nach langer Zeit seine Sache da wiederfindet, wo er sie verloren hat. Die Tschilangue dürfen nur dann Krieg anfangen, wenn Muquengue es ihnen befiehlt; sie sind dann aber sehr gefürchtet, zumal der Häuptling bereits über 100 Gewehre besitzt. Wer sonst nach ein solches sich verschafft hat, wird dadurch ein geachteter Mann, ein Anführer, und wenn er vorher der Niedrigste und Aermste gewesen wäre. Der Durst nach Gewehren war es darum auch, der so viele von diesen armen Teufeln mit den Quioco hinaustreiben hatte in deren Land, und damit in Sklaverei, Elend oder Tod (vergl. „Globus“ XXXVI, S. 361).

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß die Engländer wieder die Führerrolle zur Erforschung Arabiens übernommen haben: so hat in der letzten Sitzung der Royal Geogr. Society Herr Blunt Nachricht von einer in Begleitung seiner Gemahlin unternommenen Reise gegeben, die ihn im December 1878 und Januar 1879 von Damask südöstlich nach dem Dschauf und nach Schamar geführt hat, von wo die Reisenden mit der persischen Pilgerkarawane nach Bagdad gelangten. Das sind also die Pfade Wallin's, Palgrave's, Guarmani's. Von Damask zog man über Mezerib an der Pilgerstraße nach dem menschenleeren Wadi Sirhan, das etwa zur Sommerzeit die wandernden Stämme der Brunnen wegen aufsuchen, das aber sonst nur die Stätte dürftiger Hasen, Gazellen und Hyänen ist. Die Hauptstation wurde für Blunt die Brunnen von Käf, von wo er bis nach der Daseudepression des Dschauf 200 engl. Meilen rechnet (bei Guarmani 64 Stunden). Zu der berüchtigten Unsicherheit der Straße nach dem Dschauf erlebte das englische Ehepaar eine genügende Illustration, indem Blunt und Gemahlin, die ein Weniges von der übrigen Karawane getrennt unter einem Gebüschstrauche ehen ihre Datteln als Mittagsmahl genossen, von einem Dutzend Ruate überfallen und beinahe niedergemacht wurden. Der Ruf Blunt's: duchil, d. h. etwa: ich rufe den Schutz an, machte der Gefahr ein Ende, und schließlich entschuldigten die Wegelagerer ihren Irrthum in höflicher Weise und gaben die schon weggeführten Pferde u. s. w. zurück. Das war am achten Tage von Käf ab, nach zwei weiteren gelangten die Reisenden nach dem Dschauf, doch wohl seit 1864 (Guarmani) die ersten Europäer, die dann die 500 Lehmhäuser und die Palmengärten und den altberühmten Raimenthurm el-Marid noch so fanden, wie ihre Vorgänger. Am 12. Januar verließen sie Meschakik (ich denke, es wird der vielgenannte Brunnenort Schekik sein), um die gefährlich wasserlosen Nefud zu durchkreuzen, was sie in elf Tagen mit Verlust nur eines Kameeles trotz beladener Karawane glücklich fertig brachten. So gelangten sie nach Hail, nicht ohne Sorge, wie der als grausam verschriene Emir sie aufnehmen würde. Blunt nennt ihn Muhammed ibn Raschid, eine Art Richard III. Seinen Vorgänger und Neffen — wäre das wirklich der treffliche Telal? — soll er gewaltsam beseitigt, 16 Verwandte ebenso aus dem Wege geräumt haben. Doch hält er Ordnung und die Straßen im Lande sind sicher vor Räubern, wie wir das ja aus Schamar wissen. Sein Marstall erschien auch Blunt unvergleichlich. Auf dem Adschagebirge in der Nähe hat er für alle Fälle (Türken!) eine durch Natur und Kunst außerordentlich feste Position geschaffen. Offiziere und Soldaten — er hat eine Leibwache von 800 Mann in Hail — tummelten sich im Hofe des Palastes, wo der Emir Recht sprach, wie zu Palgrave's Zeiten.

Der Zufall fügte es, daß die persische Pilgerkarawane auf ihrer Rückkehr von Mekka gleichzeitig hier rastete; mit ihr gelangten die Engländer über die Brunnen von Schaibeh nach Bagdad. Es waren etwa 2000 Perser und einige Afghanen, dazu Leute aus Basra und Bagdad, auch Frauen, und endlich eine Eskorte von etwa 1000 Beduinen; die Afghanen erwiesen sich intolerant und unzugänglich, die gebildeten Perser aber durchaus angenehm. Aus dem Gespräch mit den Führern ergab sich übrigens, daß Palgrave's „Simum" — Giftwind recht problematisch ist.

Schließlich betont auch Blunt, was in dieser Zeitschrift schon häufig erwähnt worden ist, daß die officielle türkische Provinz Nedsched eine alberne Prahlerei ist, da auch nicht ein Quadratfuß des eigentlichen Hochlandes Nedsched den Türken gehört. Daß sogar das englische Ruchwörtlein Amt sich hat täuschen lassen, ist freilich zu verwundern; der „Globus" hat seit Jahren die Sache richtig gestellt.

— Professor Bastian ist nach dem „Java Bode" in Batavia angekommen, nachdem er in Assam wichtige ethnologische und anthropologische Studien gemacht und eine werthvolle Sammlung zusammengebracht hat. Darauf hat er seine Arbeiten im Hochlande von Padang fortgesetzt und wird nun daselbe auf Java thun.

— Wie Dr. A. B. Meyer der „Nature" (4. December 1879) schreibt, hat Herr Riedel, der holländische Resident auf Timor, welcher früher auf Celebes für europäische Museen sammelte und durch seine Arbeiten über Holländisch-Indien wohlbekannt ist, unlängst eine 2stägige, sehr beschwerliche Reise durch das Centrum von Timor zwischen 123½° und 125° östl. L. ausgeführt, was vor ihm kein Europäer gethan hat. Er schildert dasselbe als ein herrliches Land und als sehr geeignet für Kaffee- und Chinchonapflanzungen. Negrittos, welche nach Hamy im Innern der Insel leben sollen, hat er nicht gesehen und ebenso hörte er nichts von einem Casuar, deffen Existenz kürzlich berichtet wurde. Er hat eine Karte der besuchten Gebiete entworfen und Pflanzen gesammelt.

Arktisches Gebiet.

— Am 7. November 1879 langte die Bark „Sea Breeze", Kapitän Barnes, welche von S. Francisco im December 1878 auf den Walfischfang nach Norden gefahren war, daselbst wieder an und berichtete, daß sie am 8. September 50 Seemeilen südlich der Herald-Inseln die „Jeannette" auf ihrer Polarfahrt (s. „Globus" XXXVI, S. 112, 115 und 240) gesehen habe. Eine gegenseitige Verständigung wurde durch das schwere Eis und den bis zum Abend des folgenden Tages andauernden dichten Nebel unmöglich gemacht. Kapitän Barnes glaubt, daß das Eis in diesem Jahre ungewöhnlich schwer sein, und daß die „Jeannette" wenig mehr als eine Erforschung von Wrangel-Land wird ausführen können.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). II. (Mit fünf Abbildungen.) — Verhandlungen der Anthropologischen Institute von Großbritannien. — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. I. — Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 18. December 1879.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

(Die Abbildungen nach Skizzen des Dr. Crevaux.)

III.

Der Urwald, welcher ganz Guayana bedeckt, macht die Anwendung von Reitthieren unmöglich: man muß zu Fuße gehen oder in Booten fahren, wie denn die Buschneger einen großen Theil ihrer Zeit auf dem Wasser verbringen. Ihre Boote sind sehr lang und schmal, vorn und hinten stark empor gekrümmt; sie werden aus Baumstämmen mit der Art ausgehöhlt. Man nimmt dazu den Manglebaum oder noch lieber den Bamba, der sich durch Leichtigkeit und durch seinen Widerstand gegen die Fäulniß auszeichnet. Die Bonis vermeiden besonders jede Holzart, welche die Elektricität gut leitet, aus Furcht vor den Gymnoten oder Zitteraalen, welche manche Gewässer bevölkern. Ihre schmalen und sehr langen Ruder haben die Form einer Lanze; zum Kalfatern der Boote nehmen sie den Splint des Baumes Bertholetia excelsa, der mit einem Harze getränkt wird.

Wer den Maroni hinaufführt, darf nicht darauf rechnen, von den Eingeborenen Erzeugnisse des Ackerbaues zu erhalten; denn dieselben pflanzen nur so wenig, daß es kaum der Rede werth ist. Gebaut wird etwas Reis, Yamswurzel, Pataten, Mais, Zuckerrohr; Pfirsichen, Kaffee, Baumwolle, Tabak sind von sehr guter Qualität, aber sehr selten. Von letzterem machen sich die Bonis mit Hülfe sehr dünnen Baumbastes Cigarren; auch schlürfen sie concentrirte Tabakssoße in die Nase — also eine Art des Schnupfens. Von Gemüsen kommen nur Piment, Kalalu und die früher weit verbreitete Wassermelone vor; von Obstbäumen Mangle-, Bananen-, Orangen-, Melonenbäume und einige Ananas. Zuckerrohr wird theils roh gegessen, theils zu einem leicht gegohrenen, sehr angenehmen Getränke verarbeitet. Die Lieblingsbeschäftigungen dieser Wilden sind Jagd und Fischfang. Kleinere Fische betäubt man mit besonderen Pflanzen, die theils wild in den Wäldern wachsen, theils bei den Dörfern gezogen werden; größere werden mit Pfeilen geschossen, wie der sehr geschätzte, drei bis vier Pfund schwere Kumaru, der sich in dem raschfließenden, klaren Wasser der Stromschnellen aufhält und oft so zahlreich vorhanden ist, daß die Bonis nur die fettesten des Mitnehmens für werth erachten. Nie passiren die Buschneger einen Wasserfall, ohne sich das Vergnügen des Kumaru-Fanges zu machen, der oft Stunden lang dauert. Ein Weißer, der mit ihnen reist, muß dann geduldig in der glühenden Sonnenhitze warten und zieht sich nicht selten dadurch das Fieber zu. Und dabei hören die Schwarzen oder die Indianer mit ihrem Sport nicht auf, auch wenn sie schon längst Fische in Hülle und Fülle haben; je mehr aber der Reisende zur Weiterfahrt drängt, um so länger lassen sie ihn auf den glühenden Felsen des Ufers in der Sonne braten. Andere Fische, welche durch Pfeile harpunirt werden, sind die Aymaras, 4 bis 5 kg schwer, unseren Karpfen ähnlich, von zartem, fettem Fleische, das sich aber nicht lange hält. Sie leben in ruhigem Wasser namentlich an der Mündung kleiner Bäche, wo man sie oft auf dem Schlamme schlafen sieht. Fehlt man den Fisch, so ist er verloren; denn beim Fliehen trübt er das Wasser dermaßen, daß ein zweiter Schuß nicht möglich ist. Auch der Comata wird in dieser Weise erbeutet; er ist kleiner als der Kumaru und hat einen förmlichen Saugrüssel, womit er den Schlamm von den Felsen saugt; die Eingeweide der von Crevaux geöffneten Exemplare enthielten stets Erde und

Digitized by Google

Schlamm, die wahrſcheinlich zum großen Theile aus mikroſkopiſchen Thieren und Pflanzen beſtehen. Ein von den Eingeborenen wegen ſeiner Bisſigkeit gefürchteter Fiſch iſt der Pirai, den ſie deshalb gern mit einem Pfeile bohrten; Crevaux ſah zwei Bonis, deren einer zwei Zehen, deren anderer ein großes Stück Fleiſch aus dem Hacken durch Biſſe des Pirai verloren hatte. Sie ſollen, wie die Delphine, gern den Pirogen folgen, ſo daß es gefährlich iſt, die Hand zur Kühlung in das Waſſer zu tauchen. Crevaux erlebte es ſelbſt, daß eines dieſer Thiere mit Macht in ein Ruder ſeines Bootes biß, wo es tiefe Eindrücke von ſeinen Zähnen hinterließ.

Die größte Leidenſchaft der Schwarzen iſt die Jagd. Stets haben ſie Hunde in ihren Booten, und ſobald dieſelben ein Wild am Ufer ſehen oder ſpüren und in Folge deſſen bellen, wird gelandet und Stunden lang, wenn es ſein muß, gejagt. Der Reiſende mag alsdann ſo lange die Boote bewachen. Ihre Waffen ſind Pfeile und einige ſchlechte Flinten; ihre Hunde holen ſich die Bonis bei den Roucouyenne-Indianern am Itany und Jary, zu denen ſie alljährlich deshalb weite Reiſen unternehmen. Von Wild finden ſich Tapire, Pakas, Aguti und Kabiai (drei Arten von Nagethieren), mehrere Affenarten, Fauſthiere, Jaguare, Pekaris, ferner Vögel, Schlangen u. ſ. w. Ueber eine Pekarijagd entnehmen wir dem Tagebuche des Reiſenden Folgendes, was er am 5. Auguſt im Dorfe Kotika niedergeſchrieben. „Ich ging heute nach dem Dorfe Pobianſchi, um einen Eingeborenen zu ſehen,

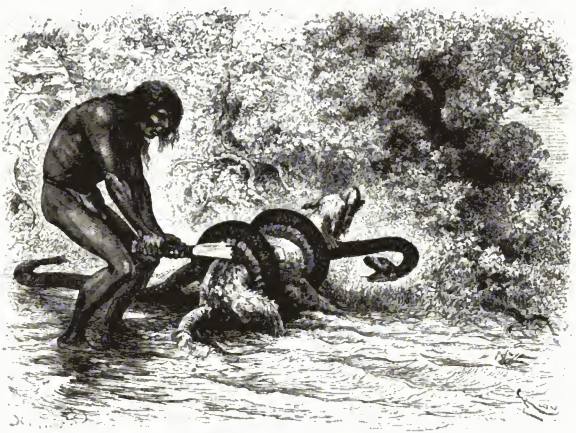
Jagd auf Pekaris.

Apatu mit Namen, der Luſt zu haben ſcheint, den Fluß hinauf zu fahren. Bei der Rückkehr höre ich einen Alarmruf aus dem Dorfe: „Pingo! Pingo!“ Mein Begleiter rennt ſofort aus Leibeskräften und verſchwindet in einem Augenblicke. Ohne zu wiſſen, um was es ſich handelt, und da ich Frauen und Kinder nach dem Ufer laufen ſehe, ſtürze ich ebenfalls dorthin in der Meinung, daß ein großes Unglück paſſirt iſt und ich als Arzt vielleicht helfen kann. „Pingo! Pingo! Gobu!“ ſchreit eine Frau und zeigt mir einige ſchwarze Punkte im Waſſer. Fünfzehn Pirogen fahren auf dem Fluſſe durch einander; man hört Flintenſchüſſe und alle Augenblicke erheben ſich Ruderer, um mit aller Kraft auf jene ſchwarzen Punkte loszuſchlagen. Endlich nähert ſich das Kampfgetümmel; man kann die Parteien unterſcheiden. Die ſchwarzen Punkte ſind Köpfe, wie die vom wilden Schweine. Der Kampf geht zu Ende; die letzten überlebenden erhalten noch mächtige Schläge auf die Naſe, welche ihnen das Lebenslicht ausblaſen. Die bis zum Sinken beladenen Pirogen eilen ſo raſch wie möglich herbei; Freudengeſchrei wird ausgeſtoßen. Ein leichtes Boot, worin Mann und Frau ſitzen, bringt ſieben Pekaris von einem durchſchnittlichen Gewichte von 20 kg. Meine Mannſchaft, die keine Boote beſaß und ſich auf denen der Bonis eingeſchifft hatte, erhält auf ihren Theil 3½ Pekaris.“ Am Abend war das ganze Dorf eifrigſt damit beſchäftigt, die Beute zu brühen, von den Borſten zu befreien und über hellen Feuern zu dörren. So behandeltes Fleiſch hält ſich vier bis fünf Tage und ſchmeckt gut, ſowohl ohne weitere Zubereitung, als auch gekocht. Unterwegs kann man Wildpret lange Zeit konſerviren, wenn man es jede Nacht auf einen Räucherroſt legt.

Digitized by Google

Von Vögeln werden beſonders die hühnerartigen, wie die Hoko, gejagt. Von Reptilien kommen vor der Kaiman, der Leguan und beſonders zahlreiche Schlangen. Letztere halten ſich gern auf den Lianen längs der Flüſſe auf; Crevaux wäre einmal faſt gebiſſen worden, als er ſich die wohlriechende Frucht einer Paſſiflore, welche auch die Schlangen ſehr lieben, pflücken wollte. Beſonders gefährlich iſt für Reiſende eine bei den Bonis watra yakuka genannte Waſſerſchlange. Sehr gemein iſt die Boa, welche ſich von kleinen harmloſen Thieren nährt, die ſie beim Trinken überraſcht. Apatu, Crevaux' nachmaliger treuer Begleiter, ſah eines Tages, wie eine rieſige Boa ſeinen Hund fortſchleppte und ſtürzte ſich ohne Zaudern hinterdrein ins Waſſer. In größter Erregung ſah der Reiſende dem Kampfe zu, wie die Schlingen des Reptils ſich feſter und feſter um das arme Thier zuſammenzogen und ſeine Knochen ſchon faſt zerbrachen, bis Apatu mit ſeinem Waldmeſſer dazukam, die Schlange durchſchnitt und triumphirend ſeinen noch lebenden Hund zurückbrachte. Die Yala-Neger eſſen das Fleiſch ſowohl von der Boa wie von giftigen Schlangen.

Ethnographiſches. Die Neger am Maroni tanzen, wie die Schwarzen in Afrika ſelbſt, mit wahrer Wuth. Dazu wird gejungen, auf Tamtams oder alte Kaſſerolen geſchlagen und von Zeit zu Zeit laſſen die Weiber einen kurzen durchdringenden Ton hören; letztere tanzen oft, ohne ſich dabei vom Flecke zu rühren. Eigenthümlich iſt auch ihr Gruß und



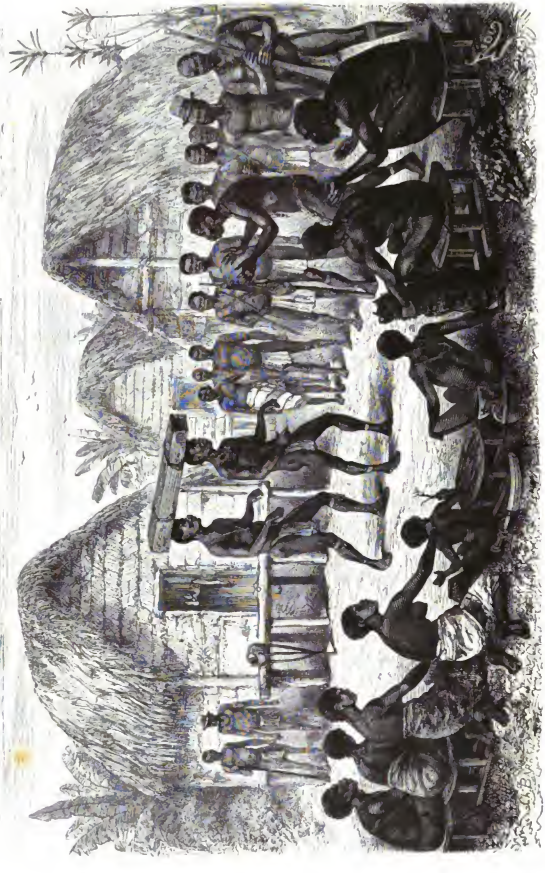
Apatu befreit ſeinen Hund von einer Boa.

Dank: ſie ſenken durch Beugen der Kniee den Körper ein wenig, ohne den Oberleib zu neigen, und richten ſich dann plötzlich wieder auf.

Die Buſchneger haben meiſtens nur eine Frau; nur Häuptlinge beſitzen deren zwei bis drei. Der Gran-man läßt junge Männer erſt heirathen, wenn ſie ein Feld mit Maniok bepflanzt und eine Hütte errichtet haben. Ein fauler oder ungeſchickter Jüngling iſt zur Eheloſigkeit verdammt. Heirathen zwiſchen Geſchwiſterkindern ſind häufig, zwiſchen Bruder und Schweſter ſelten. Letztere werden auch von den Negern nicht gebilligt; die aus ſolchen Ehen entſproſſenen Kinder erſcheinen jedoch dem Reiſenden ebenſo kräftig, wie die anderen. Die Schwarzen haben meiſt drei bis vier Kinder, zuweilen auch acht bis zehn. Zwillinge ſind nicht ſelten; auch Drillinge kommen vor.

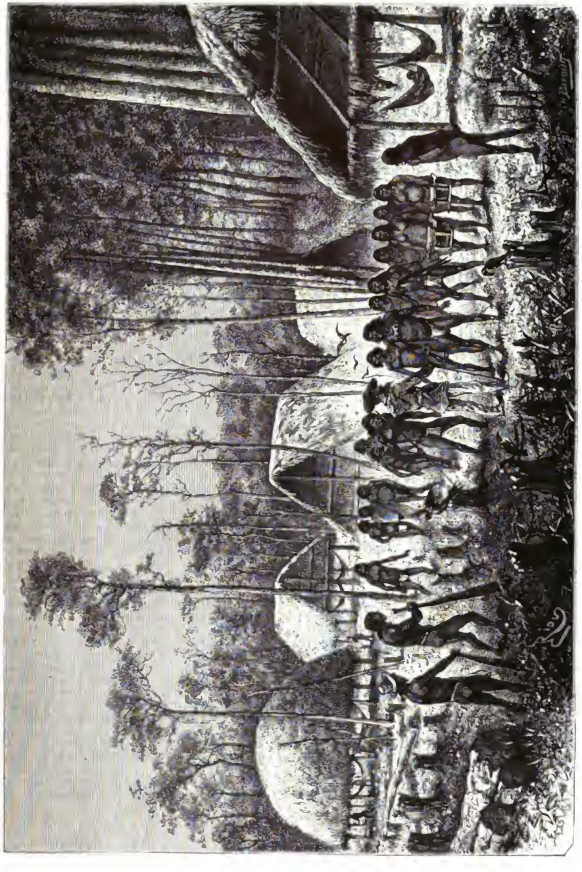
Was die Religion anlangt, ſo glauben ſie an einen guten Gott, Gadu, welcher die Menſchen, die Brüllaffen, den Reis, die Pekaris und den Maniok geſchaffen hat; ſeine Frau heißt — Maria, ſein Sohn Jeſu Kriſti. So berichtete ihm ein Häuptling im Dorfe Kotika. Nach dem Tode, meinte er, gingen die guten Menſchen zum Gadu, die böſen zum Didibi oder Teufel. Es ſind das unzweifelhaft Reminiſcenzen aus der Zeit, wo die Vorfahren der Bonis noch Sklaven bei den Weißen waren.

Die Buſchneger verehren gewiſſe Thiere, und zwar jede Familie ihr eigenes, dieſe den Brüllaffen, jene die Schildkröte, eine dritte den Kaiman und ſo fort. Auch ſind ſie ſehr abergläubiſch: ſo nennen ſie niemals den Namen eines Waſſerfalles, wenn ſie gerade darüberfahren. Deshalb thut der Reiſende gut, ſich danach vor der Abfahrt zu erkundigen.



Begräbniß der Haare und Nägel eines Häuptlings und seiner Frau bei den Roucé.

Digitized by Google



Ankunft des Dr. Crevaux bei den Roucouyennes.

Digitized by Google

Ist das Hinderniß sehr gefährlich, so verbieten sie fremden Booksleuten zu reden oder gestatten ihnen höchstens zu flüstern, um nicht den Zorn des Gottes zu erregen; auch schütten sie wohl ein wenig Rum in den Wasserfall.

Todte läßt man acht Tage liegen, während welcher Zeit Trauertänze und -gelänge ausgeführt werden. Morgens und Abends wird der Sarg im ganzen Dorfe herumgetragen und von den Trägern nach rechts und links wie zum Gruße geneigt, was als gutes Wahrzeichen gilt. Auf dem Platze ist der Rath versammelt; dort macht der Sarg einen langen Halt und antwortet auf die Fragen, welche die Aeltesten an ihn richten, indem er sich nach rechts und links, nach vorn und hinten neigt. Allmorgendlich stimmt ein alter Mann mit scheußlicher Stimme ein Klagelied an und singt, bis ihm der Brüllaffe im Walde sekundirt. Die Leichen werden erst in einem Zustand vorgeschrittener Fäulniß beerdigt. Ein Gran-man und seine Frau, welche unten am Flusse gestorben waren, konnten nicht im Ganzen begraben werden; so hatte man nur ihre Nägel und Haare herauf gebracht und legte dieselben in ein Grab, welches volle sechs Fuß maß und am Boden mit Längs und quer gelegten Brettern bedeckt war. Außerdem wurden zahlreiche den Verstorbenen gehörige Sachen mit begraben.

Die Würde des Häuptlings (Gran-man) ist erblich; d. h. derselbe bezeichnet denjenigen unter seinen Söhnen oder Brüdern, der ihm nachfolgen soll. Er, von einigen Stellvertretern unterstützt, hat die Exekutivgewalt; an ihn muß sich der Reisende wenden, um Ruderer zu erhalten. Alle allgemeinen Angelegenheiten, ebenso Streitigkeiten innerhalb des Stammes werden von einem Rathe der Notablen verhandelt, aus welchem Männer unter 30 Jahren ausgeschlossen sind. Bei Zwisten unter Angehörigen zweier verschiedener Stämme wird der Rath aus beiden genommen. Alle sitzen dabei; nur wer spricht, steht aufrecht. Ein des Mordes angeschuldigter muß den Giftkrank trinken; nach Crevaux ist derselbe jedoch ganz unschädlich. Stürzen wirklich manche nach dem Genusse nieder, so ist das nur eine Folge ihres bösen Gewissens, und er räth sogar etwaigen Reisenden, den Probetrank sich reichen zu lassen, um den Schwarzen zu beweisen, daß sie nichts Böses im Schilde führen. Der Baum, dessen Rinde zu dem Tranke benutzt wird, ist nur dem Häuptlinge und seinen Stellvertretern bekannt; er soll Verbrecher tödten und die schlimmsten Krankheiten heilen, und Gadu selbst soll ihn dem ersten Häuptling, dem Boni, gezeigt haben.

Mörder werden lebendig auf dem Rathsplatze verbrannt.

Die Sprache der Buschneger besteht hauptsächlich (?) aus mehr oder weniger veränderten holländischen und englischen Worten; einige sind auch dem Französischen, Spanischen und manchen Indianersprachen entlehnt. Von letzteren abgesehen ist es dasselbe Kreolisch, wie es jetzt in ganz Holländisch-Guayana gesprochen wird. Wir führen einiges an, dessen germanischen Ursprung man sofort erkennt. Die Zahlwörter von 1 bis 10 lauten: wan, tu, dili, fo, foivi, nigisi, seibi, eiti, neigi, tini. 100 heißt wan hondro, 1000 wan duzund. Die Wochentage heißen Mouday, Tu day woko, Dili day woko, Fo day woko, Fesa, Sata, Sunday. Ferner glasi (Glas), banki (Bank), siki (krank), saka (Sack), nofi (Messer), mun (Mond), smoko (Rauch), folo (Huhn), eggi (Ei), faya (Feuer), nosu (Nase), kini (Knie), linga (Finger), watra (Waffer), knopu (Knopf), hempi knopa (Hemdenknopf), ja (ja), alibi (schlafen) u. s. w. Doch sind solche eingeine Worte nicht genügend, um über die ganze Sprache, ihren Bau und ihre Verwandtschaft ein Urtheil zu fällen.

In Kotika hatte Crevaux einen Mulatten von der Küste, Joseph Foto mit Namen, der sein ganzes Leben unter diesen Wilden zugebracht hatte, als Koch und Dolmetscher in seine Dienste genommen, sah sich aber dafür bald darauf gezwungen, seinen Kuli Sabadodi Krankheits halber nach Cayenne rückzuschicken. Dann wollte er nach Silden aufbrechen. Aber die Boniß, welchen es nicht gelungen war, ihn durch Krankheit zum Rückzug zu bewegen, lieferten ihm nun keine Lebensmittel, und ein vier Tagereisen oberhalb Kotika wohnender Franzose Labourdette, welcher dort mit Kulis und Arabern eine Goldgräberei betrieb (s. die Karte S. 2), konnte ihm nur so wenig Proviant überlassen, daß er genöthigt war, seine Begleitmannschaft auf vier Köpfe zu verringern, nämlich Joseph Foto und drei Boniß. Von letzteren waren zwei schon im Alter von 65 bis 70 Jahren; der dritte, Apatu genannt, zählte 30 bis 35 Jahre, war im Vollbesitz seiner Kräfte und deshalb zum Patron des Bootes bestimmt.

Am ersten Tage ging es anfangs frisch vorwärts; aber kaum waren die großen Stromschnellen dort, wo sich der Aua aus dem Maroni und Itany bildet, erreicht, als auch die Boniß ganz nach Art der Poligonen sich Stunden lang dem Fange des Kumaru hingaben — ein Nußenthalt, zu welchem sich Crevaux ohne Widerrede verstehen mußte. Endlich wurde die Fahrt auf dem ruhig fließenden Spiegel des Itany fortgesetzt, an dessen Ufern sich eine überaus einförmige Landschaft ausbreitet. Oft bot der Fluß denselben Anblick, wie eine lange Chaussee, die in der Ferne von einem Felshügel abgeschlossen wird. Liegt derselbe rechts, so stießt der Fluß oberhalb des Hügels von links — und umgekehrt. Diese sehr einfache Beobachtung gab dem Reisenden, welcher so stets die Richtung der Fahrt im Voraus anzugeben vermochte, ein großes Uebergewicht und Einfluß auf seine Begleiter. Da die Ufer hier niedrig und sumpfig waren, so war es durchaus nicht zu verwundern, daß Crevaux am fünften Tage der Reise vom Fieber ergriffen wurde. So gern er aber einige Tage lang gerastet hätte, so mußte er doch die Fahrt fortsetzen und sein Kranksein vor seinen Begleitern möglichst vertheimlichen; denn sie besaßen nur wenig Lebensmittel und hatten die zu den Sitzen der Roucouyennes noch volle sechs Tagereisen zurückzulegen. Es war wahrlich kein leichtes Stück Arbeit gewesen sein, in solchem Zustande, bald vom Fieber geschüttelt und von unstillbarem Durste geplagt, bald fröstelnd im glühendsten Sonnenscheine, von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends mit nur kurzer Mittagsruhe Kompaß und Uhr abzulesen und die Karte des Flusses zu entwerfen. Und wenn um fünf Uhr sich kein passender Lagerplatz findet, so wird die Fahrt noch ein oder zwei Stunden fortgesetzt, nicht gerade zum Leidwesen des Reisenden, den es freute, auf solche Weise an Terrain zu gewinnen.

Nach sechzehntägiger ununterbrochener Fahrt näherte man sich endlich dem Dorfe der Roucouyennes und zeigte seine Ankunft durch einige Flintenschüsse an. Aber niemand kam zum Landeplatze, und nur Hundegebell zeigte die Anwesenheit von Menschen an, welche faul in ihren Hütten und Hängematten blieben. Auch als der Reisende an die größte Behausung heranrat, rührten sich die Männer nicht, und nur einige gezähmte Vögel, Tukano, Aras und Aramis, geriethen in Aufregung. Dann brachten Frauen einige Schemel und zwei irdene Gefäße mit gekochtem Fisch, dem der Ankömmling gern zusprach. Dann ließ er seine Hängematte inmitten einiger faulenzender Indianer aufhängen; die Frauen dagegen arbeiteten in den Pflanzungen.

Digitized by Google

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

III[1]).

Aufenthalt auf dem Mirador.

Die Hacienda „el Mirador“ liegt oberhalb Veracruz am Fuße des Pik von Orizava. Sie gehört als gemeinsamer Besitz zwei Familien, welche beide von deutscher Abstammung sind. An eine dieser Familien war ich empfohlen und verlebte in ihrem Kreise sechs Wochen.

Ich kam mit Arrieros, welche auf ihren Thieren Kaffee von der Hacienda nach Veracruz geschafft hatten und jetzt wieder hinaufgingen, nach dem Mirador. Wenn man über die Gegend der lichten, an Stelle des Waldwuchses nur Akazienarten (mezquites) aufzeigenden, zum Theil steinigen, zum Theil grasigen Steppen hinaus ist (sabanas), so kommt man in einen Gürtel tropischer Waldvegetation, welcher durch die reichlichen Niederschläge dieser Region hervorgerufen worden ist. In den Sommermonaten von Juni bis Oktober herrscht die tropische Regenzeit, im Winter treten die Nordwinde ein, die in der Regel von feinen, aber andauernden Regen (chipe-chipe), Landregen, wie wir sagen, begleitet sind. So findet hier die austrocknende Wirkung des tropischen Sonnenbrandes fast das ganze Jahr hindurch ihr Gegengewicht am reichlich niederströmenden Wasser. Beide im Verein rufen eine äußerst üppige Vegetation hervor. Wo diese sich auf ebenem und deshalb erdreichem Boden erhebt, sind auch ihre einzelnen Individuen hoch und kräftig entwickelt; wo sie dagegen in der dünnen Erde abschüssiger Felsen wurzeln muß, da ist sie mehr durch den Reichthum der Arten und durch ihre oft unbarmherzige Verschlingung, als durch die Kraft der einzelnen Exemplare ausgezeichnet. Eine solche Fülle wuchernder Pflanzen erweckt oft den Glauben an einen unerschöpflichen Reichthum des Bodens, auf dem sie steht. Doch der Schein trügt. Das zeigt sich, wenn einmal das Dickicht von Axt und Feuer aus dem Wege geräumt ist. Die Eingeborenen thun dies häufig, um ihren Mais in die Rodung (roza) zu säen. Nach einigen Jahren, in oft schon nach einer Ernte ist die spärliche Erde, welche jene Pflanzendecke hervorbrachte und von ihr festgehalten ward, von der furchtbaren Gewalt tropischer Gewitterschauer abgewaschen (tierra deslavada) und der Fels liegt nackt da. So wird die Arbeit, welche die mühsam bildende Natur in Jahrhunderten, vielleicht in Jahrtausenden hergestellt hat, in kurzer Zeit durch die Hand des Menschen vernichtet. Die alten Mexicaner begegneten diesem Naturproceß dadurch, daß sie Terrassen anlegten; noch jetzt findet man deren an vielen Stellen. Die jetzigen Generationen haben diese Kunst nicht ganz vergessen: die Haciendas legen am Rande abschüssiger Grundstücke Steinmauern (coreas) an, welche die abgeschwemmte Erde festhalten; doch haben diese Bemühungen keinen vollen Erfolg. Der Proceß der Sterilisirung geht fort. Die natürlichen Bedingungen, in denen er seinen Grund hat, muß man fehr in Betracht ziehen, wenn man von der Fruchtbarkeit eines gebirgigen tropischen Landes, wie Mexico, redet. Sie sind hier von ungemeiner socialer Bedeutung. Indianische Dörfer und im Besitz von Spaniern befindliche Haciendas theilen sich in das Grundeigenthum derart, daß diese alles einträgliche Land für sich in Beschlag genommen haben, jene auf den steinigen, immer unfruchtbarer werdenden Boden beschränkt sind. Viele Dörfer haben abgewirthschaftet und der mächtige Bewegrund des drohenden Mangels kommt zu der allen Menschen eigenen Habgier und dem von Alters her ererbten Haß hinzu, um sie in den Krieg um Landbesitz gegen die Haciendas zu treiben.

Im ganzen Lande sind diese Streitfragen wegen Land (Cuestiones de terrenos) an der Tagesordnung. Sie werden bald auf friedlichem Wege erörtert, weit öfter jedoch mit Gewalt ausgefochten (wer wollte auch in Mexico seine Sache einem Advokaten anvertrauen!); sie werden vielleicht, ja wahrscheinlich einst in eine Jacquerie, einen allgemeinen Bauernaufstand auslaufen, der zugleich ein Racenkrieg sein würde; sie beschäftigen die Aufmerksamkeit Aller, nur nicht die der elenden Oligarchie von Stellenbesitzern und Stellenjägern, welche in Mexico die politische Klasse bilden.

So wie in der Gegend des Orizava, findet sich an vielen Stellen des Abfalles des mexicanischen Tafellands nach den Meeren hin eine Zone tropischer Wälder. Die mit Feuchtigkeit gesättigten Meereswolken eilen über die unterste Stufe des Abfalls hinweg und erst da, wo sie gegen hohe Felsenmauern anprallen, wie am Orizava, entladen sie ihren Inhalt. Wenn sie dann über die Zinnen hinweg auf dem Hochlande anlangen, bergen sie nur noch wenig von dem befruchtenden Element in sich. Daher sind sowohl die hochgelegenen „Tafeln“ (mesas) als der unterste dem Meere nahe Theil des Landes wasserarm und tragen im Allgemeinen den Charakter einer steinigen Steppe. Ihnen ist gemeinsam jene Vegetation von Kakteen (nopales), von Agaven (magueyes) und von Akazienarten (mezquites); diese steigen jedoch nur bis zu einer Höhe von ungefähr 7000 Fuß auf), jene stachelige und dornige Vegetation, welche der mexicanischen Landschaft ihren eigenthümlichen, weit von dem anderer Länder abweichenden Charakter giebt. Dagegen zeigen die Thäler, welche auf der ersten Stufe des Abfalls der Hochebenen nach den Meeren zu etwa 4000 Fuß hoch liegen, ein ganz verschiedenes Ansehen: sie waren und sind zum größten Theil noch mit tropischem Laubwald bedeckt. Die Feuchtigkeit, welcher dieser sein Dasein verdankt, bietet auch für den Anbau tropischer Handelsgewächse, wie des Kaffees und des Zuckers, günstige Bedingungen. Nur hier auf mexicanischem Boden entspricht der Typus der Gegend den Vorstellungen, die wir von der tropischen Natur uns zu machen gewohnt sind. Diese Zone liegt aber schon zu hoch über dem Meeresspiegel, als daß die tropische Flora und Fauna noch ihre ganze Ueppigkeit erreichen könnten.

Mexico ist eben, obwohl es seiner größten Ausdehnung nach unter den Tropen liegt, doch nur ein halbtropisches Land. Als echttropische Länder können eigentlich nur Stromgebiete, wie die des Orinoko, des Ganges und andere gezählt werden. Das mexicanische Tafelland steigt von dem Rande

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIII, S. 169 und 237.

Digitized by Google

der See auf: eine Gestaltung, welche die Bildung großer, so nur nennenswerther Flußsysteme unmöglich macht. Nur Tabasco, die am Fuße des Steilabfallen chiapanekischen Hochlandes liegende und von den eilig herabstürzenden Gewässern desselben halb in einen Sumpf verwandelte, Kakao erzeugende Tiefebene, ist ein echt tropisches Land.

Der Mirador nun gehört in jene Zone tropischer Vegetation. Er liegt auf einer absoluten Höhe von 3500 Fuß. Seinen Namen trägt er mit Recht. Von seiner Höhe aus hat man eine weite „Ausschau". Bei klarem Wetter übersieht man nach unten hin das wellenförmig sich abdachende Savannenland, in der Tiefe erblickt man den blauen Golf; nach oben zu schweift der Blick über dunkele Waldmassen anfangs tropischer, höher hinauf nordischer Natur, um endlich an dem schön geformten, schneebedeckten Kegel des Orizava und dem langgestreckten Cofre de Perote einen Ruhepunkt und seine Grenze zu finden.

Das Wohngebäude der Hacienda ist nach der in Mexico allgemein üblichen spanisch-maurischen, d. i. andalusischen Art erbaut. Um einen mit tropischen Fruchtbäumen geschmückten Hof reihen sich im Viereck die Wohnzimmer, der Pferdestall, die Kapelle und in einer Ecke ein Kramladen (tienda). Der Korridor läuft hier nicht, wie sonst bei dieser Bauart üblich, um den innern Hof, sondern außen um einige Theile des Gebäudes herum; so gestattet er ungehinderten und geschützten Ausblick auf die Außenwelt. In ihm hält man sich mit Vorliebe auf; hierher nimmt Jeder, der nicht draußen dringende Beschäftigung hat, seine Zuflucht bei Regenwetter, das den rothen Lehm des Bodens in einen zähen Brei und die Bäume des Waldes in Sturzbäder verwandelt. Der spitzige Regen wegen ist es nicht, wie sonst in Mexico, die flache Azotea, welche das Haus nach oben abschließt, sondern ein spitzzulaufendes Ziegeldach.

Zwei Familien bewohnen und besitzen den Mirador. Beide stammen von deutschen Eltern ab, aber alle ihre Mitglieder sind im Lande geboren. Die eine gehört einer in Mexico weit verbreiteten, Bergwerke und Handelshäuser besitzenden, aus Darmstadt stammenden Familie an. Der Stammvater der andern war in Deutschland Gymnasiallehrer und flüchtete vor der Reaktion, welche der Wartburgbewegung und der Ermordung von Kotzebue folgte, nach Mexico. Er hatte viel Liebe, mit ihr ein tiefes Verständniß für die Natur; er besaß die Gabe, sich der Eigenart der Eingebornen verständnißvoll anzupassen; so wußte er sich in das etwas einförmige Leben eines Ansiedlers in den Tropen vortrefflich zu finden. Der Mirador, der vorher eine menschenleere Waldwegend war, wurde erst durch ihn besiedelt. Er zog mehr als einen Deutschen dahin, über die Eingebornen übte er eine unbestrittene patriarchalische Autorität aus; noch jetzt wird der Name des Don Carlos Sartorius mit Liebe von ihnen genannt. Er starb im Jahre 1872 auf seiner Schöpfung.

Der Mirador ist wenigstens dem Namen nach unter den in Mexico wohnenden Deutschen allgemein bekannt. Er gilt als das deutsch-mexikanische Haus par excellence. Manchen hat seine liebenswürdige Gastfreundschaft genossen und sich an seiner herrlichen Natur erfreut. Dort gewesen zu sein gilt fast für eine Ehre.

Wer das Gerüsch der Welt fliehen will, der findet gewiß keinen stillern und schönern Winkel als den Mirador. Freilich um Ruhe zu finden muß der Mensch vor allem in sich selbst ruhig sein; er muß mit der leidenschaftlichen Unruhe des Innern abgeschlossen haben, auf aufregenden Wechsel verzichten. Im Mirador verläuft ein Tag wie der andere, das Jahr geht dahin ohne auffallenden Wechsel in dem Kleide der Natur; stets herrscht dieselbe feuchtwarme Temperatur; man sehnt sich wohl mitunter nach dem nordischen Winter mit Schnee und Eis. Das Geräusch der Außenwelt verhallt, ehe es bis hierher dringt; der Mirador ist von Veracruz 20, von Orizava, der nächsten Station der Eisenbahn zwischen Veracruz und Mexico, 20 Leguas (1 Legua = etwa 4 km) entfernt. Nur zu Pferde kann man nach diesen nächsten größeren Ortschaften gelangen, auf einem erbärmlichen Pfade, der durch schauerlich tiefe Erdspalte (Barrancas) und in der Regenzeit durch Gießbäche führt: ein Ritt, der wohl einem jungen Manne romantisch erscheinen mag, Familien aber mit Frauen und Kindern sicher abschreckt. So isolirt ist der Mirador. Und wenn einmal seine Abgeschiedenheit von Menschen aus weiterm Umkreise aufgesucht wird, so ist das nur zu oft eine unliebsame Störung. Etwa ein politischer Freibeuter sucht mit seiner Bande die Hacienda heim und legt ihr die Zahlung einer Zwangsanleihe zu Gunsten irgend eines die Nation „retitenden Planes" auf. Doch damit läßt er sich auch in der Regel abkaufen; die Menschen sind hier nicht bösartig; das Klima ist derart, daß es ihren Willen erschlafft und zugleich ihnen bei der Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse sehr zu Hülfe kommt. Ganz anders ist es oben auf den Hochebenen: dort ist die Natur karg und kommt den Menschen wenig entgegen, die trockene heiße Luft hält sie mehr in Spannung, sie sind daher heftiger in ihrem Wollen und schneidiger in der Ausführung desselben.

Das Leben auf dem Mirador ist also etwas einförmig. Man könnte versucht sein, es ein Vegetiren zu nennen, aber man muß gestehen, daß es wenigstens ein schönes Vegetiren ist. Die Klimische Zeitung und die besten Erzeugnisse der neueren deutschen und spanischen Literatur finden ihren Weg nach der Hacienda und vermehren die kleine auserwählte Bibliothek. „Der alte und der neue Glaube" wird hier so gut erörtert als in Deutschland. Die köstlichsten Früchte stehen das ganze Jahr hindurch zu Gebot. Das Klima ist, wenn auch erschlaffend, doch für die Sinne angenehm; weder sollen Mosquitos lästig noch sind die Nächte heiß. Das Opfer, das die Miradorianer bringen, indem sie, abweichend von der großen Mehrzahl der mexicanischen Hacienbados, dauernd auf ihrem Besitze wohnen, anstatt, wie diese, die geselligen Genüsse der Stadt aufzusuchen, bleibt nicht unbelohnt. Sie finden ihre Entschädigung in dem lokalen Einfluß, den derartiger Grundbesitz stets giebt. Wenn auch die Arbeiter, um dem Gesetze zu genügen, alljährlich ihren Friedensrichter (juez de paz) und ihre Regidores wählen, so halten sie sich doch lieber an die Entscheidung ihrer natürlichen Herren, als daß sie sich dem Urtheil von gewählten Leuten ihres Gleichen unterordnen. Ueberall, scheint mir, wo Handarbeiter mit ihrem Grundherrn in täglicher Berührung stehen, bildet sich mit der Zeit ein örtliches Feudalverhältniß zwischen ihnen aus, das beider Leben weit mehr bestimmt, als es die allgemeingültigen Gesetze des ganzen Staats jemals bestimmen können; die wirksamste und am wenigsten angefochtene Autorität übt immer der Grundherr aus. So ist es auf dem Mirador.

Zu der lokalen Bedeutung des Mirador trägt noch wesentlich der Umstand mit bei, daß er Marktberechtigung (plaza) hat. Jeden Sonntagmorgen wird auf dem freien Platz vor dem Eingang in die Hacienda Markt abgehalten. An den Markt schließt sich die Messe (misa), zu welcher der Seelsorger (cura) der Pfarrkirche (parroquia) des nahegelegenden Dorfes Totutla, ein jovialer Mann, der die Freuden der Geselligkeit nicht verschmäht und ein gern gesehener Gast ist, zu Pferde herüberkommt.

In das Gedränge der Marktleute mischt man sich gern; man sieht da interessante Typen und bunte Trachten. Von

Digitized by Google

unten ist der Bauer der Küste, der „Jarabo“, gekommen. Auf seinen Savannen treibt er Viehzucht; deren Hauptprodukt, in der Sonne getrocknetes Fleisch (tasajo oder cecina), will er verwerthen, außerdem hat er Früchte der „sehr heißen Zone“ (tierra muy caliente) gebracht. Sein gekräuseltes Haar verräth, daß afrikanisches Blut in seinen Adern fließt. Seine Kleidung entspricht seiner Lebensweise. Beruf und Neigung haben aus ihm einen Pferdemenschen gemacht: er präsentirt sich im Reitkostüm, mit hoch hinaufgehenden Stiefeln, mit Sporen von ungeheurem Durchmesser, in weißem Hemd, den bunten Plaid (zarape) über die Schulter geworfen, den Kopf vor der brennenden Sonne seiner lichten Savannen durch einen breitrandigen Hut geschützt. Man sieht ihn lebhaft sprechen und gestikuliren; er ist für seine witzigen Einfälle und als Großsprecher bekannt. Sein Spanisch ist ein eigener Dialekt, der das a am Ende der Wörter ausstößt.

Neben dem negerartigen Jarabo hockt schweigend der straffhaarige Indianer aus den Dörfern der tierra fria des Gebirges auf der Erde. Seine Kleidung besteht, außer aus Manta, aus selbstgewebtem, schlichtem Wollentuche. Er ist schon am Abend vorher mit seinen Sprößlingen und seiner Frau, die den Säugling auf dem Rücken trägt, aus seinem oft bis 15 Leguas entfernten Dorfe angekommen und hat die Nacht unter dem äußern Korridor zugebracht. Das Wenige, was ihm der Verkauf von Erzeugnissen seiner hoch gelegenen und verhältnißmäßig kalten Heimath von Kartoffeln, Aepfeln und Kienspähnen (welche den Armen an Stelle von Lampen dienen) einbringt, vertreinkt er in dem Laden der Hacienda. Wenn er voll und damit glücklich ist — denn sich vollzutrinken, darin steht er sein Weiß — wird er siebenswürdig. Sein Idiom, das wohllautende Aztekisch, ist sehr reich an Diminutivformen; die wendet er nun auch in seinem Spanisch an (überhaupt gebrauchen auch die spanisch redenden eingeborenen Mexicaner ungemein viele Diminutive, eine Sitte, welche den echten Castilianern fast völlig fremd ist, wie ich bezeugen kann), und jede Person, der er wegen ihrer Farbe oder wegen eines andern Grundes Achtung schuldig zu sein glaubt, ist ihm ein „Väterchen“ oder „Mütterchen“, „padrecito“, „patronecito“; er sucht wohl auch die Hand des weißen Herrn zu erhaschen, um sie zu küssen. Freilich ist er nicht immer so zärtlich; zuweilen kommt auch der Tiger zum Vorschein.

Der auffallende Gegensatz zwischen dem Jarabo und dem Gebirgsindianer findet seine Vermittelung in den minder scharf ausgesprochenen Typen der Umwohner des Mirador, welche in Typus, Tracht und Sprache alle möglichen Stadien der Hispanisirung oder besser der Mexicanisirung darstellen.

Von den Erzeugnissen, welche auf der Plaza feilgeboten werden, erhebt die Gemeinde eine Steuer, deren Ertrag nicht unbedeutend ist. Ueberhaupt decken sowohl die Centralregierung als die einzelnen Staaten und Gemeinden ihre Bedürfnisse fast ganz durch Auflagen auf den Verbrauch. Dies System der indirekten Steuern (alcabalas) giebt unzweifelhaft zu sehr vielen Mißbräuchen Anlaß, allein es ist aus vielen Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört, das einzig anwendbare in diesem Lande und schon darum, daß es Jahrhunderte lang bestanden hat, der Erhaltung werth.

Die Plaza bringt dem Mirador Ansehen und Gewinn. Sein und seiner Besitzer Name wird durch sie in weiterm Umkreise bekannt. Die Angeseheneren unter den Marktleuten, darunter einzelne der Indianer, verfehlen nicht, bei den Familien vorzusprechen; sie kommen mit Zeichen vertrauensvoller Ergebenheit, den Hut in der Hand; der echte Mexicaner ist ein geborener Höfling: er weiß den Anschein zu erwecken, als ob er um das Wohl seines Mitmenschen ungemein besorgt wäre, und hat den Takt, mit seinen Bevorwurfungen doch nicht über eine gewisse Grenze hinauszugehen. Seine Höflichkeit berührt daher angenehm; der natürlich denkende Mensch, wie er nun einmal ist, nimmt solche Huldigungen mit Wohlgefallen entgegen: sie erhöhen sein Selbstgefühl. Darin liegt zu einem Theil der eigenthümliche Reiz des Lebens in diesen Ländern, daß aus der verschiedenen Begabung der Racen eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft hervorgegangen ist, und daß die natürliche Ueberlegenheit der einen bis jetzt noch meist von der andern freiwillig, immer wenigstens thatsächlich anerkannt wird.

Auch Gewinn trägt die Plaza dem Mirador zu. An den Markttagen verkauft die Tienda viel und läßt einen hübschen Gewinn übrig. Doch ist es nicht sie, sondern der Kaffeebau auf eigenem Gebiet, welcher die materielle Grundlage des Lebens der Bewohner des Mirador bildet.

Die Kaffeestaude hat sich schon seit langen Jahren in Mexico eingebürgert. In der Umgegend von Córdova ist sie immer gepflanzt worden, doch nur in beschränktem Maße; der Bedarf des inländischen Marktes war ein sehr geringer: die Begüterten zogen dem Kaffee den Kakao vor, die Armen behalfen sich mit Atole, einer aus Mais bereiteten dickflüssigen Masse. Die Ausfuhr nach dem Ausland beschränkte sich im Wesentlichen auf Silber, daneben auf Farbehölz, Cochenille, Vanille. Nur der Austausch im Inlande erzeugter Güter ist von hervorragender Bedeutung.

Mexico ist eine Welt für sich. Deshalb erregt dieses Land in jedem denkenden Menschen, der es kennen lernt, das lebendigste und nachhaltigste Interesse. Ich habe Chile kennen gelernt. Welcher Unterschied zwischen Mexico und Chile! Zwar in beiden Ländern setzt sich die Bevölkerung aus ähnlichen Elementen zusammen, aus den Nachkommen der spanischen Eroberer und der von ihnen unterworfenen, an Zahl überwiegenden Masse. Aber wie grundverschieden sind trotzdem die Sitten und Anschauungen der beiden Nationen! An keinem Beispiele wie an diesem kann man mit größerer Klarheit sehen, wie gewaltig die Natur eines Landes auf seine Bewohner einwirkt. Chile ist ein langes, schmales Küstenland, also leicht zugänglich. Zudem ist es reich an Kupfer und als alter ebener Meeresboden an Weizen: zwei Produkte, welche stets einen sichern Markt in den Industriestaaten finden. Wie großartig ist der Verkehr, der sich aus diesen beiden Momenten entwickelt hat! Chile hat fast seine ganze Arbeitskraft einseitig auf den Anbau des Weizens und auf die Ausbeutung seiner Kupfer- und einiger Silberminen geworfen; eine andere Industrie besitzt es kaum: seine Kleidung, sein Hausgeräth, Alles, was über die allerersten Lebensbedürfnisse hinausgeht, muß es mit dem Ueberschuß jener Produkte vom Auslande kaufen. Die Kleidung, die der chilenische Arbeiter trägt, der Pflug oder die Hacke, mit der er arbeitet, die Schüssel, aus der er ißt, das Bett, in dem er schläft, alle diese Artikel sind Erzeugnisse der europäischen oder nordamerikanischen Industrie. So wie in seiner äußern Lebensweise hat sich der Chilene in seinen Sitten europäisirt; die vielen Tausende von Engländern, Deutschen, Franzosen, Amerikanern, die mit ihm in dauernden oder vorübergehenden Verkehr treten, haben auch seine Anschauungen den unsrigen genähert.

Unzweifelhaft erscheint Chile dem Europäer reicher und in unserm Sinne civilisirter als Mexico; weit mehr des Interessanten wird ihm das abgeschlossene nationale Leben des letztern bieten. Er kann wohl auf den Gedanken kommen, ob es nicht ein freudigeres Bild gewähre, wenn jede Nation ungestört aus eigener Kraft ihre angeborenen

Digitized by Google

Anlagen ausbilde, ob es denn überhaupt wünschenswerth sei, daß unsere Civilisation, die wir nur zu gern als die allein berechtigte ansehen, alle anderen Kulturkreise entweder vernichte oder sich assimilire; zumächst wenigstens wirkte sie nur verflachend und die Welt wird einförmig durch sie. Freilich werden wir nicht nach unseren Wünschen gefragt.

Doch ein Land wie Mexico wird noch lange, vielleicht immer seinen Charakter bewahren. Was haben die Spanier während einer dreihundertjährigen Herrschaft in Mexico ausgerichtet? Sie erreichten nur das, daß sie herrschten, sich Macht und Reichthum verschafften. Die eingeborene Race wechselte die Herren, im Uebrigen blieb fast Alles beim Alten. Noch jetzt vereinigen die Angehörigen der spanischen Race, seien sie im Lande geboren (criollos) oder eingewanderte Altspanier, die politische Macht und das Eigenthum in ihrer Hand. Trotzdem haben sie das Volk nicht umformen können, sie haben sich vielmehr seiner Art anbequemen müssen. Ja; viele von ihnen sind soweit auf die Anschauungen der Besiegten eingegangen, daß sie deren bittern Haß gegen die Eroberer, gegen die eingewanderten Spanier, also oft gegen ihre eigenen Väter, theilen. So spröde verhält sich der mexicanische Boden gegen alle fremde Einwirkung, eine solche Kraft der Assimilation besitzt er! Nicht einmal europäische Sitte und Lebensweise hat sich auf ihm einbürgern können; wie viel weniger vermögen dies objektive europäische Ideen! Wenn neuerdings die Oligarchie der fast ausschließlich aus Weißen bestehenden Politiker im Eifer neu gewonnener Bildung die Doktrinen des vorigen Jahrhunderts, die Menschenrechte und andere politische Abstraktionen auf ihr der Art nach orientalisches Volk propfte, so hat sie damit nichts weiter erreicht, als die Schöpfung eines Zustandes permanenter Revolution, welche, nachdem sie die Kirche als politische, mit Eigenthum ausgerüstete Korporation vernichtet hat, jetzt ihre Angriffe gegen den Privatbesitz richtet und damit enden wird, das ganze spanische System, dessen Grundpfeiler die Kirche war, über den Haufen zu werfen und das Land wieder den Ureingeborenen in die Hand zu geben.

Worauf beruht es, daß Mexico sich so spröde gegen fremde Einflüsse verhalten hat, während Chile ihnen den Eingang so leicht machte? Zum Theil gewiß darauf, daß die alten Mexicaner eine höhere Stufe eigenartiger Civilisation erreicht hatten, als die Urbewohner Chiles. Doch der Hauptgrund liegt in der ganz verschiedenen Natur der beiden Länder.

Wie Chile beschaffen ist, ward schon erörtert, und daß es von Mexico ganz verschieden ist, sand Erwähnung. Mexico scheint von der Natur dazu bestimmt zu sein, eine sich selbst genügende Einheit zu bilden. Vor allem steht es wirthschaftlich auf sich selbst. Vor einem ausgedehnten Verkehr mit dem Auslande schrecken die Fieberluft der Küsten, die Unsicherheit der Höfen ab, die vertikale Gliederung des Landes macht ihn entbehrlich. Mexico vereinigt auf seinem Boden alle Klimate, kann folglich alle Erzeugnisse hervorbringen, deren der Mensch bedarf, und die er in einem rein tropischen oder in einem rein nordischen Lande nur zu einem Theil selbst besitzt, zum andern sich von weit her, über das Meer weg, herbeischaffen muß. Mexico also braucht sich wegen der Frage „Schutzzoll oder Freihandel" keine Sorgen zu machen. Was im Lande verbraucht wird, ist Produkt des Landes selbst. Außer den Eisenwaaren kommen nur feinere Industrieartikel, welche allein den Begüterten zugänglich sind und deshalb als Luxusgegenstände angesehen werden müssen, aus dem Auslande. Für die Befriedigung des Bedarfs der großen Masse des Volks kommen ausschließlich die Erzeugnisse der einheimischen Industrie, des einheimischen Ackerbaues in Betracht. Jeder Zone des Tafellandes ist ihre Arbeit von der Natur zugewiesen. Der Hochländer (tarifeño) der tierra fria bringt seinen Mais, sein Weizenmehl, seine baumwollenen und wollenen Gewebe, seine Töpferwaaren (auf dem armen Hochlande mußte der Mensch zur Industrie greifen) nach unten und holt dafür von der Küste rohe Baumwolle und Produkte der Viehzucht, von den tropischen Hochthälern Zucker, etwas Kaffee und viele Früchte, namentlich Bananen (plátanos).

In diesem System einer abgeschlossenen, an dem Weltverkehr wenig theilnehmenden Wirthschaft fand der Anbau einer Handelspflanze, wie des Kaffee, der im Inlande geringer Nachfrage begegnete, keinen Platz. Für die Ausnahme jener oben erwähnten als Luxusartikel bezeichneten europäischen Waaren mußte der Ertrag der Bergwerke aufkommen. Jährlich wurden etwas über zwanzig Millionen Pesos Silber in gemünztem Gelde oder in Barren exportirt; ungefähr eben so viel — also nur 2 bis 3 Pesos für den Kopf der Bevölkerung — betrug der Werth der Einfuhr.

Erst seit der Silberwerth in Folge der Ueberproduktion der kalifornischen Minen und durch die Annahme der Goldwährung von Seiten Deutschlands erheblich gesunken ist, seit man sich in Mexico, zum Theil auf diese Veranlassung hin, mehr auf die Ausbeutung der tierra caliente geworfen und seit dadurch wiederum eine Ueberproduktion von Zucker stattgefunden hat — der in Mexico producirte Zucker wird ausschließlich im Lande konsumirt und kann auch nicht exportirt werden, weil die Transportkosten den Ertrag verschlingen würden —, erst seitdem hat der Anbau des Kaffee merklich zugenommen. Jetzt wird jährlich für eine Million Pesos Kaffee exportirt; er geht nach den Vereinigten Staaten, wo er hoch geschätzt wird: auf der Ausstellung in Philadelphia erhielt der Kaffee von Orizaba, von dem Abhange nach der Südsee zu, den ersten Preis. Als ich auf dem Mirador war, erzielte der dort gebaute Kaffee 17 bis 19 Pesos der Centner („quintal" = 100 Pfd. spanisch; das spanische Pfund ist um ein Weniges leichter als das unserige).

In der Gegend des Mirador und um die Städte Orizava, Córdova, Huatusco, Jalapa herum hat der Anbau des Kaffee den des Zuckerrohrs größtentheils verdrängt. Diese Gegend, die, am Fuße des Orizava liegend, mit reichlichen Niederschlägen gesegnet ist, sagt dem Kaffee ganz besonders zu, weil er hier der künstlichen Bewässerung nicht bedarf und weil die absolute Erhebung von 2000 bis 4000 Fuß die passende für ihn ist. Denn der Kaffee gedeiht keineswegs auf fettem Boden im Tieflande, sondern er liebt bergiges Land mit gemäßigter Temperatur.

Auch der Mirador baute bis zum Jahre 1872 Zucker; seitdem ist der Kaffee die einzige Kultur; das nicht unbedeutende Kapital, was in der Zuckerfabrik steckte, ist damit verloren; die betreffenden Gebäude werden nur noch für die Aufbewahrung des Kaffees benutzt.

Man kann sich denken, daß, da nur noch Kaffee auf dem Mirador gebaut wird, die Unterhaltung sich vorzugsweise um ihn, um seinen Ertrag, um die beste Art, ihn zu pflanzen, dreht.

Der Kaffee wird nicht in Bohnen gepflanzt, sondern als kleines, einige Zoll langes Pflänzchen einer Art Baumschule (almáreigo) entnommen. Die kleinen Stauden werden je drei Varas (1 vara = 3 Fuß spanisch oder man kann sagen = 1 Schritt) von einander entfernt in geradlinigen Reihen angepflanzt. Sie bedürfen, namentlich während ihres Wachsthums, des Schattens, der von Pflanzstanden oder von Waldbäumen, die man für diesen Zweck hat stehen lassen, gespendet wird. Nach drei Jahren fängt

Digitized by Google

der Kaffee an zu tragen; seine Leistung beträgt im Durchschnitt jährlich ein Pfund. Eine Staude hält 10 Jahre, auch wohl noch länger aus, dann muß sie durch eine neue ersetzt werden. In welchem Maße der Kaffee den Boden erschöpft und also Zufuhr von Dungstoffen oder frisches Terrain verlangt, darüber hat man noch keine Erfahrungen gesammelt.

Eine Kaffeepflanzung erfordert viele und andauernde Arbeit. Man kann die Stande nicht wachsen lassen, wie es ihr beliebt: die allzu üppigen Zweige müssen gestutzt, die trockenen Aeste entfernt werden. Die Hauptsache ist, den Raum zwischen den Stauden stets rein zu halten. Das ist keine kleine Arbeit. Ueppiger noch als die Kulturgewächse schießt das ihnen feindliche Unkraut in den Tropen empor; es wird mit der Hacke entfernt, eine mühsame Arbeit, welche man in der Regel den Arbeitern in Accord giebt. Auf dem Mirador erhalten die Leute für eine Tagesarbeit („taros“ = 900 varas □) drei Reales (1 mexikanischer Peso enthält 8 Reales = 4 Mk. Nominalwerth). Das ist nach mexicanischen Verhältnissen ein sehr hoher Lohn, der schon hinreichend ist, die Mittel für eine bequemere Lebensweise, für einigen Luxus in der Kleidung, dann für das landesübliche Laster des Spiels herzugeben. Seitdem die tierra caliente ihren brach liegenden Reichthum in dem Anbau des Kaffee nutzbar zu machen begonnen hat und Arbeitskräfte sucht, die sie dann gut bezahlt, kommen viele Arbeiter aus der armen tierra fria und lassen sich, wenn es ihnen gelingt, sich an das veränderte Klima zu gewöhnen, dauernd unten nieder. Man will bemerken, daß sie anfangs viel arbeitseifriger sind als ihre an Ort und Stelle heimischen Genossen, daß aber eben so schlaff werden wie diese. Denn schlaff sind diese Leute: sie stellen sich nicht regelmäßig zur Arbeit ein und schaffen lässig; der Majordomo des Mirador, ein prächtiger Hofsteiner, hat oft seine liebe Noth, nicht mit ihrer Bösartigkeit, aber mit ihrer Gleichgültigkeit. Trotzdem sind allein die Eingeborenen hier als Feldarbeiter zu gebrauchen, denn das feuchtheiße Klima, das sie nur erschlafft, würde auf den körperlich arbeitenden Europäer tödtlich wirken. Man hat früher einmal deutsche Arbeiter nach dem Mirador kommen lassen: der Versuch schlug zum Schaden des Mirador und zum Verderben jener aus: sie starben oder zerstreuten sich nach allen Winden.

Ebenso wie dieser Versuch sind alle anderen Pläne, Kolonien europäischer Ackerbauer auf mexicanischem Boden anzusiedeln, mißlungen. Ich glaube überhaupt nicht, daß jemals eine zahlreiche Einwanderung sich nach Mexico richten wird. Die Gründe liegen nahe. Die größere, nördliche Hälfte des Landes ist eine wasserarme, häufig wüstenartige Steppe. Die kleinere südliche Hälfte besteht zu einem Theil aus tierra fria, zum andern aus tierra caliente; jene liegt hoch und ist deshalb verhältnißmäßig kühl und gesund, aber auch zugleich dürr, felsig und vegetationsarm; hier können nur die Eingeborenen, welche seit Jahrhunderten mit dieser armen Natur verwachsen sind und ihre geringste Gabe auszunutzen wissen, existiren; sie erhalten sich zum großen Theil ausschließlich von Mais, was kein Europäer kann. In der tierra caliente nun belohnt die Erde reichlich genug die Anstrengungen, die man auf sie verwendet, aber dort ist das Klima ungünstig und verbietet dem Nordländer die körperliche Arbeit.

Um die Oede einer massenhaften Einwanderung als das zu erkennen, was sie ist, nämlich als eine Chimäre, muß man noch den Umstand berücksichtigen, daß seit der Eroberung fast sämmtliches Grundeigenthum sich in Privatbesitz befindet, und daß die Regierung nur über weniges Land gerade in der heißesten Gegend zu verfügen hat, ferner, daß der Süden, d. h. der Theil des Landes, der nicht bloß, wie der Norden, für die Viehzucht, sondern auch für den Ackerbau in Betracht kommt, ziemlich dicht bevölkert ist.

Sämmtliche Eingewanderte, die sich in Mexico dem Ackerbau widmen, seien es Spanier oder Nordeuropäer, sind Verwalter oder Eigenthümer von Ortschaften. Die körperlich arbeitende Klasse besteht ohne Ausnahme aus Indianern oder Halbindianern, deren Ansprüche weit bescheidener und deren Leistungen in diesem Klima größer sind, als es die von Europäern je sein könnten und sein würden.

Ein Fremder also kann in Mexico als Ackerbauer nur in der Eigenschaft des Arbeitgebers auftreten. Wer einiges Kapital besitzt und die Gabe, dazu auch die Lust hat, mit der Natur und dem Volke zu verkehren, der mag sich ruhig ankaufen; bei den außerordentlich billigen Arbeitslöhnen wird er bestehen können. Weiter aber nichts. Wenn er den Ackerbau aus Spekulation ergreift, in dem Glauben, sich bald bereichern zu können, dann irrte er und hätte besser gethan, bei dem gewinnbringenden Handel zu bleiben oder sich ihm zu widmen. Reich macht auch der Anbau des Kaffee nicht, aber er bildet doch eine gute Grundlage sichern Wohlstandes.

Einen sehr günstigen Einfluß hat der Kafferbau auf das Leben der kleinen Bauern in den Dörfern der tierra caliente geübt. Früher sahen sich dieselben auf den Anbau von Mais, Bohnen und Früchten beschränkt. Damit waren sie zwar vor dem Mangel geschützt, aber sie hatten kein Tauschmittel, für das sie höher gehende Bedürfnisse hätten eintauschen können. Zuckerrohr konnten sie nicht bauen, weil sie das zur Ausarbeitung des Zuckers nöthige Kapital an Thieren und Maschinen nicht besaßen. So lebten sie auf dem üppigen Boden der tierra caliente in derselben bedürfnißlosen Armuth, wie ihre Genossen auf dem dürren Hochlande. Seit dem Aufschwunge des Kaffeebaues hat sich das geändert. Um Kaffee zu pflanzen und zu bearbeiten, braucht der Indianer kein anderes Kapital als seine Arbeitskraft, kein anderes Werkzeug als eine Hacke.

Ich besuchte ein zwei Leguas vom Mirador entferntes indianisches Dorf, Namens San Martin. Man hatte mir gesagt, daß diese Ortschaft und ihre Einwohner früher einen elenden Anblick der Armuth und schmutzigen Bedürfnißlosigkeit dargeboten hätten. Jetzt war das ganz anders. Das Dorf war rings von Kaffeegärten umgeben, die stets einen erfreulichen Eindruck machen, und es zählte viele stattliche Häuser; anderer waren im Bau begriffen, die alten Hütten verschwunden. Darin, daß ein Bauer — und nun gar ein indianischer Bauer — sich ein neues besseres Haus baut, liegt der beste Beweis für die Reichhaltigkeit seiner Mittel und zugleich dafür, daß er den Wunsch hegt, seine Lage zu verbessern. Damit aber ist ein großer Schritt gethan.

Digitized by Google

Reiſewerke über Weſtafrika.

I.

R. A. Während die Deutſche Afrikaniſche Geſellſchaft über mancherlei Mißerfolge zu klagen hat, kann ſie wenigſtens auf der ſüdlichſten von ihr verfolgten Route auf einige ſchöne Reſultate mit Genugthuung hinblicken. Pogge und Schütt haben neue Gebiete erſchloſſen und von ihrem Nachfolger Buchner iſt das Beſte zu hoffen. Die öſtlich von der portugieſiſchen Kolonie Angola gelegenen Negerſtaaten, der ſüdliche, mittlere Theil des großen Congobeckens, waren das Ziel einer Reihe deutſcher Expeditionen, die mit jener des Hauptmanns von Homeyer 1875 begannen. An Material und tüchtigen Leuten fehlte es nicht; aber das Klima der Weſtküſte reducirte den Beſtand der großen Expedition bis auf Einen: Dr. Pogge. Der Führer, der Botaniker und der Topograph kehrten bald um. Der als Freiwilliger auf eigene Koſten mitreiſende Dr. jur. und Jagdfreund Pogge blieb und erreichte den Hof des halb mythiſch gewordenen Muata Jamwo, über den wir durch portugieſiſche Händler nur ſehr ungenügende Kunde beſaßen [1]). „Meinem eigenen Schickſale überlaſſen,“ ſchreibt der Verfaſſer, „hielt ich es im Intereſſe der Afrikaniſchen Geſellſchaft für geboten, mich durch keine mir drohenden Gefahren zurückſchrecken zu laſſen, ſondern das vorgeſteckte Ziel zu verfolgen, um ſo wenigſtens, ſoviel in meinen Kräften lag, die der Expedition geſtellte Aufgabe zu löſen. Vom Glück begünſtigt, namentlich aber den klimatiſchen Krankheiten in weit geringerem Grade unterworfen als die meiſten Afrikareiſenden, erreichte ich Muſſumba, die Hauptſtadt Muata Jamwo's, und kehrte von dort wohlbehalten nach fünfvierteljähriger Abweſenheit nach Malange zurück.“

Indem wir auf Einzelnes des Tagebuchs hier eingehen, machen wir zunächſt Herrn Dr. Pogge ein Kompliment. Wir haben nämlich kaum eine zweite Afrikareiſe geleſen, in welcher ein ſo vorzügliches Talent des Reiſenden für die Behandlung der Schwarzen zu erkennen iſt, wie die vorliegende. Pogge weiß den Neger richtig zu behandeln, er überwindet mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit alle ſich ihm entgegenthürmenden Schwierigkeiten; er bewahrt ſeine eiſerne Ruhe und Kaltblütigkeit ſelbſt da, wo die prekärſten Lagen eintreten. Ihm imponirt keine Gefahr. Er will durch und er kommt durch. Und das alles wird ſo einfach und natürlich erzählt, ſo ohne alle Schönfärberei, daß wir unwillkürlich das größte Vertrauen gewinnen. Er iſt ein prädeſtinirter Pioniereiſender. Da iſt es denn freilich anderereſeits zu beklagen, daß ihm alle naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe abgehen und daß, wenn er auf dieſes Gebiet ſich einmal verirrt, Curioſitäten zum Vorſchein kommen. (So die Verwechſelung des allbekannten Sandflohs mit Filaria medinensis!) Aber damit iſt für den Dr. jur. kein Vorwurf ausgeſprochen, der als Jäger nach Afrika ging und auf einen Poſten geſtellt wurde, den er nicht angeſtrebt hatte, den er aber trotzdem mit Glanz ausfüllte. Um nur Einiges anzuführen, wie Pogge zu ſeinem Ziele gelangte, heben wir hervor, daß er ſtets ſchroff mit den Negern verkehrte. „Ich ſpreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, daß ich ſehr ſchlecht von meinen Leuten ſo lange behandelt worden bin, als ich ſie nicht den Stock fühlen ließ.“ Als ihm die Kioko einmal den Weg verſperren, giebt er ſeinem Reitochſen die Sporen und rennt ſie um. Den Muata Jamwo, in deſſen Händen ſein Leben war, behandelt er einige Male geradezu ſchlecht und läßt dem blutigen Herrſcher, der ihn zu ſprechen wünſcht, ſagen, er habe dazu keine Zeit. Mit einem Worte: Er imponirt überall.

Die Charakteriſtik, die Pogge vom Neger entwirft, iſt keine ſchmeichelhafte. „Der Neger iſt feige, faul, unzuverläſſig, lügenhaft, liederlich, leichtſinnig, ſclav und abergläubig; er ſtiehlt, ſtiehlt und beſtiehlt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft; er fühlt ſich nur da wohl, wo er zu leben hat (— wir auch —), kennt keinen Patriotismus (— der ſich überhaupt nur bei vorgeſchrittenen Völkern findet —), kein Heimweh, obgleich man zugeſtehen muß, daß die Bande der Verwandtſchaft von ihm ſehr reſpektirt werden, und die Verwandten im Falle der Noth feſt zu einander halten. Für den Neger ſpricht ferner eine Art Gaſtfreundſchaft und ſeine Neigung, Verwandten und Freunden Geſchenke zu machen. Der gewöhnliche Träger theilt in Zeiten der Noth gern ſeine Manikwurzel mit ſeinem Patron, ſteht auch im Falle des Geſechts für die Sicherheit deſſelben ſowie ſeiner Karawane ein, vorausgeſetzt, daß er im Augenblicke der Gefahr den Kopf nicht verliert, eine gewiſſe Macht hinter ſich weiß und nicht die Flucht ergriffen hat. Er iſt, wenn er nichts zu leiden hat, mäßig und zufrieden, iſt zäh und widerſtandsfähig gegen äußere Eindrücke.“

Pogge will dieſe Charakteriſtik auf ganz Afrika ausdehnen, was wir für den erſten Theil ihm nicht zugeſtehen dürfen, da genug Beiſpiele für eine gegentheilige Auffaſſung vorliegen. Er ſelbſt hebt übrigens im Verlauf des Buches manches hervor, was die Schwarzen in einem beſſern Lichte erſcheinen läßt. Die Bereitwilligkeit der Neger wird gerühmt, ihn imponirten (S. 96) die weiten von Buſch geſäuberten Felder als Beweis einer großen Arbeitskraft, er lobt die intelligenten Geſichter der Kioko, nennt die Muſik der Eingeborenen von Muſſumba nicht übel (S. 161), kennzeichnet den Fortſchritt, der in der Ueberbrückung von ziemlich breiten Strömen liegt, und iſt erſtaunt über die 35 bis 40 Morgen großen, von Wächtern bewachten Manioffelder des Muata Jamwo (S. 165). „Die Sklaverei unter den Negern anlangend,“ ſagt Pogge, und hier ſtimmen viele Kenner mit ihm überein: „die Sklaverei iſt dem Neger in Fleiſch und Blut übergegangen; mit dem Aufhören derſelben würde das ganze Negerleben in ſeiner jetzigen Form nicht beſtehen können. Den Miſſionären, welche öſtlich vom Quangofluſſe den Verſuch machen wollten, die Sklaverei aufzuheben, ſtelle ich ein unglückliges Prognoſtikon. Will das civiliſirte Europa im Innern von Afrika die Sklaverei ausrotten, ſo muß es den Neger ſelbſt ausrotten oder ſein originelles Blut mit anderm vermiſchen.“

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeſchichte Afrikas. Drittes Heft. Im Reiche des Muata Jamwo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung Aequatorial-Afrikas in die Lunda-Staaten unternommenen Reiſe von Dr. Paul Pogge. Mit ſechs Holzſchnitten, 6 lithographirten Tafeln und einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin, D. Reimer, 1880.

Digitized by Google

Auf den Verlauf der in Tagebuchform gegebenen Reise können wir hier nicht eingehen, zumal dieselbe in ihren allgemeinen Umrissen bekannt ist. Mit dem Hervorheben von Einzelheiten glauben wir daher dem Leser besser zu dienen. Zunächst sind da mannigfache natürliche Schwierigkeiten zu erwähnen, welche sich dem Vordringen nach Osten in den Weg stellten und die auch wohl Ursache zu dem abfälligen Urtheile Pogge's in der Verwendung der Elefanten bei der Afrikaforschung sind („Globus" XXXV, 119), wiewohl diese Thiere am Nil und jetzt in Ostafrika sich bewähren. Es waren zahlreiche von Süd nach Nord laufende Zuflüsse des Congo zu überschreiten, was oft große Mühen und Gefahren veranlaßte. Der Unango, zwischen steinigen Ufern dahinfließend, war an der Uebergangsstelle 50 bis 60 Fuß breit und 20 Fuß tief; um ihn zu passiren mußte erst eine Brücke gebaut werden; der Kafuabi dagegen war bei Dinunda 350 Schritt breit, rasch fließend und 12 Fuß tief. Die Passage durch die Wälder war für Reiter und Fußgänger oft sehr schwierig; so hinter Kimbundo, wo der Fußsteig nur 1 bis $1^1/_2$ Fuß breit war und Zweige und Schlinggewächse den Weg sperrten. Am schwierigsten waren die Sümpfe zu passiren, wo die Ochsen im Schlamm versanken und mit Seilen herausgeschleift werden mußten.

Nachdem Angola verlassen war, wo Pogge oft am Fieber zu leiden hatte, besserte sich das Klima und wir hören nur Gutes von demselben. Einen einzigen leichten Anfall abgerechnet, hatte der Reisende im Innern nicht mehr von dieser afrikanischen Pest zu leiden. Im Kiokogebiet war es Morgens im August stets kühl und in der Nacht vermochte Pogge sich kaum zu erwärmen (S. 47). „Das Klima aller dieser Gegenden ist gesund, allerdings warm, aber doch nicht lästig heiß" (S. 81), und von Molua, dem Lande des Muata Jamwo, heißt es (S. 130): „Das Klima des Landes gleicht dem der Sommer in Norddeutschland, ist aber weniger heiß. Bei klarem Himmel weht meist eine angenehme Brise, oder der Himmel ist bedeckt. Es ist dies wahrlich ein schönes Land, überall mit gesundem, frischem Wasser und schönem Boden. Reichlicher Regen fehlt niemals zur Regenzeit. Ueberschwemmungen sind unmöglich."

Für die Verbreitung der Stämme, der Gewächse und Thiere hat Pogge ein sehr gutes Auge, und das läßt und doppelt seinen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen beklagen. Buchner wird, so hoffen wir, nach dieser Richtung eine vorzügliche Ausbeute mitbringen. Die Weinpalme hört (S. 41) hinter Malange auf und kommt am Talla Mongongo (kein Gebirge, sondern nur der Abfall der Hochebene zum Quangothal, wie wir jetzt durch Schütt wissen) nur noch verkümmert vor. Die Rindviehzucht hat bei Sanza (dem äußersten portugiesischen Punkte gegen Osten) ihre Grenze. Elefanten werden selten und die Gummirebe wird überall da, wo die Schwarzen den Saft sammeln, ausgerottet. Im Innern ist sie aber noch stark verbreitet. In den Bächen der Gebirge am Lulua fand Pogge Gold (S. 116).

Da der Reisende früher selbst im „Globus" (XXXII, S. 14 und 28) den Hof des Muata Jamwo geschildert hat, so verweisen wir hier nur darauf. Das vorliegende Buch bringt die persönlichen Abenteuer, die zum großen Theil amüsanter Natur sind und mit gesundem Humor vorgetragen werden. So z. B. wie die in Pogge verliebte Lukeschа (die Königin) stets mit unbefriedigter Neigung abziehen muß. Nur ein kleiner Ausflug nach Südost wurde dem Reisenden vom Muata Jamwo gestattet, das ersehnte Vordringen nach Norden oder Osten streng untersagt. Nachdem derselbe gehörig ausgebeutet worden war, trat er auf demselben Wege, den er gekommen, die Rückreise an.

Eine besonders werthvolle Beigabe des Buches ist die von Richard Kiepert gezeichnete Karte der südlichen Hälfte des Congobeckens im großen Maßstabe von 1 : 3 000 000. Sie umfaßt die Westküste von der Congomündung bis Benguela im Süden und reicht im Osten bis Nyangwe am Lualaba. Es füllt die ganze Cameron'sche Route von Nyangwe bis zum Atlantischen Meer hinein; die unsicheren Routen Graças, der Pombeiro's und Ladislaus Magyar's, auf denen bisher ein großer Theil unserer vagen Kenntnisse dieses Theiles von Innerafrika beruhte, sind angegeben. Desgleichen Livingstone's Route vom obern Sambesi bis S. Paulo de Loanda. Völlig neu ist die Route des unglücklichen Hermann von Barth im nördlichen Angola, welche für diesen Theil ganz neue Anhaltspunkte gewährt. Neu ist auch die Darstellung der Ostgrenze Angolas, das, seit die Portugiesen Kassanche und das Quangothal verloren, bedeutend zusammengeschrumpft ist. Der Lauf des Koanza ist nach Schütt's neuer Karte niedergelegt.

Wie schnell unsere Karten von Afrika sich ändern und wie das mühsamste Werk durch eine neue Kunde veraltet, oft ehe es noch das Licht der Welt erblickt, zeigt der mittlere Theil der Karte. Es ist gewiß keine geringe Mühe für Dr. Kiepert gewesen, die Route Dr. Pogge's zu konstruiren, und nun, nachdem die Forschungen und Aufnahmen Schütt's bekannt geworden, gewinnt der mittlere Theil der Karte ein ganz anderes Gesicht. Selbst jener Theil derselben, welcher nach Lux' Aufnahmen gezeichnet ist, von Malange bis Kimbundo, erleidet nach Schütt eine bedeutende Verschiebung (fast $1^1/_2$ Grad) nach Osten. Wir wünschen, daß Dr. Kiepert bald Gelegenheit nehmen möge, seine Karte bereichert durch die Schütt'schen Aufnahmen in neuer Auflage herauszugeben.

II.

R. A. Gleichzeitig mit dem Buche Dr. Pogge's erschien auch der Reisebericht seines Gefährten, des österreichischen Artillerieoberlieutenants A. E. Lux, welcher den Titel führt: „Von Loanda nach Kimbundu" (Wien, Eduard Hölzel, 1880). Da seine Reise in ganz bekannte Gegenden fällt, und Krankheit ihn in Kimbundu, dem östlichsten Punkte, bis zu dem jenseits der portugiesischen Grenze regelmäßige Karawanen verkehrten, zum Rückzuge zwang, so vermag dieselbe natürlich nicht in dem gleichen Maße wie jene Pogge's unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Eine Ueberfrist der Bestrebungen zur Erschließung Afrikas und die hundertmal geschilderte Reise von Europa über Madeira, die Capverden, Guineaküste bis Loanda eröffnen das Buch. Lux, wenig vorbereitet zum Afrikareisenden, hat übrigens mit offenen Augen gesehen, und manche ethnographische Beobachtungen sind recht schätzenswerth. Gewünscht hätten wir, daß er das, was er kurz über das just primae noctis anführt, näher begründet hätte. Der heitle Gegenstand ist nämlich kontrovers, und nach der scharfen Kritik des Landgerichtsraths Dr. Karl Schmidt in Kolmar, der alte und neue Berichte einer eingehenden Untersuchung unterzog (Archiv für Anthropologie XII, S. 265 bis 269), hat ein solches Recht überhaupt nie und nirgends existirt. Lux war der Topograph der Expedition, und von seiner Thätigkeit legen drei Karten Zeugniß ab. Eine Uebersichtskarte, auf welcher die Verhältnißzahl nicht angegeben (etwa 1 : $2^3/_4$ Millionen), zeigt die Route von Loanda bis Kimbundu und stimmt gut mit den Livingstone'schen Positionen, ist im Detail aber ärmer als die Kiepert'sche Karte zu Pogge's Buch. Der Lauf des Koanza ist noch nicht nach der sehr ausführlichen Karte Schütt's in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde gezeichnet, obgleich dieselbe doch seit einem Jahre publicirt ist

Digitized by Google

und das Talla-Mongongo-Gebirge erscheint mit gleichem Abfalle nach beiden Seiten, wiewohl es (nach Schlitt) bloß nach dem Quangothale hin abfällt.

Die beiden anderen Kärtchen, auf der Kiepert'schen Karte schon benutzt, zeigen das Detail der Routen von Dondo nach Sanza und von Sanza nach Kimbundu nebst Höhenprofilen. Terrain enthalten dieselben nicht.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die beiden Werken beigegebenen Lithographien einen Rückschritt bezeichnen.

Eine Missions-Bibliothek.

Wenn es sich darum handelt den Missionären für das von ihnen gethane Werk Dank abzustatten, haben die Geographen und Ethnographen alle Ursache, sich in erster Linie unter den Dankenden einzustellen. Neben den größten Entdeckungsreisenden stehen ebenbürtig Glaubensboten wie Livingstone und Krapf, die Ethnographen können keine Arbeit vollbringen ohne die Missionsliteratur zu Rathe zu ziehen, und unser ganzes linguistisches Gebäude von heute wäre ohne die mühevollen und fleißigen Arbeiten der Missionäre einfach unmöglich. So sind diese durch Wissenschaften der Mission im hohen Grade verpflichtet, sie gewinnen alle von ihr, die in selbstloser und rein humanitärer Absicht hinaus zieht in alle Welt, um den Heiden das Evangelium zu predigen.

Mag auch der Ethnograph noch so sehr beklagen, daß in Folge der Missionsthätigkeit die gerade ihn interessirenden Eigenschaften, Sitten und Gebräuche der Naturvölker verwischt werden oder ganz zu Grunde gehen, so muß doch im Allgemeinen anerkannt werden, daß schließlich die fortdauernde Missionirung edlere und höhere Zustände schafft. Diese Ansicht gelangt bei vorurtheilsfreien Reisenden neuerdings auch mehr und mehr zur Geltung und wir verweisen hier z. B. darauf, was Dr. Max Buchner in seiner „Reise durch die Südsee“ über die Wirksamkeit der Missionäre unter den kannibalischen Fidschi-Insulanern sagt. Andererseits wollen wir nicht verschweigen, daß der Ton, welcher oft in Exeter-Hall herrscht, gesunden Gemüthern wenig Freude bereitet, daß einzelne Missionäre sehr böse Mißgriffe begehen und zu Tyrannen der neuen Gemeinde werden, daß der Kampf, den Protestanten und Katholiken manchmal in fernen Regionen führen, um möglichst viel Seelen zu erjagen, abstößt. Doch den Kern des Missionswesens treffen solche begründete Vorwürfe nicht. Auch mag man billig bezweifeln, ob unsere Missionäre bei Mohammedanern, Juden, Buddhisten und selbst Bramaläubigen je zum Siege gelangen; denn hier sind die Erfolge langer Wirksamkeit doch verhältnißmäßig sehr gering und die Missionäre selbst vertrösten uns auf die Zukunft. Unbestritten aber ist der große Fortschritt des christlichen Missionswesens unter den heidnischen Naturvölkern. Wie gewaltig die Missionen sich entwickelt haben, zeigte kürzlich Prof. Christlieb in Bonn in einem Vortrage. Aus den sieben evangelischen Gesellschaften, die am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden, sind jetzt 70 geworden; damals gab es 170 Missionäre, heute 2500, wozu 1000 eingeborene Hülfsprediger und 23 000 eingeborene Hülfsarbeiter kommen. Damals befanden sich etwa 50 000 Heiden in der Pflege der evangelischen Mission, heute 1 650 000. Vor 80 Jahren betrugen die Gesammtbeiträge zur evangelischen Heidenmission noch lange nicht eine Million Mark, heute aber 25 Millionen. Und diese Zahlen betreffen nur die evangelische Mission.

So greift das Missionswesen tief ein in unsere Zeit und verlangt Beachtung aller, welche um die Kulturinteressen derselben sich kümmern, besonders aber jener, die mit Länder- und Völkerkunde sich beschäftigen. Da ist es denn hochwillkommen zu nennen, daß uns eine ebenso gründliche wie anziehende Arbeit vorliegt, welche die Missionen über die ganze Erde verfolgt und überall zunächst die geographischen und ethnographischen Grundlagen berücksichtigt. Wir meinen: Dr. G. E. Burkhardt's Kleine Missions-Bibliothek. Zweite Auflage und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. (Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.) Wer die erste Auflage dieses Buches gekannt hat wird daßelbe in der zweiten kaum wiedererkennen. Nur die Anordnung ist in vielen Fällen dieselbe geblieben, sonst haben wir ein neues Werk aus der bewährten Hand des Pastors Grundemann vor uns. Daß derselbe in erster Linie zur Herausgabe eines so umfassenden und vielseitige Kenntnisse erfordernden Buches berufen war, hat er durch seinen allbekannten „Missions-Atlas“ bereits dargethan, über dessen Vortrefflichkeit nur eine Stimme herrscht. Diese Missions-Bibliothek ist gleichsam eine fortlaufende Erläuterung zu demselben, wendet sich aber namentlich an größere Kreise, um einmal der Mission neue Freunde zuzuführen, dann eine genauere Schilderung der Länder und Völker zu geben, denen die Missionsthätigkeit zugewandt ist. Und hier findet der Geograph und Ethnograph seine Rechnung. Die geographischen Schilderungen sind oft kleine Meisterstücke, welche völlig auf den neuesten Materiale beruhen und manches vielgerühmte Lehrbuch übertreffen; bei den Völkerbeschreibungen sind namentlich die zahlreichen Missionsschriften benutzt, die nur zu oft Geographen und Ethnographen entgehen.

Was den Inhalt des noch nicht ganz vollendeten Werkes betrifft, so umfaßt der erste Band (Amerika) die Eskimos in Grönland und Labrador, die Indianer Nord- und Südamerikas und die Negermissionen in Westindien. Der zweite (Afrika) behandelt in drei Abtheilungen die befreiten und freien Neger Westafrikas, die Missionen unter Kaffern und Hottentoten, das Festland von Ostafrika und Madagaskar. Der dritte Band beschäftigt sich mit Asien und sind hier die Vorder- und Hinterindien sowie Ceylon behandelnden Abtheilungen vollendet. Mit dem vierten Bande (Australien und Polynesien) gelangt das umfangreiche Werk zum Abschlusse.

R. A.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Mosk. Wjed." veröffentlichen folgendes neue Telegramm des Chefs der Expedition zur Untersuchung der Route der mittelasiatischen Eisenbahn und des Amu-Darja aus Orsk: Nach Beendigung der Reise in Mittelasien haben wir den Lauzan und seine Arme, auch einen Theil des Darjalyk besucht sowie neun Dämme, welche die Chiwaer errichtet haben, um den Abfluß des Wassers aus dem Amu-Darja in den Uzboi zu hindern. Auf Anordnung des Chans von Chiwa haben 700 Arbeiter die Dämme Bend um Ausflusse des Lauzan und Schah Murad am Darjalyk abgetragen; 300 Arbeiter vertiefen ferner den Lauzan im Laufe einer Woche auf 12 Werst Länge. Die Arbeiten leitet der chiwasische Würdenträger Mechter, welcher vor 22 Jahren den Damm Bend gebaut hat und nahe dabei, auf Anordnung des Vaters des jetzigen Chan, das Fort, um nach Entziehung des Wassers die am Darjalyk lebenden Turkmenen in Ruhe zu halten. Sieben Jahre später griffen Jamuden und Tschandoren das Fort an, um den Damm wieder zu zerstören; sie wurden aber geschlagen.

Zeitig im Frühjahr 1880, vor Eintritt des Hochwassers, werden die Chiwaer die Dämme Mulla-Dundor, Merdek und Tasch-Bujut abtragen, den Lauzan, den Norak und den Tschorkrouk, im Ganzen rund 40 Werst vertiefen und verbreitern, und das Wasser in den Uzboi lassen auf demselben direkten Wege, wie vor 25 Jahren unter Madamin Chan die Kais nach Kone-(Alt-) Urgentsch gingen. Unter Berufung auf Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit und auf ihr Verständniß das Wasser des Amu-Darja zu beherrschen, stehen die Chiwaer für den Erfolg des Unternehmens ein und behaupten, daß noch ihrem Willen das Wasser reißend in den Uzboi strömen wird, namentlich wenn gleichzeitig mit ihren Arbeiten die Russen gegenüber dem Ausfluß des Lauzan am rechten Ufer des Amu eine Buhne anlegen, um die Ablenkung des Stromstriches nach dem linken Ufer zu verstärken. In einem Schreiben vom 7. (19.) Oktober hat der Chan von Chiwa seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, den Russen bei dem Werke der Ableitung des Amu zu helfen. Auf diesem Schreiben schickte der Chan noch ein altes Buch, in dem gesagt ist, daß vor 300 Jahren unter Sufion, Chan von Chorezm, der Amu-Darja unter den Mauern von Kone-Urgentsch vorbei fließend in das Kaspische Meer sich ergoß, nahe den Bolkan-Bergen, wo damals die Erfolg-Turkmenen lebten, die jetzt längs des mittlern Laufes des Amu wohnen.

Zu den interessantesten Ergebnissen der Expedition von 1879 gehört jedenfalls die endgültige Widerlegung der Theorie von der Erhebung der Turanischen Niederung. Die Arbeiten von 1876 und 1877 haben bekanntlich gezeigt, daß die Abdachung des Geländes vom Lauzan zum Uzboi fast doppelt so groß ist, wie der Fall des wirklichen Flußlaufes zum Aral-See, daß ferner nur ein unbedeutender Theil (¼) vom Wasser des Amu alljährlich zur Bewässerung der Oase von Chiwa gebraucht wird, während der größte Theil nutzlos in den Verzweigungen des Mündungsdeltas und im Aral-See verdunstet. Diese unbestreitbaren Angaben verbunden mit Allem, was wir an Ort und Stelle gesehen, bekräftigen nur die Ansicht derjenigen Erforscher des Amu-Darja, die unbeirrt auf der unverweilten Ueberleitung des Amu in den Uzboi, als Versuch, bestanden, ohne den vollständigen Abschluß der wissenschaftlichen Bearbeitung der Amu-Darjo-Frage abzuwarten.

— Noch dem „Kawkas" ist Herr K. Sidorow nach Transkaukasien abgereist, um eine größere Reise von etwa 1500 Werst Länge in den Gebirgen von Kachetien, im kleinen Kaukasus und in den Gebieten von Kars und Botum auszuführen. Zweck der Reise ist die Ausforschung der Gebirgen, die noch Angabe der Alten dort vorhanden sein sollen. Der Naturforscher C. Poljakow ist ebendahin abgereist mit Aufträgen der Akademie der Wissenschaften zu anthropologischen Untersuchungen in den Gouvernements Tiflis, Eriwan und Elisabetpol.

— Ueber die Turkmenen der Umgegend von Tschikischlar, die ein englischer Korrespondent als wilde Barbaren geschildert hatte, schreibt ein Russe dem „Kawkas": Die Turkmenen sind eben solche Wilde wie die Engländer — Menschenfresser. Von Wildheit ist bei ihnen nichts zu merken; sie sind im Gegentheil ein ziemlich hübsches sympathisches Volk, von hohem Wuchse, gut und fest gebaut, mit hübschen regelmäßigen Gesichtszügen, stolzer Haltung und majestätischem Gange. Von der Kriecherei und Demuth der anderen Stämme ist bei ihnen nichts zu sehen. Scharf prägt sich dem daraus nicht gewöhnten Blicke ihr Nationalkostüm ein, bestehend aus Schafpelzen von ausgesuchtem Material (von Seide oder anderen Webstoffen je nach dem Stande) und hohen großen Mützen von Lammfellen, die zugleich als Polster dienen und den Kopf gegen den Sonnenschein schützen. Die Turkmenen-Frauen sind ebenfalls groß, stark und nicht unschön; sie tragen dasselbe Kostüm wie die Männer bis auf den Kopfputz, der aus Shawls und Obrringen von ungeheurer Größe besteht; sie verhüllen sich nicht wie gemeinhin alle Mohammedanerinnen, sondern gehen beständig mit unbedecktem Gesicht, sind ungezwungen und arbeitsam. Alle Arbeiten werden von Frauenhänden gemacht. Die Männer besitzen sich gar nicht damit; selbst die Kibitken, in denen die Turkmenen leben, werden von den Frauen aufgeschlagen.

Besonders gut sind die Pferde der Turkmenen, von einer ziemlich robusten Art mit langem Halse, hohen dicken Hufen, geeignet lange Mitte, Hunger, Durst und Hitze zu ertragen. Diese Pferde stehen deshalb ziemlich hoch im Preise und wurden bei einiger Nachfrage bald unverkäuflich.

— In der ostatischen Türkei hat die „Moil" (7. November 1879) einen großen Fortschritt zu verzeichnen: seit einigen Monaten besteht eine regelmäßige Fahrgelegenheit zwischen Aintab und Aleppo, welche dort große Sensation unter der Bevölkerung erregt hat. Eine ähnliche Verbindung soll zwischen Brussa und Kaiserieh bestehen. „Kommende Ereignisse werfen ihren Schatten voraus," meint der Berichterstatter; wo ein Wagen fahren kann, lassen sich auch Schienen legen, und so erblickt er im Geiste schon Eisenbahnen das nördliche Syrien durchziehen.

— In Persien ist 1879 ein neues Münzsystem entsprechend der Frankenwährung eingeführt. Die in Teheran geschlagenen Münzen tragen auf der einen Seite das persische Wappen, auf der andern das Bildniß des Schah. Ausgeprägt sind in Gold: der Doppel-Toman, Toman und halbe Toman = 20, 10 und 5 Franks; in Silber: der Doppel-Kran und der Kran = 2 und 1 Frank, 5 Schahis = 0,25 Frank, in Bronze: der Doppel-Schahi und Schahi = 10 und 5 Centimes.

— Herr E. Sachau, Professor der orientalischen Sprachen an der Berliner Universität, welcher mit Unterstützung des königl. preuß. Unterrichtsministeriums und der Berliner Akademie der Wissenschaften im September eine wissenschaftliche Reise nach Syrien angetreten und zunächst in Damas-

Digitized by Google

tuß behufs sprachlicher Studien einen längern Aufenthalt genommen hat, berichtet über den auch geographisch durch Betreten weniger bekannter Gegenden wichtigen Fortgang seiner Reise in einem am 30. November von Birebjik am Euphrat an Prof. H. Kiepert in Berlin abgesandten Brief, der daselbst mit dem türkischen Poststempel Haleb am 29. December anlangte. Der erste Theil seiner Route von Damaskus aus nach Palmyra und zurück über Hömß und durch das nördliche Syrien nach Haleb (Aleppo) bewegt sich auf längst bekannten und vielfach beschriebenem Terrain und lieferte neue Ausbeute besonders nur durch Auffindung bisher unbekannter Inschriften. Von Haleb aber wendete sich der Reisende südöstlich in die Steppe hinein und dann nordöstlich zum Euphrat auf einem bisher von europäischen Forschern noch nicht betretenen Wege: nur einzelne der von ihm darin benannten Stationen, wie Sfire, Chunsóra, Aïn-el-mahdóm, Abú-Ghalahal, finden sich auf der vor einem Jahrzehnt von Djewdet-Pascha, damaligem Wali (Generalgouverneur) von Haleb, in türkischer Sprache herausgegebenen Karte dieses Wilajets. Unter diesen Stationen ist namentlich Zebed (in für uns noch nicht näher bekannter Lage, nur nach dem Zusammenhange des Routiers etwa am südöstlichen Ende des zwischen Haleb und dem Euphrat gelegenen flachen Salzsees zu suchen) bemerkenswerth durch die Ruinen zweier christlichen Basiliken und die in einer derselben gefundene Inschrift, und diese weniger durch ihren Inhalt, der nur in einer Widmung an den H. Johannes besteht, als durch die Art ihrer Abfassung in drei Sprachen und Schriftarten: einem höchst sonderbaren Griechisch, dann Arabisch in den ältesten vormohammedanischen Charakteren und einer bis jetzt unentzifferbaren sehr wunderlichen Schrift (offenbar nicht gleich den neuerdings mehrfach in Syrien gefundenen sogenannten hamathitischen Inschriften, da der Briefschreiber dies hervorzuheben sonst nicht würde unterlassen haben). Am Euphrat wurden verschiedene Ruinenstätten durchsucht und durch das Sabjör-Thal die Reise nach Birebjik (oder vielmehr, wie die Eingebornen jetzt aussprechen, Bárabjik) fortgesetzt: von hier aus soll zunächst die Nachbarschaft im Euphratthale mit den Ruinenstätten von Djerábis und Bálkis (wo jetzt ein Engländer, Henderson, Ausgrabungen veranstaltet) und der wahrscheinlichen Oertslage des alten schlachtberühmten Karchemisch untersucht werden.

Das weitere Projekt des Reisenden bis zum Mai 1880, wo er zurückzukehren gedenkt, geht außer einem weit nach Süden bis Baghdád führenden Ausfluge auf das nördliche Mesopotamien, namentlich die Erforschung der beiden bis jetzt nur hypothetisch in unseren Karten eingetragenen Betten der Euphratzuflüsse Balich und Chabór, sowie weiter nördlich des Innern der Berglandschaft Djebel Túr zwischen Mardin, Nisibin und dem Tigris, innerhalb deren die von dem englischen Konsul in Diarbekir, Herrn Taylor, vor einem Jahrzehnt entdeckte, aber nicht näher beschriebene Lage der altarmenischen Hauptstadt Tigranokerta speciell zu verificiren sein würde: ein Gegenstand der Untersuchung, den Herr Sachau schon vor seiner Abreise, namentlich in dem an die Akademie gerichteten Unterstützungsgesuche, als einen der wesentlich von ihm zu berücksichtigenden hervorgehoben hat.

Wenn die Möglichkeit der Ausführung des letztgedachten Reiseabschnittes wesentlich von der augenblicklichen Gunst der Umstände, nämlich dem mehr oder weniger friedlertigen Verhalten der im Allgemeinen als arge Räuber gefürchteten kurdischen Bewohner jener Berglandschaft, neben denen die zerstreuten jakobitischen Christengemeinden eine sehr gedrückte Rolle spielen, abhängen wird, so scheint dagegen die Wüstenreise durch das von arabischen Stämmen bewohnte ebene Mesopotamien hinreichend gesichert durch die von dem Reisenden erworbene Protektion eines Oberscheichs des mächtigen Stammes der Schammar. Herr Sachau beabsichtigt sich unter diesen, einen sehr eigenthümlichen Dialekt sprechenden Beduinen behufs Studiums desselben einige Zeit aufzuhalten, — wenn seine Pferde und Maulthiere bis dahin gestellen, wenn sie sich nämlich herbeilaffen werden, nicht länger wie bisher die Durra (eine Hirseart), das einzige bei den Schammar vorhandene und gebräuchliche Viehfutter, durchaus zu verschmähen. Die Ernährungs- und die damit zusammenhängende Transportfrage ist es überhaupt, welche der in Rede stehenden Wüstenteur das ernstlichste Hinderniß in Gestalt eines übermäßigen Kostenaufwandes bereitet: auf wenigstens 30 bis 40 Tage würden, auch ohne längeres Verweilen in den Zeltlagern der Schammar, von Urfa bis zur Ankunft in Mosul alle Lebensmittel für Mensch und Thier, Kohlen zur Feuerung u. s. w. mitzuführen und dazu noch wenigstens 15 bis 20 Kameele erforderlich sein, da in den kleinen Ortschaften und den Zeltlagern absolut gar nichts käuflich zu haben ist; dazu kommt, daß durch zwei aufeinanderfolgende Mißernten seit drei Jahren der Preis der Gerste auf das Fünffache gestiegen ist und auch alle übrigen Bedürfnisse außerordentlich verthuert worden sind.

Afrika.

— Das französische Comité der Afrikanischen Association hat jetzt die Errichtung von wissenschaftlichen und gastlichen Stationen in Aequatorial-Afrika beschlossen und als Ausgangspunkte auf der Ostküste das Gebiet von Zanzibar und auf der Westküste die Gabon-Kolonie bestimmt. Die Mittel dazu liefern theils die Fonds des Comité's, theils eine Bewilligung der Kammern in Höhe von 100 000 Franken. Zum Leiter der westlichen Station ist Graf Savorgnan de Brazza auserwählt, dem sein früherer Reisegefährte, Dr. Ballay, beigegeben wird. Sie sollen vom Gabon aus regierungsseitig alle mögliche Unterstützung längs des Laufes des Ogowe und darüber hinaus erhalten. Zum Chef der östlichen Station ist gleichfalls ein Seemann bestimmt.

— Europäische Kolonisten sind jetzt im südlichen Algerien bis zum Wed-Nir, dessen Hauptstadt Tuggurt ist, vorgedrungen; es haben dort drei Franzosen Land gekauft und sich niedergelassen. Die französische Regierung hat in den letzten Jahrzehnten große Anstrengungen gemacht, um jene Oasengruppe zu heben, und namentlich artesische Brunnen angelegt, so daß sich in Folge des vermehrten Wasserzuflusses seit 1856 die Zahl der Dattelpalmen um 158 263, die der Obstbäume um 50 000 und die der Einwohner um 6055 vergrößert hat.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). III. (Mit vier Abbildungen.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. III. — Reisewerke über Westafrika. I. u. II. — Eine Missions-Bibliothek. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaction 26. December 1879.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

IV.

Während seines Aufenthaltes unter den Roucouyennes wurde Crevaux wiederum vom Fieber ergriffen und mußte sich auf das Aeußerste anstrengen, diesen seinen Zustand zu verheimlichen. Eines Abends, als er sich etwas besser befand, lud er die Häuptlinge zu einem Festmahle ein, bei welchem er aus seinen Vorräthen drei Büchsen Konserven, eine Flasche Wein und eine Flasche Rum hergab. Erst als seine Gäste gerade heraus erklärten, daß ihr „Bauch voll sei", durfte er daran denken sich zurückzuziehen. Am folgenden Abend wurde das Fest wiederholt; eingeladen waren der tamutschi (Oberhäuptling) und die beiden angesehensten Männer des Stammes, welche sich jetzt mittheilsamer zeigten, wohl weil sie inzwischen die Vorräthe des Reisenden, die schönen Messer, die glänzenden Spiegel und bunten Stoffe, zu sehen bekommen hatten. Der Tamutschi versprach denn auch, daß ihn alle kräftigen Männer seines Stammes bis zum Yary, d. h. über die Wasserscheide hinüber begleiten sollten, und er hielt Wort. Auch sonst hatte Crevaux Glück; denn das Fieber, welches mehrere seiner Vorgänger, wie den Arzt Chevalier und den Pater Krönner, wiederholt zur Umkehr gezwungen hatte, verließ ihn, ehe der zum Aufbruche bestimmte Tag herangekommen war, und so konnte er, obwohl immer noch der Schonung bedürftig, am 17. September in Gesellschaft von 30 Roucouyenne-Indianern, Männern wie Frauen, seine Reise nach dem Gebirge Tumuc-humac antreten.

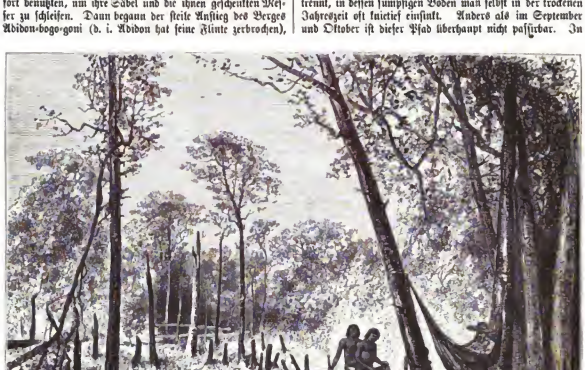
Während die Schwarzen nichts anderes thaten, als sich unter einander zu zanken, zu stöhnen und sich über zu wenig Essen und zu viel Arbeit zu beklagen, ruderten die Indianer den ganzen Tag, ohne sich zu beschweren und fast ohne zu sprechen. Fühlten sie sich müde, so griff einer nach seiner, aus Rehknochen gemachten Flöte und spielte ein kleines Lied, um die anderen anzufeuern, und am Lagerplatze angekommen, lachten und plauderten sie, aber mit einer Zurückhaltung, welche zu der Ungeschliffenheit der Neger im schärfsten Gegensatze stand. Die Sklaverei hat letztere so heruntergebracht oder auch die Veranlagung, mit welcher man ihnen begegnete; die freien Indianer des Urwaldes sind in ihrer Sprache wie in ihren Vergnügungen viel zurückhaltender.

Ganz früh am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt und um 10 Uhr bei einem Felde der Roucouyennes Halt gemacht, welches etwa einen Kilometer vom linken Ufer entfernt im Walde lag und einige Bananen und etwas Zuckerrohr lieferte. Crevaux ließ seine Hängematte zwischen zwei Bäumen befestigen und erwartete darin die Ankunft der langsamer vorwärts kommenden übrigen Boote. Hier wurde einer der drei Schwarzen krank und mußte zurückgeschickt werden. Um fünf Uhr Nachmittags wurde der Lagerplatz und damit zugleich die Stelle erreicht, wo die Indianer bei ihren Reisen über das Gebirge Tumuc-humac ihre Boote zurücklassen. Der Litany hat dort noch eine Breite von 12 bis 15 m und ist etwa noch eine halbe Tagereise weiter hinauf schiffbar. Diese Stelle liegt etwa 110 m über dem Meeresspiegel.

Am Morgen des 29. September richteten die Indianer aus Palmblättern Tragkörbe her und packten dieselben mit dem Gepäck und den Lebensmitteln des Reisenden, der unter sie drei Liter Rum, die er doch nicht weiter transportiren konnte, vertheilte. Dadurch angefeuert, setzten sie sich um drei Uhr Nachmittags in Bewegung. Der Weg, wenn man das so nennen kann, war anfangs mühsam, weil

Digitized by Google

zahlreiche Bäche ihn durchſchnitten, die auf Felsblöcken und Baumſtämmen überſchritten werden mußten. Allein der Gedanke, in drei Tagen ein Gebirge zu erreichen, das noch keiner vor ihm überſchritten hatte, gab dem Reiſenden die nöthige Anſpannung, deren ſein durch Fieber und ein beginnendes Leberleiden geſchwächter Körper unter anderen Umſtänden vielleicht nicht fähig geweſen wäre. Nach fünfſtündigem Marſchiren war der Sumpfboden überwunden und es begannen Hügel. Am folgenden Morgen erreichte man nach $1^1/_2$ Stunden einen Granitfelſen, welchen die Indianer ſofort benutzten, um ihre Säbel und die ihnen geſchenkten Meſſer zu ſchleifen. Dann begann der ſteile Anſtieg des Berges Adidon-bogo-goni (d. i. Adidon hat ſeine Flinte zerbrochen), der von einem langen Plateau überragt wird. Auf dieſem kam man zum Bache Kule-kule, an deſſen Ufer die Nacht verbracht wurde. Aus Geſundheitsrückſichten wäre es zwar beſſer geweſen, oben auf der Höhe zu bleiben; allein das zum Kochen nöthige Waſſer fand ſich nur in den Thälern. Am dritten Tage folgte man dem 8 bis 10 m tief in den Boden eingeſchnittenen Kule-kule aufwärts, der damals nur etwa 1 m tief war, aber zur Regenzeit ganz gewaltige Waſſermaſſen zu Thale wälzen muß. Jeder Hügel war von dem nächſten durch ein kleines mit Palmen beſtandenes Thal getrennt, in deſſen ſumpfigen Boden man ſelbſt in der trockenen Jahreszeit oft knietief einſinkt. Anders als im September und Oktober iſt dieſer Pfad überhaupt nicht paſſirbar. In

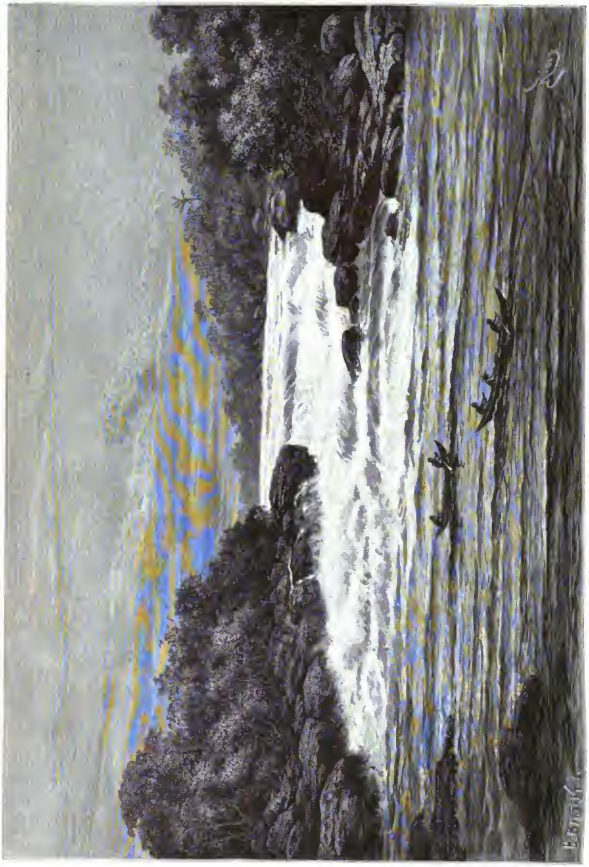


Ein Feld der Roucouyennes. (Nach einer Photographie.)

vier Stunden wurden darauf die vierzehn Hügel überſtiegen, welche bei den Bonis Krokru-krokru heißen, dann die Berge Fubu und Nombe-kai, letzterer nach einem Indianer benannt, der dort in eine Schlucht geſtürzt iſt, worauf man einen prächtigen 15 m hohen und 20 m breiten Waſſerfall des Kule-kule zur Rechten paſſirte. Eine Stunde ſpäter war die Höhe des Gebirges erreicht und damit die ganze Ueberſchreitung deſſelben geſichert; denn in Folge der großen Trockenheit war alles Wild in die Ebenen hinabgezogen, und die Indianer mußten, um Lebensmittel zu erhalten, ihm folgen, und da war es leichter, den nur zwei kleine Tagemärſche ſüdlich fließenden Apawani, als den mindeſtens deren drei entfernten Itany zu erreichen.

Gern wäre Crevaux auf der Waſſerſcheide länger verweilt, allein ſeine Begleiter drängten zum Aufbruche, da es dort an Waſſer fehlte. So entkorkte er denn raſch ſeine letzte Flaſche Champagner, theilte ſie mit ſeinen Geführten und taufte den Berg, auf welchem er ſtand, Mont Lorquin — zu deutſch Lörchinger Berg — nach ſeinem Heimathsorte Lörchingen in Deutſch-Lothringen. Die leere Flaſche blieb als — ſicher bald verſchwindendes — Zeichen ſeiner Ueberſteigung zurück. Am folgenden Morgen wurde der erſte zum Apawani und damit zum Amazonenſtrome fließende Bach überſchritten und Abends unweit des Schitu-mongo oder Felſenberges gelagert. Es iſt das ein Granitfelſe mit einer Spalte, welche weder den Affen noch den wilden Thieren zugänglich iſt, und worin die Indianer, welche vom Jary zum Itany reiſen, ihren Proviant für den Rückweg aufbewahren. Hier trennte ſich ein Theil der Indianer von der Expedition, um auf dem direkten Landwege den weſtlicher fließenden Jary

Digitized by Google

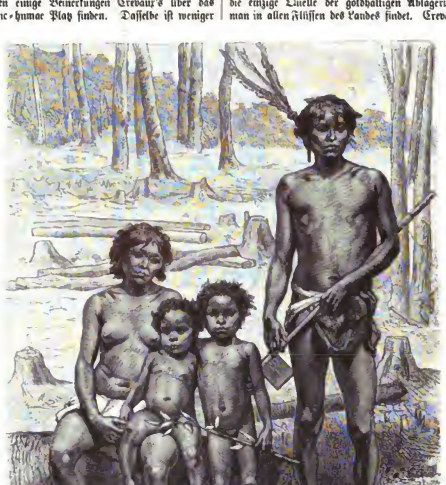


Fall des Yaumani. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

zu erreichen, während Crevaux ſeinen Marſch nach dem Apawani fortſetzte. Am fünften Tage langte er dort an, wo derſelbe bei 10 m Breite und 10 bis 15 cm Tiefe anfängt ſchiffbar zu werden. Sofort machte ſich Apatu, der eifrigſte und zuverläſſigſte unter den Schwarzen, daran, einen geeigneten Baum zu fällen und mit der Axt zu einem Boote auszuhöhlen, eine Arbeit, welche mehrere Tage in Anſpruch nahm.

Hier mögen einige Bemerkungen Crevaux's über das Gebirge Tumuc-humac Platz finden. Daſſelbe iſt weniger bedeutend, als es den Anſchein haben mag, und erhebt ſich dort, wo es überſchritten wurde, nicht über 400 m. Die Temperatur auf der Höhe iſt nur um 2 bis 3 Grade niedriger, als in der Ebene, und die Vegetation der höchſten Punkte iſt dieſelbe wie in der heißen Zone. Auf dem Gipfel der Berge wachſen, wie ſchon erwähnt, wilde Ananas. In Franzöſiſch-Guayana betrachtet man dies Gebirge allgemein als die einzige Quelle der goldhaltigen Ablagerungen, welche man in allen Flüſſen des Landes findet. Crevaux hat jedoch



Rouconvenne-Familie. (Nach Photographien.)

gefunden, daß die Steine in den goldführenden Gewäſſern dieſelben ſind, wie in den nächſten Bergen, daß dieſe Berge aus goldhaltigen Geſteinen beſtehen und daß die Bildung der goldführenden Gewäſſer, deren Bett ſchon mit Geröll bedeckt iſt, in ganz moderner Zeit ſtattgefunden hat, daß alſo das Gold nur aus der Zerſetzung des an die Gewäſſer unmittelbar anſtoßenden Terrains herrührt. Wie jungen Alters ſolche Goldanſammlungen ſind, geht z. B. daraus hervor, daß man unter einer ſolchen Schicht eine Steinaxt, wie ſie ſtellenweiſe noch bei den Indianern in Gebrauch iſt, gefunden hat. Da nun die Verwitterung des Geſteins durch die Wirkungen des Regens und der Vegetation natürlich fortdauert, ſo bilden ſich immer neue goldhaltige Schichten, und die Arbeit der Goldſucher wird nicht im Stande ſein, der Goldproduktion in Guayana ein Ende zu machen und die Alluvien zu erſchöpfen. Das Gebirge Tumuc-humac beſteht

Digitized by Google

Tanz der Roucouyennes (Kukujennes). (Nach einer Zeichnung des Dr. Crevaux.)

Digitized by Google

übrigens aus demselben Urgestein, welches das Gold im Unterlande liefert, und birgt gewiß große Schätze, deren Ausbeutung nur dadurch erschwert wird, daß Arbeiter und Lebensmittel eine so weite über einen Monat dauernde Reise auf dem Maroni zu machen haben. Obendrein führt dieselbe durch ein fast unbewohntes Land, wie wir gesehen haben, was freilich kein Hinderniß sein wird, daß einst Minirer die Goldadern des Gebirges in Angriff nehmen werden. Nach Aussage eines solchen bestehen die Gebirge im Innern von Britisch-Guayana aus denselben Gesteinen, wie die im Französisch- und Holländisch-Guayana, so daß man wahrscheinlich auch dort das kostbare Metall finden wird. Doch dürfen sich Goldsucher nicht durch die phantastischen Erzählungen der Indianer irreleiten lassen, welche Glimmerblättchen mit Gold verwechseln. Unzweifelhaft, meint Crevaux, hat das Sonnenlicht, welches zu Höhlen im glimmerhaltigen Gestein Anlaß zu der Sage vom Dorado (El Dorado = der Vergoldete) gegeben [1], jenem fabelhaften Indianerfürsten, der allmorgendlich sich von seinem Kammerherrn mit Staubgold am ganzen Leibe vergolden ließ. Wahrscheinlich erzählten dann die von den Spaniern eifrig befragten Indianer, daß der Dorado in einem Palaste wohne, dessen Mauern aus eitelem Golde beständen; und nun folgten seit 1533 jene goldsuchenden Expeditionen von Spaniern und von Deutschen im Dienste der Augsburger Welser, über welche Stricker a. a. O. ausführlich berichtet. Am Kurouapi, einem linken Zuflusse des Yary, befindet sich z. B. eine solche Höhle im glimmerhaltigen Gesteine, deren Außenwände im Sonnenscheine von den Tausenden leuchtender Blättchen wie Gold funkeln. Der große See Parime, an welchen die Geographen des 16. und 17. Jahrhunderts die von allerhand Fabelthieren bewachte Hauptstadt des Dorado versetzen, ist nach Crevaux's Erklärung nichts anderes, als die Ueberschwemmung, welche sich Jahr für Jahr in dem Alluviallande am Fuße jenes Gebirges bildet.

Am 27. September wurde das zuletzt mit trockenem Laube und Asmeek ausgebrannte Boot ins Wasser gelassen, und die Fahrt auf dem Apawani abwärts konnte ihren Anfang nehmen. Anfangs stieß man alle 20 bis 30 m weit auf einen Baumstamm, welchen man durchschneiden oder zu Boden drücken mußte, und schon nach zwei Stunden bekam das Boot durch Aufstoßen an ein zu gewaltiges Hinderniß einen Riß. Zufällig fand man am Ufer eine alte verlassene Piroge, in welcher zum Apatu und zwei Indianer voranfuhren, um die Baumstämme aus dem Wege zu räumen. Erst als man am 29. September die Mündung des 6 m breiten von Westen kommenden Zuflusses Karapa erreichte, wurde der Apawani wirklich schiffbar und die Baumstämme verschwanden, freilich nur um Stromschnellen und Wasserfällen Platz zu machen. Gleich am selben Tage war ein solcher von 6 bis 7 m Höhe auf 100 m Länge zu überwinden, wobei das Boot unten auseinanderspaltete. Doch machte eine sofortige Ausbesserung dasselbe wieder brauchbar. Binnen sechs Stunden legte es 26 km zurück. In dem schönen Walde an den Ufern hielten sich zahlreiche Affen und Vögel auf, welche reichliche Jagdbeute lieferten, so daß auch dem Hunger gesteuert werden konnte. Frisches Muthes und durch eine gute Nachtruhe gestärkt, setzte Crevaux die Fahrt am 30. September fort, welche er unter so günstigen Umständen nicht mehr, wie vorher, zu beschleunigen suchte. Vielmehr suchte er die Natur des schönen Flusses recht eingehend kennen zu lernen, wie er auch eine detaillirte Karte seines Laufes und des Yary aufgenommen hat (veröffentlicht im Novemberheft 1878 des Bulletin de la Société de géographie de Paris).

Am 2. Oktober trafen sie mit Roucouyenne-Indianern vom Yary zusammen, welche ausgezogen waren, sich harten Holz zu Pfeilen zu holen; denn am untern Yary stand Krieg in Aussicht, und sie wollten von demselben nicht unvorbereitet überrascht werden. Nachdem der Reisende mit ihrem anfangs mißtrauischen Häuptlinge Kamaoli Frieden und Freundschaft geschlossen, lud er mit ihnen den Apawani bis zu dessen naher Mündung in den Yary hinab, unweit deren Kamaoli's Dorf stand. Eine steile, in die Uferwand gegrabene Treppe führte 10 m hoch vom Flusse hinauf. Kaum hatte Crevaux dieselbe erstiegen, als ein Haufen Hunde ihn wüthend angriff, ein kleiner Jaguar ihm auf den Rücken sprang und die Meute zerriß und einige Agamis, Hokos und Arac ärgerlich seinen Kopf umkreisten. Erst das Dazwischentreten Kamaoli's beschwichtigte die erregten Bestien.

Allegorische Malerei der Roucouyennes.

Diese Niederlassung bestand aus zwei getrennten Hälften, deren eine ausschließlich bei Tage, deren andere nur bei Nacht bewohnt wurde. Diese Einrichtung ist getroffen, um den Moskitos, welche von dem Feuer der Tageswohnungen angezogen werden, zu entgehen. Die zum Schlafen bestimmten Hütten gleichen von außen einem Heuschober und haben nur eine ganz kleine Oeffnung, welche sofort mit einer aus Palmblättern geflochtenen Thür verschlossen wird, wenn der letzte Insasse hineingekrochen ist. Außerdem wird noch ein Gefäß mit glühenden Kohlen zur besseren Abwehr der verhaßten Insekten in die Hütte gestellt, welche so fest verschlossen ist, daß man drinnen den Beginn des Tages nicht durch den Lichtschein, sondern nur durch die Stimme der erwachten Vögel gewahr wird. Dann erhebt sich der Indianer, ohne ein Wort zu sagen, von seiner Hängematte, rollt sie zusammen und wirft sie sich über die Schulter, die Frauen nehmen ihre Säuglinge und die Kohlengefäße und allesammt ziehen im Gänsemarsche nach dem Tagesdorfe hinüber.

Als am nächsten Tage die Sonne gegen 6 Uhr Abends unter dem Horizonte verschwand, erschien zum Erstaunen des Reisenden eine Bande Indianer in ihrem Kriegsschmucke auf dem Platze des Dorfes: es waren indessen nur Tänzer, ausstaffirt mit Federn, Halsbändern und Gürteln aus Baumwolle und Fetten. Fast alle trugen Perrücken aus schwarz

[1] W. Stricker („Globus" IX, S. 22) giebt eine andere Erklärung: „In den Thälern von Guayana, wo die Bemalung des Leibes statt der Tätowirung angewandt wird, betreiben die Eingeborenen sich mit Schildkrötenfett und lieben hierauf metallglänzende, entweder silbermeiße oder kupferrothe Glimmerblättchen auf die Haut. Davon ist schon im Jahre 1594 die Rede. Vielleicht ist aus dieser Sitte die Sage von dem Goldmanne entstanden."

Digitized by Google

gefärbten Rindenstreifen und manche hatten sich eine Art Mantel aus demselben Stoffe, der bis zur Erde reichte, um den Hals befestigt. Die schwarze Farbe erhalten sie, indem sie gewisse Rinden in faulendes eisenhaltiges Wasser legen. Die eifrigsten Tänzer trugen eine Schnur von Körnern um das Bein, welche beim Tanzen wie Kastagnetten klapperten, und in der rechten Hand hielt jeder einen Zweig oder vielmehr ein recht gerades und schlankes Bäumchen mit gut belaubter Krone. In kurzem Trabe zogen sie, einem wandernden Walde vergleichbar, bei dem Reisenden vorbei und begannen ihren Tanz, der ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch dauerte. Nur die am meisten Ermüdeten ruhten sich einige Augenblicke und tranken den sehr wenig alkoholhaltigen Cachiri, welcher ihnen von ihren Wirthen dargeboten wurde. Letztere nahmen am Tanze keinen Theil, aber suchten ihre Gäste durch Darreichen von Getränk und durch Flötenblasen anzufeuern, während die Weiber ruhig in ihren Hängematten liegen blieben. Erst kurz vor Sonnenaufgang zogen die in zwei Reihen geordneten Tänzer hinab zu ihren Booten, wo Crevaux noch einige ihrer Schmuckgegenstände von ihnen eintauschte.

Der Tanz dieser Leute wurde mit Gesängen begleitet, in welchen sie sich ihrer Heldenthaten im Kampfe mit den Cjaculets und Djampis rühmten. Sie wahrten übrigens den Anstand eben so sehr, wenn nicht mehr, wie die civilisirten Völker. Ehe sie das Dorf betraten, hatten sie volle zwei Stunden auf einer nahen Insel zugebracht, um ihren Aufputz in Ordnung zu bringen, und dann den Anbruch der Nacht abgewartet, um eine größere Wirkung hervorzubringen. Ebenso waren sie vor Sonnenaufgang abgezogen, weil ihr Kostüm durch den zwölfstündigen Tanz in Unordnung gerathen war.

Die Zeit vom 5. bis zum 16. Oktober wandte Crevaux an, den Jiary bis zu dem Punkte, wo er schiffbar wird (d. h. etwa 80 km in der Luftlinie, mit Abrechnung der Krümmungen), auf- und abwärts zu befahren und aufzunehmen; dann setzte er am 17. Oktober seine Fahrt nach dem Amazonenstrome fort. Unterhalb der Einmündung des Apawani wird der Jiary ein stolzer Fluß von 100 bis 120 m Breite bei einer Tiefe von 1 m. Während der Regenzeit steigt er etwa um 4 m, wie die Eingeborenen angeben und wie die aus zersetzten Pflanzenresten bestehenden schwarzen Marken an den Felsen und Bäumen beweisen. Gegen ein Uhr desselben Tages näherte man sich dem Dorfe eines gefürchteten Häuptlings Makuipy, dem man sich durch Flintenschüsse ankündigte. Als gewiegter Krieger entnahm derselbe daraus, daß Freunde im Anzuge seien — denn wenn man ein Dorf überfallen will, so verräth man sich nicht zuvor. So empfing er denn auch den Reisenden freundlich, setzte sich auf einen Schemel neben seine Hängematte und bot ihm ein aus Zuckerrohr bereitetes gegohrenes Getränk, das etwas an Champagner erinnerte, an. Auf der Spitze der Hütte, in welcher Crevaux ausruhte, bemerkte er eine Scheibe mit weiß, gelb und roth gemalten Bildern darauf, die von fern wie Mosaikarbeit aussahen. In Wahrheit aber waren die Figuren mit verschiedenfarbigen, mit Wasser angerührten Thonarten auf Holz aufgemalt. Nach einer langen Unterhaltung mit dem Wirthe erklärte Apatu die Bedeutung der Figuren; es ist eine Anspielung auf die Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem untern Jiary. Ein Frosch, der sich herumtummeln will, wird von phantastischen, drachenähnlichen Ungeheuern aufgehalten. Der Frosch bedeutet den Roucouyenne, welcher sich auf den Jiary wagt, um zu den Weißen zu gelangen, allein Ungethüme, d. h. die Stromschnellen, Fälle u. s. w., hindern ihn daran. Crevaux verlangte von dem Häuptlinge Makuipy um jeden Preis Leute zur Begleitung; aber Niemand wollte sich dazu verstehen. Man erzählte ihm, daß vor etwa zwanzig Jahren eine große Piroge mit vier Indianern dadurch verloren gegangen sei, daß sie unversehens in einen senkrechten, baumhohen Wasserfall hineingerathen war. Alles was der Reisende von dem Häuptlinge erlangen konnte, war, daß derselbe jene Malerei gegen ein großes Messer, und eine Schnur kleiner Kalebassen mit verschiedenen Farben (s. Abbildung S. 54) gegen ein Halsband für seine Frau austauschte.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

II.

Die volle Gewalt des Vaters über sein ebengeborenes Kind erkennen fast alle Völker auf niederen Kulturstufen an, und nur selten ist dieselbe beschränkt, indem wie bei den Pehuenche [1]) die Verwandten der Mutter Rechenschaft vom Vater fordern und den Mord des Kindes von seiner Seite wie jeden andern durch Vergeltung, für welche indeß meist eine Geldbuße eintritt, rächen, oder wie in Neuseeland [2]) das Kind zugleich als Stammeseigenthum gilt und der Vater in Folge dessen dem Stamme für das Leben des Kindes verantwortlich ist, wodurch hier die Ausdehnung des Kindermordes eine weit beschränktere als im übrigen Polynesien ist. Dagegen schwindet diese Gewalt des Vaters über das Leben des Kindes häufig, sobald dasselbe bereits Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit gemacht hat.

Die alten deutschen Gesetze verboten den Mord durch Aussetzung des Kindes, sobald es die geringste Nahrung, wenn auch nur einen Tropfen Milch oder Honig, zu sich genommen oder sobald es die vier Wände beschrien hat, weshalb auch der Schwabenspiegel im Bilde zur betreffenden Stelle vier lauschende Ohren in der Höhe der vier Hauswinkel zeigt. In ältester Zeit, als der Dachraum noch nicht abgetrennt war, mußte auch das Dach beschrien oder, wie es das Alemannenrecht fordert, der Firstbalken vom Kinde erblickt sein [1]); im Norden nahm die Luftstation mit Wasser dem Vater das Recht der Aussetzung [2]). Bis dahin aber

[1]) Waitz Bd. III, S. 547.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 138.

[1]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 457. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Bd. I, S. 12. G. Pfahler, Handbuch deutscher Alterthümer. Frankfurt 1803, S. 590. C. L. Nachtol, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. II, S. 105.
[2]) Grimm S. 457.

Digitized by Google

stand dem Vater die Verfügung darüber zu, ob er durch Aufnehmen oder Aussetzenlassen des Kindes vom Boden, wobei er ihm gleichzeitig einen Namen ertheilte, sich zur Erhaltung desselben verpflichten, oder ob er durch Unterlassung dieser Handlung es dem Tode, der Aussetzung weihen wollte [1]). Aehnlich betrachtet auch der Fidschi-Insulaner das Kind, welches aus Versehen oder absichtlich nicht sofort nach der Geburt einen Namen erhält, als verstoßen und dem Tode verfallen [2]). War das Kind bereits älter geworden, so entschuldigte in Deutschland nur Armuth und Hungersnoth noch die Tödtung des Kindes [3]), und war es z. B. im Norden Sitte, daß dem Tode eines armen Freigelassenen seine Kinder ohne Nahrung in eine Grube gesetzt wurden und nur das längst lebende von ihnen vom Herrn erhalten werden mußte [4]).

Genau mit dem deutschen Brauche stimmte der römische überein, auch hier Anerkennung des Kindes durch Aufheben oder Aufhebenlassen Seitens des Vaters und Aussetzung im andern Falle [5]). Zwar war durch ein altes dem Romulus zugeschriebenes Gesetz die väterliche Gewalt insofern beschränkt, als es dem Bürger die Auferziehung aller männlichen und der ältesten weiblichen Kinder vorschrieb, die Tödtung vor dem dritten Jahre untersagte und die Aussetzung mißgestalteter und krüppelhafter von der Zustimmung der nächsten fünf Verwandten abhängig machte [6]), doch wurde dieses in der Praxis gänzlich unbeachtet gelassen, und scheint die Aussetzung von Kindern, welche namentlich während des Kaiserreiches eine schreckenerregende Ausdehnung gewann, nie gesetzlich bestraft [7]) und als ein natürliches Auskunftsmittel der ärmern Bevölkerung auch nie moralisch verurtheilt worden zu sein.

In Athen, wo wie in ganz Griechenland mit Ausnahme von Theben [8]) die fernere Aussetzung des Kindes nicht verboten war und auch namentlich bei Töchtern, besonders wegen der gesetzlich anerkannten Pflicht, sie auszustatten [9]), nicht selten vorkam, wurde sie strafbar, sobald man angefangen hatte, das Kind aufzuziehen [10]), und ebenso bekam das Kind in Polynesien sein Recht auf Existenz, wenn es nur etwa eine Viertelstunde [11]), auf Biti, wenn es einen Tag [12]) gelebt hatte; auf Hawai indessen wurden Kinder oft noch einem Jahre und später noch getödtet [13]). Auf Ruk pflegte sich die Mutter, wenn das Kind leben bleiben sollte, den Busen roth zu bemalen [14]).

Das weibliche Geschlecht ist der Tödtung bei weitem mehr ausgesetzt als das männliche; bei einzelnen Völkern beschränkt sich der Kindermord überhaupt nur auf dasselbe. Von mehreren Stämmen des nördlichern Theiles von Nordamerika, den Tinneh, Loucheux und anderen, wird nur der Mord weiblicher Kinder berichtet und von den Müttern selbst ihr eigenes elendes Schicksal als Grund angegeben, dem sie ihre neugeborenen Mädchen nicht aussetzen wollen [15]); die heidnischen Araber [1]) ebenso wie die Jakuten [2]) scheinen gleichfalls nur weibliche Kinder getödtet zu haben; von den Slaven ist uns das Vorwiegen des weiblichen Kindermordes berichtet [3]), welches wir auch bei den Germanen vermuthen dürfen [4]), und welches uns auch bei den meisten der jetzt noch dem Kindermorde ergebenen Völkerschaften entgegentritt. Der Grund hierfür ist naheliegend — es ist die allgemein herrschende Nichtachtung des weiblichen Geschlechts überhaupt. Die niedere Stellung, welche es in dem Familien- und socialen Leben und ebenso nach Ansicht der Naturvölker im Haushalt der Natur einnimmt, läßt hier dasselbe noch weniger Rücksichten eintreten als für die Kinder männlichen Geschlechts, welche noch eher als einstige Fortpflanzer des Geschlechts den Vater zu rühren, noch eher, indem er sie in der Zukunft als tüchtige Jäger, berühmte Krieger sieht, seine Phantasie zu interessiren vermögen, und brauchen wir uns daher nicht zu wundern, wenn das mißachtete Geschenk der Natur in so vielen Fällen gleich nach dem Empfange wieder fortgeworfen wird. Wir sehen daher auch den Mord der weiblichen Kinder stellenweise so verbreitet, daß er in einzelnen Gegenden das natürliche Zahlenverhältniß zwischen den Geschlechtern gänzlich aufgehoben hat, namentlich dort, wo das Gelten der Polyandrie die größtmögliche Beschränkung des weiblichen Theiles der Gesellschaft gestattet und wünschenswerth macht.

Die Todas ließen in Folge dieses Grundes, ehe die Bemühungen der Engländer die Abschaffung der widerlichen Sitte durchsetzten, nur überhaupt ein weibliches Kind in jeder Familie am Leben, während sie die übrigen tödteten [5]), und gleicherweise fand Bischof Heber auf Ceylon die Polyandrie als starke Beförderung des Kindermordes; wie er berichtet, war nach der Zählung von 1821 in einem Distrikte die Zahl des weiblichen Geschlechts sogar bis auf die Hälfte des männlichen herabgedrückt, in anderen war das Verhältniß allerdings weniger ungünstig, aber fast nur die Distrikte mit mohammedanischen Bewohnern wiesen Gleichzahl der beiden Geschlechter auf [6]). Aehnlich hat auch in letzterer Zeit in einigen Küstendistrikten Chinas die starke Auswanderung der männlichen Bevölkerung durch Verminderung des Frauenbedarfes auf die Zunahme des Mordes der weiblichen Kinder gewirkt [7]). Auf Tahiti hatte der Mädchenmord die Zahl des weiblichen Geschlechts so stark vermindert, daß sie nur ein Zehntel der Gesammtbevölkerungszahl betragen haben soll [8]); am Mackenzieflusse fand Missionär Kirkby [9]) bei einzelnen Indianerstämmen in Folge desselben die Zahl der Weiber auffällig der der Männer nachstehend; zur Zeit der Novara-Expedition war der Mangel an Frauen in einzelnen Distrikten Chinas so groß geworden, daß man solche aus anderen Theilen des Reiches kommen lassen mußte [10]) — sprechende Beweise für die verhängnißvollen Folgen des furchtbaren Brauches.

Das klassische Land für den Mädchenmord ist China. Nirgends geht die Gleichgiltigkeit gegen das Leben des neu-

[1]) Grimm S. 455.
[2]) Wilkes a. a. O. Bd. II, S. 52.
[3]) Grimm S. 469.
[4]) Grimm S. 461.
[5]) Rein a. a. O. Bd. I, S. 182.
[6]) Lecky Bd. II, S. 21.
[7]) Lecky Bd. II, S. 22.
[8]) Grimm S. 456. Lecky Bd. II, S. 21.
[9]) Lecky Bd. II, S. 239.
[10]) Schoemann, Griechische Alterthümer. Berlin 1871/73, Bd. I, S. 531.
[11]) Waitz Bd. VI, S. 138.
[12]) Waitz Bd. VI, S. 638. Müller a. a. O. S. 310.
[13]) Waitz Bd. VI, S. 140.
[14]) Waitz Bd. VI, S. 639.
[15]) Missionar Kirsbow im Church Missionary Intelligencer 1863, p. 74, 115. Abbé Petitot im „Globus" Bd XXXII, S. 361, 345.

[1]) „Ausland" 1860, S. 14.
[2]) Prichard Bd. III, 2, 388.
[3]) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 39, 144.
[4]) Wackernagel a. a. O. Bd. I, S. 3.
[5]) J. F. Metz, Die Todtsstämme der Nilagiris. Basel 1857, S. 15.
[6]) Heber's Leben und Nachrichten über Indien, herausg. von F. Krohn. Berlin 1831, Bd. II, S. 306.
[7]) Reise der Fregatte Novara um die Erde. Beschreibender Theil. Wien 1861/62, Bd. II, S. 261.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 26 (für den Anfang des Jahrhunderts nach Turnbull).
[9]) a. a. O. S. 115.
[10]) Reise der Novara, Bd. II, S. 261.

Digitized by Google

geborenen weiblichen Kindes, nirgends der Gleichmuth beim Tödten desselben weiter als hier. Die Geburt eines Knaben wird vom Vater mit Freuden begrüßt, mit Sehnsucht erwartet; ist er ja doch die Ehre der Familie, die Stütze seines Alters, sein Trost im Tode — von der eines Mädchens nimmt er kaum Notiz, oft nur überhaupt soweit, daß er es der Aussetzung bestimmt; es ist ihm nur eine hinzugekommene Last, eine Sorge für die Zukunft, welche, da das Weib mit der Verheirathung ganz aus der Familie scheidet, ihm durch nichts vergütet wird. Nicht nur die Armuth, welche natürlich mit einen Hauptgrund für die vielen Aussetzungen bildet, denkt aber so, sondern auch der wohlhabendere Theil der Bevölkerung theilt diese Anschauungen hinsichtlich der weiblichen Kinder als einer Last der Familie. Gesetzlich gestattet ist indeß der Kindermord in China keineswegs und häufig wiederkehrende Edikte, deren Wiederholung allerdings aber eben ihre geringe Wirkung zeigt, beweisen das Interesse, welches der Staat für Aussrottung desselben nimmt; selbst durch Verbreitung von Traktaten sucht er in dieser Beziehung auf die Volksmeinung einzuwirken [1]). Namentlich steuert er aber dem Morde wenigstens in den großen Städten durch die Findelhäuser. Das Findelhaus in Kanton soll jährlich 5000 weibliche Kinder aufnehmen, und da es nur 1000 selbst verpflegen kann, die übrigen, welche nicht von reichen Leuten, die sie sich zu Beischläferinnen oder Mägden erziehen wollen, ihm abgenommen werden, Säuglammen außerhalb zur weiteren Auferziehung übergeben [2]). In Peking fahren täglich vor Sonnenaufgang fünf Ochsenkarren durch die Stadt, welche außer den Kinderleichen auch die Kinder, deren die Eltern sich entledigen wollen, aufnehmen, um sie dem „Tempel der Neugeborenen", wo sie auferzogen werden, zu überliefern [3]). Doch berichtet Ferdinand Mendez Pinto [4]), welcher in der Mitte des 16. Jahrhunderts China durchreiste, bereits von Nachforschungen und strenger Bestrafung der Väter der Findelkinder, wenn es sich ergab, daß sie in der Lage waren, solche zu ernähren. Uebrigens ist die Häufigkeit nach den Distrikten sehr verschieden, bis zur Hälfte der neugeborenen Mädchen fallen in einzelnen der Sitte zum Opfer, während in anderen das Verhältniß ein weit geringeres ist, und nur die Unmöglichkeit der Auferziehung dazu veranlaßt [5]); Kapitän Werner hält überhaupt die Berichte über den chinesischen Kindermord für stark übertrieben [6]). In einzelnen Gegenden, wo Baumwollenbau und Seidenzucht auch den Mädchen lohnende Beschäftigung geben und also diese die Eltern für das Auferziehen später entschädigen, schätzt man die Mädchen mehr [7]); der Eigennutz wirkt hier als Gegengewicht des Verbrechens, wie ähnlich auch von Neuseeland berichtet wird, daß dort die Gelegenheit zur Prostitution, welche durch die Matrosen der europäischen Schiffe gegeben wurde, und der daraus resultirende Erwerb den Mord der weiblichen Kinder beschränkt habe [8]). Ebenso sind hohe Kaufpreise für die Bräute und die Möglichkeit, die Kinder späterhin als Sklaven verkaufen zu können, Motive, welche einzelne Völker zur Auferziehung ihrer Kinder bewegen.

Wie in China hat auch stellenweise in Indien der Mord der weiblichen Kinder einen hohen Grad erreicht; neben mehreren der uncivilisirten Stämme sind es namentlich die Radschputen, welche ihn in lebendlischer Weise ausüben oder doch ausgeübt haben. Bei ihnen ist besonders das durch das Kastenwesen hervorgerufene Standesvorurtheil der Hauptgrund dieser Unsitte. Ehe die Tochter in späteren Jahren, weil die Beschaffung der Mitgift und die enorm hohen Kosten der Hochzeit bei standesmäßiger Ehe den Eltern zu schwer fallen, unter ihrem Stande heirathet und dadurch der Familie Schande bringt oder gar unverheirathet bleibt, zieht der Vater es vor, das Kind gleich bei der Geburt zu vernichten und so die drohende spätere Schande abzuwenden. Denn auch das Unverheirathetbleiben von Töchtern, nachdem sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, hängt, da das religiöse Gesetz dem Hindu gebietet, für eine passende Verwahrung seiner Töchter Sorge zu tragen, namentlich vornehmen Familien stets einen Makel an und liegt ferner noch die Gefahr eines unsittlichen Lebenswandels, welcher ein schlechtes Licht auf die Familie werfen würde, nahe [1]). Selbst in die Mütter sind diese Ansichten so übergegangen, daß sie in solchen Fällen das mütterliche Gefühl gänzlich ersticken und häufig die Mutter ohne jede Scheu und jedes Bedauern in den Mord des ebengeborenen Kindes willigen lassen. Es kommt manigfach vor, daß arme Familien von guter Abkunft gar kein weibliches Kind aufziehen, um sich nicht späterhin der Schande aussetzen, und so sehr fehlt jedes Gefühl für die Unsittlichkeit des Aktes, daß der Bewohner von Kathiawar z. B. die Frage nach dem Resultate der Schwangerschaft seiner Frau, wenn ein Mädchen geboren worden, mit dem gleichgiltigen Bemerken „Es ist nichts gewesen" beantwortet [2]). Wohl verbietet das indische Sittengesetz die Tödtung des Kindes, aber seine Vorschriften, von denen viele der unwesentlichsten mit fanatischer Genauigkeit beachtet werden, sind bei dem Radschputen machtlos gegen diese Sitte; wohl ist es sich der Sündhaftigkeit derselben bewußt, aber seine gefällige Religion hilft ihm darüber hinweg, eine einfache Reinigungsceremonie nimmt die Sünde wieder von ihm. Diese besteht darin, daß am 13. Tage der Dorf- oder Familienpriester, nachdem der Boden des Zimmers, in welchem das Kind getödtet und oft auch begraben ist, mit Kuhmist übergogen worden, in diesem Zimmer die ihm von der Familie gegebenen Nahrungsmittel kocht und verzehrt, wodurch er die Sünde auf sich nimmt und die Familie so reinigt, welche darauf ohne Weiteres das Zimmer wieder benutzt [3]).

Gerade die höheren Klassen der Radschputen haben am meisten dem Morde der weiblichen Kinder sich hingegeben, da nicht wie meist in China die Armuth, sondern der Stolz auf Reinheit der Familie hier die Ursache ist, und naturgemäß je höher der Vater auf der Stufenleiter des Ranges steht, desto größer auch die Schwierigkeit ist, eine passende Partie für die Tochter zu ermöglichen, namentlich da noch Personen desselben Stammbaumes, selbst wenn die Trennung der Zweige bereits vor Jahrhunderten geschehen ist, die Eheschließung mit einander untersagt ist [4]). Statistische Aufnahmen haben diese progressive Abnahme des weiblichen Elements in den höheren Klassen der Radschputen nachgewie-

[1]) George Smith im Baseler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 31.

[2]) Ebendaselbst S. 32.

[3]) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Uebersetzt von K. Andree. Leipzig 1847, S. 355.

[4]) Abenteuerliche Reise. Bearbeitet von H. Kölle. Jena 1868, S. 179.

[5]) Smith a. a. O. S. 31, 130 ff.

[6]) A. Werner, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam 1860 bis 1862. Leipzig 1873, S. 233.

[7]) Huc und Gabet S. 332.

[8]) Carte in Friedenberg's Journal für die neuesten Land- und Seereisen, Bd. LXXV (Berlin 1838), S. 354.

[1]) Diese Furcht vor dem unsittlichen Leben der Tochter soll auch in den vornehmen Familien Borneos sehr auf die Aufbewahrung des Mordes weiblicher Kinder wirken. „Ausland" 1862, S. 755.

[2]) Kerr, The domestic life, characters and customs of the natives of India. London 1865, p. 289. Ueber a. a. O. Bd. II, S. 218. Nouvelles Annales des Voyages 1859, 2, 370.

[3]) Church Missionary Intelligencer 1860, p. 82.

[4]) Diese Bd. I, S. 372 (nach Oberst Tod).

Digitized by Google

sen [1]), wie sie uns gleicherweise auch zeigen, welche grauenhafte Ausdehnung der Mord weiblicher Kinder in vielen Gegenden Indiens gehabt hat, und wie wohlthätig der englische Einfluß in dieser Beziehung gewesen ist. Im Kattiawar-Bezirk war 1845 unter den Dscharedschahs das Verhältniß der weiblichen zur männlichen Bevölkerung wie 23:66, 1850 aber schon wie 34:75 [2]); unter den Dscharedschahs von Kasch 1842 wie 7:62, 1852 aber wie 17:67 [3]); in dem von den Chonds bevölkerten Distrikt von Sutadha in Gondwana besanden sich 1848 unter 2150 Familien noch nicht einmal 50 weibliche Kinder, 1853 aber bereits 900 unter vier Jahren [4]). Diese Zahlen sprechen für sich, namentlich die letztere, welche eine frühere fast gänzliche Vernichtung der weiblichen Neugeborenen unseren Blicken vorführt. Der starke Mädchenmord bei den Chonds hatte seinen Hauptgrund darin, daß der übliche Brautpreis ein übermäßig hoher war, die jungen Leute daher vorzogen, ihre Weiber von anderen Stämmen zu holen; auch glaubte man dadurch die Geburt von Knaben zu fördern [5]). Dagegen ist bei den Bodo und Dhimal der Mädchenmord namentlich deshalb eine unbekannte Sitte, weil die Mädchen vom Vater wegen des spätern Brautpreises geschätzt werden [6]). Uebrigens soll sich auch, wie Shaw [7]) behauptet, vielfach in Indien durch den durch die Engländer ausgeübten Zwang der Enthaltung von dieser Unsitte bereits nach und nach das Bewußtsein von ihrer Immoralität und der Gefühllosigkeit, aus welcher sie hervorgeht, gebildet haben.

Neben den weiblichen sind es noch drei Gattungen der neugeborenen Kinder, welche am leichtesten dem Tode durch die Hand der Eltern verfallen, uneheliche, mißgestaltete, wofür die natürlichen Gründe nahe liegen, und Zwillinge, wenigstens einer derselben, wobei fast nur abergläubische Gründe eintreten.

Daß alle die Gründe, welche überhaupt den Kindermord erklären, auf uneheliche Kinder noch in verstärktem Maße ihre Anwendung finden, liegt auf der Hand, und zu ihnen tritt noch bei entwickelterm sittlichen Gefühle die Schande, welche eine solche Geburt begleitet, wie denn auch z. B. die Bestimmung, daß schwangere Mädchen zur Strafe bei den Straßenbauten arbeiten mußten, auf Hawai den Kindermord noch befördert hat [8]). In Nive werden uneheliche Kinder sofort in das Meer geworfen [9]); bei den meisten nördlichen Grenznachbaren der Abessinier herrscht in dieser Beziehung das strenge Gebot, daß das uneheliche Kind sofort von der Familie der Mutter aus beleidigtem Stolze getödtet wird, so noch jetzt streng bei den Maraa, den Beni Amer und in Samhar [10]), während bei den Bogos, Takue und Mensa diese Sitte jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, aber nicht mehr ausgeübt wird [11]). Nur die dortigen Kunáma haben diesem Brauche nie gehuldigt, sondern ziehen solche Kinder als der mütterlichen Familie zugehörig auf [12]), wie sich dies auch bei mehreren südamerikanischen Indianerstämmen, den Lules, Guayncurus [13]) und anderen findet. Die Germanen tödteten alle unehelichen Kinder [14]), und ebenso dürfen wir das Gleiche wohl von allen Völkern, bei denen Kindermord Sitte ist, vermuthen, auch wo es uns nicht speciell berichtet ist. In Australien sind namentlich alle die Sprößlinge, welche der Verbindung mit Europäern entstammen, dem Tode geweiht; nur einzelne Stämme sollen allein die Knaben tödten, wenigstens sind es nur Mädchen, die zuweilen geschont werden [15]). Auch von den Frauen auf Madagaskar behauptete Page [16]), daß sie alle Früchte aus ihrer Mischung mit Franzosen umbrächten, und er nicht einen einzigen solchen Mischling gesehen habe. Ganz vereinzelt steht, daß auf der Natalcolonie gerade die unehelichen Kinder, welche der Vater zu sich nimmt, geschont werden [17]).

Aehnlich wie sonst überhaupt uneheliche Kinder betrachtet werden, betrachteten die Polynesier auch diejenigen, welche aus Ehen, in denen beide Theile ungleichen Ranges waren, abstammten. Die Arii (vornehmsten Häuptlinge) auf Tahiti tödteten, um die Reinheit des Blutes zu erhalten, jeden Sprößling aus ihren Ehen mit Frauen niedrigeren Standes [18]); geschah dies nicht, so sank der vornehmere Gatte zum Rang der Frau herab, während umgekehrt in Ehen, wo der Mann dem geringern Stande angehörte, er sich durch Tödtung der Kinder zum Range der Frau erheben konnte — unterblieb aber im letztern Falle die Tödtung, so sank die Frau gleichfalls zum Range des Mannes herab [19]). Ganz allgemein für alle ihre Kinder geltend findet sich aber der Kindermord bei den Arreoi, einer aristokratischen Verbindung auf religiöser Grundlage, welche im östlichen Polynesien, namentlich in Tahiti blühte, und welche, wie es scheint, vollkommen frei gegen unverheirathete Weiber war. Bei ihnen mußten alle Kinder, sei es nun, daß Vater oder Mutter zu dieser Gesellschaft gehörten, gleich bei der Geburt getödtet werden, mit alleiniger Ausnahme des ältesten Sohnes eines Fürsten und der Söhne der Vornehmsten außer dem ältesten. Diese Sitte, wofür die Kinderlosigkeit der ersten Sitzer als mythischer Grund angeführt wird, hat nach Gerland ihren Ursprung in der Heiligkeit, zu Gottähnlichkeit der Mitglieder und dem dadurch verursachten strengen Tabu, in Folge dessen die Frucht einer Verbindung selbst tabu war, den Göttern geweiht werden mußte und daher nicht von einem irdischen Weibe geboren werden durfte [20]). Aus der sonstigen Aehnlichkeit des Adels auf den Marianen mit den Arreois darf geschlossen werden, daß auch bei ihm der Kindermord in gleicher Ausdehnung geherrscht haben wird [21]).

Sich mißgestaltetere Kinder zu entledigen ist wohl bei allen Naturvölkern Sitte, bei denen nicht eine abergläubische Werthhaltung der Mißgestalteten herrscht. In Polynesien gelten sie als ein Werk der bösen Geister [22]) und werden daher aus Furcht nicht getödtet, mit Ausnahme von Hawai, wo sie stets dem Tode geweiht wurden [23]), und von Neuseeland, wo dies wenigstens wahrscheinlich geschah [24]); in Südaustralien wurden sie hochgeehrt, während man sie im übrigen

[1]) Miss. Intelligencer 1858, p. 43.
[2]) Ebendaselbst S. 45.
[3]) Ebendaselbst.
[4]) Miss. Intelligencer 1860, p. 149.
[5]) Dalton in Zeitschrift für Ethnologie Bd. VI, S. 365.
[6]) Hodgson im Journal of the Asiatic Society of Bengal 1849, p. 719.
[7]) Reise in die hohe Tartarei. Aus dem Englischen. Jena 1870, S. 175.
[8]) Wilkes Bd. II, S. 223.
[9]) Waitz Bd. V, 2, S. 171.
[10]) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864, S. 322, 145.
[11]) Daselbst S. 243, 322.
[12]) Daselbst S. 486.
[13]) Waitz Bd. III, S. 480, 472.
[14]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 456.
[15]) Waitz Bd. VI, S. 799. „Ausland“ 1862, S. 250. „Globus“ Bd. XXVIII, S. 79. „Natur“ Bd. XXVI, S. 89.
[16]) In Bohn's Neue Sammlung von Reisebeschreibungen Bd. V, S. 208.
[17]) Waitz Bd. V, 2, S. 111.
[18]) Waitz VI, S. 190.
[19]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[20]) Waitz Bd. VI, S. 367, 139.
[21]) Waitz Bd. V, 2, 111.
[22]) „Ausland“ 1862, S. 250. Auf Viti sieht man in ihnen ein Verleben des Gottes Ovr. Waitz Bd. VI, S. 665.
[23]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[24]) Waitz Bd. VI, S. 138.

Digitized by Google

Australien tödtete [1]); auch von den Masai wird uns berichtet, daß sie diese Kinder verschonen [2]). Im Uebrigen aber werden nur geringe Ausnahmen vom Morde mißgestalteter Kinder bei den Naturvölkern sich vorfinden und der Neigende wird nur selten überhaupt auf mißgebildete oder in der Jugend verkrüppelte Individuen stoßen. Im westlichen Afrika wird er unter anderen von den Bewohnern von Akra [3]) berichtet; im östlichen von den Wanika, welche nur diese Kinder gleich nach der Geburt und zwar im Walde tödten, wobei der Muansa (ein in einem hohlen krummenden Baumstamm bestehendes Zaubergeräth) eine bedeutende Rolle spielt [4]); im Süden von den Kaffern und Buschmenschen [5]), so daß wir ihn wohl auch durch ganz Afrika vorkommend annehmen müssen. In Südamerika, wo bei den Salivos und anderen Stämmen des Innern von Guayana die Mißbildung wie in Polynesien als ein Werk böser Geister gilt [6]), findet er sich bei vielen Stämmen; auch im alten Peru galt eine derartige Geburt als von böser Vorbedeutung, deren Folgen man durch Fasten begegnen mußte. Berichtet wird die Tödtung der Mißgeburt noch von den Germanen [7]), Australiern [8]), den Tschuktschen [9]), Tuden [10]) u. l. w.

Mehrfach erzwingt sogar das Gesetz die Tödtung des mißgestalteten oder schwächlichen Kindes. Strabo [11]) erzählt von den Kathäern, daß bei ihnen die Schönheit sehr hoch geschätzt und daher nach der Geburt von Beamten geurtheilt wurde, ob das Kind die gesetzliche, des Lebens würdige Gestalt habe oder getödtet werden müsse, und in Sparta bestimmte gleichfalls eine aus den Aeltesten der Phyle niedergesetzte Kommission über das Lebenbleiben des normalen oder die Aussetzung des schwächlichen oder fehlerhaften Neugeborenen [12]). Auch rohere Völker sind sich bewußt, wie wirksam eine derartige Auswahl auf die Erhaltung des Racenvorzuge ist, und suchen daher z. B. einzelne südamerikanische Stämme aus diesem Grunde streng auf die Ausrottung des Mißwachses und der Schwäche [13]).

In den Augen dieser Naturvölker hat die Geburt von Zwillingen, welche übrigens bei den meisten derselben viel seltener als bei den Europäern vorzukommen scheint, etwas Unnatürliches, und müssen nach ihrer Ansicht besondere Ursachen vorliegen, welche eine solche bewirken; diese eingebildeten Ursachen treten dann häufig auch als Grund für die Tödtung der Zwillinge oder wenigstens eines derselben ein. Viele Indianerstämme Südamerikas schreiben eine solche Geburt der Untreue der Frau zu, so die Lules [1]), die Salivas und deren Verwandte [2]), die Indianer am Orinoko [3]); doch bestreitet Schomburgk [4]) die Behauptung Humboldt's, daß in Guayana stets eines der Zwillingskinder umgebracht würde, wie er gleicherweise auch das Umbringen mißgestalteter Kinder dort nicht so allgemein verbreitet gefunden haben will; den Chibchas war sie ein Zeichen grober Ausschweifung [5]), anderen Stämmen das Werk böser Geister. Ueberall liegt hier der Gedanke unter, daß der Vater nur jedesmal ein Kind zeugen kann, das zweite daher von einem andern gezeugt sein muß, sei es nun von einem Menschen oder, wie dieser Glaube in Südamerika verbreitet ist, von einem bösen Geiste, aus welchem Grunde daher die Compas den zweiten Zwilling lebendig begraben [6]).

Diesen Einfluß böser Mächte müssen wir auch da vermuthen, wo die Mutter wie in Bonny geopfert [7]) oder wie bei den Ibos ausgestoßen und harter Purificirung unterworfen wird [8]). Den Abessiniern ist das Gebären von Zwillingen eine Sünde [9]), den alten Peruanern galt es als eine üble Vorbedeutung, der durch Fasten begegnet werden mußte [10]); in Mexiko bedeutete es den Tod von Vater oder Mutter, weshalb oft einer der Zwillinge getödtet wurde, jedenfalls um die Vorbedeutung zu nichte zu machen [11]), welchen Gebrauch aus gleichem Grunde, damit nicht die Mutter dem Tode anheimfalle, wir bei den Apindschi des äquatorialen Afrikas wiederfinden [12]).

[1]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[2]) v. d. Decken, Reisen in Ostafrika. Leipzig 1871, Bd. II, S. 25.
[3]) Waitz Bd. II, S. 104.
[4]) Krapf im Basler Missionsmagazin 1850, Heft IV, S. 106. K. Andree, Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton ꝛc. Leipzig 1861, Bd. II, S. 439.
[5]) Waitz Bd. II, S. 391, 340.
[6]) Waitz Bd. III, S. 394.
[7]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 456.
[8]) „Natur" Bd. XXVI, S. 80.
[9]) Prichard Bd. III, 2, S. 472.
[10]) „Ausland" 1853, S. 836.
[11]) Uebersetzung von Kirchner, Stuttgart 1829/36, S. 1278.
[12]) Schömann Bd. I, S. 271.
[13]) „Ausland" 1862, S. II.

[1]) Waitz Bd. III, S. 480.
[2]) Waitz Bd. III, S. 394.
[3]) Waitz Bd. II, S. 124.
[4]) Reisen in Guiana und am Orinoko 1835 bis 1839. Leipzig 1841, S. 413.
[5]) Waitz Bd. IV, S. 367.
[6]) E. Grandidier in Nouvelles Annales des Voyages 1861, Vol IV, p. 86.
[7]) Waitz Bd. II, S. 124.
[8]) Waitz Bd. II, S. 124.
[9]) Waitz Bd. II, S. 504.
[10]) Waitz Bd. IV, S. 417.
[11]) Waitz Bd. IV, S. 164.
[12]) Paul du Chaillu's Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. Berlin v. J. S. 449.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

IV.

Geographische und naturwissenschaftliche Bemerkungen.

Die portugiesische Provinz Angola, zu welcher man, mit einigem guten Willen, das Land zwischen dem Quanza im Süden, dem Bengo im Norden und Ambacca im Osten rechnen kann, zerfällt in zwei durchaus von einander verschiedene Regionen, welche in zur Küste parallelen Zonen disponirt sind. Die erste dieser Zonen, deren Breite man auf 150 km schätzen kann, stellt die Küstenniederung dar, ein flaches, von unbedeutenden Undulationen durchzogenes

Digitized by Google

Land, nur an den Thalrändern der größeren Flüsse theilweise von Höhenzügen unterbrochen, deren Höhe selten 100 bis 120 m übersteigt. Die generelle Neigung dieser Niederung ist eine geringe; bei Dondo, wo der Quanza die Hänge des Plateaus durchbricht, hat derselbe eine Höhe von kaum 80 m über dem Niveau des Meeres. Die Küstenzone kennzeichnet sich durch ein äußerst öde, steriles Aussehen und große Armuth der Vegetation, die ihren Grund in dem spärlichen Vorhandensein von Quellen hat. Uepzige Vegetation hingegen zeigt sich an den Ufern der Flüsse, besonders des Quanza, dessen Palmenwälder ja allsährlich reichen Tribut an Oel nach Europa senden, sowie in den breiten Terrainneinsenkungen, in welchen die Regenwasser sich sammeln und erhalten und so ausgedehnte Lagunen bilden. Die Hauptthäler dieser Region nehmen fast alle ihre Richtung von Ost nach West, also normal zur Küste; sie sind meist breit, mit kaum merklich geneigten Lehnen und ihre Abzweigungen enthalten nur einen kleinen Theil des Jahres Wasser.

Die zweite Region, welche die Uebergangsstufe von dem Tieflande zur Hochebene bildet, reicht von Dondo bis Nhangue etwa, am einen Punkt in der Nähe des Quanza anzugehen, in einer Breite von etwa 60 Kilometern. Diese Zone ist dergig und zerrissen, reichlich von fließenden Wassern durchschnitten und ihre Thäler und Hänge tragen noch zum Theil den frischen Schmuck feuchtdurer Waldungen. Beträchtliche secundäre Thäler durchziehen das Land in den Hauptflüssen fast paralleler Richtung, wie das des Lucalle, des Luinhe, des Lutete, und die Kuppen der Höhenzüge, welche ebenfalls sämmtlich die Ost-West-Richtung innehalten, erreichen eine Höhe von 1000 m.

An diese zweite gebirgige Zone schließt sich nun das Hochplateau, das sich, unter langsamer Abdachung nach Norden, und unterbrochen von unzähligen zum Theil außerordentlich breiten und tiefen Thälern, so weit ins Innere ausdehnt, als Schütt überhaupt gekommen ist.

Vergebens suchte er nach einer weitern Stufe, die auf das gewöhnlich angenommene zweite Plateau führen sollte: Westafrika besitzt kein solches, ebensowenig wie die auf älteren Karten verzeichneten Gebirgsketten wirklich vorhanden sind. Talla Mungongo und Mbonga sind einfach die Hänge, welche von der Hochebene schroff in das umfangreiche Becken des Quango und seiner Hauptributäre abfallen. In dem Thale des Quango stehen allerdings diverse isolirte Gebirgsstöcke, doch da ihre Höhe bedeutend geringer ist als die der Hochebene, ist es keine Frage, daß sie weiter nichts sind als Inseln, welche bei der Ausschwemmung des Beckens von den Wassern verschont worden sind.

Das Plateau, welches für wasserarm gehalten wurde, von welchem man glaubte, daß es in dem ganzen großen Flächenraum zwischen Quango und Cassai nicht eine einzige Wasserader von Bedeutung besitze, wird von einer großen Anzahl zum Theil mächtiger Flüsse durchzogen, welche es in ebenso viele in der Richtung von Süd nach Nord laufende, fast gleich breite und beinahe parallele Rücken theilt (s. die Karte „Globus“ XXXVI, S. 359). Ein großer Theil dieser Flüsse war von Livingstone auf seiner Reise von Lunanti nach Loanda und zurück (1853 bis 1855) überschritten worden, doch konnte er in jener Zeit noch wenig über ihren Verlauf erfahren, da es noch keine Unioko im Lande gab, die ihm hätten Auskunft geben können; denn die Lunda kümmern sich wenig darum, wohin ihre Flüsse laufen, und da sie niemals Jagdreisen gemacht, wie jene, können sie es auch wirklich nicht wissen. Dr. Livingstone glaubte nun, weil der Quicapa dort auf seinem Wege schon ein Fluß ist, der im Canoe übersetzt werden muß, dies sei der bedeutendste, und führte alle westlich von ihm passirten auf seiner Karte mit kurzer Schwenkung in ihn hinein. Zwei derselben aber, der Cuilu und der Loangue, sind Ströme, mächtiger und breiter als der Quango selbst, und ein dritter, der Quengo, welcher erst unterhalb (nördlich) der Straße nach Quimbundo entspringt, führt seinen Lauf ebenfalls selbständig fort bis in den fernen Zaire.

Die übrigen vier großen Ströme, vielleicht das Cassai, welche ihren Ursprung südlich des Pogge'schen Weges haben, der Cuicapa, der Luarsimo, der Quilumbue und der Luembe, fließen sämmtlich dicht bei einander, die beiden letzteren sogar kurz vorher vereint, beim Mai in den Cassai. Zwischen diesen Flüssen entspringen nun noch fortwährend andere und zwar laufen mehrere lange zwischen zwei großen hin, ehe sie sich entschließen, dem einen derselben sich zuzuwenden, wie der Luele, der dicht bei Quimbundo unter 10° südl. Br. entspringt und erst unter 6° 20' in den Luangue fließt, freilich unter dem Namen Luchico, den er, nach dem Brauch aller Negerstämme, erhalten hat, nachdem dieser, ein bedeutend kürzerer Fluß, der erst unter 9° 10' entspringt, in ihn geflossen.

Trotz dieser vielen und großen Flüsse nun, und trotz des fetten lehmigen Bodens, ist die Vegetation der ganzen innerafrikanischen Hochebene, soweit sie Schütt kennen gelernt, eine recht spärliche, sicher nirgends eine tropisch-üppige, und Steram ist einzig und allein der Wassermangel schuld. Dies klingt freilich in einem so regenreichen Lande auf den ersten Blick widersinnig, ist aber dennoch richtig und erklärt sich leicht dadurch, daß die meisten der Flüsse bei dem großen allgemeinen Gefälle des Plateaus nach Norden ihre Thäler tief eingewaschen haben, daß also das ganze Gelände der seitlich in sie einlaufenden Thäler und Risse ebenfalls eine starke Neigung besitzt und so das Wasser auf dem Rücken zwischen zwei Flüssen sich nur unglaublich kurze Zeit halten kann und nicht vom Boden aufgenommen wird. Die flachen Höhen dieser Rücken haben oft fast gar keine Vegetation, nicht einmal das Steppengras kann über die Höhe von einigen Zollen hinwegkommen, und auch nicht der kleinste Busch bietet dem Auge Abwechslung. Solche Strecken nennen die Eingeborenen Quana und selbstverständlich sind sie weder bewohnt, noch nimmt man seinen Weg über sie, wenn man es vermeiden kann.

Der allgemeine Charakter der Hochebene ist der der Steppe. Die Lehnen der Thäler, die Thalgründe, sogar meistens auch die höheren wasserlosen Flächen sind von dem undurchdringlichen, in seiner vollen Höhe weit über den Kopf des Wanderers hinausragenden Grase bestanden, das die Portugiesen Capim nennen. Meistentheils nun sind zwischen das Gras spärliche Büsche und einzelne kümmerliche Bäume verstreut, oft auch stehen diese kümmerlichen Bäume dichter gesäet und dann bleibt einem nichts anderes übrig, als die Bezeichnung Wald dafür gelten zu lassen; aber von einem wirklichen echten Walde oder Forst nach unseren deutschen Begriffen oder gar von einem tropischen Urwalde ist auf der ganzen Hochebene nicht die Spur zu finden. Den Flußläufen folgend, ziehen sich aber manchmal, besonders in den nördlicheren Theilen des Landes, in einer Breite von 30 bis 50 Fuß, dichte Gehölze, sogenannte Muchitos, hin, deren oft hohe, dicht belaubte Stämme durch zahllose, die über Armdicke stark werdende Lianen, durch Stechpalmen und Rohre aller Art zu einem undurchdringlichen Gewirr verflochten sind. Weinpalmen trifft man in Form von dichten Gehölzchen an den Ufern einiger Bäche an, jedoch kaum südlich vom 8. Breitengrade. Vereinzelte Oelpalmen und Kokos beginnen erst im Lubalande; Baobabs und Euphorbien, die man in der zweiten Zone, dem Ueber-

Digitized by Google

gangsgebiete zwischen Hoch- und Tiefland, in großer Menge, letztere sogar zu kleinen Gehölzen vereint, findet, giebt es auf dem ganzen Plateau nicht. Nur einmal, im Thale des M'Balle, nahe dem Cahangepasse, fand der Reisende vereinzelte Adansonien, freilich von kolossalen Dimensionen.

Was die klimatischen Verhältnisse betrifft, so haben die tieferen Länder mit der Hochebene das gemein, daß es überall nur zwei Jahreszeiten giebt, eine trockene, kalte, und eine heiße, regnerische. Jene, der Winter, Cacibo genannt, beginnt Mitte Mai und dauert bis Mitte September; die Regenzeit, der Sommer, Bula genannt, füllt die übrigen acht Monate aus. Während der trockenen Zeit fällt des Morgens meist ein schwerer Thau und eine dichte Nebelschicht liegt auf der Erde, die oft erst zwischen 9 und 10 Uhr die Sonne durchdringen läßt; im Küstengebiet verdickt sich auch oft dieser Nebel zu einem Wolkenschleier und weicht den ganzen Tag über nicht. In dieser Zeit ruht die Natur aus; die Steppengräser, denen die letzten großen Regen die reifen Körner ausgedroschen und fortgeschwemmt haben, verdorren und fallen, wenn nicht das nach überall verbreiteter Sitte von den Eingeborenen entzündete Feuer sie verzehrt. Viele Bäume stehen ohne Laub; solche, die es niemals ganz verlieren, sind doch sehr verrocknet, andere freilich ersetzen gerade während dieser Periode ihre Blätter. Die mittlere Temperatur während des Cacibo ist im Litoral 22°, auf der Hochebene 20° C.

Die Regenzeit, der Sommer, tritt in den tieferen Ländern, als deren Grenze man in diesem Falle etwa Malange annehmen kann, derart auf, daß es Mitte September beginnt leise zu regnen, d. h. jeden Tag etwas; im Oktober und November fallen täglich starke und andauernde Regen, dann tritt eine Pause ein, in der es fast gar nicht regnet, welche etwa December und Januar hindurch anhält, so daß man dort beinahe von einer zweiten trockenen Zeit sprechen kann; doch ist ein tüchtiger Guß auch in diesen Monaten nicht ausgeschlossen. Im Februar beginnen wieder regelmäßige Regen, welche bis Mitte Mai andauern, im April aber am stärksten und anhaltendsten sind. Mit einigen kurzen, aber fürchterlichen Platzregen schließt dann die Periode ab.

Im Innern dagegen giebt es keine derartigen Ertholungszeiten; da regnet es fast ganz ohne Ausnahme täglich während der acht Monate, freilich meist mit weit geringerer Heftigkeit, so daß die jährliche Regenmenge in beiden Zonen wohl die gleiche sein dürfte. Die Regenzeit im Innern ist auch durchaus kein Hinderniß für den Reisenden, oder doch nur an einzelnen Tagen, da Beginn und Dauer einer großen Regelmäßigkeit unterworfen sind. Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiß man, daß es etwa um 4 oder 5 Uhr Morgens aufhört und daß man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann; beginnt der Regen um die Mittagszeit, so ist man schon im Lager oder nicht weit von ihm und kann sich bald trocknen. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet.

Einmal während einer Mondperiode kann man übrigens sicher auf Regen von bedeutend vermehrter Behemenz rechnen, die bis zu zwei Tagen andauern, und einmal im Monat kommt auch eine Zeit, in welcher nur wenige Tropfen oder ein leiser Schauer täglich fallen, und obgleich ja die bekanntesten Meteorologen längst überzeugt sind, daß der Mond mit dem Regen nichts zu thun habe, fiel während fünf Monaten, in denen Schütt darauf geachtet, die Zeit mit vermehrtem Regen doch stets in die Zeit des Neumondes, und stets waren die schönen Tage, wenn der volle Mond am Himmel glänzte.

Angenehm kann man nun freilich das Reisen in der Regenzeit nicht nennen; es vergeht eben kein Tag, wo nicht die unteren Partien des Körpers durch und durch naß würden, sei es vom Regen oder vom Thau, der stets Morgens auf dem Grase liegt, wenn es Nachts nicht geregnet hat; oder sei es beim Durchwaten der unzähligen Sümpfe oder Bäche, die in dieser Zeit sämmtlich angeschwollen sind; aber die Sonne, die in dieser Zeit ja ihre Strahlen nahezu senkrecht herabsendet, sorgt in den Zwischenzeiten für ein prompttes Trockenwerden der durchnäßten Theile; oft mehrmals während eines Marsches muß man beide Processe durchmachen; die tägliche Uebung thut aber auch hier das übrige und man macht sich bald nichts mehr daraus! Geradezu unerträglich aber ist das Reisen im März und April, da wird das Gras immer höher und höher, im März hat es meist die doppelte Mannshöhe erreicht, die Halme werden hart und stechen und stoßen den durchdringenden Wanderer, die scharfen Blätter sägen ihm ins Fleisch und zum Schluß gar, wenn die Samenkörner reif sind, stechen sich diese in die Kleider und verursachen wahrhaft aufregende Qualen.

Zur Fauna. An Hausthieren findet man im westlichen Centralafrika nicht viel. Rindvieh giebt es eigentlich nur die Bangala im Becken des Quango, sowie ihre Nachbaren, die Bondo und Hollo; jenseits des Quango nach Nordosten zu trifft man kein solches mehr, und die Völker im Innern bewunderten Schütt's zwei Stiere fast mehr, als ihn selbst.

Schafe findet man wohl ziemlich überall, aber nirgends in größerer Menge. Alles waren lange, hochbeinige, dünne Thiere ohne alle Wolle, mit kurzen, starren Haaren. Ihr Fleisch ist durchaus nicht besonders wohlschmeckend.

Ziegen sind in allen Landstrichen sehr gemein und bilden den Hauptgenuß in der Mahlzeit des Reisenden, denn ihr Fleisch hat, sogar bei Böcken von erträglichem Alter, durchaus nicht den widerwärtigen Geschmack und Geruch, der daselbst in anderen Ländern fast ungenießbar macht.

Schweine giebt es nur in den Ländern, welche bereits von halbcivilisirten Negern bewohnt gewesen sind, wie z. B. in Quimbundo, und da halten sie denn auch die wilden Fürsten mit Vorliebe. Auf der ganzen Reise aber von Quimbundo zum Mai und zurück bis zum Quango sah der Reisende kein einziges.

Hühner sind überall, wo Menschen wohnen, reichlich vorhanden und haben für gewöhnlich den Werth einer Elle Kattun; wenn freilich eine hungrige Karawane in ein Dörfchen von 3 bis 4 Hütten kommt, steigen sie auch wohl auf den fünffachen Werth.

Was das Jagdgethier anbelangt, so will Schütt nicht gerade die Behauptung aufstellen, daß das von ihm durchreiste Land arm daran sei. Antilopen giebt es überall, von der Pferdeantilope, der Palanca, bis zum winzig kleinen Easche, nicht größer als ein Schooßhündchen und von den Damen in den französischen Niederlassungen an der Küste von Bulama und Sierra Leona auch als solches verwandt; eine Hirschart, unserm Damwild ähnlich, M'Golungo genannt, ist sogar nicht selten und ihr Fleich wird von vielen Eingeborenen-Stämmen nicht einmal gegessen; der wilde Esel, wie die Portugiesen eine dem Esel merkwürdig ähnliche Antilope nennen, zwei Schweinearten, das M'Galla und das Pinselohrschwein, dann der boi aiwestre oder M'Pacasso, der berühmte und berüchtigte Dos Süd-Afrikas — das alles existirt und man sieht es wohl auch einmal; aber wenn man, wie Schütt, beständig mit topographischen Aufnahmen beschäftigt ist, darf man auf Beute für die Küche nur in den seltensten Fällen rechnen. Während der

Digitized by Google

sechs Monate, wo das Gras hoch steht, kommt man übrigens gar nicht zum Ausüben der Jagd; denn das Wild merkt sicher die Karawane eher, als umgekehrt ein Jäger es erspäht, duckt sich still nieder und läßt die Feinde vorbeiziehen. Daß aber an dem Orte, wo die Karawane ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen, Stämme für die Hütten abgeschlagen, und das Gras zum Bedecken derselben ringsum abgemäht hat, weithin in die Runde an diesem Tage kein Wild mehr zu finden ist, ist ja leicht zu begreifen. Nur wenn Schütt einen Ruhetag machen mußte, dann wurde wohl einmal einer Fährte nachgegangen; im Ganzen aber blieb es immer nur Sache des Zufalls, wenn ein großes Stück Wild eingebracht wurde.

Elephanten sah er nur einmal und zwar im nördlichen Lundareiche; vielfach wohl fand er ihre Fährten noch ganz frisch, von den Thieren selbst aber war nichts zu sehen.

Von Geflügel wurden ziemlich viel Perlhühner, diverse Francolinen, Enten und selten genug eine Trappe gefunden. Derjenige Wildbraten, welcher am häufigsten auf dem Speisezettel stand, waren wilde Tauben, deren es stellenweise außerordentlich viele gab, und die er während des Marsches von den Bäumen herabknallte.

Um auch der Raubthiere noch Erwähnung zu thun, deren Vorhandensein ja mit dem Wildreichthum einer Gegend in direktem Verhältniß steht, kann er nur sagen, daß er ganz außerordentlich wenig mit ihnen zu thun gehabt hat und, obgleich es zu Unzen aller Art, Hyänen, die er sogar am Festungswalle von Malange erlegte, und Schakale überall giebt, macht der Eingeborene doch wenig Aufsehens von ihnen; alle Furcht vor Raubthieren concentrirt sich bei ihm in dem einen Begriff: Tambue, der Löwe. Ueberall in Afrika kommt derselbe vor, aber überall ist er glücklicherweise selten. Man hört ihn selten, noch seltener sieht man ihn: dennoch ereignet sich wohl jedes Jahr einmal der Fall, daß er einem Distrikte seinen unliebsamen Besuch abstattet, ein Rind, wo solches vorhanden, eine Ziege oder gar einen Menschen zerreißt und fortträgt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— C. Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit (Jena, H. Costenoble). Der als einer unserer fleißigsten Archäologen wohlbekannte Verfasser hat, auf Gräberkunde und Angaben von alten Autoren sich stützend, eine Reihe von acht kulturhistorischen Bildern entworfen, welche das Leben der Menschen speciell in der Rheinpfalz in den verschiedensten Jahrhunderten bis herab zum Jahre 746 schildern. Aus den jedem Abschnitte beigegebenen Anmerkungen kann der Leser leicht entnehmen, was durch Ueberlieferung oder durch Funde gegeben, was Kombination und Zuthat des Verfassers ist; diese Belege sind bestimmt, den Leser zu weiterm Eindringen in die älteste Geschichte jenes Gebietes zu veranlassen. Die einzelnen Kapitel schildern eine Rentthierjagd während der Gletscherzeit, die Todtenfeier eines keltischen Häuptlings und das Eindringen der Germanen, Scenen aus der Zeit Ariovist's und des Kaisers Julianus, den Zug der Burgunder nach Süden, eine Jagd der Brunhilde, der Wittwe des Austrasiers Sigbert, das Walten König Dagobert's und endlich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zur Zeit des Bonifacius. Abgesehen von der auch stellenweise etwas unnatürlich erscheinenden Sprache bieten die „Bilder“ eine interessante, anregende Lektüre; man folgt einem so bewanderten Führer, wie Mehlis, gern, auch wo er genöthigt ist, die Phantasie zur Verknüpfung vereinzelter Thatsachen zu Hülfe zu rufen.

— Die Zahl der Klöster in der niederländischen Provinz Limburg, die sich bei geringer Breite über 110 km an der deutschen Grenze hinzieht, nimmt beständig zu. Zu Ende des Jahres 1878 betrug sie 61, und im Verlaufe des Jahres 1879 sind wiederum vier neue hinzugetreten.

— Wenn wir die im Sommer 1878 erfolgte politische Umgestaltung der sogenannten europäischen Türkei als einen Schritt vorwärts mit Freuden begrüßt haben, so soll uns das doch nicht veranlassen, die Unzuträglichkeiten zu verschweigen oder zu beschönigen, welche in den neugebildeten mehr oder weniger autonomen Staaten immer krasser hervorzutreten beginnen. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ (1879, Nro. 364 und 365) bringt uns Enthüllungen über „Die Zustände im Fürstenthum Bulgarien“, welche jedem, der sich für die Balkanhalbinsel und überhaupt für ethnographische Dinge interessirt, zum Studium empfohlen seien. Zeigen dieselben doch wiederum, wie unmöglich es für ein Volk ist, sprungweise sich zu entwickeln, Phasen, welche die anderen Völker regelrecht durchlebt haben, zu übergehen und in Monaten das zu erreichen, was jene sich erst in Jahrhunderten mühsam erworben haben. Was konnte einem noch unlängst schwer bedrückten, ungebildeten Volke, wie den Bulgaren, ein Parlament, verantwortliche Minister und dergleichen wohl für Nutzen bringen? Die Einzelheiten, welche die oben angeführte Quelle über die bulgarische Kammersession im November und December des vergangenen Jahres mittheilt, sind für den, welcher für die begabten südslavischen Stämme auf eine bessere Zukunft hofft, wahrhaft niederschlagend. Wir führen hier einiges an. „Die Versammlung von Sophia — heißt es — enthielt nur sehr wenige intelligente Köpfe; selbst unter dem Haufen der Halbgebildeten gab es kaum zwölf Personen, welche über einen Gesetzesvorschlag oder überhaupt über eine ernstere Angelegenheit, die etwas Sachkenntniß und reiferes Urtheil erfordert, irgend eine Meinung aussprechen konnten. Alles Uebrige waren Bauern, die in den Sitzungen theils einen sämmerlichen Ausfuhr zum Besten gaben (wie der Wojwode Dedo Zeko), theils schliefen und außer der Versammlung bei einer landesüblichen Zwiebel- und Brodkost von 15 Franks täglicher Diäten an 14 ersparten, um ihren heimischen Hausrath durch Ankauf von Ochsen u. s. w. zu vermehren. Außerdem gab es fünfzehn türkische Deputirte aus dem Osten des Landes, welche nicht Bulgarisch kannten und wie Statuen schweigend und theilnahmlos dasaßen. Auch diese Türken machten glänzende Geschäfte mit ihren Diäten. Einer von ihnen (Osman Effendi aus Toslük) bediente seine Kollegen als Hausknecht und verdiente so außer seinen 15 Franks noch einige Piaster täglich. Jeden Morgen und jeden Abend sah man dieses Prachtexemplar von einem Parlamentarier mit großen Wassereimern und Holzbündeln um weißen Turban und schmutzigen Burnus lebenslustig durch die Straßen der bulgarischen Hauptstadt wandeln. Das heißt eine Volksvertretung!“ In dieser Kammer befanden sich, von einigen Beamten, Bischöfen und den loyalen Türken abgesehen, nur Oppositionsmitglieder. Von einer geregelten Debatte keine Rede. Jeder sprach, so oft er wollte, selbst dreißigmal in einer Sitzung. Mißliebige Redner wurden einfach niedergebrüllt, die Bah-

Digitized by Google

len der Minister und anderer unbeliebter Personen turzweg annullirt. „Einmal geschah es, daß ein Abgeordneter in einer Sitzung aufgenommen, in der nächstfolgenden aber hinausgeschoben wurde, indem man darauf kam, daß er eigentlich „ein Dieb und ein Räuber" sei." Durch einfache Stimmenmehrheit wurden mehrere Hauptschreier der Opposition, welchen noch mehrere Lebensjahre an dem vorgeschriebenen Alter von 30 fehlten, 30 Jahre alt gemacht, wie denn die Kammer überhaupt im Stande war, unbekümmert um ganz Europa, den größten Unsinn durch einfache Stimmenmehrheit zu dekretiren. Nachdem die närrische, durchaus unfruchtbare Session dem verarmten, noch an den Folgen des Krieges leidenden Lande an 120 000 Franks gekostet hatte, wurde die Versammlung aufgelöst und nun waren „viele der auswärtigen Deputirten gezwungen, zu Fuß nach Hause zu wandern, da ihre Diäten im Kartenspiele zerronnen waren, und sie allzusehr auf die Fortdauer der goldenen Zeiten bis Weihnachten gerechnet hatten." Ein neues konservatives Ministerium wurde dann berufen, das unlenkbar reich gesegnete Land und seine begabten und arbeitsamen Bewohner vor den unseligen Folgen einer leidenschaftlichen persönlichen Interessenpolitik zu bewahren und es einer ruhigen Entwickelung im Innern zuzuführen.

— Aus Bulgarien hat eine neue Auswanderung der mohammedanischen Bevölkerung begonnen; ein Theil derselben wandte sich nach der Dobrudscha, wo sie von den rumänischen Behörden wohlwollend empfangen worden; die Uebrigen ziehen nach Konstantinopel, wo sie zum Theil schon angekommen sind, meistens im tiefsten Elend, ohne alle Hülfsmittel, zum Theil ohne Kleidung. So meldet der Pera-Korrespondent der „A. Z." unter dem 28. November 1879.

— Die Zahl der völlig hülflos und verarmt nach Ostrumelien zurückgekehrten mohammedanischen Bevölkerung belief sich zu Ende des Jahres 1879 auf etwa 100 000, wovon ungefähr ein Zehntel auf die Hauptstadt Philippopel entfällt. Bei ihrer kopflosen Flucht im December 1877 hüßten diese Leute ihre ganze bewegliche Habe, namentlich ihr Vieh, ein; etwa zehn Procent von ihnen erlagen auf der Flucht der Kälte, der Ermattung und dem Hunger, die Uebrigen wurden von der türkischen Regierung in Konstantinopel dürftig in Baracken untergebracht und vegetirten dort fast zwei Jahre lang ohne Beschäftigung und Verdienst, hauptsächlich auf die Bettelei angewiesen. Jetzt hat die türkische Regierung diese ihre Religionsgenossen gezwungen, Adrianopel und Konstantinopel zu verlassen und auf gut Glück ihre früheren Wohnstätte in Rumelien aufzusuchen. Dort aber finden sie ihre Häuser zerstört, ganze Dörfer vom Erdboden verschwunden, ihre Felder im Besitze von Bulgaren, ihren Viehstand vernichtet und sind genöthigt, im Freien oder in elenden Baracken zu wohnen. Ihre Noth ist bei der herrschenden Kälte und ihrer bittern Armuth grenzenlos. Trotz der Proteste der ostrumelischen Regierung führt aber die türkische Regierung ruhig fort Massentransporte solcher Unglücklichen nach Ostrumelien zu schaffen, wo endlich die Provinzialversammlung und besonders die private Wohlthätigkeit ihrer sich annehmen gezwungen worden ist.

Asien.

— Die „Moskow. Wjed." bringen vom Chef der Samara-Expedition folgende Nachrichten: Gemäß dem Befehle des Chans von China vom 7. (19.) Oktober sind die Dämme Bent und Schamurat abgetragen; im Beginne des Frühjahrs 1880 aber stellt den Chinesern noch das Einreißen von drei weiteren Dämmen bevor sowie das Vertiefen des schlammgefüllten Theiles des trockenen Flußbettes. Obwohl noch nicht alle Arbeiten beendet sind, und ungeachtet des herbstlich niedrigen Wasserstandes, nähert sich das Wasser des Amu, das in den Lanzan und den Darjalyk eintritt, bereits den Ruinen von Kone-Urgentsch, der alten Residenz von Chorasm. Ueber dieselbe Expedition meldet das „Orenb. Listok": Am 26. November (8. December) kam der Chef der Expedition zur Aufsuchung der besten Richtung für eine mittelasiatische Eisenbahn wohlbehalten in Orenburg an und reiste am folgenden Abend nach Samara ab, wohin die ganze Expedition sich begiebt, um unverweilt die Bearbeitung des reichen Materials zu beginnen, das während der fünfmonatlichen Reise im Gebiete des Syr- und Amu-Darja gesammelt worden ist. Ueber die Möglichkeit der Anlage einer Eisenbahn bis Samarkand bringen die Reisenden sehr tröstliche Nachrichten mit. Sie ertrugen unglaubliche Beschwerden, namentlich in den Steppen von Chiwa, wo die Hitze bisweilen 43° R. überstieg; sie legten den ganzen Weg unter freundlicher Hülfeleistung der angetroffenen Turkmenen-Stämme zurück.

Afrika.

— Die vielbesprochene Frage, ob der Lukuga ein Ausfluß des Tanganika-Sees ist oder nicht (vergl. „Globus" XXXI, S. 278), ist jetzt endgültig entschieden worden. Ein Brief des Mr. E. C. Hore von der Station der London Missionary Society in Kawele bei Ujidschidschi meldet, daß er in der letzten Regenzeit den Lukuga besucht und ihn als einen großen und schnellströmenden Ausfluß des See's gefunden hat. Er ist denselben in einem Canoe bis zu der Schiffbarriere, dem von Stanley beschriebenen Mitwansi, hinabgefahren und fand dieselbe fortgeschwemmt. Vom Gipfel des Kisandscha-Gebirges am Ufer sah er den Fluß, soweit das Auge reichte, nach Westen in der Richtung nach dem Lualaba strömen. Hore's Brief ist vom 27. Mai 1879 datirt, ausscheinend etwa einen Monat nach seinem Besuch, da er erwähnt, daß damals die Regenzeit zu Ende war, und daß der Tanganjika in den letzten 28 Tagen um 28 Zoll gesunken sei. Cameron besuchte den Lukuga im Mai, Stanley im Juli, beide während der trockenen Jahreszeit.

— James Stewart, welcher bereits größere Wanderungen im Westen des Nyassa-Sees unternommen hat, hat seine Stelle im indischen Public Works Department aufgegeben und ist zum stündigen Mitgliede des Missionsfonds in Livingstonia am Nyassa-See ernannt worden. Nach seinem letzten Briefe (vom 11. August) hat er im letzten Sommer und Herbste eine Reise ausführen wollen, als deren Hauptziel die Erforschung des Landes zwischen dem Nordende des Nyassa-See's und dem Südende des Tanganika anzusehen ist. Hoffentlich ist es ihm gelungen, diese Lücke auszufüllen, was für die kartographische Darstellung jener Gebiete von großem Werthe wäre.

— Der französische Marineminister hat den Gouverneur von Französisch-Senegambien angewiesen, eine Forschungsexpedition in das Land zwischen dem obern Senegal und dem Oberlaufe des Niger zu senden und festzustellen, ob zwischen diesen beiden Flüssen eine Eisenbahn angelegt werden kann. Außerdem ist bereits zu Anfang Oktober eine wissenschaftliche Expedition unter dem französischen Ingenieur Carré nach Medina und Bafulabé am obern Senegal abgegangen.

— Auch Amerika will jetzt an der „Civilisirung" Afrikas theilnehmen. Ein Mr. Ala Otis aus New London hat im März 1879 den Commissioners for Foreign Missions ein Legat von mehr als 3 Mill. Mark hinterlassen, und diese haben den Dr. Means behufs Einziehung von Informationen nach Europa gesendet, welcher seinerseits als geeignetstes Gebiet für Errichtung einer Mission das Hochland von Bihé in Westafrika in Vorschlag gebracht. Die Commissioners haben diesem Plane ihre Zustimmung ertheilt, so daß wir auf weitere Erforschung jener Gebiete hoffen dürfen.

— Ueber die Mission der Church Missionary Society in Mtesa's Reich Uganda berichtete der „Globus" zuletzt auf S. 128 des vorigen Bandes. Damals waren gute Nach-

Digitized by Google

richten eingelaufen; jetzt kommt die unerfreuliche, wenn auch nicht ganz unerwartete Nachricht, daß an Mtesa's Hofe — zwei französische Jesuiten eingetroffen sind und alsbald Stänkereien mit den Protestanten angefangen haben. Daß solche nach Uganda unterwegs waren, haben wir früher gemeldet. Am 14. Februar 1879 hatten die drei Missionäre Litchfield, Felkin und Pearson, welche den Nil hinaufgefahren waren, die Hauptstadt Rubaga erreicht und waren am folgenden Tage von Mtesa ehrenvoll empfangen worden; allein acht Tage später schon trafen die Jesuiten ein, und alsbald begannen die Schwierigkeiten, welche schließlich die englischen Missionäre zu dem Entschluß brachten, Uganda für eine Zeit lang zu räumen. Doch verweigerte Mtesa seine Erlaubniß dazu. Am 9. April langte obendrein noch eine weitere Verstärkung der Mission an, die Herren Stokes und Copplestone, welche von Zanzibar kamen und in Booten über den Victoria-See gefahren waren. Erst als zu Anfang Mai sich das (falsche) Gerücht verbreitete, daß die Aegypter ihre Vorposten näher an die Grenze Ugandas vorschöben, verstand sich Mtesa dazu, die Herren Wilson und Felkin ziehen zu lassen und zwar in Gesellschaft von Gesandten an Oberst Gordon und die Königin von England. So kamte Felkin am 17. Mai anforschen und am 1. Juni ägyptisches Gebiet erreichen; am 14. Juni verließ Wilson mit vier Häuptlingen und Gefolge Rubaga. Am selben Tage hatten Stokes und Copplestone die Erlaubniß erhalten, nach Süden zurückzukehren, unter der Bedingung, von ihrem am Südufer des Sees zurückgelassenen Vorräthen dem Könige einiges zu übersenden. Pearson, Mackay und Litchfield sind in Uganda zurückgeblieben. Daß das Verhältniß der protestantischen Missionäre zu Mtesa während der langen Zeit von 23. Februar bis 17. Mai ein freundliches gewesen, ist lediglich dem Einflusse zu danken, welchen Felkin durch seine medicinischen Kenntnisse auf den König ausübte. Der weitern Entwickelung dieser Angelegenheit sieht man namentlich in England mit begreiflicher Spannung entgegen.

— Die Quellen des Niger. In der „Républ. Franç." veröffentlicht der Geograph E. Reclus die ersten ausführlicheren Angaben über die Entdeckung der Quellen des Niger (j. „Globus" XXXVI, 345), die auf Befehl des französischen Kaufmanns Bermind durch dessen Agenten Zweifel und Mouttier bewirkt wurde. Der Ursprung des Wasserlaufs, den die Franzosen als den echten obern Niger betrachten, weil er den längsten Lauf und die meiste Wassermenge dem Dhioliba zuführt, heißt bei den Eingeborenen Tembi und liegt auf der Grenze des Kovanko, Kiss und Kono, bei dem Dorfe Kulafo, von wo Zweifel und Mouttier die Nachricht von ihrer Entdeckung hatten. Wiederholt wurden von der französischen Kolonie am Senegal Versuche gemacht, dieses Ziel zu erreichen: so 1827 durch René Caillié, 1860 durch Mage und Quentin und zuletzt durch Saleillet, der kürzlich Segu-Sikora, den Hauptort des mächtigen Staates der Bambara, besuchte. Der Versuch die Nigerquellen aufzufinden, den 1826 der englische Major Laing unternahm, scheiterte an der Feindseligkeit der umwohnenden Völker, so daß der Engländer nur Vermuthungen aufstellen konnte. Im Jahre 1868 schickte der englische Gouverneur von Sierra Leone zur wirklichen Auffindung dieser Quellen den Offizier Winwood Reade aus, der 1869 bis zur Bergkette Long und über dieselbe hinaus vordrang, aber statt den Fluß nun hinaufzugehen, denselben zu Thal folgen mußte. Zehn Jahre später nahm der Kaufmann Bermind in Marseille, welcher Comptoirs auf der Westküste Afrikas besitzt, die Sache in die Hand; er wählte zu dem Zwecke zwei seiner Agenten aus, welche gut affiliirt sind der Sprachen des zu durchreisenden Landes mächtig sind. Der erste Brief, der von Zweifel und Mouttier einlief, war vom 27. Juli 1877 aus Bumba, der Hauptstadt von Limbah, datirt. Bemerkenswerth ist, daß während vor zehn Jahren Winwood Reade die Länder Lekko und Limbah noch von dichtem Urwald bedeckt fand, jetzt dieselben nur noch wenig Wald und hier und da noch einige stattliche Bäume zeigen, im Ganzen aber in Steppen verwandelt sind, weil die Eingeborenen die Bäume niederhauen, um Palmöl zu gewinnen. Dagegen fanden die französischen Reisenden auf ihrem Pfade Tausende von jungen Palmen, die noch keine Aeste tragen; es besteht dort ein Gesetz, daß jeder, der einen jungen Palmbaum abschneidet, zum Sklaven gemacht wird. Am 16. August trafen die Reisenden in Falabad, der Hauptstadt des Königs Silaa, ein und wurden gastlich aufgenommen. Im vorigen Jahre hatten die Stämme der Koranko, welche den Berg Lamah, einen Theil der Kongkette, bewohnen, Krieg mit den Koranko von Seimaniah, der Ebene südlich von Lomah, geführt; jene wurden vom König von Falabah unterstützt; diese aber nahmen in einem Gefecht den Bruder des Königs von Falabah gefangen, behandelten ihn aber so gastlich, daß sie ihm drei Frauen und zehn Sklaven gaben und mit Ehren zu seinem Bruder zurückschicken. So ward Friede im Land. Am Tage darauf, am 17. August, traf Zweifel mit Mouttier ein; sie wurden gut aufgenommen und hörten, daß das große Wasser (Dhioliba) zwischen dem Lomah und einem andern Berg durchbreche, und daß seine drei Quellen zwei Tagemärsche von letzterm Berge liegen, sich in einem Teich vereinigen und dem Dhioliba zuströmen. Der zweite Brief der Reisenden datirt vom 20. August. Die Reisenden wurden vom König Silaa mit einem Führer versehen und in den Koranko bei Lomah begleitet. Ihr letzter Brief ist vom 3. Oktober und meldet nur kurz die harten Strapazen, die sie durchzumachen hatten. Wir führen folgende Stelle wörtlich aus dem Bericht von Reclus an: „Auf dem Südabhange des Berges Lomah und der denselben begleitenden Höhen kannten sie indeß die Lage der Quellen des Karamanka und des Roquelle, die sich ins Atlantische Meer ergießen und von denen letzterer an seiner Mündung Freetown auf Sierra Leone nebt, Südwest. Die Reise fortschreitend, folgten sie dem nördlichen Abhange von West nach Ost, kamen aber an mehrere Zuflüsse des obern Niger und wären in einem derselben, dem Fakiso, fast ertrunken. Endlich zu Anfang Oktobers gelangten sie aus Ziel ihrer Reise." Es folgt nun die Angabe von der Lage der Quellen bei dem Dorfe Kulafe. Die Reisenden hatten von Plagreen und den üblichen Raubanfällen und Erpressungen der Eingeborenen schwer zu leiden, und sie wurden durch einen Krieges der Sangaras gezwungen, den Plan weitern Vordringens aufzugeben und direkt nach Sierra Leone zu gehen.

(Allg. Z.)

— Von neuen Afrikareisen verzeichnet „L'Afrique explorée et civilisée" Nro. 6 unter anderen folgende: Eine spanische Gesandtschaft unter dem Kommandeur Albargues begleitet sich mit reichen Geschenken des Königs Alphons XII. zu den Herrschern von Abessinien und Schoa. Der sardische Hauptmann Battista Pellaghi hat den Salum, einen Zufluß des obern Senegal, bereist und ist bis nach Kaalak vorgedrungen, dessen Häuptling ihn beschenkt hat. Endlich hat ein M. Mitchisan, den die Leipziger Universität nach Afrika gesendet haben soll (?), die Westküste von Senegal bis Massamedes bereist, ist von dort in das Innere gedrungen nach Dubonga am Gunere und nach Umarum im Damaralande und hat dann am 5. December 1878 die Walfischbai erreicht.

Inhalt: Jules Crevaux's erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. II. — Otto Schütt's Reise von Malange zum Lubo-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) IV. (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 3. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

V.

Am 18. Oktober traf Crevaux gegen Mittag eine Schar Indianer, welche neben ihren Pirogen ein Bad im Yary nahmen. Einer derselben schwamm an ihn heran und rief auf Kreolisch: „Wo fährst Du hin?“ — „Amazonenstrom — antwortete ihm der Reisende —, Du kommen, Messer, Camisas, viel!“ Ohne Weiteres holte der Indianer darauf seine Hängematte, seine Pfeile und seine Flöte, stieg in des Doktors Piroge und erzählte ihm nun, daß er in seiner Jugend einen Weißen am untern Oyapock getroffen habe und mit demselben nach Cayenne gegangen sei. Dort wäre er etwa zwölf Monde geblieben, aber schließlich, da ihn die Weißen verspotteten, wieder in die Wälder gegangen. An diesem Tage übernachteten sie bei einem Häuptlinge, der sie sehr gut aufnahm. Die Geschenke, welche Crevaux seinen Frauen gab, erwiderten dieselben mit Halsbändern aus Tigerzähnen und Federkronen. Hier erfuhr er, daß er vor den großen Fällen des Yary keine einzige Niederlassung von Roucouyennes mehr antreffen würde; außerdem müßte er einen Nebenfluß, den Kuruapi (Courouapi), zwei Tagereisen weit hinauffahren, um das Dorf des Häuptlings Yeleumeu zu erreichen, wo er genügende Lebensmittel erhalten könnte.

Am 19. Oktober langte man bei dem Bache Wapupan (Cuapoupan) an, von wo ein nur vier Stunden langer Pfad nach jenem Dorfe führte. Einer der Indianer kannte denselben und wurde mit Apatu hingeschickt, um Cassave-Vorräthe zu holen, während Crevaux mit den übrigen zu Wasser dorthin vordringen wollte. Sein Proviant war auf ein Minimum zusammengeschwunden, gerade wie die Wassermasse des Yary in Folge der Trockenheit. Wein, Kaffee und Zucker waren bereits zur Neige gegangen und Salz war nur noch auf 4 bis 5 Tage vorhanden. Dazu hatte die lebhafte Strömung, welche den Fluß in seinem Oberlaufe auszeichnet hatte, aufgehört, so daß die Fahrt nur langsamen Fortgang nahm. Umkehren war aber unmöglich; es blieb nichts anderes übrig, als die großen Fälle des Yary, wahrhafte Thermopylen, zu passiren. Für diesen Abend hatte inzwischen das Jagdglück gesorgt; die Begleiter des Reisenden, welche, um einen vergessenen Barometer zu holen, nach der Mittagsstation zurückgefahren waren, erlegten unterwegs einen prächtigen Hoko und ein großes Waldhuhn, welche ein gutes Abendbrot hergaben. Dann wurde ein großes Feuer angezündet, und rings um dasselbe die Hängematten an den Bäumen befestigt. Die Roucouyennes, welche sich ganz nackt in diese weitmaschigen Netze legen, werden häufig in Folge der nächtlichen Kühle unwohl, und deshalb versäumen sie es nie, ihre Feuer bis zum Tagesanbruch zu unterhalten. Einer der Leute, den an diesem Abend die Moskitos zu sehr plagten, machte sich dicht bei seiner Hängematte ein riesiges Feuer, welches später in der Nacht eine Liane ergriff und sich einem nahen Ameisenhaufen, dessen Bestandtheile die Indianer wie wir den Feuerschwamm benutzen, mittheilte. Sofort flammte eine gewaltige Lohe über den Köpfen der Gesellschaft auf; ein brennendes Nest von Termiten, sogenannten Waldläufen, fällt sprühend herab und zerplatzt auf der Erde. Mit beiden Füßen sprang Crevaux aus seiner Hängematte, ließ das Gepäck einschiffen und sich in die Mitte des Flusses rudern. Es war die höchste Zeit gewesen; denn gleich darauf stürzten einige Baumstämme krachend und funkensprühend auf der Stelle zusammen, welche sie eben verlassen hatten. Den Rest der Nacht brachten sie in wenig

Digitized by Google

Roucouyennes-Indianer. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

angenehmer Weise zu; das jenseitige Ufer war nämlich so sumpfig, daß sie ihre Hängematten an Bäumen, die über das Wasser sich beugten, befestigen mußten.

Um 10 Uhr erreichten sie die Einmündung des Kurnapi, in welchen sie einlenkten. Bald aber stießen sie auf so zahlreiche Sandbänke, daß Crevaux sämmtliches Gepäck an das Land schaffen ließ, um es bei der Rückfahrt wieder aufzunehmen. Gern wäre er selbst bei denselben zurückgeblieben; aber er mußte persönlich mit Yelemuu verkehren, um ihn vielleicht zur Hergabe von Leuten und Booten, die er für die Passage der Yary-Fälle bedurfte, zu bewegen. Die Fahrt dorthin nahm volle zwei Tage in Anspruch und war äußerst mühsam, lohnte sich aber dadurch, daß der Reisende seine Beobachtungen über die Indianer am Yary, die niemals mit den Weißen im Verkehr gestanden haben, vervollständigen konnte. Die folgenden Notizen sind fast wörtlich seinem Tagebuche entnommen.

Physische Merkmale. Die Indianer in Guayana sind im Allgemeinen von nicht sehr hohem Wuchse. Die aus dem Innern erscheinen noch etwas größer, als diejenigen vom Unterlaufe der Flüsse, wohl weil letztere durch Elend, Mangel an Lebensmitteln und übermäßigen Genuß von Spirituosen entartet sind. Die Behauptung der französisch-holländischen Kommission, daß die Roucouyennes von hoher Statur seien, ist falsch. Wenn dieselben in der That auf den ersten Blick größer erscheinen, als sie wirklich sind, so liegt der Grund davon in der Länge und Breite ihres Oberkörpers, welche zu der schwachen Entwickelung der Gliedmaßen in Widerspruch steht. Ihre schwer zu beschreibende Hautfarbe läßt sich am besten mit der eines start von der Sonne gebräunten Europäers vergleichen. Crevaux' Hände waren nach langem Verweilen im Innern Guayanas eben so braun geworden, wie die der Roucouyennes. Bei der Geburt sind die Kinder fast rein weiß. Die Haut eines

Hände eines Roucouyenne. (Verkleinert nach einem von Dr. Crevaux genommenen Abdrucke.)

kranken Indianers wird fahl und sichtlich heller. Uebrigens ist ihre gelb-bräunliche Färbung, welche etwas der von welken Blättern ähnelt, dem Auge des Europäers nicht angenehm, und deshalb ist es vielleicht ein ganz guter Gedanke, daß sie sich den ganzen Leib mit einem schönen Roth, Rukn genannt, bemalen. Dieses auch in Europa zum Färben von Stoffen verwendete Produkt kommt von der Frucht eines im äquatorialen Amerika einheimischen Strauches und wird mit Oel vermischt aufgetragen, so daß die Indianer stundenlang im Wasser bleiben können, ohne daß die Farbe abgeht. Auch schützt die Bemalung etwas gegen die Moskitos. Crevaux findet, daß sich diese Eingeborenen von den Weißen und Schwarzen durch ihren Geruch, der an frisches Leder erinnert, unterscheiden, was er dem Tannin im Rukn zuschreibt.

An Festtagen fügen sie ihrer rothen Bemalung noch einige schwarze Arabesken zu, wozu sie den Saft der Frucht von Genipa (Rubiaceen-Gattung) verwenden, der beim Oeffnen der Frucht farblos ist, aber an der Luft sofort schwarz wird. Manche bemalten sich sogar, um vor dem Reisenden besonders vortheilhaft zu erscheinen, vom Kopf bis zu den Zehen schwarz. Nur sehr wenige tatuiren sich, und zwar mittelst einer in Genipasaft getauchten Fischgräte. Nie begeben sich die Roucouyennes auf Reisen, ohne sich Tags zuvor von ihren Frauen bemalen zu lassen; Rukn und Genipa führen sie in ganz kleinen Kalebassen, die sie um den Hals hängen, mit sich. Ersteres färbt übrigens ab, z. B. an den aus ganz weißer Baumwolle gefertigten Hängematten. Ein Hemd von Crevaux, welches ein Roucouyenne angezogen hatte, war nicht wieder weiß zu bekommen.

Die Haare dieser Indianer sind dunkel schwarz; rothe sah der Reisende nur zweimal. In diesen beiden Fällen war auch die Hautfarbe heller, und die Betreffenden waren von lymphatischer Konstitution. Die Dyacoulets (Oyakulet) haben nach Angabe der Bonis blonde Haare und Bart, wie die Holländer; selbst gesehen hat sie der Reisende nicht. Die Haare der Indianer sind nicht so kraus, wie bei den Negern, und weniger wollig, wie bei den Weißen. Vorn am Kopfe schneiden sie dieselben etwas ab, tragen sie aber sonst überhaupt lang, und zwar Männer wie Weiber in derselben Weise. Der Bartwuchs ist bei ihnen nur spärlich und wird wenig geachtet; ja sie reißen die Barthaare ebenso wie die Augenbrauen und Wimpern aus, letztere, um „besser sehen zu können", wie sie sagen. Die Brauen sind weniger start, als bei den Weißen, sind aber nicht, wie bei diesen, auf den Augenbrauenbogen beschränkt, sondern wachsen zerstreut selbst auf den Schläfen und der Stirn. Den langen Bart der

Digitized by Google

Weißen sehen sie als etwas ganz Außerordentliches an: ein Roucouyenne-Häuptling, welcher nie einen Weißen gesehen hatte, verstand sich nicht eher dazu dem Reisenden einen Führer zu stellen, als bis ihm dieser einige Haare aus seinem Backenbart geschenkt hatte. Männer wie Frauen entfernen auch von ihrem ganzen übrigen Körper die Haare mit großer Sorgfalt.

Die Roucouyennes haben einen sehr großen Kopf, der zu dem enormen Oberleibe in richtigem Verhältnisse steht. Der antero-posteriore Durchmesser ihres Schädels ist stets größer als der transversale. Jene Schädel in Form von Bischofsmützen und Zuckerhüten, wie man sie bei verschiedenen Stämmen am Amazonenstrome findet, hat Crevaux in

Feierliche Tracht der Roucouyennes.
(Nach einem von Dr. Crevaux mitgebrachten Originale.)

Guayana nicht gefunden. Die Stirn ist sichtlich niedriger und flacher als bei den Weißen. Nach Angabe der holländisch-französischen Kommission haben die Roucouyennes am Maroni blaue Augen. Daran ist nur wahr, daß das Weiße im Auge, welches bei allen Racen von den unter der Bindehaut liegenden Adern leicht blau angehaucht ist, bei diesen Indianern blauer, als bei uns, erscheint, weil es sich von der rothen Bemalung des Gesichtes schärfer abhebt. Die Iris aber, welche doch dem Auge seine wahre Farbe giebt, ist niemals blau, sondern mehr oder weniger dunkelbraun; so fand es Crevaux bei mehr als 200 Individuen, die er untersuchte. Das Auge erscheint kleiner als bei uns, weil es am äußern Augenwinkel leicht zusammengedrückt ist. Die Lider stehen, wie bei den Chinesen, etwas schief, und zwar von oben nach unten und von hinten nach vorn. Die Augenbrauenbogen springen weiter vor als bei der weißen Race, wodurch die Stirn flacher erscheint. Der Mund ist meist klein, die Lippen sind weniger dick als bei den Negern, doch dicker als bei uns. Mehrere Stämme, wie die Galibis und Emerillons, durchbohren die Basis der Unterlippe und tragen einen kleinen Knochen oder eine Nadel darin, die sie fortwährend mit der Zunge in Bewegung setzen. Die Roucouyennes haben diese Eigenthümlichkeit nicht.

Die Backen dieser Wilden stehen wie bei den Mongolen hervor. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts suchen im Gegensatze zu europäischer Mode ihre Taille stärker erscheinen zu lassen, indem sie sich den Unterleib mit dichten Binden umwickeln. Ein leichtes Vorstehen des Bauches gilt bei ihnen für schön. Ihre Hände zeichnen sich durch starke Entwickelung der Daumenmuskeln und geringe Fingerlänge aus. Die größten Männer besitzen zwar ein starkes Handgelenk, aber Finger, welche nicht länger sind als die eines weißen Mädchens von zwölf Jahren.

Der Fußstapfen eines Indianers ist leicht zu erkennen; die Füße sind sehr kurz, breit und platt. Die Schweifung

Korb, Feuerwedel und Tragkorb der Roucouyennes.
(Nach den von Dr. Crevaux mitgebrachten Originalen.)

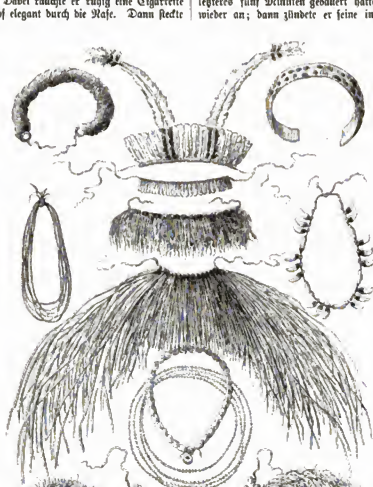
ist geringer als bei allen anderen Racen; das gemirt sie aber nicht, wie man glauben sollte, beim Gehen. Vielmehr sind sie die ersten Fußgänger der Welt. So legen die Roucouyennes vom Jary 40 bis 50 Wegstunden über das Gebirge zurück, um bei ihren Freunden am Itany und Maroni ein Tanzfest zu begehen. Männer und Frauen machen ohne anszuruhen Wege von 6 bis 7 Stunden, und zwar stets im Gänsemarsche, eine Sitte, die sie auch bei der geringsten Entfernung beobachten.

Krankheiten. Ein Bekannter von Crevaux, Dr. Hemeury, welcher sechs Jahre in Guayana zugebracht hat, behauptet im Scherze, daß diese Indianer nur einmal im Leben krank wären, nämlich im Momente ihres Todes. Und in der That hat Crevaux im Innern nur sehr wenig Kranke angetroffen, welche sich obendrein allesammt in einem Zustande befanden, daß die Kunst des Arztes vom Ueberflusse war. Hautkrankheiten sind selten; Kahlköpfigkeit wurde nie bemerkt.

Aerzte und Arzneien. Alle diese Wilden haben Aerzte, piay genannt. Ein solcher, mit Namen Paniakili, begleitete die Indianer, welche Crevaux' Gepäck über das Gebirge

Digitized by Google

trugen, so daß er Gelegenheit hatte, die Ausübung seiner Kunst zu beobachten. Als der öfters erwähnte Apatu einmal Kopfschmerzen hatte, setzte sich Paniakiki dem Kranken gegenüber auf eine Hängematte und schaute kurze Zeit zum Himmel auf, als wenn er im Stillen bete. Es war das ein leises Gebet an den bösen Geist, daß er seinen Patienten nicht weiter quäle. Dabei rauchte er ruhig eine Cigarrette und blies den Dampf elegant durch die Nase. Dann steckte er seine Cigarrette zwischen den großen und den zweiten Zeh seines Fußes, that an den Kranken durchaus keine Frage, sondern blies mit aller Kraft auf die schmerzende Stelle, ritzte dann mit einem spitzen Steinsplitter fünf- bis sechsmal die Stirn des Patienten und saugte mit seinem Munde das hervorquellende Blut wie ein Schröpfkopf auf. Nachdem letzteres fünf Minuten gedauert hatte, fing das Anblasen wieder an; dann zündete er seine inzwischen ausgegangene



Kopfputz und Schmuckgegenstände der Roucouyennes. (Nach den von Dr. Crevaux mitgebrachten Originalen.)

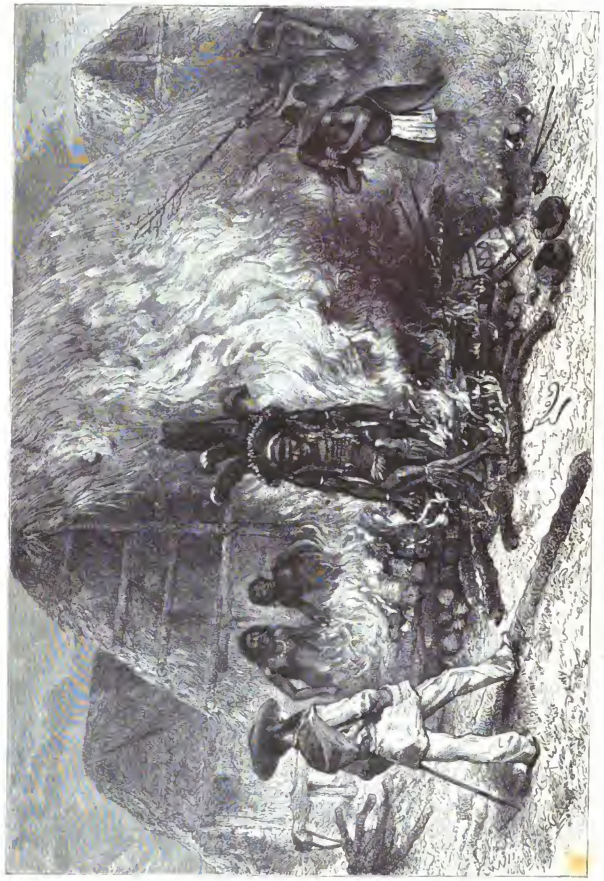
Cigarrette wieder an, blies dem Kranken ein paar Mundvoll Rauch in Mund und Augen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Apatu aber, welcher dem Piay mehr zutraute, als seinem weißen Herrn, war alsbald hergestellt und konnte sofort einen Kumaru von nicht weniger als drei Pfund Gewicht verzehren.

Bei allen Fiebern läßt der Piay seinen Patienten die strengste Diät beobachten und erlaubt ihm nur, wenn das Fieber zu stark wird, sich in den Fluß zu stürzen.

Die Piays stehen bei ihren Landsleuten in hoher Achtung, wohl wegen der schwierigen Prüfungen, welche sie zu bestehen haben. Mehr als ein Kandidat soll den schrecklichen Proben unterliegen, welche er während seines mehrjährigen Noviziats durchzumachen hat.

Temperament und Konstitution. Diese Indianer haben alle cholerisches Temperament, unzweifelhaft weil in den Tropen die Leber dasjenige Organ ist, welches am meisten funktionirt. Der Gallenapparat leidet bei einer

Digitized by Google



Verbrennung eines todten Botocudenneger. (Nach einer Skizze bei Dr. Crevaux.)

Digitized by Google

Reiſe in den Tropen viel mehr als die Lunge bei einer Nordpolfahrt. Am wenigſten empfänglich iſt bei dieſen Indianern das Nervenſyſtem. Was ihre Geſchicklichkeit und Sinnenſchärfe anlangt, ſo bieten dieſelben nichts Außergewöhnliches und ſtehen z. B. hinter denen der Gauchos zurück.

Nahrung. Die Roucouyennes leben hauptſächlich von Fiſch oder Wildpret, das mit einer ſtarken Doſis ſpaniſchen Pfeffers gekocht wird. Salz, das ſie nicht immer anwenden, gewinnen ſie durch Auslaugung der Aſche gewiſſer Palmenarten. In Bezug auf Sauberkeit laſſen die Köchinnen ſonſt nichts zu wünſchen übrig; häßlich iſt nur, daß ſie, wenn die Bouillon überkochen will, mit dem Munde kaltes Waſſer hinzuthun. Langt ein Reiſender bei einem Indianerſtamme an, ſo iſt des Wirthes erſte Sorge, ihm zu eſſen zu geben. Stillſchweigend dringen die Frauen Schemel herbei und legen ihm z. B. kalten Fiſch, der von der letzten Mahlzeit übrig geblieben iſt, vor. Gabeln ſind unbekannt; Löffel werden aus der Frucht der Flaſchenkürbispflanze hergeſtellt. Vor und nach der Mahlzeit waſchen ſie ſich die Hände, und zum Abtrocknen von Mund und Händen findet ſich in den Hütten eine Art Lappen von Baumbaſt. Täglich halten die Männer eine gemeinſame Mahlzeit, wobei ſie von den Weibern bedient werden, und die gewöhnlich in der großen Hütte in der Mitte des Dorfes ſtattfindet. Dann kehrt jeder in ſein Haus zurück und nimmt dort oft noch an dem Eſſen ſeiner Familie Theil. Sie eſſen ſehr viel, wenigſtens viermal am Tage, mitunter auch noch in der Nacht. Nicht ſelten verzehrt ein Indianer noch zum Abendeſſen einen dreipfündigen Fiſch. Iſt Baſtir oder andere gegebenen Falles im Stande, große Entbehrungen zu ertragen. Beim Eſſen wird niemals getrunken. Die Manioklknolle liefert ihnen ſowohl die Kaſſava zum Eſſen als auch das Getränk, Cachiri genannt; um letzteres zu fabriciren, wird Maniokmehl gekaut, wobei die Stärke durch den Speichel in Zucker und dann in Alkohol umgewandelt wird. Indem man Maniokmehl mit Waſſer mengt und jenes Produkt zuſetzt, erhält man ein mehr erfriſchendes als alkoholiſches Getränk, an das ſich der Reiſende bald gewöhnt. Einen beſſern Liqueur machen ſie mitunter aus dem Safte des Zuckerrohrs, das ſie auch unterwegs gegen den Durſt kauen.

Begräbniß. Als Crevaux ſich 36 Stunden in Yelemeu's Dorfe befand, lag ein Indianer im Sterben, und er beſchloß, dem Begräbniſſe deſſelben beizuwohnen. Während war die Liebe der Kinder zu ihrem ſterbenden Vater, der ſeit mehreren Monaten danieder lag; als er nach friſcher Luft begehrte, trugen ſie ihn in ſeiner Hängematte an einer Stange hinaus. Seine Freunde bezeigten ihm in ſonderbarer Weiſe ihre Liebe indem ſie wetteiferten, eine möglichſt große Laſt harzigen Holzes, das zum Verbrennen ſeiner Leiche dienen ſollte, in ſeine Hütte zu ſchleppen, was dem Aermſten nicht wenig zu ſchmeicheln ſchien. Da er vielleicht in der Nacht verſcheiden konnte, beauftragte der Reiſende Apatu, im Dorfe zu bleiben, während er ſelbſt mit der Mehrzahl der Indianer ſich zum Schlafen in den Wald begab. Um 4 Uhr am Morgen des 23. Oktober weckte ihn ein von Apatu abgegebener Schuß, welcher verabredeter Maßen den eingetretenen Tod, auf den unmittelbar die Beſtattung folgt, anzeigte. In aller Eile begab ſich der Reiſende in das Dorf, wo Männer und Frauen alle gleichzeitig den Verſtorbenen Güte, ſeinen Muth im Kampfe, ſeine Geſchicklichkeit bei Jagd und Fiſchfang rühmten. Sobald ſich neue Ankömmlinge der Hütte des Todten näherten, ſtimmten ſie Klagelieder an, weinten und ſchluchzten, und bald miſchten die zahmen Thiere des Dorfes ihre Stimmen in den Lärm der Trauernden. Indeſſen war derſelbe verfrüht; der Piay hatte ſich durch eine Ohnmacht täuſchen laſſen, während Crevaux konſtatirte, daß der Puls noch ſchlage. Der Sterbende erkannte ihn ſogar und murmelte einige Worte, welche Apatu überſetzte; er wünſchte, dem Gotte der Weißen empfohlen zu werden, und der franzöſiſche Arzt willfahrte dem Verlangen, indem er ihn nach katholiſcher Weiſe taufte. Dann erwartete er in ſeiner Hängematte den Tod des Indianers, der erſt um 9 Uhr eintrat. Sofort bereiteten ſich die jungen Leute, das Holz aus der Hütte zu ſchleppen und daraus auf dem öffentlichen Platze eine Art Scheiterhaufen zu errichten. Hinter demſelben richteten ſie einen Pfahl auf, um den ſitzenden Leichnam dagegen zu lehnen. Dieſen ſelbſt bekleidete man mit ſeinem ſchönſten Schmucke, ſetzte ihm eine aus den bunteſten Federn beſtehende Krone auf und hing ihm ſeine Halsbänder, ſeinen hölzernen Kamm und ſeine Flöte auf Reſthuoken um den Hals; Arme und Beine waren mit Ringen bedeckt. Während dieſer Ausſchmückung warf die jammernde Wittwe alles irdene Geſchirr, deſſen ſich der Verſtorbene bedient hatte, auf den Boden und zerſchonte in ihrem Schmerze nichts. Alles, was ihm gehörte, wurde ſofort zerſtört. Dann wurde der Scheiterhaufen in Brand geſteckt; eine helle Flamme umzüngelt die Leiche und macht ſie alsbald unkenntlich. Plötzlich aber erhob ſich ein Sturm und trug die Flammen einer nahen Hütte zu, ſo daß die Indianer das Feuer erſticken mußten, um einen Brand des Dorfes zu verhindern.

Ein Piay oder Arzt. (Nach einer Photographie.)

In Folge dessen erblickte man wiederum den Leichnam, den die Flammen bis dahin dem Auge entzogen hatten; das tropfende Fett auf den Backen, die durch die Gluth gelösten Kniegelenke boten einen widerwärtigen Anblick dar. Dann mußten die jungen Leute das Feuer wieder anzünden; in einer halben Stunde war die Verbrennung vollzogen, die Asche wurde in einem irdenen Gefäße gesammelt und in der Hütte der Wittwe aufgestellt. Erst ein volles Jahr später wird sie der Erde übergeben.

Zum Schlusse wurde nicht nur das Sterbehaus, sondern sämmtliche Hütten des Dorfes vollständig gereinigt; es geschieht dies aus Gesundheitsrücksichten, um ansteckende Krankheiten zu verhüten.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

III.

Den Peruanern galten die Zwillinge (nach Rivero [1]) indeß nur einer derselben, was auch besser mit der bereits entwickelten südamerikanischen Anschauung übereinstimmt) ebenso wie auch Zwillinge der Lamas als Kinder des Blitzes und wurden, wenn sie jung starben, in großen Vasen aufbewahrt und verehrt [2]), weshalb wir für das oben erwähnte Fasten vielleicht eher die Heiligkeit der Geburt als die Abwendung der übelen Vorbedeutung als Grund annehmen können; die übele Wirkung, jedenfalls doch auf das Schicksal der Eltern, mag sich dann aus der zu nahen Berührung des Göttlichen mit dem Menschlichen, welche auch vielfach im Glauben anderer Völker verhängnißvoll wirkt, erklären. Diese peruanische Auffassung des einen Zwillings als Kind des Blitzes wirft Licht auf eine etwas dunkele englische Redensart, welche von Frauen, die mit Zwillingen niederkommen, gebraucht wird: She has had Martin's hammer knocking at her wicket [3]). Da der heilige Martin vielfach den heidnischen Donnergott ersetzt, dem Hammer aber, wie Mannhardt [4]) in Anlehnung an die Hochzeitsweihe durch Donar's Hammer aufgewiesen hat, eine phallische Bedeutung unterliegt, so dürfen wir in dieser Redensart vielleicht den Ueberrest einer altgermanischen, der peruanischen ähnlichen Anschauung sehen.

Außer den bereits für Afrika angeführten Fällen herrscht der Zwillingsmord dort noch bei den Suaheli, welche sich aber auch wohl mit dem Verkauf derselben begnügen [5]), bei verschiedenen Stämmen des Innern, wo bei den Wanyamwezi der eigenthümliche Brauch herrscht, statt des getödteten einen Zwillingsß eine mit Fell umwundene Kalebasse dem andern an die Seite zu legen und sie ganz wie ein Kind zu behandeln [6]), bei den Kaffern [7]), Hottentoten [8]), stellenweise auf Ost-Madagaskar [9]). Ferner wird er uns von den Kamtschadalen und den Bewohnern der Kurilen [10]), von den Australiern [11]) und zwar mit der Eigenthümlichkeit, daß im Westen entgegen sonstigem Brauche bei verschiedenem Geschlecht der Zwillinge gerade das Mädchen leben bleibt [1]), den Bewohnern von Tahiti [2]) u. s. w. berichtet.

Selten nur gilt die Geburt von Zwillingen als etwas Erfreuliches. Dies ist z. B. bei den Hottentoten der Fall, wo der Vater sich dieses Beweises seiner männlichen Kraft freut und rühmt, und nur der Mangel an Muttermilch die Tödtung des einen veranlaßt [3]), welcher Grund auch die kalifornischen Indianer dazu zwingt, da ihnen eine anderweite künstliche Nahrung nicht zu Gebote steht [4]), dann in Benin [5]) und bei den Dualla, welche eine Zwillingsgebärerin, ein allerdings sehr seltenes Vorkommniß, sehr hoch halten [6]); in Akim fand Missionär Riis sogar als König einen Zwillingsgeborenen [7]).

Uebrigens theilte auch das Alterthum den oben erwähnten Glauben, daß eine Zwillingsgeburt nur durch eine doppelte Befruchtung möglich sei, wie diese Ansicht der alexandrinische Arzt Erasistratos (um 300 v. Chr.) vertrat [8]), wonneben indeß noch die andere von Empedokles aufgestellte Meinung, daß eine solche dem Ueberfluß oder der Theilung des männlichen Samens ihren Ursprung verdanke [9]), herging; Plinius [10]) erzählt allen Ernstes eine Geschichte, wie das eine von Zwillingskindern die Züge des Ehemannes, das andere die des Ehebrechers getragen habe. Gleicherweise zeigen uns auch unsere deutschen Volkssagen diese Idee in den weitverbreiteten Stammsagen des Geschlechts der Welfen, der Grafen Hunt und der von Quertfurt, dann auch vielfach auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, wie in der Sage des Guten Wetze im Oldenburgischen, welches seinen Namen ebenso wie die Welfen und Hunt auf diese Sage begründet. Zu ihnen gehört die Stammmutter eine große Anzahl von Kindern, 7, 9 oder 12, in einer niederländischen Sage sogar 365 als Zahl der Tage des Jahres, und will aus Scham darüber die überzähligen oder auch alle ersäufen lassen. Der Vater begegnet aber der damit beauftragten Dienerin, welche die Kinder für junge Hunde (Welpen), welche sie ersäufen solle, ausgiebt, erreitet dieselben, läßt sie heimlich erziehen und führt sie später der schuldigen Mutter vor. Mehrfach findet sich nun hierbei die Angabe, daß die

[1]) Rivero and Tschudi. Peruvian Antiquities. New York 1854, p. 173.
[2]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867, S. 370.
[3]) Citirt nach Halliwell von A. Kuhn. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. II, S. 98.
[4]) Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. III, S. 86 ff.
[5]) Andree Bd. II, S. 95.
[6]) Andree Bd. II, S. 215.
[7]) Waitz Bd. II, S. 391.
[8]) Waitz Bd. II, S. 340.
[9]) Waitz Bd. II, S. 441.
[10]) Krascheninnikow S. 262, 286.
[11]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) E. Zung in „Globus“ Bd. XXXII, S. 382.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 129.
[3]) Müller, Ethnologie S. 86.
[4]) „Globus“ Bd. XXIX, S. 311.
[5]) Waitz Bd. II, S. 124.
[6]) Zeitschrift für Ethnologie Bd. V, S. 181.
[7]) Baseler Missionsmagazin 1840, Heft III, S. 97.
[8]) K. Sprengel, Geschichte der Medicin im Alterthum. Leipzig 1846, Bd. I, S. 529.
[9]) Tafelloß S. 270.
[10]) Naturgeschichte Buch VII, Kap. 9.

Digitized by Google

Mutter vorher die Zwillings- oder Drillingsgeburt einer andern Frau, da sie unmöglich von einem Manne herrühren könne, als Ehebruch erklärt hat und nun durch die eigene Geburt bestraft wird [1]). Auch eine spanische Romanze erzählt von einer Königin, welche ein Gesetz erlassen, daß jedes Weib, welches mit Zwillingen niederkäme, verbrannt werden solle, und dann selbst solche gebiert [2]). Interessante Gegenstücke zu den Anschauungen der modernen wilden Völker, auch die Sitte der Orinoko-Indianer, einen der Zwillinge, deren Geburt sie als eine Thierähnlichkeit ansehen, mit dem Bemerken zu tödten, daß ihre Frauen keine Hündinnen wären [3]), berührt sich eigenthümlich mit den erwähnten deutschen Sagen.

Mancherlei abergläubische Meinungen verursachen ferner den Tod der Neugeborenen. Namentlich sind es die an einem sogenannten unglücklichen Tage oder unter unglücklichen Auspicien Geborenen, welche bei vielen Völkern dem Tode verfallen sind. Die Germanen tödteten die Kinder, von welchen ihnen üble Weissagung wurde oder die an einem unglücklichen Tag die Welt erblickten [4]); letztere setzt man auf Madagaskar aus oder unterjocht sie aus Aberglauben einer Behandlung, welche auch fast stets den Tod nach sich zieht [5]). Bei den Takue werden alle am Mittwoch geborenen Kinder dem Tode geweiht [6]); bei den Bambarras ließ einst ein König alle seine an einem Freitag als einem Unglückstage geborenen Söhne, ohne daß dies sonst eine Sitte bei ihnen gewesen wäre, umbringen [7]).

Auf Ceylon war, wie auch anderwärts in Indien, vor dem englischen Einflusse das Schicksal des Neugeborenen ganz in die Hand des Sterndeuters gegeben; erklärte er, daß der Tag der Geburt ein unglücklicher, daß das Kind unter ungünstigen Auspicien geboren sei, so wurde es ohne Weiteres getödtet [8]). Prophezeiet bei den Khonds das Horoskop, welches bei ihnen durch einen Urinja vermittelst eines in ein Palmenblatt-Manuskript geworfenen Griffels gestellt wird, dem Kinde Böses, so wird dieses in einen neuen Topf gesteckt, nach der Himmelsrichtung, von welcher her ihm das Unglück zugestoßen sein würde, getragen und alsdann begraben, über der Grube aber ein Huhn geopfert [9]). So ermordete auch Sultan Babr-el-Din von Palembang sein eigenes Kind nur, weil es einen schwarzen Fleck auf der Zunge und man ihm gesagt hatte, daß ihm daher dieses Kind einst Unglück bringen würde [10]).

Die Australier tödten die Kinder, welche der Mutter bei der Geburt großen Schmerz verursacht haben [11]), jedenfalls aus abergläubischen Motiven und nicht aus Rache für den erfahrenen Schmerz, die Kamtschadalen diejenigen, welche in einer stürmischen Nacht geboren werden [1]). Wie hier der Aberglaube einen Zusammenhang zwischen den Umständen bei der Geburt und dem Charakter oder den Schicksalen des Kindes anzunehmen scheint, so heftet er sich in anderen Fällen an das Zahnen des Kindes. Die Kinder, bei denen die oberen Schneidezähne eher durchbrechen als die unteren, werden von den Suahesi getödtet oder verkauft, da sie Unglück in die Familie bringen [2]), von den Kaffern diejenigen, welche sich die Vorderzähne früherzeitig ausschlagen [3]). In Deutschland sagt man von einem Kinde, bei welchem das erstere vorkommt, es beiße in die Erde.

Wenn das Unglück, welches die Geburt verkündet, nach abgewendet werden kann, so wird bei einigen Völkern auch wohl das Leben des Kindes geschont. Die Kamtschadalen wenden in diesem Falle gewisse Beschwörungen an [4]); die Araber in Zanzibar lassen das Kind unter Koransprüchen durch Niesen des Kopfes schwören, daß es der Familie nichts Böses thun wolle [5]).

Die Masai, denen unbeschnittene Mädchen ein Greuel sind, tödten in Folge dessen alle von solchen Mädchen geborenen Kinder [6]), die unverheiratheten Jünglinge auf Ruf die von ihnen gezeugten, indem sie behaupten, daß sie noch zu jung seien, um schon Kinder zu haben [7]), wie sich auch ähnlich eine große religiöse Furcht vor zu früher Begattung bei den Fidschi-Insulanern zeigt [8]).

Hand in Hand mit dem Kindermorde und mit noch größerer Verbreitung geht der Abortus und ist auch seine Einwirkung auf die Volksentwickelung wohl noch verhängnißvoller als jener. Die Gründe für beide Unsitten sind die gleichen, nur daß beim Abortus auch noch jene, wenn auch schwache Schranken fortfallen, die den Kindesmord wenigstens etwas beschränken, die Liebe zu dem Eigenerzeugten, die Furcht ein lebendes Wesen zu tödten, und dagegen die Möglichkeit hinzutritt, den Schmerzen des Geburtsaktes zu entgehen und die eigene Schönheit zu bewahren. Denn obgleich die Geburt bei den Naturvölkern leicht von Statten geht, wird der Schmerz derselben ebenso wie die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft dennoch bei einigen Völkern derartig gefürchtet, daß die Frauen sich lieber, sei es auch mit Gefahr des eigenen Lebens, der Frucht entledigen. Die Kamtschadalen suchen aus diesem Grunde häufig sogar durch Beschwörungen und Kräuter der Empfängniß überhaupt zuvorzukommen [9]), wie dieses auch die Mundan in Ostindien durch Verschiebung und Verbrühung der Gebärmutter zu thun versuchen [10]); bei diesen geht überhaupt, obgleich sie sagen, daß der Mutterleib Singbongas, ihres Hauptgottes, Ackerfeld sei und man dieses nicht zerstören dürfe, die Abtreibung der Frucht mit Hülfe erfahrener alter Frauen, namentlich wenn die Schwangerschaften zu schnell auf einander folgen, ebenso wie auch bei den niedrigeren Himbukasten, stark im Schwange [11]). So war auch in Rom in den sittenlosen Zeiten des Kaiserthums der Abortus namentlich bei den reichen Frauen an der Tagesordnung, und nach Juvenal's Anleitung scheuten sie sich häufig nicht, um den Unbequemlichkeiten des Wochenbettes und seinen Folgen zu entgehen,

[1]) Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865/66, Bd. II, S. 209, 257, 321, 330. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. I, S. 7, 8, 35. Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837, S. 67. L. Steeckeljan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1857, Bd. I, S. 111.

[2]) Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. IV, S. 190.

[3]) Waitz Bd. II, S. 124.

[4]) Grimm, Rechtsalterthümer S. 456.

[5]) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VIII, S. 568. Pages a. a. O. S. 252. Waitz Bd. II, S. 441. „Globus" Bd. VII, S. 366.

[6]) Wuyninger S. 209.

[7]) Waitz Bd. II, S. 201.

[8]) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VI, S. 306. J. Olivier in Friedeberg's Journal Bd. LXXVIII, S. 158. Basler Missionsmagazin 1840, Heft III, S. 124.

[9]) Dalton a. a. O. S. 365.

[10]) Olivier a. a. O. Bd. LXXV, S. 311.

[11]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) Krascheninnikow S. 262.

[2]) Andree Bd. II, S. 96.

[3]) Waitz Bd. II, S. 391.

[4]) Krascheninnikow S. 262.

[5]) Andree Bd. II, S. 96.

[6]) Decken Bd. II, S. 25.

[7]) Waitz Bd. VI, S. 639.

[8]) Waitz Bd. VI, S. 630, 639.

[9]) Krascheninnikow S. 262.

[10]) Th. Jellinghaus in Zeitschrift für Ethnologie Bd. III, S. 365.

[11]) Ebendaselbst.

Digitized by Google

Findlinge anstatt eigener Kinder ihren Männern zu überreichen [1]). Auf Samoa ist die Abneigung gegen das Säugen häufiger Grund für die Abtreibung [2]), auf den Sandwich-Inseln die Furcht vor den Schwangerschaftsbeschwerden [3]); auf Biti fand sich nach Williams [4]) kaum eine Frau, welche nicht auf diese Weise oder direkt Kindesmord begangen hatte.

Daß die Rücksicht auf die Erhaltung der jugendlichen Schönheit auch den Naturvölkern keineswegs fremd ist und bei ihnen als Ursache für den Abortus auftritt, wird und mehrfach berichtet, selbst von den ganz rohen Bewohnerinnen Neucaledoniens, welche trotzdem danach streben, ihre Brüste möglichst lange straff zu erhalten [5]); dann auch von Samoa [6]), Tahiti [7]), Hawai [8]), von den Dayern in alter Zeit [9]) u. s. w.

Selbst wo der Kindermord nicht Sitte ist, giebt man sich doch der Abtreibung der Leibesfrucht ohne Skrupel hin — so ist z. B. auf Samoa, den Kingsmill-Inseln, bei den Battas, dann auch in Mekka das Abortiren sehr verbreitet, während Mord der Kinder selten oder gar nicht vorkommt [10]) —, und es findet sich bei einzelnen Völkern sogar der Gebrauch, vor einem gewissen Alter sich sämmtlicher Kinder dadurch zu entledigen; war bei den 30. Jahre bei den Guayrunas [11]), war bei dem 36. früher auf Formosa, wo dieses Geschäft von den Priesterinnen besorgt wurde [12]). Viel häufiger indessen ist es Sitte und stellenweise sogar Gesetz, alle Kinder, welche nach einer bestimmten Anzahl geboren werden, durch Mord oder Fehlgeburt zu vernichten und nur eine beschränkte Zahl aufzuziehen. Namentlich herrscht dieser Gebrauch auf den Inseln der Südsee, hauptsächlich hervorgerufen durch die Schwierigkeit der Erhaltung in Folge der Ungunst der Natur und durch die daraus hervorgehende Furcht vor Uebervölkerung, und nirgend ist er wohl so konsequent durchgeblieben, selbst öfters durch Gesetze geschützt als gerade hier. Auf Tukopia werden von den männlichen Kindern nur die beiden ältesten aufgezogen [13]), auf den Kingsmill-Inseln selten mehr als zwei, nie mehr als drei [14]), auf den Neu-Hebriden gleichfalls nur zwei bis drei [15]), auf Dorei nur zwei [16]). Auf Tahiti, wo zunächst die drei ersten getödtet wurden, verschamte man nur zwei bis drei, ebenso auf Hawai, doch waren hier die ersten Häuptlinge frei davon [17]). Gleichfalls waren sie es auf der Ratak-Kette, was streng auf das Gesetz, nicht mehr als drei Kinder aufzuziehen, geachtet wurde, eigenthümlicherweise aber die anscheinlichen von der Tödtung ausgenommen waren [18]); die benachbarte Ralik-Kette scheint den Kindermord gar nicht zu kennen [19]).

Der Australier tödtet stets das dritte, oft auch schon das zweite Mädchen und beschränkt seine Kinderzahl auf drei oder vier [20]), in Queensland sogar auf höchstens zwei [21]); im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern verschmäht er oft gerade die Erstgeburt als nicht reif und des Aufziehens werth, für welche Auffassung wir vielleicht in den sehr frühen Heirathen einen Grund finden können [1]). Merkwürdigerweise finden sich aber in Australien noch Specialbemerkungen für die Kinder bis zur neunten Zahl vor, woraus man wohl sicher schließen kann, daß in früherer Zeit der Kindermord nicht die allgemeine Sitte wie jetzt gewesen ist [2]). Die gleiche Beschränkung legt sich im Allgemeinen der nordamerikanische Indianer auf [3]); in Südamerika behalten die Abipaner nur zwei Kinder [4]) und das Gleiche wird von den Guanyrunas und den Mbayas behauptet [5]). Die Lingoas und Machicuya fallen stets nur das letzte Kind leben lassen, welche Angabe indeß gerechten Zweifeln unterliegt [6]). In Bonny wird die Geburt von mehr als vier Kindern der Mutter als Verbrechen angerechnet; sie wird verbannt und die Kinder werden getödtet [7]). Diese Beschränkung der Kinderzahl brauchen wir aber nicht nur in außereuropäischen Ländern zu suchen: Frankreich bietet uns gleichfalls das Bild dieser Unsitte und ihres ungünstigen Einwirkens auf den Bevölkerungsstand des Landes, und im eigenen Vaterlande giebt es Gegenden, z. B. in Unterfranken und der Pfalz, wo der reiche Bauernstand die Zahl der Erben zu beschränken und seine Familie auf ein oder zwei, höchstens drei Kinder zu halten weiß [8]).

Vereinzelt finden wir auch für einzelne Stände, abgesehen von dem Cölibat, welches bereits niedere Religionsentwickelungen von den Priestern fordern, das Verbot, überhaupt Kinder zu haben. So verbot der Zulutyrann Tschaka, der große Eroberer, es seinen Kriegern, welche überhaupt unverheirathet bleiben mußten, und zwang sie alle etwa erzeugten Kinder zu tödten, wie er dies selbst auch mit seinen schwangeren Frauen that [9]), und Aehnliches wird uns auch aus früherer Zeit von den Jagas berichtet [10]). Van diesem afrikanischen Eroberervolke wird erzählt, daß es überhaupt keine Kinder aufgezogen, sondern sie gleich nach der Geburt getödtet habe, damit sie durch deren Aufziehung auf ihren Märschen nicht beschwert würden; die Ergänzung des Volkes geschah nicht durch die eigenen Sprößlinge, sondern dadurch, daß sie die Altersklasse von 12 bis 13 Jahren der besiegten Völker sich einverleibten und als ihre Kinder betrachteten [11]).

Nach der Rechtsanffassung des Talmud gilt das Kind im Mutterleibe als „ein Glied der Mutter", nicht als ein selbstständiges Wesen, die künstliche Festgebart ist daher nicht als ein Mord anzusehen und zu bestrafen [12]). Auch folgt aus dieser Auffassung, daß nichts der Hinrichtung einer Schwangeren im Wege steht [13]), und ferner, daß die Frucht getödtet werden darf, um die Mutter zu retten; dies indeß nur in der Voraussetzung, daß sie noch gänzlich Theil der Mutter ist, und daß nicht bereits der größere Theil derselben aber der Kopf zur Welt gekommen ist, in welchem Falle sie als selbstständiges Wesen anerkannt wird, und dann darf

---

[1]) Lecky Bd. I, S. 240. Bd. II, S. 16, 17, 23.
[2]) Turner S. 175.
[3]) Wilkes Bd. II, S. 222.
[4]) „Ausland" 1859, S. 113.
[5]) „Ausland" 1860, S. 970.
[6]) Turner S. 175.
[7]) Waitz Bd. VI, S. 139, 367.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 140.
[9]) Waitz Bd. IV, S. 356.
[10]) Turner S. 175. Wilkes Bd. II, S. 391. Waitz Bd. V, 2, S. 190. Burckhardt, Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar 1830, S. 277.
[11]) Waitz Bd. III, S. 472.
[12]) Ritter, Erdkunde, Bd. IV, S. 879.
[13]) Waitz Bd. VI, S. 188.
[14]) Wilkes Bd. II, S. 380.
[15]) Turner S. 394.
[16]) Waitz Bd. VI, S. 639.
[17]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[18]) Waitz Bd. V, 2, S. 111. „Ausland" 1860, S. 591.
[19]) Waitz Bd. V, 2, S. 111.
[20]) Waitz Bd. VI, S. 778. — [21]) „Globus" Bd. III, S. 273.

[1]) Bastian in Zeitschrift für Ethnologie Bd. VI, S. 407.
[2]) Ebendaselbst Bd. III, S. 354.
[3]) Waitz Bd. III, 466.
[4]) Waitz Bd. III, S. 476.
[5]) v. Martius, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832, S. 68 (nach Azara).
[6]) Ebendaselbst.
[7]) Waitz Bd. II, S. 124.
[8]) G. Kammerl, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 170, 8.
[9]) Waitz Bd. II, S. 394.
[10]) Waitz Bd. II, S. 372.
[11]) Allgemeine Historie der Reisen Bd. V, S. 104.
[12]) Hirsch B. Fassel, Tugend- und Rechtslehre bearbeitet nach den Principien des Talmud. Wien 1848, S. 205.
[13]) Ebendaselbst S. 204.

Digitized by Google

nicht ein Leben für das andere geopfert werden [1]). Mit dieser Auffassung stimmt die des klassischen Alterthums überein, auch ihr wurde das Kind erst durch die Geburt ein lebendes Wesen und sie rechnete daher die Abtreibung der Frucht nicht unter die Verbrechen, betrachtete sie vielmehr als einen gleichgültigen, in das Belieben der Mutter gestellten Akt. Die Zeit des römischen Kaiserreiches sah diese Ansichte, da kein Gesetz sie hinderte, neben Kindermord und Aussetzung in höchster Blüthe, und dies erklärt die scharfe Stellung, welche das erstarkende Christenthum von vornherein ihr gegenüber nahm und nehmen mußte, um das moralische Gefühl, welches von der Beurtheilung dieser Handlung ganz entfernt worden war, wieder auf den rechten Weg zu leiten. Im Gegensatz zur heidnischen Anschauung faßte das Christenthum den Fötus, sobald er Leben im Mutterleibe bekam, als ein unsterbliches Wesen auf und verbot seine Tödtung, welche es dem Kindermorde gleichstellte, allerdings nicht aus einem Gefühle der Humanität, sondern weil der Fötus als lebendes Wesen bereits der Sünde Adam's theilhaftig geworden und daher, wenn er ungeboren stirbt, als ungetauftes Wesen der ewigen Verdammniß anheimfällt; frommer Sinn gestattete sogar aus diesem Grunde keine beschleunigende Arznei bei dem Geburtsakt, weil sie möglicherweise das Kind und damit sein ewiges Wohl gefährden konnte. Das Concil von Ancyra bestrafte die Mutter, welche sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, mit der härtesten kirchlichen Strafe, der Ausschließung vom Abendmahl bis zum Lebensende; bald indeß verringerte sich diese Strafe auf 10 und 7 Jahr Bußzeit [2]).

In Indien verdammte bereits das Gesetzbuch des Manu die Abtreibung der Leibesfrucht; es entzieht den Frauen, welche sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, die Wasserlibation bei ihrem Leichenbegängnisse [3]), und untersagt Nahrung von einem Menschen anzunehmen, welcher den Tod eines Fötus verursacht hat, da sonst die Sünde desselben auf ihn übergehe [4]); nicht einmal, wenn ein solcher die Augen auf eine Speise geworfen, soll man diese genießen [5]). Gehören die Eltern der priesterlichen Kaste an, so muß der Schuldige den gleichen Bußübungen sich unterziehen, als wenn er einen Brahmanen selbst getödtet hätte [6]). Der Umgang mit Personen, welche einen Kindermord verübt haben, soll selbst dann vermieden werden, wenn die gesetzlichen Reinigungen erfüllt sind, welche in den meisten anderen Fällen jedes Verbrechen löschen [7]).

Es ist daher auch nach indischem Gesetz verboten, daß eine Wittwe, welche beim Tode des Mannes schwanger ist und ihm in den Tod nachfolgen will, dies thue, ehe die Entbindung erfolgt ist [8]).

Gleich dem Gesetzgeber der Inder hat auch Zoroaster den künstlichen Abortus als Verbrechen gebrandmarkt, und die Stelle des 15. Fargard des Vendidad, wo er ihn verbietet, ist ein schönes Zeugniß für die gehobene sittliche Anschauung, welche seine Lehre an so vielen Punkten wohlthuend erwärmt. Nicht aus Scham soll das geschwängerte Mädchen, für welches, bis daß das Kind geboren, der Liebhaber den Beschützer machen und ihr Nahrung bringen muß, sich ihrer Bürde entledigen, nicht soll der Schuldige zu ihr sagen: „Suche dich mit einer alten Frau zu betrunken und frage sie!“ Und wenn er trotzdem dieses thut, wenn diese alte Frau durch irgend eine der ausfindenen Baumarten die Frucht tödtet, dann sind alle drei, Vater, Mutter und die Helfende, gleich strafwürdig [1]). Das spätere Khorda Avesta läßt die Afshis vaguhi, deren Freude der Kindersegen, deren Schmerz die Impotenz und die Bukterei ist, weinen um die Buhlerin, welche ihr Kind auf den Weg setzt [2]), und giebt und darin einen fernern Fingerzeig, wie die Anhänger des Zoroaster, denen ja Kinderreichthum als einer der größten Segen des Himmels gilt, über den Kindermord urtheilen.

Unter den unkultivirten Völkern zeigen uns nur die Batas [3]) und einige Kaffernstämme [4]) eine Bestrafung der künstlichen Fehlgeburt; letztere bestrafen dabei sogar den mitwirkenden Arzt.

Die kleinen unfertigen Wesen werden nach einer vielfach in Ostafrika verbreiteten Ansicht zu Affen [5]), wie diese Thiere auch in Afra für bei der Schöpfung verunglückte Menschen gelten [6]); auf Tahiti glaubt man, daß die bei der Geburt ermordeten Kinder sich in Heuschrecken verwandeln [7]). Große Furcht hat man in Neu-Seeland, daß sich aus dem Embryo ein Geist entwickele, welches leicht geschieht, wenn er ins Wasser geräth oder sonst unbeachtet bleibt, da die Kindergeister in Polynesien als sehr mächtig gelten und als desto heimtückischer, je früher sie vom Leben abscheiden — weshalb auch am gefährlichsten diejenigen, welche aus dem nicht gehörig bei Seite gesetzten Menstrualblut entstehen —, und begräbt ihn daher sehr sorgfältig und unter bestimmten Ceremonien [8]).

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die verschiedenen Mittel, deren man sich zur Entledigung der Kinder bedient, so tritt uns zunächst als weitverbreitetstes die einfache Aussetzung entgegen, welche vielfach wohl vorgezogen werden mag, als man sie nicht als direkten Mord zu betrachten braucht. Für China ist dies die Normalform; ebenso war sie es in Athen, wo man, indem man auf Aussindung rechnete, oft den Kindern Erkennungszeichen mitgab [9]), in Sparta, wo ein bestimmter Platz am Taygetus dazu bestimmt war [10]), bei den Germanen, bei denen die Möglichkeit des Findens und Aufziehens, wodurch der Findling dann in die Gewalt des Finders überging, nicht ganz ausgeschlossen war [11]). In späterer Zeit wählte man als Platz der Aussetzung gern die Kirchthürmen [12]) und legte den Kindern als Zeichen, daß sie noch nicht getauft, wohl Salz bei [13]). Wie die deutschen Sagen und die des klassischen Alterthums sind auch die orientalischen voll von Aussetzungen und Aussindungen, genauglamos Zeichen, wie häufig diese in der Wirklichkeit waren.

Im Allgemeinen aber ist bei den Naturvölkern das Aussetzen gleichbedeutend mit Ueberlieferung an die fleischfressenden Thiere — die großen Ameisen sind in Ceylon gewöhnlich die Henker des kleinen Wesens [14]) —, und selbst soweit

[1]) Ebendaselbst S. 94.
[2]) Lecky Bd. II, S. 18, 19.
[3]) Gesetze des Manu 5, 90.
[4]) 8, 17.
[5]) 4, 208. Diese und die vorhergehende Stelle sind indeß nicht ganz sicher, da nach einer andern Auffassung die Rede von der Tödtung eines Bramanen, nicht von der eines Fötus ist.
[6]) 11, 87.
[7]) 11, 90.
[8]) Wiese Bd. II, S. 390.

[1]) Avesta. Uebersetzt von F. Spiegel. Leipzig 1852/63, Bd. I, S. 210 bis 212.
[2]) Ebendaselbst Bd. III, S. 169.
[3]) Waitz Bd. V, 1, S. 190.
[4]) O. Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1875, S. 514.
[5]) Dieffen Bd. II, S. 305.
[6]) Waitz Bd. II, S. 177.
[7]) Waitz Bd. VI, S. 309.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 306, 316.
[9]) Schömann Bd. I, S. 551.
[10]) Schömann Bd. I, S. 271.
[11]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 460, 455.
[12]) Daselbst S. 459.
[13]) Daselbst S. 457.
[14]) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VI, S. 306.

Digitized by Google

soll die Geschlechtsthätigkeit bei den Kamtschadalen gegangen sein, daß sie sich nicht scheuten, das Kind lebendig den Hunden vorzuwerfen [1]). Emil Jung sah am Cooper Creek und am Eyre-See in Australien sogar die Mütter selbst ihre getödteten Kinder im Verein mit anderen Frauen, jedoch unter Ausschluß der Männer, verzehren [2]).

Ebenso entsetzlich erscheint das weitverbreitete Lebendigbegraben der Kinder, welches bei den Hottentoten, den Beni Amer, den Nadschputen, in Südamerika, auf Natal, Fate, Tahiti, Hawai, bei Kap Yorck in Australien und anderwärts vorkommt [3]), am schrecklichsten aber wohl der Gebrauch auf Tahiti, dem Neugeborenen von unten herauf die Glieder zu zerbrechen, weil man dadurch den Geist anzuforbern glaubt, den Körper zu verlassen, und ihm gewissermaßen den Weg zeigt [4]).

Fernere Tödtungsmittel sind: Ersticken durch Zuhalten von Mund und Nase (Biti), durch Bedecken des Gesichtes mit einem nassen Tuche (China) [5]), durch Beschmieren des Mundes mit feuchter Asche (China) [6]), durch Füllen des Mundes mit Reiskörnern (China) [7]) oder durch den Qualm des Feuers (Neu-Süd-Wales) [8]). Am Murrayflusse stopft die Mutter glühende Kohlen in beide Ohren, soweit sie kann, und füllt alsdann die Oeffnung mit Sand [9]). Die Chinesen tödten häufig durch Eintauchen in ein Gefäß mit Wasser [2]), in einigen Theilen Indiens benutzt man dazu die Milch; die Nadschputen graben ein Loch in die Erde, füllen es mit Milch, ertränken und begraben das Kind darin [3]), die Bhils haben zu gleichem Zwecke ein Gefäß mit Milch in dem Raume, wo die Entbindung vor sich geht, bereit stehen [4]). Die Bewohner von Kathiawar bedienen sich der Nabelschnur zur Erwürgung des Neugeborenen [5]), das beliebteste Mittel in Indien ist indeß die Beibringung einer Opium- oder Bhangpille, welche schnell dem Neugeborenen seinen ersten und letzten Schlaf verschafft [6]); auch das Bestreichen der Mutterbrust mit narkotischen Substanzen findet sich dort angewendet [7]).

Zuweilen fällt das Tödten der Neugeborenen bestimmten Personen zu, sogar als besonderes Gewerbe finden wir es auf Tahiti, wo gewisse Frauen es gegen Bezahlung verrichten [8]), und auf Biti, wo jedes Dorf Leute dazu besitzt, oder nach anderen Berichten Leute zu diesem Zwecke in den Dörfern herumziehen [9]).

[1]) Kraschenninikow S. 262.
[2]) „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
[3]) Müller, Ethnographie, S. 86. Munzinger S. 32. Missionary Intelligencer 1860, p. 81. „Ausland" 1862, S. 11. Martius S. 68. Waitz Bd. V, 2, S. 111, Bd. VI, S. 639, 139, 140, 779.
[4]) Waitz Bd. VI, S. 139, 141.
[5]) Baseler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 131.
[6]) Reise der Novara Bd. II, S. 261.
[7]) Baseler Missionsmagazin a. a. O.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) E. Jung in „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
[2]) Baseler Missionsmagazin a. a. O.
[3]) Missionary Intelligencer 1858, p. 42.
[4]) Heber Bd. II, S. 218.
[5]) Nouvelles Annales des Voyages 1859, vol. II, p. 370.
[6]) Heber a. a. O. Missionary Intelligencer l. c.
[7]) Ebendaselbst.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[9]) Waitz Bd. VI, S. 638. Müller, Ethnographie, S. 310.

Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, Ende Oktober 1879.

Bei den schlechten Ernteverhältnissen und der immer mehr anschwellenden Uebervölkerung in denjenigen Ländern Europas, welche zur Deckung ihres Erntedefizits auf den Import von Cerealien aus überseeischen Agrikulturgebieten für den einheimischen Bedarf rechnen müssen, ist es von großem Interesse, sich über den Fortschritt solcher auslandischen Ackerbaudistrikte näher zu unterrichten, auf deren Ueberschuß an Bodenprodukten die älteren Kulturländer Europas, namentlich England, in künftigen Jahren hingewiesen sein werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in der glücklichen Lage, ihrem Mutterlande mit dem Ueberschuß der diesjährigen colossalen Weizenernte das Gespenst des Hungers von der Thür fern halten zu können und gleichzeitig der Prosperität ihres eigenen Landes durch den Zufluß von edlen Metallen als Zahlmittel der Produkte einen ungeahnten Aufschwung zu geben, welcher nach der jahrelang fast stereotyp gewordenen Geschäftsstagnation doppelt erfreulich ist. Anstatt daß in früheren Jahren die Schatzscheine (bonds) der Vereinigten Staaten, welche zur Zeit des großen Bürgerkrieges in ungeheueren Summen, namentlich in England und Deutschland, angekauft worden waren, das Hauptquantum der Zahlungen für die nach Europa exportirten Cerealien bildeten, strömt jetzt, da jene Quelle zum größten Theil versiecht ist und sich die Inhaber von Bonds der Vereinigten Staaten in Europa von diesen nicht mehr trennen wollen, das Gold in solchen Massen nach Amerika, daß die Münzen der Vereinigten Staaten kaum im Stande sind, die einlaufenden fremden Goldstücke rasch genug in einheimisches Geld umzuprägen. Der Zufluß von europäischem Golde nach Amerika wird in diesem Jahre allein auf etwa 80 Mill. Dollars geschätzt, und da außerdem der Ertrag der amerikanischen Bergwerke, welche mehr als die Hälfte von allen auf der Erde gewonnenen Edelmetallen produciren, auch zum größten Theil im Lande bleibt, so ist das Hartgeld-Zeitalter im Osten der Union plötzlich mit einer Fülle von fließendem Kapital und erneutem Wohlstand eingesetzt und hat die Papiergeldwährung mit ihrem Gefolge von Unsicherheit in allen Handelsbranchen dort glänzend aus dem Felde geschlagen.

Californien, welches von jeher an der Hartgeldwährung festgehalten hat und zugleich unter den Unionsstaaten ein Hauptland für Weizenerzeugung gewesen ist, hat trotzdem noch immer an den Nachwehen einer wahnsinnigen Ueberspekulation in Minenwerthen zu leiden; die Hülfsquellen des Goldstaats sind aber so enorm, daß dieser die Folgen seines Leichtsinns, welcher fast jedes andere Land auf Decennien hinaus

Digitized by Google

an den Betiehfad bringen müßte, ſchnell überwinden laſſen wird.

Die Statiſtik der Produktenbörſe in Neuyork giebt die dießjährige Weizenernte der Vereinigten Staaten auf 425 Mill. Buſhel (à 60 Pfund) an. Berechnet man, daß der einheimiſche Konſum von 48 Mill. Einwohnern der Vereinigten Staaten nebſt dem für die nächſte Ausſaat nöthigen Quantum gegen 250 Mill. Buſhel beträgt, ſo bleiben für die Ausfuhr nach Europa 160 und nach anderen überſeeiſchen Ländern 15 Mill. Buſhel übrig. Der dießjährige Export des Staates Californien wird auf etwa 10 Mill. Centals (= 16½ Mill. Buſhel) berechnet, was alſo faſt ein Zehntheil des Geſammt-Weizenexports der Vereinigten Staaten beträgt, für die Bevölkerungszahl des Goldſtaats (etwa $1/_{30}$ der Einwohnerzahl der Union) gewiß ein rieſiger Procentſatz!

Doch ich will hier nicht von dem genugſam bekannten Bodenreichthum des vereinigten Goldlandes reden und mich auch nicht über die Vereinigten Staaten als Weizenlieferant für Europa näher auslaſſen. Californien iſt in den letzten Jahren an dieſer Küſte ein Rivale erwachſen, auf den jenes jedoch ohne Neid hindlicken kann, da deſſen Proſperität der ſeinigen nur förderlich ſein kann. Nebſt den älter beſiedelten Thälern des weſtlichen Oregon ſind es das öſtliche Oregon und der darangrenzende öſtliche Theil des Territoriums Waſhington, auf welche ich mich beziehe, auf deren Productivität ich bereits früher in dieſen Blättern hingewieſen habe [1]). Das letztgenannte Gebiet galt noch vor einem Decennium mit Ausnahme weniger Thäler als eine halbe Wüſte, wo damals niemand eine Ahnung davon hatte, welche Schätze in ſeinem unwirthlichen Boden verborgen lägen.

Bei einer längern Reiſe, welche mich jüngſt wieder in das Thalgebiet des obern Columbia geführt hat, mußte ich aufs Neue über die rapide Entwickelung jener Gegenden erſtaunen. Dem Leſer wird vielleicht noch meine frühere Beſchreibung der enggliegſten Eiſenbahn des geizigen Herrn B. in der Erinnerung ſein (a. a. O. S. 123), welche die blühende Landſtadt Walla Walla mit dem Columbia in Verbindung ſetzt und die von jenem Harpagon nach allen Regeln eines unſtruppulöſen Ausſaugſyſtems verwaltet wurde. Nachdem Herr B. durch den Betrieb jener Bahnlinie die Kleinigkeit von beinahe einer viertel Million Dollars eingeſäckelt hatte, ging die Eiſenbahn in andere Hände über und wird jetzt muſterhaft verwaltet. Auf der nur dreißig engliſche Meilen langen Bahnlinie werden jeden Tag 450 (à 2000 Pfund) Tonnen Weizen nach dem am Columbia liegenden Verſchiffungsorte Wallula transportirt. Die ſcherzhafte Drohung der Bahnverwaltung, daß ſie die Dampfſchiffe der „Oregon Steam Navigation Company“ mit Weizen am „Warf“ von Wallula zum Sinken bringen würde, falls jene ſich nicht mehr als bisher anſtrengten, die dort täglich anlangenden Weizenladungen ſtromab weiter zu befördern, war buchſtaus kein leeres Wort, denn die Transportfähigkeit der Eiſenbahn iſt bedeutend größer als die der Dampfer, und es wird dieſen nicht möglich ſein, den letzten Sack der dießjährigen Ernte vor dem nächſten Juli fortzuſchaffen. Der Ueberſchuß der vorjährigen Ernte betrug circa 30 000 Tonnen; in dieſem Jahre iſt es das Doppelte und es leidet kaum einen Zweifel, daß im nächſten Jahre mindeſtens 75 000 Tonnen Weizen zur Ausfuhr bereit ſein werden. Gott behüte uns vor dieſem Segen! rufen die Direktoren der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft auf dem Columbia in Verzweiflung aus. Denn wie ſie es möglich machen können, die nächſtjährige Ernte prompt fortzuſchaffen, iſt ein Räthſel, das noch auf Löſung wartet.

Das für den Anbau von Weizen ſo außerordentlich productive Gebiet, auf welches ich hier Bezug nehme, liegt zu beiden Seiten des Gebirgszuges der Blue Mountains, beſitzen weſtlichen Abhang die Anſiedelung gegenwärtig vorzugsweiſe zuſtrömt. Vom Schoco-Tale aus, ſüdweſtlich vom Tyc-Tale gelegen, bis zu den Fünfthälern des Spokan und Palouſe im Norden des Snake River erſtreckt ſich in ungeheurem Bogen, mit der offenen Seite gegen Weſten gewendet, ein Landſtrich von mehr als zweihundert engliſchen Meilen Länge, mit einer Durchſchnittsbreite von dreißig bis vierzig Miles, welche die Blue Mountains als Gürtel im Oſten begrenzen, und der im Laufe der Zeit ein faſt ununterbrochenes Weizenareal von erſtaunlicher Produktivität bilden wird. Man hat in Erfahrung gebracht, daß überall, wo das Bunch-Gras üppig wächſt, Weizen mit dem günſtigſten Erfolge gezogen werden kann, und daß der dort faſt überall mit Alkalialzen geſchwängerte Boden dem Gedeihen jener Kornart beſonders günſtig iſt. Als ich vor etwa anderthalb Decennien zum erſten Mal jene Gegenden beſuchte, waren dieſelben mit Ausnahme weniger Thäler eine traurige Einöde, welche nur durch die von Columbia nach dem Goldodrado Boiſe ziehenden Frachtfuhren und Züge von Pachthierern belebt wurde. Zehn Jahre ſpäter ſah ich zu meinem Erſtaunen dort zahlloſe Herden von Rindern und Schafen weiden, welche ſich am Bunch-Gras gütlich thaten, und heute erobert der Pflug daſſelbe Terrain bis auf die Hügelſpitzen und weit an den Abhängen der Blue Mountains hinauf in allmäligem, aber ſtetem Fortſchritt, neue Anſiedelungen und ruhige Landſtädte ſpringen gleichſam aus der Erde hervor, und das ganze Land hat ein total verändertes Ausſehen bekommen.

Die außerordentlich fruchtbare Reſervation der Umatilla-Indianer, welche immer noch wie ein ſchwarzer Fleck inmitten dieſes geſegneten Landſtrichs liegt, muß ohne Frage in nicht ferner Zukunft von dort verſchwinden. Es iſt nicht möglich, die Weltuhr des Fortſchritts rückwärts zu ſtellen, am allerwenigſten in Amerika. Wer nicht mit vorwärts will, der kommt über kurz oder lang unter die Räder; ſo geht es heutzutage den Rothhäuten und den Mexicanern in Californien. Daß jetzige Zeitalter hat keinen Sinn für Romantik. Die Pioniere der Civiliſation, welche die weſtlichen Gebiete der großen Union, die jahrtauſendlang der Barbarei anheimgegeben waren, erobern, werden ſich wahrhaftig nicht auf die Dauer durch träge Indianer und racenſtolze Mexicaner von den fruchtbarſten Landſtrichen fern halten laſſen! So war es im Oſten Amerikas, und derſelbe Vorgang ſpielt ſich jetzt im fernen Weſten weiter. Erſt Indianer und ihres Gleichen, dann Hinterwäldler, Trapper und andere wilde Pioniere, dann das Staatenweſen des jungen Amerika: endloſe Ackerfelder, blühende Städte, rührige Arbeit, und in ihrem Gefolge die Errungenſchaften der Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts! Wer dabei von Ungerechtigkeit gegen die Wilden fabelt, der vergißt, daß Amerika heute noch eine halbe Wüſte ſein würde, wenn Sentimentalität anſtatt rückſichtsloſer Energie die Haupttugend des Angelſachſen wäre.

Der Ertrag des jungfräulichen Bodens der beſprochenen neuen Kulturgebiete grenzt an das Wunderbare. Nicht in Ausnahmefällen, ſondern als Regel werden vierzig Scheffel Weizen vom Acker, oft gar fünfzig bis ſechzig Scheffel, geerntet. Bei geringerm Ertrag würde auch der Anbau des Weizens in dieſen Gegenden jetzt keinen Nutzen erzielen laſſen, da die Transportkoſten bis an die See ſich unverhält-

[1]) Der Fortſchritt des amerikaniſchen Nordweſtens.“ „Globus“ XXXIII, 103 und 122.

Digitized by Google

nißmäßig hoch stellen. Ein Farmer im östlichen Oregon, der sechzig Cents per Bushel für seinen Weizen erhält, macht aber in Folge der übergroßen Productivität seiner Felder gerade so gute Geschäfte, wie ein Farmer im westlichen Oregon bei einem Preis von einem Dollar den Bushel, denn die Differenz im Ertrag der Ernte ist mehr als ein Aequivalent für die Differenz im Preis. Bei erleichtertem und billigerem Transport würde sich das Verhältniß für den Farmer im östlichen Oregon natürlicher Weise viel günstiger gestalten.

Die Unmöglichkeit, den Ueberschuß der Ernten schnell auf den Markt zu schaffen, ist der größte Uebelstand, womit die Ansiedler des östlichen Oregon und Washington gegenwärtig zu kämpfen haben. Welchen Vortheil bringt es, daß neue enggliegige Eisenbahnen vom Innern des Landes nach dem Columbia gebaut werden sollen? Das Ernteprodukt muß so doch dort liegen bleiben, bis die Dampfschiffe es nach den Portagen bei Celilo und den Cascades bringen können und man es von dort durch andere Dampfer weiter stromab zu transportiren vermag. Gegenwärtig geschieht das Mögliche, die Transportmittel zu vergrößern, aber es muß noch geraume Zeit vergehen, bis dieselben den immer mehr anschwellenden Ernteguß bewältigen können. Oestliche Capitalisten, worunter der bekannte Neuyorker Millionär Jay Gould, haben neuerdings die „Oregon Steam Navigation Company" käuflich erworben, und versprechen, bald neues Leben in diese Verkehrslinien zu bringen. Jetzt fahren fünf Dampfschiffe von Wallula nach Celilo (an der Mündung des Des-Chutes-Flusses), zwei Dampfer und mehrere „Barges" zwischen Dalles City und den oberen Cascades, während drei große neue Dampfschiffe den Transport von den unteren Cascades nach Portland übernehmen, welche jedoch vereint nicht im Stande sind, die Weizenmassen der diesjährigen Ernte vor dem Schluß der Schiffsahrt nach Portland zu schaffen. Um das wiederholte Umladen der Weizenfäcke auf dem obern, mittlern und untern Columbia und den zwei Portagen zu vereinfachen und zu beseitigen, hat die neu organisirte Northern-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft beschlossen, sofort eine Eisenbahn von Wallula nach Celilo zu bauen, welche sobald als möglich am oregonischen Ufer des Columbia entlang bis nach Portland verlängert werden soll. Diese Bahnlinie wird bereits im Laufe des nächsten Sommers fertig werden, da das nöthige Material dafür schon angekauft und verschifft wurde. Für Portland wird eine ununterbrochene Bahnlinie nach Walla Walla von unberechenbarem Vortheil sein. Denn die Vollendung des Kanals bei den Cascades, den Uncle Sam (d. h. die Regierung der Vereinigten Staaten) bauen läßt, wird voraussichtlich noch manches Jahr auf sich warten lassen!

Die Schwierigkeit des Transports der Bodenprodukte steigert sich natürlich, wenn die entlegeneren Thäler am östlichen Abhange der Blue Mountains in Betracht kommen. Was nutzt es, daß z. B. das Grande-Ronde-Thal mit Leichtigkeit hunderttausend Tonnen Weizen produciren kann, für deren Transport auf den Markt die Mittel fehlen! Ein Wahlschrei in einer dortigen Zeitung („The Mountain Sentinel" in Union County) läßt sich unter anderm vernehmen, daß jenes Thal die Bewohner von halb England füttern könnte, wenn die Briten nur Mittel und Wege beschaffen wollten, um den Weizen von Grande Ronde nach Astoria zu schaffen. Zwölftausend fette Ochsen wurden in jedem Frühjahr über Land nach der Central-Pacific-Eisenbahn getrieben und von dort nach Neuyork befördert; und bei all diesem Ueberfluß gäbe es nicht genug baar Geld im Thale, um den gewöhnlichsten Umsatz zu vermitteln, und betrage der übliche Zinsfuß zwei Procent per Monat! Anstatt einen fälligen Wechsel zu bezahlen, müsse man am Verfallstage einen neuen Wechsel mit Zinsbezinsen ausstellen ꝛc. ꝛc. Aber trotzdem seien sie glücklich, hoffend auf die Zukunft!

Interessant ist es, einen Rückblick auf die Zeit zu werfen, als England den Besitz von Oregon im Jahre 1846 durch den „Ashburton-Treaty" definitiv an die Vereinigten Staaten abtrat. Ein besonderer Kommissär, mit Namen Murphy, wurde von London nach Oregon geschickt, um dieses Land und seine Hülfsquellen genau zu erforschen und festzustellen, ob es der Mühe werth sei, für seinen Besitz einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu führen. Damals gehörte außer dem gegenwärtigen Areal des Staates Oregon das ganze Territorium Washington unter dem Gesammtnamen Oregon zu dem streitigen Gebiet. Die Zeitschrift „The London Academy" vom 9. August d. J. macht einige recht bittere Bemerkungen über diese Murphy'sche Entdeckungsreise. „Herr Murphy — sagt jenes Blatt — hätte es als seine unmaßgebliche Ansicht gegeben, daß das ganze Land Oregon nicht einen Schuß Pulver werth sei. Nicht einmal die Lachse im Columbia könnte man, wie dieser Herr buchstäblich rapportirte, mit Angeln fangen! Oregon sei allerdings ein sehr romantisches Land, mit prächtigen Schneeriesen geschmückt, und besitze ausgedehnte Waldungen, habe aber sonst gar keinen kommerziellen Werth."

„Es ist in der That seltsam — so fährt jene Zeitschrift fort —, daß der Ueberfluß von Fischen an der Küste und in den Strömen, die zahllosen Schwärme von Lachsen, Forellen und Häringen, die Austernbänke, die prachtvollen Waldungen, die ungeheure Wasserkraft des stolzen Columbia dem Beschauer nicht eine Ahnung von dem dadurch zu erzielenden Reichthum gegeben haben. Die fruchtbaren Thäler des westlichen Oregon, welche jetzt reiche Ernten von dem besten und weißesten Korn und Früchte in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit produciren, daß höher gelegene Land im Osten der Cascade Range, die Heimath unzähliger Rinderheden, die Schätze der Gebirge an Metallen blieben ihm ganz und gar unbekannt. Es scheint, daß die Gestade am nördlichen Pacific von dem damaligen England zu entlegen und die Hülfsquellen jener Länder zu schwer auszubeuten waren, um den Besitz derselben besonders wünschenswerth zu machen; und so wurde dieses großartige und fruchtbare Land mit gleichgültiger Beachtung den Vereinigten Staaten hingeworfen. Aber trotzdem wollen wir uns nicht darüber grämen, daß die Union in den Besitz dieses Landes gekommen ist, denn sie hat ohne Zweifel den besten Titel dazu erworben. Das damalige Oregon bildet jetzt den Staat Oregon und das Territorium Washington, von denen ersteres bereits nahezu 200 000 Einwohner (Chinesen und Indianer mitgerechnet) zählt, 20 Millionen Dollars Produkte exportirt und 165 Millionen Dollars Eigenthum repräsentirt, im Verhältniß seiner Bevölkerungszahl eins der reichsten und blühendsten Länder der Welt" ꝛc. ꝛc.

Man sieht, unsere britischen Vettern verstehen es vortrefflich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen! Daß John Bull aber diesem Kommissär Murphy nicht gerade ein Denkmal im Hyde Park setzen wird, ist unter solchen Umständen gewiß nicht zu verwundern.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer der wenigen ehrlichen und tüchtigen Provinzial-Gouverneure der Türkei ist Mahommed Said Pascha in Aintab, der freilich vergeblich gegen den überwältigenden Strom officieller Korruption anzukämpfen sucht. Ein von Aintab 11. December 1879 datirter Brief in der „Mail“ vom 2. Januar 1880 giebt darüber einige Daten. Unter anderm betreibt er in sehr praktischer und werkthätiger Weise die Ansiedelung der Flüchtlinge, welche von Konstantinopel und der europäischen Türkei aus nach dem nördlichen Syrien gesandt worden sind. Wie der Pascha verfährt, bedarf kaum der Erwähnung. Wie der Pascha verfährt, bedarf kaum der Erwähnung. Wie der Pascha verfährt, bedarf kaum der Erwähnung

bis 15 000 männliche Individuen, sind nach Fischer's Ansicht die Urbewohner des Landes, jetzt aber Unterthanen der von Norden eingedrungenen Galla. Sie sind kräftig, wohlgewachsen, von kaffeebrauner bis tief schwarzer Hautfarbe, friedliebend, sehr gutmüthig, phlegmatisch, gleichsam zur Sklaverei geboren. Die in Kau (nordöstlich an der Mündung des Tana) ansässigen mohammedanischen Suaheli und Araber sehen denn auch das Wapokomo-Land, namentlich das weiter abwärts am Tana gelegene, als die Landgut an und rauben es rücksichtslos aus, ohne daß ihnen der geringste Widerstand geleistet würde. Außerdem machen auch die Wamali Einfälle in das Gebiet der Wapokomo, die wegen ihrer Energie- und Muthlosigkeit zu den gewlogesten Geschöpfen weit und breit gehören. Sie sind Ackerbauer, die ihre Felder stets in unmittelbarer Nähe des Flusses anlegen; dort bauen sie oder richtiger ihre Weiber am untern Tana Reis, weiter stromauf Mais und Erbsen, ferner Bataten, Maniok und Bananen, seltener Zuckerrohr, Melonen- und Mangobaum, Melonen, Erdnuß und Tabak. Elfenbein, Reis und Tabak sind ihre wesentlichsten Handelsartikel im Verkehr mit den Mohammedanern der Küste. Neben dem Ackerbau betreiben sie am meisten den Fischfang, dagegen Viehzucht gar nicht. Ihr einziges Hausthier, und auch das nur weiter stromaufwärts, wo die gierigen Mohammedaner nicht hingelangen, ist das Huhn. Meisterlich verstehen sie die Flußpferdjagd, so wenig sie sonst große Jäger sind; selbst von jenen Dickhäutern entgeht selten einer, wenn es einmal bemerkt wurde, ihren Speeren. Dr. Fischer theilt sodann Einzelheiten mit über ihre Geräthe, ihre Nahrung (meist Reis und Fische, dann Krokodile, Flußpferde, Affen und Vögel, Honigwein), Kleidung (Baumwollenstoffe), Schmuck und Haartracht, über die erlaubte, aber nur wenig ausgeübte Polygamie, die sehr günstige Stellung der Frau, die Gebräuche bei Geburt, Ehe, Tod und Begräbniß und so fort. Die Männer werden bei der Beerdigung mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang gelegt, die Weiber nach Sonnenuntergang, was folgende Bedeutung hat: Der Mann geht in der Frühe mit Sonnenaufgang aus, um Beute an Fischen oder Wild zu machen als Nahrung für die Familie — er schaut nach der aufgehenden Sonne; das Weib, das daheim bleibt und den Acker bestellt, sieht auf die sich neigende Sonne, mit der der Gatte zurückkehren muß, den sie sehnsüchtig erwartet. Dann werden ihre Krankheiten beschrieben, ihre Feste mit Musik und Tanz, die wie bei allen Negervölkern so auch hier eine große Rolle spielen, ihre Spiele und so fort. Ihre Sprache ist der der Suaheli nahe verwandt und gleicht besonders dem auf Lamu gesprochenen Dialekte; doch verstehen alle Wapokomo-Männer und Weiber auch die Galla-Sprache. Politisch herrscht bei ihnen die größte Zersplitterung; jeder Bezirk, ja fast jedes Dorf bildet eine Republik für sich und hält sich nicht für verpflichtet, den Nachbarn in Kriegsgefahr beizustehen. An der Spitze jeder Ortschaft stehen meist mehrere „Aelteste", welche dieselbe nach außen vertreten und die Justiz handhaben. Bei Mord und Körperverletzungen wird Gleiches mit Gleichem vergolten: wer einen Andern getödtet hat, wird von den Aeltesten mit derselben Waffe getödtet; wer im Streite Jemanden verwundet hat, dem bringt man mit derselben Waffe die möglichst gleiche Verletzung bei. Geschlechtliche Vergehen werden mit schweren Bußen an Kleiderstoffen geahndet. Der Pokomo hat weder Fetische noch Tempel, glaubt aber an einen guten Gott, um welchen er sich nicht sonderlich viel kümmert, und besonders an Teufel, deren Bannung den Aeltesten obliegt und denen hauptsächlich ihren Einfluß verschafft. Was Dr. Fischer über die Geheimnißbünde sagt und den Hokuspokus der Aeltesten mittheilt, ist sehr interessant und zeigt, wie die gleichen Mittel zur Erreichung desselben Zweckes überall in Anwendung kommen. Der Aufsatz schließt mit einer kurzen Beschreibung der Entdeckungsfahrt auf dem Tana, die der Verfasser in Gesellschaft der Brüder Denhardt ausführte.

Der zweite Artikel: „Kulturbestrebungen in West-Afrika. Von R. Woermann", wendet sich gegen den Vorschlag des Dr. Hübbe-Schleiden, Central-Afrika durch eine große Handelsgesellschaft anzubauen und zu civilisiren (vergl. „Globus" XXXV, S. 138) und sucht nachzuweisen, daß alle Kulturaufgaben in West-Afrika nicht mehr durch den Handel, sondern nur durch den Anbau und durch Hebung der Produktion des Landes zu erfüllen sind."

Im dritten Beitrage, „Kulturfähigkeit der Neger", bespricht Dr. Hübbe-Schleiden den großen Werth, welchen die Kultur-Erziehung der Neger für die Civilisation haben kann und plaidirt für die Möglichkeit einer solchen. Die Kulturfähigkeit der Neger steht ihm theoretisch außer Frage wegen der unzweifelhaften Lebensfähigkeit und der erforderlichen Entwickelungskeime, die mit bei den Negerrace vorausgesetzen dürfen. Die praktische Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Neger dagegen stellt sich vielmehr heraus als eine Frage der Kulturstärke unserer eigenen Race, ob diese selbst schon eine so hohe Stufe der Entwickelung und Reife erreicht hat, um Afrika und seinen Bewohnern zur Civilisation verhelfen zu können. Dabei bleibt immer noch als Hauptlocke die Frage der Rentabilität: „Gelingt es uns nicht, die Kultur Afrikas für uns rentabel zu machen, so wird auch Afrika nie civilisirt werden; und so lange die Kultivation Afrikas noch als ein schlechtes Geschäft erscheint, so lange müssen wir auch die Neger thatsächlich für kulturunfähig erklären."

„Einige Bemerkungen zu Dr. Pfaub's Reisebriefen" (aus Dar-Es-Salam) besonders bewnischer Natur von P. Aschersen schließen das Heft.

— Die schöne „Physikalische Wandkarte von Afrika" von Dr. J. Chavanne in Wien, welche wir auf S. 272 des 33. Bandes des „Globus" besprachen, ist unlängst in französischer Ausgabe, revidirt von dem bekannten Afrikareisenden Henri Duveyrier, erschienen. Sie gewährt ein vortreffliches Gesammtbild des Welttheiles, auch wenn sie in Einzelheiten schon nicht mehr auf dem Laufenden ist. (Tschalo ist z. B. noch als Depression bezeichnet.) Es ist eben jetzt unmöglich, eine Karte von Afrika herauszugeben, welche den Stand unserer Kenntniß repräsentirt: schon beim Erscheinen wird sie veraltet sein. Auf der vorliegenden sind schon jetzt eine ganze Reihe von Entdeckungen nachzutragen; wir erinnern dabei nur an die Reisen von Rohlfs und Stecker, H. von Barth, Lux, Pogge, Schütt und Junker, deren Resultate in den letzten Monaten in größerem oder geringerem Umfange bekannt gemacht wurden. Ein Beweis für das unermüdliche Streben unseres Zeitalters, Afrika unserer Kenntniß mehr und mehr zu erschließen.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). V. (Mit sieben Abbildungen.) — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. III. (Schluß.) — Theodor Kirchhoff: Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 10. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

VI.

Am Mittage des Tages, an welchem jene Leichenverbrennung stattgefunden hatte, trat Crevaux, dem es wenigstens gelungen war, gegen ein kleines Messer ein Boot einzutauschen, die Rückfahrt zum Parv an; aber kein Indianer wollte ihn begleiten. Kaum man an ein ernstliches Hinderniß, so mußten die zwei Neger und zwei Indianer, welche ihn begleiteten, vereint sich anstrengen, um das eine Boot nach dem andern hinüberzuschaffen. Unterwegs schoß einer der Indianer einen Aymara im Wasser, und gleich darauf stieß man auf einen Damm, vor welchem eine Menge kleiner Fische sich angesammelt hatte. Mit dem Waldmesser wurden in kurzer Zeit eine Menge derselben getödtet. Das zurückgelassene Gepäck wurde unversehrt vorgefunden, und nur von Affen war etwas Zuckerrohr und Kassava geplündert worden; man besaß noch immer Lebensmittel, die für fünf Leute auf 12 Tage ausreichten. Die Schnellen im Kurnapi sind unbedeutend, weil das dort anstehende Schiefergestein der Gewalt des Wassers nur geringen Widerstand leistet. Am 24. Oktober fuhr man wieder in den breiten Parv ein und freute sich des dort wehenden Südost; überhaupt ventilirten die Flußläufe in Guayana gewissermaßen die weite mit Urwald bedeckte Gegend, deren Luft dumpf und stickicht auf die Lungen fällt. Am selben Abend führte das Jagdglück den Reisenden einen Tapir in den Weg, den Apatu erlegte. Ebenso sah man am folgenden Tage mancherlei Wild, das in dieser menschenleeren Gegend ohne Scheu sich den Booten näherte. An diesem Tage, dem 25. Oktober, war der Fluß stets sehr breit, aber nicht sehr tief und von schwacher Strömung, weil sein Bett nur hier und da von Granitblöcken eingeengt wurde. Gegen elf Uhr erreichte man die Mündung des Nebenflusses Kuhary, dessen Quellen unweit von denen des Maroni liegen sollen. Gegen Mittag wurde die Mannschaft unsicher; offenbar zögerte sie, ohne einen Führer sich in die Gefahren und Hindernisse zu wagen, welche noch keiner zu überwältigen gewagt hat. Nach dem Stande des Barometers (Crevaux giebt leider nirgends die absolute Höhe an, sondern nur den augenblicklichen Barometerstand) befand man sich etwa um 100 m höher, als im Lande der Bonis, in Kotika. Da nun der Amazonenstrom noch etwa eben so weit entfernt war, wie Kotika vom Meere, man aber hier doppelt so hoch über dem Meere (180 bis 200 m) war, als in Kotika, so mußte man auch auf doppelt so große Hindernisse gefaßt sein. Und dabei konnte schon ein Fall von 2 m die Boote zu Grunde richten! Auch gingen die Lebensmittel auf die Neige und des Reisenden Kräfte waren erschöpft, so daß er fast schwankend wurde und nordwärts zum Oyapock zurückgekehrt wäre, wenn nicht Apatu darauf bestanden hätte, die Fahrt fortzusetzen.

Um zwei Uhr näherte man sich den gefürchteten Tatangman-Felsen, wo nach dem Glauben der Indianer böse Geister hausen; man gestattete Crevaux nicht, dieselben zu besuchen, und so hörte er nur ein Sausen, das ihn an den Nordwind erinnerte, wenn er sich in den großen Kaminen seiner lothringischen Heimath verfängt, und welches wohl vom Wasser, das durch eine Felsenklamm schießt, herrührt. Um 4 Uhr schlug man auf einer großen, mit Bäumen bestandenen Insel das Nachtlager auf; gleich darauf langten drei große Pirogen mit über 20 Männern, Weibern und Kindern vom Stamme des Häuptlings Peleumen in sehr

Digitized by Google

erſchöpftem Zuſtande an. Sie kamen von dem Nebenfluſſe Ku; mehrere waren verwundet, andere krank. Keiner von ihnen war zu bewegen, ſich an Crevaux anzuſchließen; ſie fürchteten ſich viel zu ſehr vor den Kalayonas, von denen es zweierlei giebt: gute am Ku, zwei Tagereiſen zu Boote von deſſen Mündung, und böſe an den großen Fällen des Yary, die Krieg führen, um Gefangene zu machen und dieſelben aufzufreſſen. Apatu aber wollte nicht daran glauben, zog außerdem die Menſchenfreſſer der Dyſenterie, die ihrer am Dyapock wartete, vor.

Am Mittag des nächſten Tages wurde die Mündung des Ku paſſirt, am folgenden (27. Oktober) die einförmige Fahrt zwiſchen niedrigen, ſumpfigen Ufern fortgeſetzt. Erſt am Morgen des 28. Oktober verkündete ein Bergzug in der Ferne, daß die großen Fälle des Yary nahe ſeien; und ſchon eine halbe Stunde ſpäter ſchoſſen die leichten Boote wie Pfeile zwiſchen Granitblöcken über Stromſchnellen dahin. Rechter und linker Hand ſtiegen in geringer Entfernung vom Fluſſe Berge zu 250 bis 300 m an; meiſt waren es lang geſtreckte Rücken, die oft in zwei ſattelförmige Hügel endigten und wenig ſteile Abhänge hatten. Der von Felſen durchſchnittene Fluß war von ſo anſehnlicher Breite, daß ſich der Wind auf ihm wie auf offenem Meere fühlbar machte und den Lauf des Bootes aufhielt. Die Gegend war reizend; aber ſo weit das Auge reichte, erſtillten Felſen und kleine Inſeln das Flußbett und die Stromſchnellen folg-

Ueberwindung einer Stromſchnelle des Yary. (Nach einer Skizze des Dr. Crevaux.)

ten ſich ohne Unterlaß. So legten ſie in 10 Stunden 25 km zurück, und da ihnen kein größeres Hinderniß begegnet war, ſo ſchöpften auch die begleitenden Indianer wieder neuen Muth. In der Nacht (zum 29. Oktober) vernahmen ſie indeſſen ein fernes Brauſen, das bei der Weiterfahrt am folgenden Tage immer deutlicher zu ihnen drang. Wie ein Pfeil ſchoſſen die Boote dahin, als Apatu das vorderſte derſelben mit einem Male ſo kurz und heftig zum Stehen brachte, daß ein großer Kompaß von ſeinem gewöhnlichen Standorte, einer kleinen Bank, klirrend auf den Boden der Piroge fiel. Apatu hatte plötzlich einen Abſturz von 25 bis 30 m vor ſich erblickt, und um das Boot und ſeine Inſaſſen zu retten, ſo ſofort gegen einen Felſen getrieben. Wie nun den Waſſerfall überwinden? Ueber das Ufer konnte man die Fahrzeuge nicht ſchleppen, weil auch dort der Felſen rechts wie links ſenkrecht abſtürzte, und in zwei Seitenarmen des Fluſſes bot ſich zunächſt daſſelbe Hinderniß dar. Erſt nach langem Suchen fand Apatu in dem rechten Arme eine Stelle, wo er unter unſäglichen Anſtrengungen das eine Boot hindurchgleiten laſſen konnte; mit dem zweiten war in der Zwiſchenzeit einer ſeiner Begleiter entflohen. Dann wurde auch das Gepäck glücklich hinuntergeſchafft, und weiter ſchoß das Boot mit größter Geſchwindigkeit auf dem Fluſſe dahin, der ſich durch ſchwarze, Steinkohlen ähnliche Felſen einen Kanal gegraben. Es waren Konglomerate, die eine reiche Ader von Eiſenerz einſchloſſen. Mächtige Granitblöcke lagen hier und da im Flußbette zerſtreut, und ſowohl dieſen Tag als auch die folgenden paſſirte man Stromſchnellen und kleine Fälle, die faſt ohne Unterbrechung auf einander folgten. Die Richtung des Stromes war

Digitized by Google

meist S.O. ¼ O. Einmal galt es, einen senkrechten, 4 m hohen Wasserfall zu passiren. Da fällte Apatu mit seinem Waldmesser einen kleinen Baum, legte ihn wie einen Balken quer über die Flußufer und ließ das Boot darüber hinunterrutschen; nur vorn tauchte es dabei ein wenig in das Wasser und erlitt nicht die geringste Beschädigung. War die Strömung mitunter zu stark, so wurde das Boot völlig entladen und an zwei, vorn und hinten befestigten Lianen langsam hinuntergelassen. Am Morgen des 4. November erschienen wieder Berge; zwischen denselben zertheilte sich der Fluß in mehr als zwanzig Arme, deren einem man auf gut Glück folgte. Aber dreimal mußte man umkehren und einen neuen Weg einschlagen, ehe man die Fahrt fortsetzen konnte. Am nächsten Tage durchfuhren die Reisenden ein wahrhaftes, elliptisches Becken, das rings von Hügeln von 250 bis 300 m Höhe umgeben war, passirten dann einen spitzen Berg von Quarzit und einen prächtigen Wasserfall und erreichten Nachmittags eine Hütte. Niemand antwortete auf ihr Rufen; aber in ihrem Innern fanden sie große Mengen Kautschuk; das war ihnen ein Zeichen der Rettung, denn nur Weiße oder Händler konnten dieses Produkt in solcher Masse gesammelt haben. Am nächsten Tage faßen sie auch Einschnitte in den Bäumen, durch welche denselben der Saft entzogen wird, und trafen bald darauf mit einer brasilianischen Familie zusammen, die mit dem größten Erstaunen nach der Reise der Fremden fragte. Waren dieselben doch nicht früher bei einer Niederlassung vorbei den Strom hinaufgefahren, und war doch noch nie ein Weißer über die Fälle (cachoeiras) des Yary stromab gekommen! Nur ein Franzose war einmal vom Oyapock in den Yary gelangt, hatte aber die großen Fälle zur Seite gelassen. Um Mittag desselben Tages erreichten

Para. (Santa Maria de Belem do Grao Para.) (Nach einer Photographie.)

sie eine zweite Hütte, deren Einwohner in gleicher Weise über ihre Ankunft erstaunt waren. Der Mangel hatte nun ein Ende; zum letzten Male kochte Joseph einen bukanirten Kumaru, und mit großem Vergnügen nahmen sie zu ihrer Mahlzeit aus der Hand einer jungen Mulattin Steingutteller und Blechlöffel, die ersten Anzeichen der nahen Civilisation, entgegen. Noch aber war ein hoher Sturz des Yary, Pancada genannt, zu überwinden; Crevaux nahm das Anerbieten eines der Brasilianer, Manuel Carlos, ihn bis zu seinem Hause, San Antonio, unweit oberhalb der Pancada, zu begleiten, freudig an. Am nächsten Morgen wurde das Gepäck quer durch die Berge nach Porto Grande, einem Orte unterhalb des Falles, getragen, während das Boot auf einer 2 km langen Stromschnelle hinabsauste und Crevaux mit Carlos zu Fuße ging. Zehn kräftige Männer schafften dann das Boot über den steilen Abhang einer Insel im Flusse nach Porto Grande hinab, wodurch der Pancada-Fall vermieden wurde. Aus demselben ragen gerade an der Stelle, wo er am höchsten ist, zwei mächtige Felsen wie Säulen eines zerstörten Tempels zum Himmel auf. Noch einen Blick rückwärts, und die nun ungehinderte Thalfahrt zum Amazonenstrom wurde wieder aufgenommen. Von nun an wurden die Hütten am Ufer häufiger, und nach zwei Tagen wurde der Punkt erreicht, bis zu welchem monatlich ein Mal ein Dampfer verkehrt. Da es aber 22 Tage dauerte, bis ein solcher erschien, so zog es der Reisende vor, auf einem großen Fahrzeuge mit flachem Boden sich den Strom bis Gurupa, einer Station der 75 auf dem Amazonas verkehrenden Dampfer, hinabtreiben zu lassen. Von dort führte ihn eine Woche später ein Dampfer nach Para hinab, wo er fieberkrank und gänzlich mittellos anlangte und — im schroffen Gegensatze zu den weißen Kautschuksammlern am Yary — bei den Behörden eine sehr schlechte Aufnahme fand. Der französische Vicekonsul empfing ihn kalt, der brasilianische Gouverneur erklärte ihm, „daß er sich um die Geographie des Innern seiner Provinz wenig kümmere“, und der Bischof hielt ihn gar für einen aus Cayenne entsprungenen Sträfling. Schon dachte er daran, sich auf dem ersten Segelschiffe, das die ungesunde und ungastliche Stadt Para verlassen würde, als Matrose zu vermiethen, als ihm ein französischer Kapitän, Barrau, 2500 Franks lieh, womit er seine Begleiter nach ihrer Heimath schaffen und sein Fahrgeld nach Europa bezahlen konnte. Am 1. December verließ er die Mündung des Amazonenstroms, in dessen Gebiete er noch so schöne Erfolge erringen sollte.

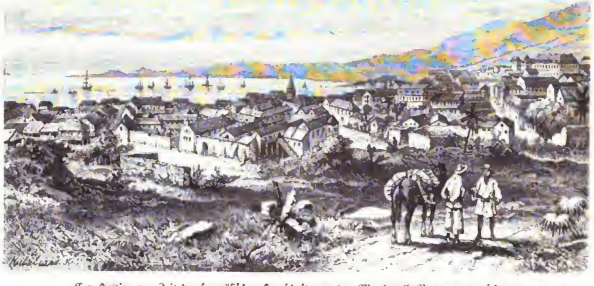
Digitized by Google

Die Republik Hayti.

(Nach dem Franzöſiſchen des Hrn. E. La Selve.)

I.

„Hispañola es una maravilla.“ Hispaniola iſt ein Wunder, berichtete Columbus an die Königin Iſabelle von Spanien, als er am 6. December 1492, von Guanahani und Cuba kommend, die große Inſel entdeckt hatte, der er zu den drei Namen, die ſie im Munde der Eingeborenen führte: Quisqueya (Großes Land), Bohio (Töpferland) und Ayti (Bergland) noch den vierten: Klein-Spanien oder Hispañola beilegte. Und wohl mochte ihm die herrliche Inſel, das heutige San Domingo oder Hayti, wie ein Wunder der Schöpfung erſcheinen; denn im Schmucke des üppigſten Grün ſteigt das vielbuchtige, von zahlloſen kleinen Inſeln umkränzte Land aus dem tiefblauen Meere auf, von waldreichen Hügelketten durchzogen, zwiſchen denen breite grasreiche Ebenen oder enge reichbewäſſerte und fruchtbare Thäler ſich erſtrecken, wahre heſperiſche Gärten mit ihren früchtebeladenen Orangen- und Mangobäumen, den ſchlanken



Cap Haitien zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, von den Marchegaile Bergen aus geſehen.
(Nach dem Atlas von Moreau de Saint Méry.)

Palmen, den Feigenbäumen, die zwiſchen Bananen-, Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollplantagen ſich erheben.

Seit der Zeit, wo Columbus in Guarico, der Hauptſtadt des Kaziken Guakanagarix (die Inſel war damals in fünf Kis oder Hios eingetheilt, die von Kaziken beherrſcht wurden), freundliche Aufnahme fand, ſind faſt vier Jahrhunderte einer wechſelvollen blutigen Geſchichte über die Inſel hingegangen. Von den Ureinwohnern des Landes exiſtirten hundert Jahre nach der Gründung der erſten ſpaniſchen Kolonie auf der Nordküſte nur noch unbedeutende, dem Ausſterben verfallene Ueberreſte, die vom Schwerte verſchont Gebliebenen zehrte die anſtrengende Arbeit in den Bergwerken auf. Dem bald eintretenden gänzlichen Mangel an indianiſchen Arbeitern wurde durch die Einführung afrikaniſcher Sklaven abgeholfen, deren einer, nach Herrera's Angabe, die Arbeitskraft von vier Indianern beſaß.

Im Jahre 1630 kamen franzöſiſche Flibuſtier, die der Admiral Federigo von Toledo von der Inſel St. Chriſtoph vertrieben hatte, nach San Domingo. Die wilden Geſellen, die ſich „Boucaniers“ nannten, ließen ſich auf der Weſtküſte nieder; Seeräuberei und die Jagd in den Wäldern der Inſel bildeten ihre Hauptbeſchäftigung. Aber ſchon unter den Kindern und Enkeln der erſten Boucaniers entwickelte ſich dieſe franzöſiſche Niederlaſſung zu hoher Blüthe und erſtreckte ſich bis weit ins Land hinein und bis hinauf zur Nordküſte; und als 1697 Frankreich von der ſpaniſchen Krone die Abtretung des franzöſiſchredenden Theils der Inſel erlangte, gewann es durch die neue, officiell mit dem Namen Hayti

Digitized by Google

Ansicht von Cap Haitien zur Zeit der französischen Herrschaft. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

Digitized by Google

belegte Kolonie eine Quelle großen Reichthums. Beinahe hundert Jahre dauerte die franzöſiſche Herrſchaft auf der Weſtſeite der Inſel; der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande war ein ungemein reger; reiche Städte blühten an den Küſten auf, die Arbeit in den großen Plantagen, von Negerſklaven verrichtet, brachte großartige Erträge: da trat im Jahre 1791 ein gewaltſamer Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe ein, und zwar ging derſelbe von einer Seite aus, von der ihn Niemand für möglich gehalten, geſchweige denn befürchtet hätte. Trotz ſchwerſter Anſtrengung durch Bergwerks- und Plantagenarbeit, trotz der oft unmenſchlichen Behandlung von Seiten der Weißen, hatte ſich die farbige Bevölkerung der Inſel bedeutend vermehrt; im franzöſiſchen Hayti allein betrug im Jahre 1785 die Zahl des farbigen

Wachtpoſten in Cap Haitien.

Volkes 500 000 Seelen, die der Weißen aber noch nicht 40 000. Dieſes Mißverhältniß, das ja auch ohne die Sicherheit der Weißen zu gefährden in den meiſten anderen Kolonien beſtand, wurde durch den oben erwähnten vielfachen Verkehr mit dem Mutterlande Frankreich verhängnißvoll für Hayti. Farbige Freigelaſſene, meiſt Miſchlinge, die einer höhern Bildung theilhaftig geworden und nach Frankreich gekommen waren, brachten, im Verein mit vielen, der neuen Richtung huldigenden franzöſiſchen Ausgewanderten, die leitenden Ideen der Revolution in die Kolonie; und die große Lehre von den Menſchenrechten, die, dem Verſtändniß der Sklaven angepaßt, bald von geheimen Emiſſären durch das ganze Land gepredigt wurde, fand fruchtbaren Boden bei dem farbigen Volke. Im Jahre 1791 brach der lange im Stillen vorbereitete Aufſtand der Sklaven los, und zehn Jahre lang dauerte der erbitterte Kampf, an dem auch die Negerbevölkerung der ſeit Kurzem mit Frankreich vereinigten früher ſpaniſchen Hälfte der Inſel Theil nahm. Unter

Digitized by Google

Toussaint l'Ouverture, dem tapfern Negergeneral, gelang im Jahre 1801 endlich die vollständige Losreißung der nunmehrigen Negerrepublik Hayti von Frankreich. Das tragische Schicksal des Helden, der schließlich durch Verrätherei den Franzosen in die Hände fiel und auf einer französischen Festung in rätselhafter Weise endete, ist bekannt. Sein Nachfolger Dessalines, den selbst noch zum Präsidenten der Republik bestimmt hatte, und der im Jahre 1804 als Jakob I. die Kaiserwürde annahm, wurde ermordet. Auch König Henry I. von Hayti, der ehemalige Negersklave Henry Christophe, die traurigste Karikatur eines Nero oder Domitian, erlitt ein ähnliches Schicksal. Pétion und Boyer blieben Präsidenten der Republik; der Letztere erlangte im Jahre 1825 nach vielfachen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik von Seiten Frankreichs, gegen eine den früheren Kolonisten zu zahlende bedeutende Entschädigungssumme. War die Ruhe nach außen hin hiedurch gesichert, so hörten die Kämpfe im Innern deshalb doch nicht auf; fast jede neue Präsidentenwahl gab Veranlassung zu erbitterten Kämpfen, bei denen sich gewöhnlich die Mulatten und die Neger feindlich gegenüberstanden. 1845 machte sich der östliche Theil der Insel als Republik San Domingo wieder selbständig. 1848 verwandelte der Neger Soulouque den westlichen Theil nochmals in ein Kaiserreich Hayti, und beherrschte dasselbe als Kaiser Faustin I. neun Jahre hindurch in der grausamsten Weise. Nach seiner Vertreibung 1859 wurde von Neuem die Republik unter dem Präsidenten Geffrard proklamirt, und man folgten wieder zehnjährige Parteikämpfe, die mit der Erschießung Geffrard's im Jahre 1870 endigten. Auch die seitdem verflossenen neun Jahre haben vielfache politische Unruhen über Hayti gebracht, und es hat heute fast den Anschein, als wollten die anarchischen Zustände der unaufhörlichen Bürgerkriege, der Staatsstreiche und Diktaturen, des Umherfens und Wiederaufbauens von Verfassungen, wie sie in den südamerikanischen Freistaaten längst heimisch sind, sich auch in der Negerrepublik in Permanenz erklären.

Wir geben im Folgenden einige Auszüge aus dem Berichte über eine Tour durch Hayti, die der Verfasser, Herr E. La Selve, Professor am Lyceum von Port-au-Prince, im Jahre 1871 ausgeführt hat. Heute noch findet der Reisende, wie Christoph Columbus vor vierhundert Jahren, bei jedem Schritt durch das kleine Inselland Gelegenheit, den unerschöpflichen Reichthum der verschwenderischen Natur staunend zu bewundern; aber das herrliche Bild wird überall durch den Anblick trauriger Ruinen getrübt, verfallener Städte und eingestürzter Niesenbauten, den Zeugen jener zahllosen Kämpfe ältern und neuern Datums, die bis jetzt einen allgemeinen wirthschaftlichen und intellektuellen Aufschwung im Volke von Hayti verhindert haben.

Am 3. November 1871, Vormittags, lief das Schiff le Caraïbe, an dessen Bord La Selve sich befand, in den meisten Hafen von Cap Haitien, der zweitgrößten und auf der Nordküste belegenen Stadt der Republik, ein. Es hatte am vorherigen Tage Start gegangt, weiße Nebelschleier hingen an allen Bergspitzen, das Meer hatte eine trübe dunkle Färbung. Von dem Verdeck des Dampfers aus suchte La Selve vergebens am Ufer die herrliche Stadt Cap Haïtien, das ehemalige „Paris von San Domingo“, wie er es nach den alten Zeichnungen und Schilderungen von Moreau de Saint Méry zu finden erwartet hatte. Weitläufig zerstreute, niedrige Hütten am Strande, einzelne größere verzierzelte Bauwerke, die der Kapitän als Exportmagazine der Kaufleute bezeichnete, daneben das Zollamt und das Hafenbureau, das mit seinem rothen Ziegeldach und den zwei Reihen von Bogenfenstern seltsam abstach von der elenden Umgebung der Fischer- und Schiffer-Vorstadt: das war Alles, was man von der blühenden Kolonialstadt aus der Zeit Ludwig's XV., dem Sitze der obersten Gerichts- und Admiralitätsbehörden des französischen Hayti, erblickte. Von einem der unzähligen kleinen Boote, die den Dampfer umschwärmten, aus Land gebracht, mußten die Reisenden dem farbigen Hafenkommandanten die Pässe vorzeigen, und nicht genug hiermit, wurden sie augenblicklich unter Leitung eines Polizeibeamten in die Stadt geführt, um auch der städtischen Behörde ihre Papiere zur Einsicht vorzulegen. Waren diese Formalitäten wohl geeignet, den Ankommenden einen hohen Begriff von der peinlich strengen Handhabung der Gesetze in Cap Haitien zu geben, so schwächte der Anblick des vor dem Polizeigebäude auf Wache befindlichen Postens diesen Eindruck bedeutend ab. Auch keine Spur von militärischer Strafheit war an dem riesigen Negersoldaten zu sehen, der, auf einer niedrigen Bank sitzend, das Gewehr neben sich an die Mauer gelehnt, ein großes Stück Zuckerrohr, an dem er gierig kaute, zwischen den Zähnen, seinen Dienst in behaglichster Weise versah. Die Auswahl eines Nachtquartiers machte dem Reisenden nicht viel Mühe, da heute nur noch ein einziges Hôtel in Cap Haïtien vorhanden ist; das landübliche Bett, ein Stück Segeltuch über einen Rahmen gespannt, die primitivste Art von Feldbett, befriedigte die bescheidenen Ansprüche des von langer Seereise Ermüdeten. Auch an den zur Abendmahlzeit aufgetragenen Speisen war nichts auszusetzen, wenn man sie nicht allzugenau auf ihre Bestandtheile untersuchte; denn dabei würde sich doch herausgestellt haben, daß sie vielleicht etwas mehr Ameisen und andere überflüssige Dinge enthielten, als gerade wünschenswerth war.

Am nächsten Morgen begann La Selve die Besichtigung der Stadt, unter den obwaltenden Umständen eine melancholisch stimmende Beschäftigung.

Cap Haïtien, im Jahre 1670 von den Flibustiern an der Stelle des alten Guarico gegründet, hat an allen Phasen der Geschichte Haytis thätigen und — ein Gang durch die heutige Stadt lehrt es — mehr noch leidenden Antheil genommen. Viermalige Feuersbrünste, zahlreiche Bombardements, das letzte erst im Jahre 1865, das Erdbeben von 1842, wiederholte Straßenkämpfe, die Willkürherrschaft Königs Henry I., der seine „gute Stadt“ beschoß und in Brand steckte: sürwahr, ein Rückblick auf alle jene Ereignisse giebt die Erklärung für den traurigen Verfall der einst reichen Stadt. Von den acht großen mit stattlichen Palästen umgebenen Plätzen, den sechs monumentalen Brunnen, dem Palast des Gouverneurs, den Kasernengebäuden, dem Finanzamtsgebäude, dem Nonnenkloster und dem Jesuitenseminar, dem großartigen Theater aus der französischen Zeit sind keine erkennbaren Spuren mehr zu sehen; von den Bauwerken aber, die im ersten und zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts König Henry aufführen ließ, stehen noch einige Ruinen. Eine große Kirche inmitten der Stadt zeigt nur noch ihre vier Umfassungsmauern mit den großen Fenstern und zwei unversehrt gebliebenen Statuen des Petrus und Paulus in ungeheuren Nischen an der Vorderseite; im Jahre 1774 erbaut, 1825 unter dem Präsidenten Boyer restaurirt, hat sie bei den letzten Erdbeben das Dach und ihren Thurm eingebüßt, und Niemand denkt heute daran, sie wieder aufbauen zu lassen. Die schönen Häuser der Kolonisten stehen heute als verfallende Trümmer längs der breiten Straßen, an deren holprigem Pflaster der Fuß des Wanderers sich stößt. Ueberall leere Fensteröffnungen, Pforten ohne Thüren, schadhafte Dächer, gebersene Mauern; in den Sälen und Gängen der unteren Stockwerke wächst das Unkraut, und Schlingpflanzen ranken sich an den Wänden empor. Zwischen diesen Ruinen ordnungslos verstreut und darum den

Digitized by Google

traurigen Eindruck des Ganzen nicht mildernd, stehen wohl einige Hundert derschont gebliebener oder restaurirter Häuser, aus dem verschiedensten Material, in verschiedenem Stil erbaut. Bald hell, bald dunkel, farbig oder weiß, verlieren sie sich, sozusagen, zwischen den Trümmern und in der heute viel zu weit gewordenen Umfassungsmauer der alten Stadt.

Die Bewohner des Suluh-Archipels.

Nach dem Spanischen des P. de Pazos. Von Prof. **F. Blumentritt** in Leitmeritz.

Während Europas Aufmerksamkeit ganz von den orientalischen Wirren in Anspruch genommen wurde, vollzog sich nahezu geräuschlos im fernen Ostasien die Eroberung des merkwürdigen Suluh-Archipels durch die Spanier. Nur ganz dürftige Zeitungsnotizen brachten uns hiervon Nachricht; wir müssen deshalb freudig ein Buch willkommen heißen, welches unter dem Titel: „Jolô [1]) (Relato histórico-militar desde su descubrimiento por los españoles en 1578 á nuestros dias)“ vom königlich spanischen Oberstleutnant D. Pio de Pazos y Bela-Hidalgo zu Bárgos herausgegeben wurde. Wenngleich der Verfasser, wie schon der Titel seines Werkes anzeigt, das Hauptgewicht auf das historische und militärische Moment legt, so ist doch die Völkerkunde dabei nicht leer ausgegangen, und wir finden so manches bei Pazos, was in anderen hierher gehörigen Werken vergeblich gesucht wird. Unsere Kenntniß des Suluh-Archipels ist überhaupt eine so geringe (ich spreche vom deutschen Standpunkte aus), daß wir jede Möglichkeit, unsere Kenntniß jener Piratenländer zu erweitern, mit Freude begrüßen müssen. Ohnedies sind Monographien über jene Inselgruppe selten — ich kenne ihrer nur zwei [2]) — und die Routen der Weltumseglungsexpeditionen ꝛc. berührten gleichfalls Suluh gar nicht oder selten. Um so gelegener kommt Pazos' Werk.

Im ersten Kapitel finden wir eine gedrängte Schilderung der Zustände und ethnographischen Verhältnisse unseres Archipels. Dieser wird von zwei gänzlich von einander verschiedenen Volksstämmen bewohnt, nämlich von den ursprünglichen Herren des Landes, den Guimbas, und den späteren Eroberern malaiischer Abkunft, welche Pazos mit dem Namen: Moro-Malayos bezeichnet. Ueber die ersteren finden wir nur einige dunkele Notizen bei Combes und Fray Juan de la Concepcion; um so schmerzhafter vermissen wir in Pazos' Werk eine genaue Beschreibung dieses interessanten Volkes. Wir erfahren nur, daß die Guimbas sich noch im Zustande roher Wildheit befinden und von starkem Körperbau sind. Sie leben in den Innern der Bergwildnisse von Suluh, wohin sie durch die malaiischen Eroberer zurückgedrängt wurden. Wenn sie ins Feld ziehen, so bedienen sie sich der Trommeln als Signale, und daher soll auch ihr Name herstammen, denn Guimbas bedeutet so viel als Trommler. Um sich Muth einzuflößen, berauschen sie sich unmittelbar vor der Schlacht durch den Saft einer Pflanze, welche Panahanan genannt wird. Das ist alles, was Pazos uns über die Guimbas zu berichten weiß. Wir erfahren dadurch nichts Neues, denn die geistlichen Geschichtsschreiber der Philippinen haben uns schon vor mehr als 200 Jahren dasselbe erzählt. Es wäre sehr wünschenswerth, etwas Näheres über diese Urbewohner des Suluh-Archipels zu erfahren; denn sie sind wir nicht einmal in der Lage angeben zu können, zu welcher Menschenrace diese Guimbas gehören.

Die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Inselgruppe wird von den erwähnten „Moro-Malayos“ gebildet. Pazos behauptet, daß sie ein Mischlingsvolk von Malaien und Arabern wären. Diese kühne Behauptung ist wohl unhaltbar; denn wenn es auch feststeht, daß unter den Suluhs ebenso wie unter den malaiischen Bewohnern der Molukken und Mindanaos viele Araber sich niederließen [1]) und mit malaiischen Frauen eheliche Verbindungen eingingen, so bildete die Zahl dieser arabischen Einwanderer einen so geringen Bruchtheil der gesammten Bevölkerung, daß man von einer „Vermischung“ beider Racen füglich nicht sprechen kann. Wir wissen nur das eine mit Bestimmtheit, daß die malaiischen Eroberer des Suluh-Archipels von Mindanao herkamen und sich nicht lange vor der Entdeckung der Inselgruppe durch die Spanier dort niederließen. Sehr interessant wäre die Untersuchung, ob diese malaiischen Eroberer sich nicht mit den Guimbas zum Theile vermischt haben; denn nach meiner Ansicht scheinen die Küstenbewohner von Suluh allen Beschreibungen nach nicht rein malaiischer Abkunft zu sein. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß nicht überall die Guimbas sich den fremden Eroberern feindlich gegenüber gestellt haben, sondern daß wenigstens die Weiber der Ureingeborenen mit den Fremdlingen eheliche Verbindungen eingingen, deren Sprößlinge die heutigen Suluh-Mauren sind. Die Guimbas der Bergwildnisse Suluhs wären dann nichts anderes als die Nachkommen jener trotzigen Krieger, welche sich nicht der Knechtschaft der Fremden unterwerfen wollten. Bestjeder dieser Art finden wir ja in den beschwerlichen Philippinen in großer Anzahl. Pazos geht allen diesen Erörterungen sorgfältig aus dem Wege, doch darf man nicht vergessen, daß sein Werk sich hauptsächlich nur mit der Militärgeschichte des Landes befassen will, wie schon der Titel bezeugt.

Die Suluhs sind proportionirt gebaut, ihre Gesichtszüge drücken ebenso viel Intelligenz als unbändige Leidenschaftlichkeit aus. Aberglauben, Rachsucht und Hinterlist gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen, sind bei jedem Suluh zu treffen. Eidschwüre brechen sie im Handumdrehen und auf Gnade hat niemand zu rechnen, der in ihre Hände fällt, denn ihr gefühlloses Herz kennt keine Großmuth und kein Erbarmen. Pazos hätte zu diesen schönen Tugenden noch die Unkenntkeit hinzuzählen können, denn diese elenden Piraten haben ihre größten Wohlthäter schnöde behandelt, gleichgiltig ob es Spanier oder Engländer waren; man erinnere sich nur des Gemetzels von Balambangan! Niemand noch, der mit diesen Barbaren in nähere Berührung kam, hat über sie ein günstiges Urtheil gefällt. Pazos nennt die Suluhs ein ungemein kriegerisches Volk; das sind sie

[1]) Suluh heißt im Spanischen: Joló.

[2]) Eine Relation über den Zustand Suluhs im Jahre 1815 von J. Hunt (citirt von D. Sinibaldo de Mas) und Koner's bekannter Aufsatz über den „Suluh-Archipel“ in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. II.

[1]) Im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hielten sich am Hofe des Sultans Araber, meist Schriftgelehrte, auf, welche eine Koranschule unterhielten und die diplomatische Korrespondenz des Sultans besorgten (Barrantes, Guerras piráticas de Filipinos. Madrid 1878, p. 4).

Digitized by Google

auch in der That, aber nicht etwa aus Drang nach Kampf und Schlacht, es ist vielmehr die gemeinste Raubgier, welche ihnen das Schwert in die Hand drückt. Feige fliehen sie, wenn ihnen nicht durch eigene Ueberzahl sicherer Sieg entgegen winkt; doch ist ihnen eine gewisse Kühnheit nicht abzusprechen, wenn man die Ausdehnung ihrer verwegenen Piratenzüge in Betracht zieht. Was die Sprache der Sulu anbelangt, so meldet uns Pazos, daß die Bewohner dieses Archipels „Arabisch mit vielen malaiischen Worten vermengt" sprächen. Das ist gerade das Gegentheil von dem, was wahr ist! Ein malaiischer Dialekt bildet die Sprache dieses Volkes, nur finden sich in demselben viele, zum Theil entstellte, arabische Worte, hauptsächlich für Bezeichnungen, welche dem religiösen und staatlichen Leben entlehnt sind.

Interessant sind die Nachrichten über die Sitten und Gebräuche dieses Zweiges der malaiischen Race, denn obwohl sonst fanatische Anhänger des Islam, erlauben sich die Sulus manche Abweichungen von den Vorschriften des Koran. Ausführlich beschreibt uns Pazos die Ceremonien der Hochzeitsfestlichkeiten. Eine Heirath kommt auf zweierlei Weise zu Stande: entweder trägt ein Mann seine Tochter jemandem zur Frau an oder es bewirbt sich der Ehekandidat um ein Mädchen. Im ersteren Falle trägt der Vater dem Schwiegersohne eine Mitgift an, welche in Schiffen, Vieh, Kanonen, Waffen und Sklaven besteht. Beide feilschen so lange, bis sie über die Summe einig sind. Im zweiten Falle trägt der Freier dem Vater seiner Auserwählten einen Kaufpreis an, der gleichfalls aus den oben erwähnten Gegenständen zusammengesetzt ist. Auch hier findet ein Feilschen statt, bis beide Theile zufrieden gestellt sind. Nach der Zustimmung oder Neigung des Mädchens fragt niemand. Ist der Kauf- oder Brautpreis festgestellt, so wird mit der Hochzeit selbst nicht lange gezögert und der Hochzeitstag festgesetzt. Am Vorabende führt ein Pandit (Priester) die Brautleute in zwei Hütten, wo beide, von einander getrennt, sich zum Hochzeitsfeste schmücken. Zu diesem Behufe werden auch die Augenbrauen abrasirt, denn diese Entstellung des Gesichtes gilt bei den Sulus für eine besondere Zierde. Den andern Tag begiebt sich der Pandit zu der Hütte des Bräutigams, begleitet von den Hochzeitsgästen, welche ein gellendes Freudengeschrei ausstoßen und mit Trommeln und anderen Instrumenten einen Höllenlärm machen, ohne welchen asiatische Festlichkeiten nicht gedacht werden können. Hat der Pandit den Bräutigam aus seinem Rohrhäuschen herausgeholt, so geleitet er ihn unter demselben Spektakel in die Hütte der Braut, welche hinter einem Vorhange, ihrem künftigen Gatten unsichtbar, kauert. Der Pandit fragt nun dreimal den Bräutigam, ob er den ernstlichen Willen habe, die hinter dem Vorhange Verborgene zum Weibe zu nehmen. Ist diese Frage dreimal bejaht worden, so hebt der Pandit den Vorhang in die Höhe und zeigt dem Glücklichen die Braut. Diese aber springt augenblicklich in die Höhe und läuft, so schnell sie die Füße tragen, davon, verfolgt vom Bräutigam und den Gästen, welche letztere wieder einen fürchterlichen Lärm schlagen, bis es endlich dem Bräutigam gelingt, die Flüchtige zu ergreifen, womit die Hochzeitsceremonie ihr Ende erreicht. Doch finden diese Festlichkeiten nur bei der Hochzeit mit der ersten Frau statt, welche allein als legitim gilt. Die anderen Weiber und Konkubinen werden ohne jede Ceremonie getauft und dem Harem einverleibt. Wird jemand krank, so wird gleichfalls ein Pandit geholt, um durch sein Gebet den Propheten zu bestimmen, dem Patienten die Gesundheit wiederzugeben. Stirbt ein Bornehmer, so werden Schüsse abgefeuert, getrommelt und geheult in einer fürchterlichen Weise. Der Leichnam wird in ein weißes Gewand gehüllt und mit dem Kris umgürtet in einen einfachen Sarg gelegt. Das Leichenbegängniß findet wieder unter einem gräulichen Spektakel statt; ob zu diesem Zwecke auch Klageweiber gemiethet werden, läßt Pazos unerwähnt. Die Verwandten des Verstorbenen tragen zum Zeichen der Trauer Turbans von weißer Farbe; nur erfahren wir nicht, ob dies bloß während der Beerdigung geschieht oder ob diese Trauer„Kleidung" nicht auch eine längere Zeit hindurch getragen wird. Ueber dem Grabe wird ein Zelt aufgeschlagen, unter welchem die Hinterbliebenen durch volle acht Tage den Todten bewachen. Die Banditen bleiben auch da nicht unbeschäftigt; denn 40 Tage hindurch gehen sie in das Trauerhaus, um dort Koransuren und Gebete herunterzuschnarren. Für diese Mühe erhalten sie regelmäßig ein Stück weißen Gewebes und überdies noch andere Geschenke.

Die freien Sulu halten es für unritterlich, sich mit dem Feldbau zu beschäftigen, welcher den Sklaven überlassen bleibt; sie selbst aber widmeten sich vor 1877 dem Seeraube. Nur selten überfielen sie ein europäisches Schiff und dies nur dann, wenn es durch Sturm übel zugerichtet war; das Hauptobjekt ihrer Angriffe bildeten die an der Küste gelegenen Dörfer, die sie plötzlich überfielen, ausplünderten, und deren Bewohner sie in die Sklaverei schleppten. Die kräftigsten dieser Gefangenen, meist christliche Bisayer (Philippinen), wurden im 17. und 18. Jahrhundert auf den Sklavenmarkt nach Batavia gebracht, wo die ehrlichen Holländer sie ohne Gewissensbisse kauften, trotz der Reklamationen der Spanier. Davon weiß Pazos nichts. Erst nach 1763 erließ die holländische Regierung den strengen Befehl, daß von ihren Unterthanen keine philippinischen Sklaven mehr gekauft werden dürften. Die alten und schwächlichen ihrer Gefangenen verkauften die Sulus an Dayakstämme in Borneo, welche jenen die Köpfe abschlugen, um die Manen ihrer Verstorbenen zu ehren[1]). Trotz der Ausdehnung ihrer Züge — sie kreuzten in der Sundasee ebenso gut wie in der Bai von Manila — sind ihre nautischen Kenntnisse äußerst gering; die Magnetnadel benutzen sie nicht, sondern segeln von Insel zu Insel, die Sonne und Gestirne zur Richtschnur nehmend. Ihre Fahrzeuge besitzen sämmtlich einen geringen Tiefgang, was besonders in den früheren Zeiten für ihre Piratenzüge von großem Vortheil war, indem die tiefgehenden spanischen Kriegsschiffe sie nicht in das seichte Wasser verfolgen konnten, wohin sie sich sogleich zu flüchten pflegten. Da die kleineren Schiffe bei ihrem geringen Tiefgange leicht umschlagen würden, so sind sie mit Auslegern (batangas) versehen. Bei den Schiffbau werden so gut wie gar keine Eisenbestandtheile angebracht, an Stelle der Nägel dient zur festen Verbindung der Holztheile eine zähe Liane: Bejucobiac. Anstatt Pech und Theer gebrauchen sie eine Mischung von Wachs, Erdpech, Harz und dem „Bonote". Unter dem letztern ist die Wurzelfaser einer Palmengattung zu verstehen. Sie bauen Schiffe verschiedener Art und Größe, doch besitzen nur die Paucos, Gubaos und Garayes einen Kiel, die übrigen sind nichts weiter als ausgehöhlte Baumstämme. Selbst die größten ihrer Fahrzeuge werden nicht allein durch Segel, sondern auch durch Ruder gelenkt, welche dieselbe, wenn auch plumpere Form besitzen, wie die Ruder der früheren europäischen Galeeren. Alle Sulufahrzeuge zeichnen sich durch Schnelligkeit aus.

Die Tracht der Sulufs ist ähnlich der von Mindanao. Turban, Jacke, weite Hosen und ein burnusähnlicher Mantel bestärken Pazos in seiner Ansicht, daß die Sulufs arabischer Abkunft wären. Auch die Bewaffnung kommt ihm ganz arabisch vor, während doch die Sulufs keine anderen als malaiische Waffen tragen. Jeder mannbare Jüngling

[1]) Barrantes S. 101.

Digitized by Google

trägt schon den berüchtigten malaiischen Dolch, den Kris, den er selbst im Schlafe nicht ablegt. Auch der Säbel — Campilan genannt — ist der unzertrennliche Begleiter des erwachsenen Mannes. Im Felde tragen sie auch noch eine Lanze. Um ihren Körper zu schützen bedienen sie sich der Schilde, von welchen sie zwei Gattungen, einen großen und einen kleinen, gebrauchen. Der kleine Schild ist derjenige, welcher am häufigsten getragen wird; er besitzt eine kreisrunde oder elliptische Form und vermag nur den halben Körper zu decken, während der große Schild seinen Träger vollständig deckt. Beide Schildgattungen werden aus harten Holzarten hergestellt und oft zur Vermehrung der Widerstandsfähigkeit mit Büffelleder überzogen. Nur die wenigsten begnügen sich mit dem Schilde, viele umwinden ihren Leib mit dem Cambut, einer dicken Leibbinde aus Baumwolle, andere tragen Helm und Kuraß aus Büffelleder. Seltener schützt man sich durch ein Panzerhemd. Handfeuerwaffen sind verhältnißmäßig nicht häufig und dann immer in einem elenden Zustande; denn außer Luntengewehren besitzen jene Malaien nur ausgemusterte europäische Musketen und Jagdflinten, welche ihnen meist englische Kaufleute brachten, während die Munition ihnen größtentheils von den Holländern verkauft wurde. Uebrigens sind sie so erbärmliche Schützen und ihre Gewehre in einer so desolaten Verfassung, daß der Gebrauch der Feuerwaffen den Sulus mehr Gefahr bringt als ihren Feinden. Ungemein zahlreich ist ihre Artillerie; sie besitzen oder richtiger gesagt besaßen eine ungeheure Menge von Geschützen, von denen die größten Vierundzwanzigpfünder waren, während die kleinsten — Lentacas genannt — ein so kleines Kaliber hatten, daß man sie füglich Halbpfünder hätte nennen können. Die Geschütze befanden sich in demselben verwahrlosten Zustande, wie die Musketen, indem sie überdies auf äußerst plumpen Lafetten ruhten, so daß sie gar keine oder doch nur eine geringe Beweglichkeit besaßen. Manche der Geschütze waren festgenagelt. Die größeren Kanonen waren theils von Engländern und Holländern gekauft, theils Schiffswracks entnommen, die kleineren wurden von ihnen selbst gegossen. Pazos erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß zu auch die Eingeborenen von Tondo und Manila bereits selbstgegossene Geschütze gehabt, als die Spanier zum erstenmale dorthin kamen. Nun ist es wohl wahr, daß die Mauren Manilas in den Jahren 1570 und 1571 Kanonen besaßen; es ist aber sehr fraglich, ob diese Geschütze auch ihr eigenes Fabrikat gewesen sind. Denn wir wissen, daß der Chef der Kanoniere, welche das Palisfadenfort von Manila vertheidigten, ein Europäer[1]), wahrscheinlich ein Portugiese, gewesen ist. Ich da nicht anzunehmen, daß die Geschütze Manilas nun so eher europäischen Ursprunges waren, als Buzeta und Bravo ausdrücklich berichten, jene Kanonen wären portugiesisches Fabrikat gewesen[2]). Auch die Kanonen der Sulus werden wohl nicht von einheimischen Meistern gegossen worden sein, eher von den zahlreichen spanischen Deserteuren und Renegaten, welche ohnedies in früheren Zeiten in Sulu eine nicht unbedeutende Stellung einnahmen.

Die Regierung, welche durch die spanische Okkupation nicht beseitigt wurde, ist eine oligarchische und beruht auf dem Feudalwesen. Das Land ist in einzelne Herrschaften getheilt, deren erbliche Herren die Datos oder Dattos sind. Diese sind unumschränkte Gebieter in ihrem Territorium und üben auch alle Herrscherrechte aus; nur in wenigen Angelegenheiten, welche das Gesammtwohl und Interesse des Archipels betreffen, ordnen sie sich dem Sultan unter. Dieser, ein Spielball in den Händen des tropigen Feudaladels, muß von väterlicher wie mütterlicher Seite aus der Herrscherfamilie (welche auch Mindanao kam) stammen. Er allein führt den Titel „Majasari“ oder „Majasarin“, was soviel bedeuten soll als: „der Erhabene und Makellose“; überdies wird er auch mit „Maulana“ (Majestät) angesprochen. Der Sultan und seine Nachkommenschaft bis ins dritte Glied führt überdies den Titel „Paduca“. Der Krampring führt als solcher (natürlich neben dem „Paduca“-Titel) den Namen Rajá-Muda. Die Titel der einzelnen Hofchargen und Staatsämter sind folgende: Datto-Intervino, Staatsminister, verläßt der Sultan das Land, so übernimmt dieser Würdenträger die Statthalterschaft; Datto-Naramaya, Kriegsminister; Datto-Realao, Marineminister; Datto-Mitsainguir, Chef des Justizwesens; dieser Beamte hat den diplomatischen Verkehr mit dem Auslande zu vermitteln, also Minister für Justiz und Aeußeres.

Der General, welcher Landtruppen kommandirt, wird Pautiman titulirt, der Chef einer Seeexpedition Otanraya(?), der Kommandant von See- und Landtruppen heißt Saitcaya. Natürlich werden alle diese Würden nur mit Dattos besetzt, die überhaupt die eigentlichen Souveräne des Landes sind, der Sultan ist mehr Ausdruckperson, als Regent, das Exekutivorgan seiner tropigen Vasallen. Deshalb wird kein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen, dem nicht die Vornehmsten der Dattos ihre Unterschrift beigefügt hätten. Aber auch so waren die meisten Verträge illusorisch, denn es gab immer einzelne Dattos, welche opponirten und dem abgeschlossenen Vertrage zuwider handelten, und der Sultan war diesen Friedensstörern gegenüber machtlos. Barrantes giebt in seinem oben erwähnten Werke drastische Beweise der Ohnmacht der Sultansgewalt. Uebrigens scheint es nicht so unwahrscheinlich, daß die biederen Sultane mit den angeblich „aufrührerischen“ Vasallen unter einer Decke spielten und sich dem Auslande gegenüber ohnmächtiger darstellten, als sie es wirklich waren, um so unliebsame Paragraphen eben abgeschlossener Verträge ungefährdet umgehen zu können.

Der jetzt mit einer spanischen Pension bedachte Sultan hat mit seiner ganzen Familie das Recht erhalten, auf seinen und den seiner Familie gehörigen Schiffen die spanische Kriegsflagge zu führen. Er erhält von den Spaniern das Prädikat Hoheit, und die spanischen Truppen und Kriegsschiffe haben ihm dieselben militärischen Ehrenbezeugungen zu leisten, wie dem Generalkapitän (Statthalter) der Philippinen.

Nächst den Dattos ist der bedeutendste Stand der der Priester, deren Oberhaupt der Scherif ist, dessen Einfluß sich siegreich in allen Schichten der Bevölkerung behauptet. Die Priester — Jabdis und Panditen genannt — genießen bei dem religiösen Fanatismus der Bevölkerung ein ungemeines Ansehen. Sie sind übrigens wohl unterrichtete und verhältnißmäßig gebildete Leute.

Eine Klasse der Bevölkerung vergaß Pazos zu erwähnen; freilich ist dieselbe seit der Amerzion nicht mehr vorhanden: es ist die der Renegaten. Diese spielten in der frühern Zeit, besonders im vorigen Jahrhunderte, eine bedeutende Rolle, indem sie die Besitzer und Interpreten der diplomatischen Korrespondenz Sulus mit dem Auslande, hauptsächlich mit Spanien, waren. Auch im Kriegswesen zeichneten sie sich aus, denn sie bestanden beinahe ausschließlich aus den Deserteuren der benachbarten spanischen Presidios und Flottenstationen. Merkwürdiger Weise stellten die Eingeborenen der Philippinen zu diesen Renegaten das geringste Kontingent, es waren meistens Spanier und Mejicaner, letztere in der Mehrzahl. Die Linientruppen der Philippinen wurden nämlich

[1]) Fr. Juan de la Concepeion I, 399. Fr. Gaspar de S. Agustin. Conquista de las Islas Philipinas. Madrid 1698, p. 220.

[2]) Fr. M. Buzeta y Fr. F. Bravo. Diccionario geográfico etc. de las Islas Filipinas. Madrid 1850, II, 284.

Digitized by Google

größtentheils aus Mexico rekrutirt, und es iſt auffallend, wie häufig die Leute deſertirten; ich vermuthe, daß es meiſt Indianer geweſen ſind, denn die Rothhäute Mexicos beſaßen von jeher eine Abneigung gegen die ſtrenge militäriſche Zucht und Disciplin im Gegenſatze zu den Indianern Perus, welche Spanien ausgezeichnete und tapfere Linienſoldaten lieferten. Auffallend iſt es, daß unter Hunderten von gefangenen farbigen Chriſten (der Philippinen) nur höchſt ſelten ein Einziger zum Islam übertrat, obwohl die Sulukö einem ſolchen Abtrünnling ſogleich die Freiheit gaben.

Reiſewerke über Weſtafrika.

III.

R. K. Zu der in der letzten Zeit ſehr anſchwellenden Literatur über die afrikaniſche Weſt- und ſpeciell die Loango-Küſte hat auch Herman Soyaux, der Botaniker der Loango- und der Homeyer-Pogge'ſchen Expedition, ſeinen Beitrag geliefert: „Aus Weſt-Afrika, 1873 bis 1876. Erlebniſſe und Beobachtungen." (2 Theile. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus 1879.) Räumlich ſind ſeine Reiſen wenig ausgedehnt; denn Soyaux beſuchte außer zahlreichen Hafenplätzen nur den untern Kuilu und einige Küſtenſtriche von Loango und machte wiederholentlich die häufig ſchon zurückgelegte und beſchriebene Reiſe von Loando nach Mpungu-an-dongo (dieſe Schreibart iſt richtiger, als die gebräuchlichere Pongo Andongo). Trotzdem er alſo nicht viel Neues bringen kann, hat ſein gut geſchriebenes Buch unſern Beifall gewonnen, weil er die Welt doch wieder mit andern Augen anſchaut und andere Geſichtspunkte geltend macht, als ſeine Vorgänger. Ohne daß er uns mit ſatiriſchen Pflanzennamen überſchüttet, vergißt er doch ſeines ſpeciellen Faches nicht und liefert z. B. im 5. Kapitel des 1. Bandes ſehr anſchauliche Beſchreibungen des Baobab, des Wollbaumes und der Oelpalme, im 6. des 2. Bandes ſchildert er die Vegetation und das Thierleben um Mpungu-an-dongo, an anderen Stellen die Savannen der Loangoküſte, die Mangrowedickichte, die Wälder am Kuilu und anderes. Von dem Neger, wie er ihn während ſeines 2½jährigen Aufenthalts in Afrika — allerdings kam er nicht mit vielen Stämmen in Berührung — kennen lernte, hegt er eine ſehr günſtige Meinung: er hält dafür (I, 153), daß die Negerrace nicht ſpecifiſch ſchlechter oder niedriger organiſirt iſt als die weiße, und daß der Neger nicht bloß abgerichtet, ſondern wirklich erzogen und gebildet werden kann. Wäre die ganze Race geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen, was doch unleugbar der Fall iſt. Soyaux führt als ſolche Beiſpiele an Touſſaint Louverture, Benjamin Bannaker, Verfaſſer eines aſtronomiſchen Jahrbuchs, Dualu Bukere, Erfinder eines Silbenalphabets der Beiti an der Oberguineaküſte, den Biſchof Samuel Crowther und Joſeph Reynes, der vor einigen Jahren im Sprecherſtuhl des Repräſentantenhauſes zu Waſhington ſaß. An einer andern Stelle (I, 300) ſagt er, daß er die Tugenden der Gaſtfreundſchaft als gemeinſamen Charakterzug bei allen Negervölkern, die er kennen lernte, gefunden habe, und ebenſo allgemein den Sinn für Reinlichkeit, und daß in letzterer Beziehung nur einige Stämme im Süden des Congo und des Kuanſa, namentlich die Muſchicongo und Kiſſamas, ſeltene Ausnahmen von der Regel bildeten. Auch die verbreitete Anſicht, daß die Schwarzen faul ſeien und die Natur ihnen die Früchte in den Mund wachſen laſſe, bekämpft er (I, 171). An der Loango-Küſte bearbeitet jede Negerfrau das Feld trotz der tropiſchen, auch ihre Kraft lähmenden Sonnengluth. „Kein Zugvieh, weder Ochs noch Pferd, zieht hier den die harte Scholle aufreißenden Pflug; ganz allein des Menſchen ſchwielige Hand muß mit einer kleinen ſchwachen Hacke den Boden bearbeiten, den er dem Urwalde abgerungen. Freilich, erſt dem Menſchen, der auf einer hohen Stufe der Geiſtung ſteht, wird die Arbeit zum Bedürfniß, zum Zweck des Lebens, er erſt lebt, um zu arbeiten; der Naturmenſch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beſchaffung des allernothwendigſten Lebensbedarfs, er arbeitet nur, um zu leben. Doch hat hier an der Küſte der Handel, dieſes mächtige Kulturagens, offenbar ſchon den Begriff des Nothwendigſten bei den Eingeborenen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; ſie bauen mehr Maniok, Mais und Bataten, als ſie für ihren eigenen Lebensunterhalt brauchen, um mit dem Ueberſchuß ſeither nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln."

Von beſonderem Intereſſe ſind Soyaux's Angaben über die portugieſiſche Verwaltung von Angola, nicht weil er mit der Schilderung der dortigen Lotterwirthſchaft etwas ganz Neues beibrächte, ſondern weil den neulichen portugieſiſchen Schönfärbereien gegenüber hier das Zeugniß eines unbefangenen Beobachters vorliegt, welcher nie zaudert, wirklichen Fortſchritt und wahres Verdienſt um das Land anzuerkennen. „Wohl auf kein anderes Land wie auf Angola — heißt es II, 33 —, wo das Civiliſationswerk in den Händen von Miſſionären und bepotirten Verbrechern ruht, iſt das Wort ſo anwendbar, das auf der 1876 in Hamburg tagenden Naturforſcherverſammlung geſprochen wurde: die Urſache des Nichterfolgs von Civiliſationsverſuchen liegt nicht an der Bildungsunfähigkeit und Rohheit der Naturvölker, ſondern an der Rohheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen." Darum erſcheinen die Wege in Angola ſo menſchenleer, weil der Neger dem begegnenden Weißen ausweicht. Was ſoll man von einer Scene denken, wie ſie Soyaux in Kamungo erlebte (II, 77)? „Es waren 40 Mann Rekruten aus den umliegenden Dörfern ausgehoben und auf der Stelle von einem Prieſter, einem Mulatten, getauft und zu Chriſten gemacht worden. Zur Feier dieſes freudigen Ereigniſſes tanzte jetzt der Prieſter betrunken im Kreiſe ſeiner Täuflinge umher, und wer weiß, wie ſich ſein Jubel noch weiter geäußert haben würde, hätte nicht der losbrechende Regen dem Tanzfeſt ein vorzeitiges Ende gemacht." Wenige Seiten weiter (II, 81) erzählt der Reiſende, wie er in Loanda einen Portugieſen, Loureiro, Chef eines Handelshauſes in Schanghai, kennen lernte, der nach Angola gekommen war, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. „Allein ſchon die erſten flüchtigen Einblicke in die Verhältniſſe der Kolonie hatten ihn bewogen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Ich gehe — ſo drückte er ſich aus — baldmöglichſt nach China zurück, laſſe mir mein Haupt ſcheren und trage einen Zopf, ich will

Digitized by Google

lieber Chinese sein als Portugiese!“ Oder S. 83, wo er von der Ueberschwemmung der großen Niederlassungen Boni Jesus am Kuansa (Quanza) erzählt: „Die Zucker- und Baumwollenplantage des unternehmenden und beharrlich ausdauernden Senhor Oliveira, die kostbaren Pflanzungen, das Produkt achtzehnjähriger Arbeit, sind verwüstet, die Gebäude zerstört, die Maschinen unbrauchbar geworden. Wahrlich, dieser Anblick allein genügt, um ein vernichtendes Urtheil über die Verwaltung der Kolonie zu fällen. Mit verhältnißmäßig leichten Mitteln wäre der Flußlauf zu regulieren und in seine Ufer einzudämmen, aber die Regierung sieht unthätig zu, wie die thatdurstigen und energischen Männer, welche mit Aufopferung an der Hebung der Kolonie arbeiten, durch die Ueberschwemmungen in ihrem Besitzthum ruinirt werden. Solche Thatsachen können die portugiesischen Deputirten mit allen ihren Protesten nicht wegleugnen; sie richten sich selbst, indem sie die Berichte eines Livingstone, Cameron, Young der Unwahrheit zeihen!“

Das 11. Kapitel des 2. Bandes: „Wie Angola colonisirt wird,“ ist in dieser Beziehung sehr lesenswerth. Dort werden die Grundübel, an denen die portugiesische Herrschaft in Afrika krankt, und welche deren Zusammensturz herbeizuführen drohen, kurz dargelegt; sie sind (S. 111) „erstens die Benutzung Angolas als Deportationsort für Verbrecher; zweitens das heimliche und offene Fortbestehen des Sklavenhandels und der Sklaverei; drittens die Vereinigung der Militär- und Civilgewalt in Einer Hand, die Verleihung der höchsten Stellen an unfähige Subalternbeamte aus dem Mutterlande, ihre durchaus unzulängliche Besoldung, das Fehlen jeglicher Kontrole und die dadurch hervorgerufene willkürliche Bedrückung und Aussaugung der Eingeborenen; viertens die Erschwerung und Niederhaltung des Handels durch hohe Abgaben und Zölle; fünftens der Mangel an regierungsseitigem Schutz und Beistand europäischer Ansiedler im Innern des Landes.“

Der Hauptwerth des Werkes liegt, wie wir nochmals betonen, weniger auf geographischer Seite, als auf dem Gebiete der Ethnographie und der Naturschilderung, und zur Beurtheilung der Zustände in Loango und Angola bietet es manchen schätzbaren Beitrag.

Zur Geographie der Spiele.

α. E. B. Tylor behandelt im Journal des britischen Anthropologischen Instituts die geographische Verbreitung einiger Spiele, unter anderen auch das Drachensteigen (Kite-Flying). Obgleich jetzt in ganz Europa naturalisirt, scheint es doch erst seit drei Jahrhunderten bekannt zu sein. Damals kam es aus Asien zu uns, wo es seit langer Zeit als Sport für Große und Kleine bekannt war. Europäische Reisende, welche China besuchten, sahen dort zu ihrer Verwunderung, wie erwachsene Leute nach gethaner Arbeit sich mit dem Drachenfliegen belustigten. An gewissen Tagen im Jahre (z. B. am 9. des 9. Monats) wird ein allgemeines Drachenfest gehalten und der Himmel ist dann mit allerlei wunderlich geformten Vögeln, Ungeheuern, Drachen bedeckt. Sehr geschickt im Fabriciren von solchen vielgestaltigen Drachen sind die Japanesen, deren Produkte jetzt in unseren Spielwaarenläden verkäuflich sind. Das Drachensteigen in Indien, Siam und den malaiischen Ländern ist oft beschrieben worden, und unter den eigenthümlichen Formen mögen Musik-Drachen, Laternen-Drachen und Kampf-Drachen (mit denen man die Leinschnuren anderer Drachen durchschneidet) erwähnt werden. Irgendwo im südöstlichen Asien, wo dieser Sport am verbreitetsten ist, können wir auch das geographische Centrum suchen, von dem aus er sich verbreitete. Thatsache ist, daß das Drachenfliegen in Neu-Seeland bereits vor der Ankunft der Europäer bekannt war. W. W. Gill in seinen Myths and Songs from the South Pacific, p. 122, bildet Drachen von den Hervey-Inseln ab, welche aus Rohr bestehen und mit Laub- und Federbüschen an den Schwänzen versehen sind. Sie waren, sagt er, ei-, teufen- oder vogelförmig, und da die letzteren am schwierigsten zu machen, waren diese selten und von den kindlichen alten Leuten, die sie auf den Hügelspitzen Mangaias steigen ließen, sehr bewundert. Nach einer einheimischen Sage forderte der Gott Tane einst den Gott Rongo auf ein Spiel Drachensteigen heraus, doch Rongo, der sich heimlich mit einer sehr großen Menge Schnur versehen hatte, gewann. Das war das erste Drachensteigen und dahier lernten es die Sterblichen; der erste Drachen, der den Himmel stieg, ist daher dem Rongo geweiht und trägt dessen Namen. Die Gesellschafts-Insulaner machten ihre Drachen von einheimischem Zeuggloff (Ellis, Polynesian Researches I, 228). Die Drachen der Neu-Seeländer aus Binsen und Flachsblättern sind oft beschrieben und von R. Taylor in seinem „New Zealand“ S. 346 abgebildet worden. Sie zeigen Vogelform und heißen Kahu oder Habicht (wie im Englischen Kite = Weihe). Wenn Drachen in der Nähe eines Dorfes steigen, herrscht Frieden, sagt Dieffenbach (Travels in New Zealand II, 31). Wir dürfen wohl schließen, daß dieses Spiel von dem malaiischen Winkel Asiens hierher gelangt ist, und seine weite Verbreitung über die Inseln, sowie die dabei gesungenen mythischen Gesänge, scheinen auf ein hohes Alter zu deuten. Bemerkenswerth erscheint, daß die Fidschianer, die weder nach Race noch nach Sprache echte Polynesier sind, außerhalb der Linie liegen bleiben, auf welcher das Drachenspiel sich verbreitete. Dr. Seemann (Viti, S. 45) sagt, daß er nie bei ihnen einen Drachen sah, wohl sie aber nach ihrem polynesischen Ausdrucke manu-manu (Vogel) bezeichnen hörte.

Als Wallace an einem nassen Tage mit einer Anzahl Knaben und junger Leute in einem Dajak-Hause auf Borneo zusammen war, zeigte er ihnen, wie man mit einem Stückchen Band die „Katzenwiege“ (cats cradle) machen könne. Es ist dies das Spiel, welches man im Deutschen wohl „Abnehmen“ nennt, wobei ein zusammengeknüpftes Bindfaden über beide Hände geschlungen wird, wodurch verschiedene Figuren entstehen. „Zu meinem großen Erstaunen kannten sie es ganz genau und sogar besser als ich; denn nachdem ich alle Variationen, die ich machen konnte, gezeigt hatte, nahm einer der Knaben es mir aus der Hand und machte verschiedene neue Figuren, die mich ganz in Verlegenheit setzten.“ (Malaiischer Archipel, deutsche Ausgabe I, 125.) Auf Neu-Guinea spielen die polynesischen Motu gleichfalls die Katzenwiege (Journ. Anthropol. Inst. VII, 483), und die Stellung, welche diese kleine Kunst auf Neu-Seeland einnimmt, ist sehr bemerkenswerth. Die Maorie verstehen nämlich den Bindfaden so künstlich zu verschlingen, daß dadurch Kähne, Häuser u. s. w. gebildet werden. Auf diese

Digitized by Google

Weise stellen sie Scenen aus ihrer Mythologie dar, wie Hine-nui-tepo, die Göttin der Nacht mit ihrer Nachkommenschaft, und der Gott Maui, wie er fischt. Maui, der Nationalheros, soll dies Spiel erfunden haben und es wird auch nach ihm benannt. (Taylor 130, 347; Dieffenbach II, 32.) Was die Australier betrifft, so bemerkt Eyre (Central-Australia II, 229), daß „Bindfaden-Verknotungen unter ihnen eine besondere Belustigung sind. Der Europäer wird von dem Scharfsinn, den sie dabei entwickeln, überrascht sein, sowie von der Mannigfaltigkeit der dargestellten Figuren. Unsere Kinderspiele dieser Art sind dem gegenüber armselig und winterstarr." Sicher ist, daß die Dajaks und Polynesier dieses Spiel nicht von den Europäern erlernten, und obgleich „Katzenwiege" nun über ganz Westeuropa verbreitet ist, findet Tylor doch nirgends eine Spur, die auf ein höheres Alter dieses Spieles hinweist. Südostasien ist seine Heimat und von hier gelangte es einerseits nach Europa, andererseits nach Polynesien und Australien.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber den Schiffs- und Waarenverkehr auf dem System des Ob bringen die „Jenisseisk. Gubern. Wiedom." nach Ermittelungen des Kapitäns Nikitin folgende Nachrichten. Im Ganzen verkehren auf dem Ob jetzt 30 Dampfer, davon 22 von Eisen, 8 von Holz gebaut. Einer hat 150, sechs haben 120, fünf je 100, die übrigen 80 und weniger Pferdekraft. Den Passagierverkehr zwischen Tjumen und Tomsk unterhalten nur sieben Dampfer der Gesellschaft Kurbatow und Ignatowy. Bei den Dampfern sind noch 52 Lastschiffe (barsha), fünf davon speciell für Gefangenentransport eingerichtet. Diese Lastschiffe tragen von 12 000 bis 50 000 Pud (zu 16 380 kg). Außerdem giebt es noch 16 gedeckte Barken (gusjanka) und auch auf dem Tom-Kolne für seichte Stellen. Während der Schifffahrtszeit 1878 sind auf den Flüssen des Ob-Systems verfrachtet worden: an verschiedenen Fabrikaten 1 014 866 Pud (darunter Manufakturwaaren über 500 000 Pud, Eisen-, Gußeisen- und Stahlwaaren fast 260 000 Pud), Verpflegungsgegenstände und Rohprodukte 1 417 272 Pud, Fische, namentlich im Unterlaufe des Ob und im Ob-Busen gefangen, 350 000 Pud; außerdem auf dem Irtysch und Ob zur Ausfuhr an Weizen und anderen Produkten der Landwirthschaft 54 100 Pud, dazu ausländische Waaren, die zur See eingingen, 14 600 Pud, im Ganzen 2 850 000 Pud.

— Kapitän R. Burton wird, wie der „Mail" vom 29. December 1879 aus Alexandria geschrieben wird, das Goldland Midian bald zum dritten Male besuchen, um im Auftrage von Kapitalisten eine definitive Aufnahme des Gebietes zum Zwecke großer kommerzieller Operationen auszuführen. Der Chedive wird seine Erlaubniß zu derzeitigen Arbeiten gegen Abgabe gewisser Procente vom gewonnenen Erze ertheilen.

— Von der Expedition des Grafen Szechenyi (vergl. „Globus" XXXVI, S. 335) sind neue aber keineswegs zufriedenstellende Nachrichten (vom 27. Oktober 1879 aus Peking) eingetroffen. Da ihm die direkte Straße vom Kukunor nach der tibetischen Hauptstadt Lhassa verperrt wurde, beschloß er sein Ziel von Osten her zu erreichen und begab sich nach Tching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Setschwan, welche er am 6. Oktober erreichte. Von dort wollte er am 8. Oktober auf der wohlbekannten Straße nach Batang ziehen, welches unweit des obern Jang-tse-kiang liegt. Inzwischen hat sich aber die chinesische Regierung von ihrem Residenten in Lhassa berichten lassen, daß die Tibeter, von ihren Lamas aufgestachelt, entschlossen seien, den Reisenden, wenn nöthig mit Waffengewalt, am Eintritte in ihr Land zu verhindern. Aber mit der chinesischen Politik und der Geschichte der Reisen vertraut ist, weiß, daß die Tibeter nicht daran denken, ihr Land zu verschließen, sondern daß es die Chinesen sind, welche aus kommerziellen und politischen Gründen die Europäer und Tibet fern zu halten streben. Sie werden auch in diesem Falle alles aufbieten, den Grafen Reise in der höflichsten, aber listigsten Weise zu vereiteln, wie es ihnen bereits gelungen ist, ihm den direkten Weg vom Kuku-nor her zu verlegen. Wir kennen die Ausdichten des Grafen nicht für günstige halten, so sehr wir ihm auch den größten Erfolg wünschen.

Afrika.

— Die nach Algerien bestimmten Offiziere und Ingenieure, welche die „Transsaharische Eisenbahn" traciren sollen, verlassen jetzt (Januar) Paris in einzelnen Abtheilungen. Sie führen eine Anzahl speciell konstruirter Anroide mit sich, welche häufig mittels kochenden Wassers mit einem sehr einfachen Hypsometer verglichen werden sollen.

— Gordon-Pascha oder, wie er jetzt wieder heißt, Oberst Gordon hat mit Beginn des neuen Jahres seinen hohen Posten als Generalgouverneur des ägyptischen Sudan niedergelegt; er hat es eingesehen, daß es trotz aller seiner Anstrengungen und aller Erfolge, die er aufzuweisen hat, unmöglich ist, dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, so lange in Aegypten die Haussklaverei aufrecht erhalten wird und die Nachfrage nach schwarzer Menschenwaare fortbesteht. Als sein Nachfolger gilt Ismail Ejub Pascha. Es wäre zu verwundern, wenn auch fernerhin die ägyptische Machtstellung im Sudan sich hielte und die Forschungsreisen eines Emin Effendi, Junker u. s. w. ihren Fortgang nähmen. Beides hört nun vielleicht bald auf.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung von Socotra hat den Dr. J. B. Balfour, Professor der Botanik in Glasgow, welcher bereits als Naturforscher bei der Beobachtung des Venusdurchganges auf Rodriguez thätig war, für ihre Expedition nach jener afrikanischen Insel gewonnen. Dr. Balfour hat sich zu Anfang des Januar über Aden zu seinen Bestimmungsort begeben.

— Das Telegraphenkabel von Aden nach Durban, dessen Zehlen bei dem jüngsten Kaffernkriege so schmerzlich von England empfunden wurde (s. „Globus" XXXV, S. 256), ist zu Anfang des neuen Jahres fertig gelegt und in Gebrauch genommen worden.

— Von Mr. Joseph Thomson, nach Keith Johnston's Tode Leiter der englischen ostafrikanischen Expedition, ist bei der Londoner Geographischen Gesellschaft ein Brief eingetroffen, datirt Mbungo am Nyassa-See, 27. September 1879. Danach hat die Expedition ohne weitern Unfall und in den besten Umständen am 22. September das Nordende des Sees erreicht und gedachte am 28. desselben Monates von dort nach dem Tanganjika-See aufzubrechen; über den Weg darthin konnte Thomson nichts in Erfahrung bringen, hoffte aber auf keine Schwierigkeiten zu stoßen. Die wich-

Digitized by Google

tigste Stelle des Briefes, der nur kurz ausfiel, weil der Schreiber einen schlimmen Finger hatte, lautet: „Von 8½° südl. Br. steigt das Land plötzlich von etwa 3500 Fuß zu 7000 Fuß an und einige Meilen südlicher zu 8000 und 9000 Fuß, indem es die Oberfläche eines alten Plateaus darstellt, welches jetzt von zahlreichen Strömen in engen tiefen Thalschluchten durchschnitten wird. Diese Erhebung reicht bis an den Nyassa-See. Eine größere Höhe wurde auf unserer Route nicht beobachtet, der höchste erreichte Punkt war 8116 (Barometer). Man sah keinen hervorragenden Berg und das (von Elton überstiegene) Konde-Gebirge konnte ich als Kette nicht entdecken. Dies Plateau besteht aus weichem Thonschiefer bis in die Nähe des Nyassa-See, wo vulkanische Felsen auftreten."

— Ueber die Schicksale der Expedition der Internationalen Afrikanischen Association, über welche seit langer Zeit nichts Wesentliches zu berichten war, liegen folgende Nachrichten vor: Die erste Expedition, welche sich seit December 1877 auf afrikanischem Boden befindet (vergl. über dieselbe „Globus" XXXII, S. 224 und 351, XXXIII, S. 158 und 365, XXXIV, S. 142 und 319, XXXV, S. 256), besteht jetzt nach dem Tode dreier Mitglieder, und nachdem Herr Dutrieux von Tabora in Unjanjembe nach Europa zurückgekehrt ist, aus dem einzigen Herrn Cambier. Derselbe verließ mit seiner aus 266 Trägern bestehenden Karawane Anfangs Mai 1879 Tabora und hat endlich Masikamba am Tanganjika-See (unter 7° südl. Br.) erreicht. Sein Schreiben ist vom 28. August datirt. Die zweite Expedition (s. „Globus" XXXV, S. 256), bestehend aus den Herren Papeïn als Chef, Dr. van den Heuvel und Dutalis, brach am 10. Juli 1879 von Bagamoyo nach dem Innern auf. Lieutenant Dutalis erkrankte jedoch am Fieber und mußte nach Europa zurückgesandt werden. Seine Gefährten schlugen im Westen des deutschen Weg ein, wie Stanley auf seiner ersten Reise zur Aufsuchung Livingstone's, und erreichten am 15. August Mpwapwa, wo sie mit der Elephantenkarawane unter Herrn Carter zusammentrafen (vergl. „Globus" XXXVI, S. 47 und 272). Die Elephanten, von denen jeder mit tausend Pfund belastet war, hatten alle Strapazen gut überwunden, haben 24 Stunden ohne Wasser und 31 Stunden ohne Futter ausgehalten, sind bis zu 27½ Stunden hinter einander marschirt, haben dabei von der Tsetse-Fliege nicht gelitten und sich mit den landesüblichen Nahrungsmitteln begnügt. Nur einer der Thiere ist, wie es scheint, an Apoplexie gestorben. Im Hauptstadt Kanjenje erreicht und damit etwa die Hälfte des Weges nach dem Tanganjika zurückgelegt.

Eine dritte Expedition unter Stanley's Anführung soll den Plan einer Eisenbahnlinie zwischen den beiden Oceanen quer durch das Innere Afrikas auch von der Westseite her in Angriff nehmen. Stanley hat, wie jetzt bekannt geworden ist, in Zanzibar eine Anzahl zuverlässiger Leute, theilweise solche, welche ihn früher begleitet hatten, auf drei Jahre angeworben und sie um Nordafrika herum, über Suez und Gibraltar nach der Kongo-Mündung geführt, wo er mit dem Dampfer „Borga", der seine Ausrüstung brachte, zusammentraf. Seine kleine Flottille (s. „Globus" XXXVI, S. 143) ist alsdann den Kongo bis zu den großen Wasserfällen von Jellala hinaufgefahren, von wo das ganze Material mittelst besonderer Karren zu Lande nach dem Stanley Paal, wo die Schifffahrt wieder ihren Anfang nehmen kann, hinaufgeschafft werden sollte. Es soll beabsichtigt werden, an geeigneten Punkten zwei friedliche Stationen zu errichten, um schließlich — was freilich nach in weitem Felde liegt — Henry Cambier, der sich in Nianguwe am obern Kongo niedergelassen soll, die Hand zu reichen. Stanley ist dabei angewiesen, keine Gewalt zu brauchen, vor Widerstand zurückzuweichen und lieber sich den Durchzug mit seinem reichen Waarenvorrath zu erkaufen.

— Abbé Debaize, der von der französischen Regierung ausgesendete Afrika-Reisende, (vergl. die letzten Nachrichten von ihm „Globus" XXXVI, S. 78) ist, von seinen Trägern verlassen und ausgeplündert, krank und entmuthigt nach Ubschidschi zurückgekehrt, wo er bei den dort stationirten englischen (protestantischen) und algerischen (katholischen) Missionären Aufnahme und Pflege gefunden hat.

Nordamerika.

— Ueber Dakota und Manitoba, diese seit einigen Jahren zum Zielpunkt einer starken Auswanderung, hauptsächlich auch von Deutschen, gewordenen Gebiete, von denen das erstere ein Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das andere ein Glied der Dominion of Canada ist, giebt ein Berichterstatter des „Times" folgende neuere Daten: Das Thal des Red River des Nordens, auf dessen rechtem Ufer Minnelata und auf dessen linkem Dakota gelegen, und das noch eine Strecke bis zur Mündung des Flusses in den Winnipeg-See sich in das Gebiet von Manitoba erstreckt, ist in seinem fruchtbaren Theil 300 engl. Meilen lang und durchschnittlich 75 engl. Meilen breit. Es enthält nur wenige Stellen, die nicht anbaufähig sind, und wenn es auch nur zur Hälfte mit Weizen bebaut wird, kann es nach den Erträgnissen, an die man hier gewöhnt ist, den ganzen großen Weizenbedarf Englands decken. Der Hauptmangel, wie überall in den jungbesiedelten Gebieten, sind Verkehrswege. Zwar führt eine Eisenbahn im Thale des Red River von Breckinridge bis Selkirk, eine Strecke von circa 440 km, aber es fehlt am meisten an Zufuhrwegen. Trotzdem ist in den letzten Jahren die Besiedelung rasch vorgeschritten. Eine norwegische Kolonie hat sich 120 km oberhalb Fargo niedergelassen, diesem jungen Orte, der vor zehn Jahren noch nicht bestand, aber sie hat den Weizen ihrer Felder bis nach Fargo zu Markte zu bringen. Man denke 120 km mit schwerbeladenen Ochsenwagen auf steinlosem Prärieboden! Selbst in die Thäler des Peace River und Athapasca, die nördlich vom 55. Breitegrad, der gewöhnlich angenommenen Nordgrenze des Weizens in Nordamerika, gelegen sind, ist der Auswandererstrom vorgedrungen. Im Thal des Saskatchewan, 800 km westlich von Winnipeg, ist jetzt die Ansiedelung Prince Albert auf 600 Köpfe herangewachsen, die sich mit Viehzucht beschäftigen. Die Legislative Assembly von Manitoba erklärt, daß in diesen Gebieten des fernen Nordwestens 380 000 engl. Quadratmeilen „Weizenland" seien. Es klingt das sehr optimistisch, daß bleibt von dieser Behauptung immerhin soviel bestehen, daß es dort weite, durchaus unbesiedelte und nicht unfruchtbare Strecken giebt, die in den nächsten Jahren von dem immer weiter vordringenden Auswandererstrom erreicht werden dürften. 8 km von Winnipeg liegt eine schottische Kolonie, Kildonnan, circa 1000 Köpfe zählend, die große Mengen von Weizen, Mais und Hafer exzeugt. Allerdings hat dieser Punkt bei einer höchsten Sommerhitze von 35° (?) eine extreme Winterkälte von 40° C., und man versteht nicht wohl, wie bei solcher Kälte die Viehzucht ohne große Gefahr des Erfrierens aber Verbungernns betrieben werden kann. 130 km südlich vom Winnipegsee liegen auf beiden Seiten des Red River die Ansiedelungen der deutschen Mennoniten, welche vor einigen Jahren aus Rußland auswanderten, hauptsächlich um der Canstreption zu entgehen. 8000 von ihnen sollen sich in dieser Gegend niedergelassen haben, scheinen aber nicht durchaus glücklich in ihrer hauptsächlichen Beschäftigung, dem Weizenbau, gewesen zu sein, da der Boden, den sie bauen, zu feucht ist, so daß die Erträge von der mittlern Zahl von 15 bis 20 Bushel pro Acre auf 10 bis 12 gesunken sind. Der Korrespondent hebt sehr richtig hervor, wie gerade in diesem Klima die Hülfsquellen des Landbauers viel-

Digitized by Google

fältige sein müssen, wenn er sich nicht verderblichen Stößen aussetzen soll. Von einsichtigen Farmern wird daher in wachsendem Maße Hafer neben dem Weizen gebaut. Wie rasch das Land, speciell in Manitoba Eigenthümer findet, geht daraus hervor, daß während hier in dem am 31. October 1876 endigenden Jahre 154 000 Acres Regierungsland vergeben wurden, diese Zahl sich in dem am 31. October 1878 endigenden Jahre auf 682 592 Acres erhöht hatte. Fort Garry, der Hauptplatz, ist von 700 Einwohnern in 1871 auf 7000 in 1879 gewachsen. Soweit man bei den sehr unvollkommenen Erhebungen von einer Handelsstatistik sprechen kann, wurden im Jahre 1877/78 für 0,72 Mill. Doll. ausgeführt und für 1,17 Mill. Doll. eingeführt. Von dem Hauptgegenstande der Ausfuhr, dem Weizen, der der Stapelartikel dieser Region zu werden verspricht, mag es von Interesse sein, die Preise des Anbaues und des Transportes hier beispielsweise: der erstere beträgt 45, der Transport bis Duluth am Obern See 15, die Fracht bis zum Seehafen 15, die Seefracht 18, verschiedene Kosten 17 Cents pro Bushel, so daß der Bushel auf 110 Cents = circa 4½ Mark in einem europäischen Hafen sich stellt. Dabei wird bekannt, daß die Güte des Weizens zunehme in dem Maße, als er sich der Nordgrenze seiner Verbreitung nähere.

— Washington Territorium, das nordwestlichste Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wünscht als Staat in die Union aufgenommen zu werden. Da ihm der Census von 1870, ausschließlich der Indianer, nur 23 955 Einwohner zuwies, und dieselben sich seitdem um nicht mehr als 15 000 vermehrt haben dürften, so besitzt zwar dieses Territorium noch kaum den vierten Theil der auf die Volkszahl eines Congreß-Wahlbezirks herumschlagenden Bevölkerung, die eigentlich nothwendig erachtet wird für einen Staat, der mit den übrigen in eine Reihe treten will, aber in neuerer Zeit ist die Aufnahme eines neuen Staates hauptsächlich eine Frage der Politik. Wenn eine Partei die Stimmen des neuen Bundesgliedes sich sichern zu können meint, wird sie die Aufnahme durchzudrängen suchen. Bemerkenswerth ist, daß der Verfassungsentwurf den zukünftigen Staatsbeh den Indianeransiedlungen ausdrücklich das Stimmrecht zuerkennt, und die Eisenbahnen, deren freilich das Territorium zur Zeit nicht mehr als 315 km besitzt, für öffentliche Straßen erklärt.

— Die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten wird nach einer 1877 vom Board of Delegates of American Israelites angeordneten Zählung auf circa 300 000 veranschlagt. Die 1870er amtliche Volkszählung ergab 152 jüdische Gotteshäuser mit 5,1 Mill. Doll. Kirchenvermögen. Die entsprechenden Zahlen waren im Jahre 1850 36 und 0,4 Mill. gewesen. 1877 wurden von der genannten Vereinigung 300 Gemeinden gezählt. Ihre weitaus größte Zahl, circa 50 000, wohnt in Neuyork. Für die Heranbildung der Rabbiner haben sie zwei Schulen in Neuyork und Cincinnati.

— Unter den Wundern, welche die Trapper der Yellowstone-Region zuschrieben, gehörten auch zwei Flüsse von beträchtlicher Größe, welche an ihren Quellen zusammenhängen, dann aber nach verschiedenen Seiten den Wasserscheide hinabfließen sollten, so daß der eine in den Atlantischen, der andere in den Stillen Ocean gehen würde. Nachdem mehrere Besucher jener Region die Thatsache bestätigt hatten, natürlich mit den nöthigen Abstrichen, welche die üppige Phantasie der Trapper-Entdecker herausfordert, giebt nun Hayden die erste genaue Beschreibung der immerhin bemerkenswerthen Erscheinung. Er verlegt den „Zwei-Ocean-Paß" in 110° westl. L. und 44° 5' nördl. Br. Der Paß ist 8081 engl. Fuß (2464 m) hoch. Das Thal, das aus dem Yellowstone-Fluß zu ihm hinaufführt, ist zuerst sehr eng, verbreitert sich aber dann zu einer breiten Wiese, die inmitten des Passes ⅓ engl. Meile breit ist und dann nach dem pacifischen Abhange zu sich neuerdings wieder verengt. Der Abfluß nach beiden Seiten ist so wenig scharf bezeichnet, daß die Gesellschaft Hayden's am 3. October 1878 ¼ engl. Meile von der Wasserscheide lagerte, ohne eine Ahnung von derselben zu haben. Der Rücken des Passes erwies sich als etwa ½ engl. Meile weit so flach, daß ein Moor sich gebildet hatte, das in Zeiten größeren Wasserreichthums zum See werden mußte. Ein Theil des von den benachbarten Bergen herabkommenden Wassers fließt in das Meer, sickert nach beiden Seiten durch und bildet zwei kleine Flüßchen, deren einer nordöstlich, der andere südwestlich fließt. Auf der Ostseite der Wasserscheide ist eine Depression oder Schlucht, in welcher zur Zeit von Hayden's Besuch ein Flüßchen war, das in nordöstlicher Richtung in den Atlantischen Abfluß sich ergoß, dies ist der „Zwei-Ocean-Bach". Am Fuß eines Berges gab ferner eine Quelle einem Bach Ursprung, der nicht ganz 6 Fuß von diesem Bache entfernt war, und dieser kleine Zwischenraum war von einem trockenen Kanal eingenommen, welcher den Bach mit dem Zwei-Ocean-Bach verband, und man sah, daß bei großem Wasserreichthum dieser in den Bach einbrach und einen Theil seines Wassers in dessen Bett nach der pacifischen Seite hinabsandte. Sogar noch tiefer hinab am Zwei-Ocean-Bach fanden sich trockene Kanäle, die zur Hochwasserzeit Wasser auf dem letztern in den „Pacifischen Bach" führen und damit also Wasser der atlantischen Seite nach der pacifischen hinüberbringen.

— Statistische Ergebnisse der letzten Wahl in Californien. Die letzte (im September 1879 stattgehabte) Wahl für Staats- und städtische Beamte in Californien hat einige interessante Aufschlüsse über das numerische Verhältniß der verschiedenen Nationalitäten gegeben, welche die kosmopolitische Bevölkerung von San Francisco bilden. Da es nach den hiesigen Gesetzen nur solchen gestattet ist, bei einer Wahl zu stimmen, welche vor derselben ihre Namen registrirt und den Beweis geliefert haben, daß sie Bürger der Vereinigten Staaten sind, und dabei gleichzeitig das Geburtsland jedes Registrirten genau angegeben werden muß, so liegen jetzt zuverlässige Data über die Nationalität der verschiedenen Stimmgeber vor. Folgendes Resultat hat sich für San Francisco ergeben:

Geburtsland	Stimmberechtigt	Geburtsland	Stimmberechtigt
Irland	10 467	Sandwichsinseln	17
Deutschland	6 704	Spanien	17
England	1 751	Neufundland	17
Frankreich	805	Türkei	9
Schottland	563	Azoren	8
Italien	439	Ostindien	8
Oesterreich	411	Brasilien	7
Rußland	399	Isle of Man	6
Canada	385	Centralamerika	5
Dänemark	363	Westindien	5
Schweiz	308	Neu-Seeland	5
Norwegen	239	Neu-Süd-Wales	5
Neu-Schottland	194	Madeira	4
Australien	175	Malta	4
Neu-Braunschweig	149	Neu-Granada	3
Wales	105	China	2
Westindien	84	Holländisch-Guinea (Guayana?)	2
Holland	77	Guernsey	2
Portugal	52	Venezuela	2
Prinz-Edwards-Insel	47	Algier	2
Belgien	46	Britisch-Columbia	1
Mexico	39	Philippinen	1
Chili	33	Gesellschaftsinseln	1
Griechenland	28		

Totalsumme der im Ausland Geborenen 23 986.

Das numerische Verhältniß der in Amerika Geborenen stellt sich folgendermaßen:

Digitized by Google

New York	5 301	District of Columbia .	111
Massachusetts	3 016	Süd-Carolina	111
Californien	**2 527**	Tennessee	108
Maine	1 570	Iowa	90
Pennsylvania	1 374	Alabama	78
Ohio	896	Nord-Carolina	74
Maryland	517	Georgia	69
New Hampshire . . .	494	Minnesota	63
Connecticut	492	Mississippi	63
New Jersey	463	Delaware	122
Vermont	461	Oregon	96
Virginia	418	Texas	35
Illinois	400	Auf See Geborene . .	28
Louisiana	358	Arkansas	16
Rhode Island	295	Florida	9
Missouri	281	Utah	6
Kentucky	271	Kansas	5
Michigan	227	Nebraska	4
Indiana	215	Washington-Territor. .	2
Wisconsin	192	Indianer-Territorium .	1

Totalsumme der in Amerika Geborenen . . . 20 769
„ „ im Ausland Geborenen . . . 23 996

Totalsumme der Stimmgeber in San Francisco 44 765

Da sich das Verhältniß der Stimmgeber zur Gesammtbevölkerung annähernd wie 1 zu 6 verhält, so ergiebt dies für die Stadt San Francisco beinahe 270 000 Einwohner, wozu mindestens 30 000 Chinesen kommen, eine Totalbevölkerung von etwa 300 000 Seelen — was der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

Im Staate Californien wurden bei dieser Wahl 155 521 Stimmen abgegeben, was eine Bevölkerung für den Staat von etwa 1 Million Einwohner (inclusive Chinesen) ergiebt. Gegen chinesische Einwanderung stimmten 154 638 — dafür 883.

Theodor Kirchhoff.

Südamerika.

— Der Direktor der geologischen Abtheilung des brasilianischen Nationalmuseums, Orville A. Derby, ist an einer wissenschaftlichen Expedition in das Innere Brasiliens aufgebrochen, und zwar in Gesellschaft einiger Ingenieure, die, unter der Leitung des Amerikaners Roberts, Vermessungen für eine neue Eisenbahn vornehmen sollen. Man beabsichtigt, den S. Francisco-Strom bis zu den Fällen (168 Meilen von der Mündung) aufwärts zu gehen und noch oberhalb derselben den Fluß in einem mitgenommenen Dampfboot zu befahren. Später will Derby die übrige Gesellschaft verlassen und allein die gold- und diamantenreiche Provinz Minas Geraes in geologischer Beziehung durchforschen. Es ist dies Unternehmen ein um so wichtigeres, als die Geologie dieser Gegend noch so gut wie unbekannt ist, da die Aufnahme, welche 1866 die Mitglieder der Agassiz-Expedition Allen, St. John und Th. Ward gemacht haben, eine sehr flüchtige war.

— Aus Valparaiso wird der „A. Z." berichtet, daß am 4. Oktober an Bord des argentinischen Dampfers „Espinante" Francisco Moreno zur Erforschung der südlichen Regionen von Buenos Ayres abgegangen ist. Ihn begleiten ein Ingenieur, ein Ackerbausverständiger, ein Photograph und ein Lieutenant als Schiffsführer. Auf dieser Reise sollen folgende Punkte berührt werden: Rio Negro, Chubut, Bai San Jorje, Insel Leones, Puerto Desedo, San Julian, Santa Cruz, Rio Gallegos, Küste von Feuerland bis Kap Horn, englische Mission im Beagle-Kanal, Staaten-Insel. Auf dem Rückwege will man den Santa Cruz hinauf fahren bis zu seinen Quellen Argentine, Viedma und San Martin; von da aus will Moreno östlich der Anden nach dem Rio Negro und der Ansiedelung Patagones gehen. Die Expedition soll 1½ bis 2 Jahre dauern. (Vergl. über Moreno's letzte Reise Bd. 36, S. 239.)

* * *

— Nach vor Weihnachten 1879 ist mit Ausgabe des 8. Bandes (die Fische) von Brehm's Thierleben dieses volksthümliche prächtige Werk abgeschlossen worden, in welchem das Wissen, die feine Naturbeobachtung und die geschmackvolle Darstellung des Schriftstellers mit dem lebensvollen Stifte der Künstler und der gediegenen Ausstattung sich zu einem harmonischen Ganzen vereint. Nahe an 2000 Abbildungen enthalten die 10 Bände, welche durch Uebersetzungen bereits in die Literatur von Italien, Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark übergegangen sind. Die Verlagshandlung hat das Probeblatt einer Ausgabe mit Farbendrucktafeln beigefügt, welche das höchste zu werden versprecht, was naturgeschichtliche Abbildung in Wiedergabe der natürlichen Farben zu leisten vermag. Besonderes Interesse erregt aber schließlich die Mittheilung, daß sich dem Thierleben bald ähnliche Darstellungen der Pflanzenwelt, der Gesteine und der geologischen Entwickelung der Erde und endlich des Menschen anreihen werden, also eine Gesammtdarstellung der Naturreiche, verrührend von den berufensten Männern, 4 bis 5 Bände umfassend und noch reicher mit Abbildungen, namentlich in farbigem Drucke, ausgestattet, als das Thierleben.

Handbuch der Statistik von M. Block. Deutsche Ausgabe, zugleich als Handbuch der Statistik des deutschen Reichs von Prof. H. von Scheel, Mitglied des Kaiserl. statistischen Amts. gr. 8. Leipzig 1879, Verlag von Veit u. Comp. Preis 6 M.

Ein sehr geeignetes Buch, da für Ende 1880 abermals eine allgemeine Volkszählung beabsichtigt ist und über die Methode und den Werth statistischer Erhebungen noch große Unkenntniß herrscht. — Das Buch ist für das größere gebildete Publikum, insbesondere auch für Studirende als Einführung in die Statistik bestimmt. Mit den wichtigen Problemen und Streitfragen der Statistik bekannt zu machen, die Entstehung und den Werth statistischer Ziffern beurtheilen zu lehren und zugleich besonders in der Statistik des deutschen Reichs zurechtzuweisen und deren Ergebnisse mitzutheilen, ist sein Zweck. — Nur das erste und zweite Buch schließen sich mit unwesentlichen Aenderungen an das französische Original an; das dritte und vierte Buch sind durchaus selbständig, den deutschen Verhältnissen entsprechend bearbeitet, wofür Prof. von Scheel durch das reiche Material des Kaiserl. statistischen Amts die neuesten, besten und zuverlässigsten Daten zu geben wie kein Anderer im Stande war.

Inhalt: Jules Crevaux's erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). VI. (Mit zwei Abbildungen.) (Schluß.) — Die Republik Hayti. I. (Mit drei Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Bewohner des Sulu-Archipels. — Reisewerke über West-Afrika. III. — Zur Geographie der Spiele. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 17. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 6. — 2. Ankündigung, betr. „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. G. Neumayer, Director der Seewarte in Hamburg." Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)*

II.

Mit einem gewissen Stolz machen die Einwohner von Cap Haitien jeden Fremden auf zwei gewaltige Bauwerke aufmerksam, die, einige Meilen landeinwärts von der Stadt gelegen, zu den größten Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes gehören, doch muß der Reisende nicht erwarten, hier ausnahmsweise etwas Anderes zu finden als Ruinen; denn das Schloß Sans-Souci sowohl als auch die Citadelle Laferrière liegen im traurigsten Verfalle — aber, auch abgesehen von dem Umstande, daß die beiden Riesenbauten in den ersten Jahrzehnten der Unabhängigkeit des Negerstaates nach den Entwürfen farbiger Baumeister von farbigen Arbeitern aufgeführt worden sind, verdienen sie in der That die größte Beachtung; und wenn König Henry, berüchtigten Andenkens, der staunenden Mit- und Nachwelt beweisen wollte, „daß die junge Monarchie der Farbigen keinen Vergleich mit den alten europäischen Königreichen zu scheuen brauche," so hat er in dem Punkte architektonischer Bestrebungen, freilich auch nur in diesem, seinen Zweck erreicht.

In Begleitung eines der angesehensten Advokaten von Cap Haitien, Mr. Karne's Gourgues, machte sich La Selve um einem Nachmittag zu Pferde auf den Weg nach der kleinen Stadt Milot, in deren unmittelbarer Nähe Schloß und Citadelle sich befinden. Eine Fähre brachte sie über die Mündung des Flusses Haut-du-Cap; dann ging es eine gute Strecke dicht am Meeresufer entlang, bis man die nach Süden abgehende Straße erreichte. Zur Rechten derselben erhob sich das Fort St. Michel, das im Jahre 1802 an einem und demselben Tage von dem Negergeneral Pétion genommen und von den Franzosen unter General Clausel wieder zurückerobert wurde. Zur Linken ließ man den Flecken Petite-Anse liegen, der, auf der Stelle des größten festen Dorfes des altindianischen Guakanagarik erbaut, während des Sklavenaufstandes lange Zeit das Hauptquartier Henry Christophe's, damals noch Obersten beim Negerheere, gewesen ist. Hier machten auch 1759 die Franzosen den ersten Versuch, das von Martinique eingeführte Bambusrohr zu kultiviren, einen Versuch, den, über alle Erwartung günstig ausfiel und den reichen Hülfsquellen des Landes eine neue, unerschöpfliche hinzufügte. Die Straße war durch die Regengüsse der vorhergehenden Tage vollständig aufgeweicht, und überall ragten aus dem Schlamme große Steine und Felsstücke hervor; aber die kleinen auf der Insel selbst gezogenen Pferde, die sich durch sichern Gang und nervige Härte auszeichnen, überwanden alle diese Hindernisse mit Leichtigkeit. Nach mehrstündigem Ritt durch die breite Savanne Grand-Pré, in der ein von Henry Christophe errichtetes befestigtes Lager sich befindet, kamen die Reisenden bei dunkeler Nacht in Milot an. Es war nicht leicht, in der finstern schlafenden Stadt ein Nachtquartier ausfindig zu machen, und erst nach manchem Umherirren fand man Aufnahme im Hause eines Mulatten. Milot liegt nicht weit vom Fuße des Morne-du-Bonnet-à-l'Evêque, eines gewaltigen in Terrassen aufsteigenden Berges, auf dessen untersten Stufe das Schloß Sans-Souci sich erhebt.

Bei glänzend klarem Sonnenscheine begaben sich La Selve und sein Begleiter am nächsten Morgen unter Führung eines ihnen von dem militärischen Befehlshaber der Stadt beigegebenen Negersoldaten nach den Ruinen, die aus einem

wahren Meer von Grün ihnen entgegenleuchteten. Früher führte ein breiter mit Kies beſchütteter und mit Baumreihen bepflanzter Weg von der Stadt bis zum Eingange des Schloſſes, der durch ein kunſtvoll gearbeitetes hohes Eiſen-

Savanne de Grand-Prè, von Henry Chriſtophe befeſtigtes Lager.

Der Berg Bonnet-à-l'Evêque und Schloß Sans-Souci bei Lebzeiten Königs Henry I.

gitter verwahrt war. Eine ſtarke Umfaſſungsmauer lief um das Schloß mit ſeinen Nebengebäuden und ſeinen weitläufigen Höfen und Gärten. Außerhalb dieſer Mauer befand ſich zur Rechten des Einganges eine große Rumbrennerei;

Digitized by Google

denn die ſchwarze Majeſtät verſchmähte es nicht, durch den Betrieb induſtrieller Etabliſſements die Einkünfte der Krone zu vermehren. Links vom Eingange erhob ſich die Kirche, eine umfangreiche mit Schiefer gedeckte Rotunde, über deren ſäulengeſchmücktem Portal ein reichſkulptirtes Giebelfeld prangte. Hinter der Kirche lag der Saal des Staatsrathes; das eigentliche Schloß aber beſtand aus einem mittlern groſſen Pavillon und zwei Seitenflügeln, die ihrerſeits wieder mit kleineren viereckigen Pavillons abſchloſſen. Eine mächtige eiſerne Thür, an deren jeder Seite ein großer Löwe neben einem angeblich mit Gold gefüllten Kaſten ruhte, führte in das untere Geſchoß, das, mit den oberen Räumen in keiner Verbindung ſtehend, als Lagerraum für die aus den königlichen Fabriken hervorgehenden Erzeugniſſe diente. Zu dem oberen Geſchoß führte eine breite Doppeltreppe von außen hinauf; auf der linken Seite deſſelben wohnte die Königin Marie Louiſe, auf der rechten befanden ſich die Gemächer des Königs, dabei ein großer Billardſaal; denn der ehemalige Plantagenſklave hatte ſich unter anderm auch zu einem leidenſchaftlichen Billardſpieler ausgebildet. An der Seite des Schloſſes und ihm gegenüber ſtanden die Wohnungen der Prinzen, die Kaſernen und Pferdeſtälle; unter einem groſſen Baume, der inmitten eines ſiebeneckigen, von kunſtvollem Eiſengitter umgebenen Hofes ſich erhob, ſoll der König mit Vorliebe Urtheil geſprochen haben. Herrliche Gärten voll Schatten und Blüthenduft, von zahlreichen Ka-

Die Citadelle Laferrière vom Fuße der Mauern aus geſehen.

nälen bewäſſert, umgaben alle dieſe Gebäude; heute iſt von ihnen nur noch eine blühende Wildniß übriggeblieben. In dem hohen Saale ſeines Pavillons, ſeinem mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten Schlafgemach, ſtarb Henry I. am 8. Oktober 1820 eines tragiſchen Todes, durch eigene Hand, von allen Seinigen verlaſſen — wenige Tage darauf lag ſchon ein großer Theil des Schloſſes in Trümmern.

Der Weg nach der Citadelle Laferrière führte weiter in die Berge oder Mornes hinein. Zwei Stunden lang ging es auf einem in den Felſen gehauenen Pfade empor, der zuletzt ſo ſteil wurde, daß die Reiſenden von den Pferden ſtiegen, und während ſie dieſelben am Zügel hinter ſich her führten, langſam und ſich an das Buſchwerk und Geſtrüpp anklammernd hinauf kletterten. Endlich ſahen ſie bei einer Biegung des Weges die Citadelle finſter und gewaltig vor ſich liegen, ein Rieſenbau auf der ſtolzen Höhe von 2500 Fuß über dem Meere. Man befeſtigte die Pferde außen an der Mauer und trat durch ein kleines Thor in eine Wachtſtube, wo drei zerlumpte Soldaten, um ein auf den Steinplatten des Fußbodens entzündetes Feuer kauernd, ſich wärmten, eine Beſchäftigung, die durch die in dem düſtern feuchten Raume herrſchende Kälte vollkommen gerechtfertigt erſchien. Ueber mehrere große Höfe gelangte man in den Badeſaal, das Billardzimmer, danach in das königliche Schatzgewölbe, in dem noch zwei große verroſtete eiſerne Kaſten ſtanden, die einſt die ungeheuren Schätze Königs Henry I. enthalten haben. Nirgends mehr war das Mauerwerk noch wetterfeſt, kein Fenſter mehr in verſchließbarem Zuſtande: ſo tropfte an vielen Stellen von den feuchten Wänden das Waſſer herab, oder ſtand in kleinen trüben Lachen auf dem Fußboden.

Neben dem Schatzgewölbe befand sich eine lange Reihe kleiner finsterer Kammern, die gefürchteten Kerker der Citadelle.

Auf einer mit Moos und Gras bewachsenen Treppe gelangte man in das obere Geschoß, in dem die heute ganz leeren Gemächer des Königs belegen waren; denn lieber noch als im Schlosse Sans-Souci hielt sich Henry I. während der letzten Jahre seiner Regierung in der Citadelle Laferrière auf, hinter deren starken Mauern er den Soldaten der Republik trotzen zu können glaubte. Die Kasernen der Citadelle konnten 10000 Mann beherbergen; die Munitionsvorräthe, die hier aufgespeichert wurden, waren dem entsprechend großartig.

Heute noch sieht man mehrere große Pyramiden von Kugeln und Bomben aufgeschichtet, einige Kammern bis unter die Decke mit Flintensteinen angefüllt, aber von den gewaltigen Geschützen sind nur noch wenige, heute natürlich unbrauchbare, vorhanden: die meisten von ihnen sind zerschlagen worden und als altes Metall in die Hände der Trödler gewandert.

In einem der finsteren inneren Höfe steht das Grabdenkmal des Prinzen Noël, des Bruders der Königin, das Henry I. hier aufführen ließ, nachdem der Prinz auf räthselhafte Weise, aber wie allgemein angenommen wurde, auf Befehl des Königs selbst „verschwunden“ war. Wenn nur die Hälfte der Züge von Grausamkeit und Willkür des Königs, die heute noch in der Erinnerung des Volkes von Hayti leben, auf Wahrheit beruht, so verdient der Name des Negertyrannen in der That einen Platz neben den Namen der schlimmsten orientalischen Despoten. Ist doch allein der Bau der gewaltigen starken Burg auf dem steilen 2500 Fuß hohen Felsen, unter den Strahlen der tropischen Sonne, ein Unternehmen, das eines asiatischen oder ägyptischen Herrschers würdig gewesen wäre. Im Jahre 1804, als Henry Christophe noch einfacher General war, nach dem Plane eines farbigen Offiziers des Geniecorps, Henri Barré, begonnen, wurde der Bau in elf Jahren unter gezwungener Mitarbeit der ganzen Bevölkerung der Umgegend zu Ende geführt. Selbst Frauen und Kinder mußten Steine zutragen helfen: in langen Reihen zogen sie, die schwere Last auf dem Kopfe, den Berg hinan. Im Jahre 1817, kurz nach der Bekleidung, schlug der Blitz in die Pulverkammer und zerstörte einen großen Theil des Gebäudes.

Die Besteigung des obersten Daches der Citadelle ist heute, wo alle Treppen und Gänge im Verfall sind, ziemlich beschwerlich, aber die herrliche Aussicht, die man von dem Gipfel genießt, belohnt die Anstrengung. Zu Füßen liegt das Schloß Sans-Souci in seinem üppigen Grün wie ein unbedeutender Steinhaufen, selbst der Grat des Bonnet-à-l'Evêque erscheint, aus der ungeheuren Höhe gesehen, nur niedrig. Nach Norden liegt Cap Haitien mit seinen Ruinen, rechts und links dehnen sich Wälder und Savannen aus, dazwischen schlängeln sich breite Flüsse; überall tauchen Dörfer aus dem Grün auf, und wie ein breiter blauer Rahmen umgiebt das Meer das leuchtende Bild.

Die Grotte Boûte-à-Minguet.

Das Hinabsteigen von dem Berge war noch beschwerlicher, als das Hinaufgelangen gewesen war; erst nach dreistündiger Wanderung kam man am Fuße an und begab sich nun gleich auf den Rückweg nach Cap Haitien, das man spät Abends erreichte.

Zu den schon von den ersten spanischen Einwanderern vielfach besuchten und beschriebenen Merkwürdigkeiten der Insel gehört die heute Boûte-à-Minguet genannte Grotte, die in den Bergen südwestlich von Cap Haitien sich befindet. In Begleitung eines jungen Sacatra-Negers, Courouille, machte sich La Selve in der ersten Frühe des 29. Januar dorthin auf den Weg. Der jugendliche Führer, ein munterer aufgeweckter Bursche, war aus der Gegend gebürtig und daher aller Wege und Stege wohl kundig; unaufhörlich schwatzend und singend lief er neben dem Pferde des Reisenden einher, aber alle Fragen, die La Selve an ihn richtete, um sich über den wunderlichen Dialekt des Landes einige Belehrung zu

Digitized by Google

verschaffen, beantwortete er mit einem unveränderlichen: „Moè pa connai, Kenne ich nicht.“ Dieses „Patois der Kolonien,“ ein nach Kinderart arg verstümmeltes Französisch, ist seit einer Reihe von Jahren schon zu einer Art von Modesache in Frankreich geworden; fast jedes Jahr bringt neue Erzeugnisse der littérature noire, Sammlungen der kindischen, meist sinnlosen Negerlieder, die als „naives Kinderlachen und Weinen“ gute Aufnahme bei dem französischen Publikum finden, das durch die auf die Spitze getriebenen Produkte der einheimischen Literatur übersättigt ist. La Selve theilt einige Proben der von ihm an Ort und Stelle gesammelten Lieder mit, die wir unseren Lesern nachstehend geben:

Madame Fiat, oh!
A la madame qui canaille!
Fiat allé Pot-au-Prince,
Li di: „Casé feuille, couvri ça!“

und:

Cé pa moé qui di:
Tête à Lénave gro, gro!
Cé Auguste qui di!
Tête à Lénave gro, gro!

oder:

Maman, mété moé dehors,
Maman, pousé, ni allé! u. s. w.

Von dem unter dem niedern Volke Haytis herrschenden Aberglauben macht man sich nur schwer einen Begriff: die ganze Natur erscheint ihm von Schreckgespenstern bevölkert, die durch alte Zauberformeln theils indianischen, theils auch Neger-Ursprunges, oder aber nach Art guter katholischer Christen durch Anrufung der Mutter Gottes und durch Bekreuzen verscheucht werden müssen.

Der Weg führte über die berühmten großen Savannen von Acul, wo zuerst im Jahre 1791 die furchtbaren Schlacht-

La Providence und der Kalvarienberg.

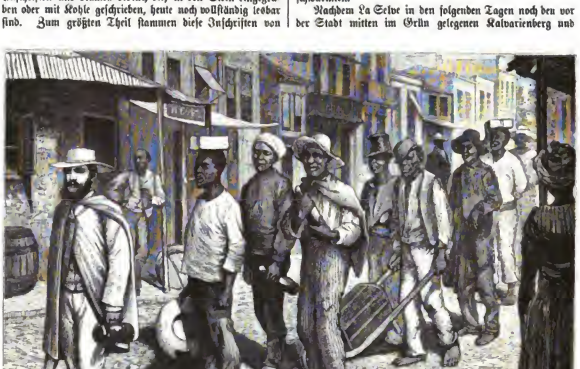
gesänge Oua-Massé und Camp du Grand-Pré, die Marseillaise und das Ça ira der aufständischen Sklaven, erschallten. Mehrere Stunden ging es so über vollkommen ebenes Terrain, dann kam man in die Berge des Limbé, eine waldreiche Gebirgslandschaft mit großen, meist durch die Regenzeit stark angeschwollenen Strömen. Bei sinkender Nacht erreichte man Le Doudon, den Hauptort des gleichnamigen Bezirks, eine Anzahl malerisch am Abhange eines Hügels gruppirter Häuser, in etwa 500 m Höhe über dem Meere. Die Berge dieses Distrikts sind nach den Angaben Beaubrun-Audouin's reich an Gold, Silber, Kupfer und Eisen, sowie an Marmor, Porphyr und Granit. Von dem höchsten Punkte der Stadt hatte man einen weiten Ueberblick über die Kette der Mornes noirs, eine Reihe vulkanischer Hügel, die nach Südwesten sich hinziehen; im Vordergrunde ragte der isolirte Pic Karabras aus der Ebene auf, dessen spitzer Gipfel von den Strahlen der Morgensonne vergoldet wurde. Nach Südosten dehnten sich die mageheren Savannen von Guaba und San Raphael bis zum Fuße des Loma-del-Peligro und des Morne-du-Diable aus; zahlreiche vereinzelte Höfe (hattos) lagen auf den weiten Grasebenen zerstreut. Tief unten aber am Fuße des Berges strömte der Fluß Baſé, der, von der Höhe des Bonnet-à-l'Evêque kommend, in tausend Windungen durch die Savanne fließt und zuletzt in den Guanamuco, einen der Nebenflüsse des Artibonite, geht.

Der Weg nach der Grotte Boûte-à-Mingnet ging auf dem Felsen dicht am Ufer des Baſé entlang bis zu einer Furth, durch die man auf die andere Seite des Flusses gelangte; hier stieg der Felsen ziemlich steil empor, und dicht über dem Rande des Wassers zeigte sich in ihm eine weite bogenförmige Oeffnung, vor der Schlinggewächse aller Art einen tief hinabhängenden Vorhang bildeten. Als man hinter denselben getreten war, befand man sich in vollständiger Dunkelheit; der Negerbursche zündete die mitgebrachte Fackel an, und bei dem ungewissen Scheine derselben schritt La Selve weiter vorwärts auf dem weichen, bei jedem Schritt nachgebenden Boden der Höhle, der durch Jahrhunderte alten Guano gebildet ist. Wohl verdient die Boûte-à-Mingnet ihren Ruf eines Naturwunders; zwei fast parallellaufende Reihen ungeheurer Stalaktiten trennen den hohen mittlern Raum von den beiden niedrigeren langen Seitenschiffen. Einige der Säulen sehen wie von Menschenhand bearbeitet aus, und auch am hintern Ende der Höhle befinden sich offenbare Spuren menschlicher Thätigkeit: große viereckige Stein-

platten, die nach Art der bretonischen Dolmen auf einander gestellt sind, wahrscheinlich Opferaltäre der alten Indianer. Denn nach den Berichten von Moreau de Saint-Méry kamen einzelne Indianerstämme unter Anführung ihrer Kaziken und Nitaynos alljährlich nach der Grotte, um den Schutzgeistern des Ortes, den Zemes, zu opfern, und geheimnißvolle Beschwörungen des Wasser- und des Sturmgeistes zu vollziehen.

Die Wände der Grotte, die wie mit Kalk abgeweißt erscheinen, sind mit zahlreichen Daten und meist spanischen Inschriften und Namen bedeckt, die, in den Stein eingegraben oder mit Kohle geschrieben, heute noch vollständig lesbar sind. Zum größten Theil stammen diese Inschriften von den ersten europäischen Besuchern der Höhle, Spaniern aus dem 16. Jahrhundert. Zwischen dem Schutt in einem Winkel der Höhle fand La Selve's Begleiter ein kleines altindianisches Götzenbild, eine grobgearbeitete Figur von 6 Zoll Länge, die einen knieenden Zemes darstellt, der in der einen Hand seine Lanze schwingt, die andere drohend erhebt. Bei herrlichem Mondschein wurde der Rückweg nach Cap Haitien angetreten, ein leichter Ostwind kühlte die Luft und bewegte die Zweige der Bäume am Rande der Straße, in denen zahllose leuchtende Insekten, die cucuyos der Spanier, schwärmten.

Nachdem La Selve in den folgenden Tagen noch den vor der Stadt mitten im Grün gelegenen Kalvarienberg und



Gepäckträger in Cap Haitien.

den berühmten wundertätigen Wallfahrtsort La Providence besucht hatte, bot die Umgegend von Cap Haitien ihm nichts Merkwürdiges und Sehenswerthes mehr; so beschloß er, seinen Weg längs der Küste fortzusetzen. Eine regelmäßige Dampferverbindung, wie sie seit einigen Jahren zwischen Cap Haitien und Port-au-Prince eingerichtet ist, bestand damals noch nicht; die Landreise würde beträchtliche Schwierigkeiten und große Kosten verursacht haben, und es blieb also nichts übrig, als auf einem der kleinen Küstenfahrer einen Platz zur Weiterfahrt zu erlangen. Die „Conception", eine kleine Goelette, die nach Port-au-Prince bestimmt war, und an allen Häfen der Nordküste anlaufen sollte, lag zur Abfahrt bereit auf der Rhede der Stadt; sie führte die rothblaue Flagge der Republik Hayti, der Kapitän Saint-Louis und die acht Matrosen waren sämmtlich kräftige Neger. Durch Vermittelung einiger angesehener Personen von Cap Haitien gelang es La Selve, sich einen Platz an Bord des kleinen Fahrzeuges zu sichern; der Preis von neun Piastern, etwa 40 Mark, einschließlich Beköstigung war mäßig genug; freilich war auch diese Beköstigung einfachster Art und bestand ausschließlich aus Schellfisch und Bananen.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das ihn in den Augen der Einwohner noch nachträglich als eine Persönlichkeit von großer Bedeutung erscheinen ließ, begab sich La Selve nach dem Hafen von Cap Haitien. Anstatt des einen von ihm verlangten Trägers für sein geringes Gepäck hatten sich nämlich nicht weniger als acht von den zahlreich auf den Straßen der Stadt herumlungernden Tagdieben von allen Schattirungen der Hautfarbe eingestellt. Jeder von ihnen hatte eifrigst ein Stück von dem Besitze des Reisenden ergrif-

Digitized by Google

fen und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen gewesen, dasselbe wieder aus der Hand zu lassen. Nun zog die ganze Schar der Lastträger, der eine mit dem Strohhute, ein paar andere baumstarke Burschen jeder mit einer Flasche beladen, gravitätisch hinter La Selve einher, der nicht umhin konnte, über diesen Schelmenstreich, der ihm freilich zwei bis drei Piaster kosten sollte, herzlich zu lachen.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

IV.

Von Mexico nach Tehuacan de las Granadas.

Gegen Ende März 1879 ward ich von einem Mexicaner, mit dem ich näher bekannt geworden war, aufgefordert, seine in der Misteka liegende große Zuckerhacienda zu besuchen. Der Herr, den wir mit seinem Vornamen Don Josó nennen wollen, war unter Lerdo Gouverneur von Oaxaca gewesen, bis er 1875 durch den Aufstand der zapotekischen Bewohner der Sierra von Oaxaca, der Landsleute des Juarez — eine Bewegung, welche später zum Sturze Lerdo's und zum Siege des Porfirio Diaz führte —, aus seiner Stellung verjagt wurde. Seitdem lebte er in der Hauptstadt, welche nicht nur der Sammelplatz der jeweilig herrschenden, sondern auch, weil sie für Leben und Eigenthum die meisten Garantien bietet, der Zufluchtsort der gerade unterlegenen Fraktion der politischen Oligarchie ist. Er hatte die Oberaufsicht über die Hacienda einem jüngern Bruder, Don Joaquin, überlassen, der zugleich einen Antheil an ihr hatte, war aber mit ihm über die Art, wie die Geschäfte zu führen seien, in Mißhelligkeiten gerathen und wollte jetzt, da er selbst in jenen Gegenden sich nicht sicher geglaubt hatte, die Aufgabe, seine Ideen auf der Hacienda zur Ausführung zu bringen, einem Schwiegersohn Namens Esteban, den er sehr liebte, anvertrauen. Begierig ergriff dieser die Aufgabe, die ihm sein Oheim stellte. Später erfuhr ich, daß eben Esteban die meiste Schuld an dem Zerwürfniß der Brüder trug. Er hatte studirt und sich mit leichter Auffassung einige Kenntniß des Lateinischen, Französischen und Italienischen sowie der Physik und Chemie angeeignet. Je seltener solche Kenntnisse in Mexico sind, desto höhere Ansprüche pflegen sie dem, der sie besitzt, zu geben, namentlich wenn er, wie Esteban, der Race der weißen Eroberer angehört. Esteban hatte hohe Ansprüche, ohne die Mittel zu haben, sie zu befriedigen. Er war zuerst Apotheker gewesen, hatte dann in Oaxaca eine Beamtenstellung bekleidet, als sein Onkel dort Gouverneur war, und sich mit diesem bei dem Ausbruche der Revolution nach Mexico geflüchtet. Dort hatte er, um sich und seine Frau zu ernähren, wiederum zum Gewerbe des Apothekers greifen müssen. Er hatte kein anderes Mittel, sich über diese ihm unwürdig scheinende Stellung zu erheben, als den engsten Anschluß an seinen Oheim Josó, der reich und kinderlos und dem er lieb war, weil er große Achtsichkeit mit ihm zeigte und einen gleichen Bildungsgang durchgemacht hatte. Der jüngere Oheim, Joaquin, der jetzt gerade heirathen wollte, stand ihm im Wege. Esteban machte sich daran, mit theoretischen Gründen den Don Josó, der wohl nie viel von der Praxis des Ackerbaues gewußt hatte und seit 15 Jahren nicht auf der Hacienda gewesen war, gegen die Geschäftsführung Joaquin's und gegen diesen selbst, der etwas bäuerisch und dem Bruder nicht sympathisch war, aufzureizen und brachte es schließlich dahin, daß er mit der Oberleitung der Interessen seines Oheims in der Misteka betraut wurde; daneben sollte er sondiren, ob die Stimmung der Bevölkerung günstig für eine Revolution gegen Porfirio Diaz sei. Der frühere Gouverneur hatte noch keineswegs die Hoffnung auf seine Wiedereinsetzung aufgegeben.

Ich glaubte diese Erörterung vorausschicken zu müssen, weil sie einiges Licht auf den Kreis, in den ich eintreten sollte, und auf das Treiben der spanischen Kreolen überhaupt wirft. Zu welchem Zwecke Esteban ausjog, wußte ich damals, als ich die Einladung erhielt, ihn zu begleiten, noch nicht; ich nahm daher diese mit großer Freude an. Sollte ich doch die Misteka kennen lernen, ein historisch und geographisch sehr interessantes Gebiet, das seiner Armuth und der Sprödigkeit seiner indianischen Bewohner wegen von Europäern äußerst selten besucht wird.

Die in Rede stehende Hacienda heißt „La Concepcion" und liegt im Staate Oaxaca, nahe der Grenze von Guerrero, unweit der Stadt Tuetepec am südlichen Fuße des hohen Berges Chicahuastla, also am pacifischen Abhange des mexicanischen Tafellandes. Wir sollten, uns sie zu erreichen, zunächst die Bahn Mexico-Veracruz bis zur Station Esperanza eben oberhalb Orizava's benutzen und von dort aus mit der Diligence nach Tehuacan fahren; in Tehuacan sollten uns Pferde und Leute der Hacienda erwarten und uns durch die Misteka in südsüdwestlicher Richtung nach Tlajiaco und von dort nach der Hacienda führen.

Am 26. März reisten Esteban und ich in Begleitung von zwei Dienern (mozos) um 9 Uhr Abends von Mexico ab. Die Nacht war, wie immer in diesem Tafellande, kühl, fast kalt und nicht hell genug, um freien Ueberblick über die Gegend zu gestatten. Da ich jedoch diese schon mehrmals gesehen hatte, vermochte ich es, sie vor meinen inneren Augen passiren zu lassen.

Die Bahn tritt ins Nordosten aus der sumpfigen, weil abflußlosen Thalmulde von Mexico in die Ebenen von Apam ein und beschreibt dann einen nach Süden offenen Bogen, indem sie den „Tafeln" (mesas) folgt, welche sich von Apam bis zur Esperanza mit weiten Oeffnungen aneinander reihen. Alle diese Mesas gehören der tierra fria an und sehen sich einander sehr ähnlich. Sie werden sämmtlich von vier gewaltigen Bergen, dem Popocatepetl und Ixtaccihuatl im Westen, dem Orizava im Osten, der Malinche in der Mitte, überragt und von einander durch felsige, mit der dürftigen Vegetation dorniger Kakteen und Agaven bestandene Höhenzüge getrennt. Die Flächen der Tafeln sind keineswegs sehr fruchtbar; ihr steiniger Untergrund ist nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, und der Regen, der diese von den Höhen herunterspült, fällt nur

Digitized by Google

in den Sommermonaten und dann oft so massenhaft, daß er zerstörend wirkt, bleibt dagegen in der größern Hälfte des Jahres ganz aus, so daß es auf der ganzen Strecke kein einziges stets fließendes Gewässer, sondern nur „Wadis“, wie die Araber sagen, giebt.

Dieser Boden schließt durch seine hohe Lage und dadurch bedingte niedrige Temperatur die tropischen Handelspflanzen gänzlich und durch den Mangel an Wasser, das zur künstlichen Bewässerung dienen könnte, sowie durch die ungeeignete Tiefe der Erdkrde den Anbau des Weizens, des spanischen Pfeffers und anderer werthvoller Kulturpflanzen größtentheils aus. Er bringt an Cerealien nur Mais und Gerste hervor. Beide Getreidearten zeigen sich nur kümmerlich entwickelt: die Gerste wird kaum einen Fuß hoch und steht so dünn, daß auf einer gegebenen Fläche gewiß nicht der fünfte Theil dessen wächst, was auf einem gleich großen Areal z. B. in Holstein eingeerntet wird, und auch der genügsame Mais ist schwächlich und hat nur kleine Kolben. Dieser geringe Ertrag ist nicht ausschließlich auf Rechnung von Lässigkeit in der Bestellung zu setzen. Auf den Mais wenigstens wird viel Arbeit verwandt; um jeden einzelnen der schlanken Stengel, die in der dünnen Erde keinen Halt finden und daher leicht einknicken, wird mehrmals die Erde aufgehäuft.

Hier möge die Bemerkung eingeschaltet werden, daß der Schluß, mit dem man häufig über die Mexicaner abzutheilen hört: „Mexico ist sehr reich und wenn die Mexicaner trotzdem sehr arm sind, so sind sie es nur deshalb, weil sie allzuträge den natürlichen Reichthum ihres Landes nicht ausnutzen,“ auf einem falschen Vordersatze beruht und daher hinfällig ist. Mexico ist mit allen seinen Metallschätzen — auf die sich sein allgemeiner und vor allem sein sicherer Wohlstand begründen läßt — von Natur ein armes Land; es wird niemals eine so dichte Bevölkerung ernähren können, wie sie in den europäischen Ländern und in der östlichen Hälfte der Vereinigten Staaten Platz hat. Es zeugt für die Begabung und die Arbeitskraft der mexicanischen Bevölkerung, daß sie trotz der geringen Fruchtbarkeit und der Wasserarmuth ihres Landes einen Arbeitsvertrag gewinnt, der, wenn vielleicht auch nicht anderswo, so doch in diesem milden Klima dem Bedürfniß genügt.

Wir kehren zu der Erörterung über den Anbau der Gegenden, welche die Bahn durchschneidet, zurück. Zwischen den Mais und der Gerste sind in geradlinigen, je 8 bis 10 Fuß von einander entfernten Reihen Agaven (magueyes) angepflanzt. Die Agave ist ein genügsames Gewächs; sie braucht nur wenig Wasser und wurzelt selbst in festigem Boden; sie zieht sogar dürres Land der tiefen Ackerde vor. Für ein Land wie Mexico, wo es nur allzu viele dürre Gegenden giebt, ist sie von dem größten Nutzen. Anderswo, z. B. in den Mittelmeerländern, dient sie zu nichts als zur Einhegung der Felder; in Mexico wird sie dagegen gar sehr ausgenutzt. Ihre starken Fasern (ixtle und — in Yucatan — henequen genannt) ersetzen im Lande den Hanf und werden neuerdings auch exportirt. Aus der Wurzelknolle einer ihrer Abarten wird der Mezkal, ein starker Branntwein, und aus einer andern größern Art der Pulque, ein weißliches, säuerliches, berauschendes Getränk, bereitet. Diese letztere Produktion hat ihren Hauptsitz in der Gegend, die wir mit der Bahn durchreisten. Früher war sie im Wesentlichen auf die Ebenen von Apam beschränkt, welche den beiden wichtigsten Absatzpunkten, den Städten Mexico und Puebla, nahe liegen; seit aber die Bahn besteht und den raschen Transport des Pulque ermöglicht — darauf kommt es an, weil der Pulque in kurzer Zeit verdirbt —, haben sich auch die entfernteren an der Bahn liegenden Landstriche auf die Produktion von Pulque geworfen. Da nun das Absatzgebiet sich nicht viel erweitert hat, so ist eine Ueberproduktion von Pulque eingetreten, und da die Transportkosten nur wenig billiger geworden, sind die Producenten zeht übel daran. Die prosaischen wirthschaftlichen Gesetze gelten eben auch für Mexico, und die poetischen Reiseschreibungen, welche dies Land mit allem Reichthum der Natur gesegnet sein und die Bevölkerung nichts als Faullenzerei, die dann und wann die Abwechselung und Erzgöung halber von einer Revolution unterbrochen werde, treiben lassen, entsprechen nicht der Wirklichkeit.

Nahe bei der Station Esperanza, bei der wir kurz nach Tagesanbruch anlangten, sahen wir Agaven. In Esperanza verließen wir den Zug. Er ging weiter nach unten, um, zunächst an dem steilen Abfall von der Höhe der tierra fria hinunterkriechend, die tropischen, von reichlichen Niederschlägen getränkten Hochthäler von Orizava und Cordoba zu erreichen und dann die dürren Savannen zu durchreisen, um endlich in dem Fieberneste Veracruz auszulaufen. Wir mußten noch einige Stunden auf der Station verweilen, die uns recht lang vorkamen. Es war empfindlich kalt; die Station liegt etwa 8000 Fuß hoch am südwestlichen Fuße des eisigen Orizava, dessen schöne Formen uns nicht mit dem rauhen Winde zu versöhnen vermochten, den er uns zusandte. Wir zogen uns in das Wartezimmer zurück, wo in offenem Kamine Fichtenholz brannte. Nebenbei gesagt, werden die Maschinen der mexicanischen Bahn nur während des steilen Aufstiegs von Orizava zur Esperanza mit Steinkohlen, sonst mit Holz geheizt, ein Umstand, der für das waldarme Mexico schlimm ist, da für die gefällten Bäume keine neuen angepflanzt werden.

Um 10 Uhr stiegen wir in den guayin, einen kleinen, mit vier Maulthieren bespannten Wagen, in dem wir kaum Platz hatten und der auf dem unebenen steinigen Wege für uns zu einem wahren Marterkasten wurde.

Die Landschaft zeigte den gewöhnlichen Charakter der mexicanischen Steppe in der regenlosen Zeit: die Höhen festig und kahl, die Ackerrde der Niederungen von der Mainte lang unverhüllten Sonne braun gebrannt. Die Pflanzenarten blieben im Ganzen dieselben, wie auf der hochgelegenen Strecke, die wir mit der Bahn durchmessen hatten; doch traten Alajenarten (mezquites) mit zierlich gefiederten Blättern zu den Yuccas, Agaven und Kakteen und diese nahmen tropischere Formen an, je mehr wir uns Tehuacan näherten. Wir fuhren nämlich eine steilige Böschung hinunter; während die Esperanza 8000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, hat Tehuacán nur noch eine absolute Höhe von kaum 5000 Fuß; es ist der östliche Eckpunkt einer tiefen Einsenkung. Nämlich von der Höhe der Vulkane Orizava, Malinche, Popocatepetl, Nevado de Toluca, Jorullo und Colima und der durch diese Streckzeiler gestützten wallartigen Erhebung, welche an dem 19. Grad nördlicher Breite entlang das mexicanische Tafelland quer durchschneidet, stürzt sich dieses in einen tiefen Spalt ab, der sich nach dem Stillen Meere hin öffnet, im Norden von der genannten Vulkanreihe, im Süden von der minder hohen, aber doch gleich ihr der tierra fria angehörenden Mistela begrenzt und durch die Bäche, welche von beiden Höhenzügen eine größere Fülle von Wasser, als sich sonst in Mexico zu finden pflegt, herunterschicken, ziemlich gut bewässert wird. Durch seine Lage ist dieser Spalt dazu berufen, eine große Rolle in der mexicanischen Wirthschaft zu spielen. Heiß und im Besitz des zur künstlichen Bewässerung nöthigen Wassers, ist er der Sitz der Zuckerproduktion. Er versorgt mit Zucker und tropischen Früchten die hohen kalten Landschaften, zwischen denen er eingeschnitten ist, und

Digitized by Google

nimmt ihnen dafür einen Theil ihrer Industrieerzeugnisse und ihres Getreides ab.

Auch historisch ist diese Gegend interessant; sie ist der Schauplatz des interessantesten Abschnittes des mexicanischen Unabhängigkeitskrieges gewesen. Hier hielt sich der Pfarrer Morelos noch Jahre lang, nachdem des Pfarrers Hidalgo Aufstand, der im Bajio, den gut bewaffneten Niederungen am Rio de Santiago, ausbrach und eben dort zu Ende ging, nach wenigen Monaten gedämpft worden war. Hidalgo hatte auf seinen ersten Ruf allzuzahlreiche Scharen um sich versammelt gesehen, die er nicht zu ordnen wußte, so daß er eben an ihrer unbehülflichen Massenhaftigkeit scheiterte; er hätte nur dann Erfolg haben können, wenn ihm gleich bei dem ersten großen Schlage Alles gelingen wäre; als statt des Erfolges ein Mißgeschick eintraf, liefen die Horden ebenso schnell, wie sie sich gesammelt hatten, wieder auseinander. Morelos führte den Krieg mit viel geringeren Mitteln und konnte ihn eben darum in die Länge ziehen; es kam ihm zu statten, daß er in seinem frühern Berufe als Maultiertreiber den Schauplatz seiner Thaten genau kennen gelernt hatte; er konnte sein kleines, aus wenigen Tausend Mann bestehendes Heer leicht übersehen und verproviantiren und er verstand, es plötzlich von einem Orte an den andern zu versetzen; er zeigte sich bald in Tehuacan, bald in Huajuapam oder in Cuautla (das nach ihm de Morelos genannt wird), jetzt in der Nähe Mexicos, dann wieder in der des Stillen Meeres; er fand in der ganzen Ausdehnung der tierra caliente die nachhaltigste Unterstützung bei der Bevölkerung, die hier, in dem Gebiete der großen Zuckerbereitungen, auf denen die Spanier als Herren saßen, diese ganz besonders ingrimmig haßte; die Spanier hatten keinen Augenblick Ruhe vor ihm.

In und um Tehuacan war Morelos öfter wirksam. Der Nationalkongreß hatte hier einige Zeit lang während des Aufstandes seinen Sitz. Tehuacan ist ein für Kriegführung und Vertheidigung wichtiger Punkt. Es liegt nämlich in der nördlichen Ausmündung einer engen, zwischen fast unzugänglichen Gebirgen bis Oaxaca sich erstreckenden Thalschlucht, welche nicht bloß, wie die übrigen Zugänge zu dem südlich des erwähnten großen Spaltes liegenden Gebiet für Maulthiere, sondern, wenigstens in der regenlosen Zeit, auch für Karren und größere Truppenmassen passirbar ist. Es ist eine für die Behauptung des Südens um so wichtigere Stellung, als es auf nur 13 Leguas (52 km) Entfernung von der wichtigen Straße Mexico-Veracruz liegt, der natürlichen Operationsbasis für eine von Tehuacan gegen den Süden, dem nächsten Angriffsobjekt für eine von Tehuacan gegen den Norden vorrückende Heeresbahn. Tehuacan ist somit der Schlüssel und, wie die Einheimischen sagen, der „Hafen" (el puerto) des Südens, d. h. es ist der Durchgangspunkt für die Cochenille, die Häute, den Kaffee, welche von Oaxaca ausgeführt werden, wie der europäischen und mexicanischen Industrieerzeugnisse, welche eben dahin gehen. Um den Verkehr und die Beherrschung Tehuacans zu erleichtern, wird jetzt auf Regierungskosten eine Bahn gebaut, welche diese Stadt mit der Esperanza verbinden soll und die, als wir vorbeikamen, schon zur größern Hälfte fertig gestellt war.

Außer für den durchgehenden, ist Tehuacan auch für den örtlichen Verkehr wichtig; es ist das Waarenlager für die ganze Mixteka. Die Stadt ist ziemlich wolfreich und wohlhabend; unter ihren 15 000 Einwohnern zählt sie viel Altspanier, die hier, wie überall, wo sie sich in diesem Lande niedergelassen haben, mehr Eigenthum in ihrer Hand vereinigen, als ihre im Lande geborenen Nachkommen, die weißen Mexicaner.

Die Stadt machte einen freundlichen Eindruck; die Granatapfelbäume, denen sie ihren Beinamen de las Granadas verdankt, standen in Blüthe, und so verbrannt jetzt, in der regenlosen Zeit, die Landschaft auch aussah, so zeigten doch die Bäume und Blumen da, wo sie bewässert waren, z. B. auf der Plaza, ein üppiges Grün. Sie künden in Formen und Arten ein wärmeres Klima an, als es das der nördlichen Hochebenen ist, die wir vor einigen Stunden verlassen hatten; wir sahen sogar vereinzelte Palmen. Tehuacan liegt kaum 5000 Fuß über dem Meeresspiegel in der oben erwähnten Thalschlucht; diese senkt sich anfangs stetig, so daß schon ganz nahe im Süden der Stadt Zuckerrohr angebaut werden kann, dann steigt sie wieder nach Oaxaca hin auf. Sie ist sehr schmal; im Nordosten wird sie von einer Kette brauner kahler Felsen, die im Norden mit dem Schneegipfel des Orizava abschließen, begrenzt, und im Südwesten liegen die weißen Kalkhöhen der Mixteka. Dahin sollten wir am nächsten Tage aufbrechen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

I.

Die Samoa-Inseln liegen zwischen 13½° und 14½° südl. Br. und 169 und 173° westl. L. (Greenwich). Die drei größten sind Savaii, Upolu und Tutuila, außerdem gehören noch zehn ganz kleine zur Gruppe. Daß diese Inseln früher „Schiffer-Inseln" genannt worden sind, beruht auf der falschen Annahme, daß die Bewohner derselben besonders kühne Seefahrer seien. So viel ich von den Eingeborenen selbst gehört habe, sind sie mit ihren Canoes niemals bis über die zur Gruppe gehörenden Inseln hinausgekommen, während z. B. die Eingeborenen der Carolinen recht weite Seereisen auf ihren winzigen Fahrzeugen unternehmen, und diese Gruppe daher mit viel größerm Rechte „Schiffer-Inseln" heißen könnte. Jedenfalls ist der Name „Samoa-Inseln", den man neuerdings adoptirt hat, der eigentliche Name, da die Eingeborenen ihre Inseln selbst so nennen.

Drei Monate waren wir seit dem Verlassen des Hafens von Honglong unterwegs, als wir endlich eines Sonntags Morgens Upolu, die mittlere Insel der Samoas, und damit das Ziel unserer Reise erblickten. „Gottlob," riefen wir Alle aus, „daß unsere Leiden ein Ende haben!" Denn nicht bloß lag eine ganze Anzahl der Besatzung des Schiffes an Scorbut, Dysenterie und Fieber darnieder, sondern auch alle Uebrigen fühlten sich in Folge der langen Seereise, der elenden Seekost und der Hitze mehr oder weniger unwohl, und es hatte in der letzten Zeit jene trübseligе und gedrückte Stimmung

Digitized by Google

um sich gegriffen, welche an Bord eines Schiffes immer ein bedenkliches Symptom allgemeiner Erschlaffung des Körpers und des Geistes ist.

Um so größer war die Freude, als das Eiland in Sicht kam. Es hob sich als eine hohe, unterschiedslose Bergmasse dunkelblau vom Horizonte ab. Da wir aber wegen eingetretener Windstille Dampf aufgemacht hatten und uns schnell dem Lande näherten, unterschied man bald die einzelnen Kuppen, Grate und steilen Abhänge, die aber von unten bis oben in die dichteste und schönste Vegetation eingehüllt waren. So weit das Auge reichte, war die ganze Insel von einem weiten Gürtel von Riffen umschlossen, an denen die Wogen in mächtiger Brandung sich brachen. Unter den vielen Buchten, welche sich an der Küste bemerklich machten, steuerten wir auf die größte derselben zu, an welcher der Hauptort der Insel Apia liegt. Das Riff hat hier eine Oeffnung, welche hinlänglich breit ist, um auch größeren Schiffen ungefährdeten Eingang zu gestatten. Unter Führung eines Lootsen, der uns vom deutschen Konsulate entgegen geschickt war, gingen wir in der Bucht unfern vom Lande und neben sieben großen deutschen Kauffahrern zu Anker.

Zunächst will ich nun in allgemeinen Umrissen den Eindruck schildern, welchen die Umgebung auf den Ankömmling macht. Die Bucht von Apia, halbmondförmig in das Land einschneidend, könnte ihrem Umfange nach eine bedeutende Anzahl von Schiffen aufnehmen, aber die Tiefenverhältnisse verstatten größeren Schiffen doch nur einen beschränkten Raum. Denn breite, mehr oder weniger nahe unter der Oberfläche des Wassers liegende Riffe fassen die Ufer ein und springen auch bis mitten in die Bai vor. Dicht hinter unserm Schiff brandet die Dünung, welche von der See her in den Hafen hinein steht, in lang gezogenen Zwischenräumen über die Ränder eines halbmondförmig heraustretenden Korallenriffes, das zur Ebbezeit mit seiner breiten Oberfläche trocken liegt. Es ist in Form eines Pfeiles vom Grunde emporgewachsen (was man bei der Bildung der Korallenfelsen übrigens nicht selten findet), und wenn die Dünungswelle darüber hingebraudet ist und sich wieder zurückzieht, so rinnt der Wasserschwall über die abgerundeten Ränder herab, und gurgelt auf- und niederwogend unter der Platte des Felsens, als würde er in der Tiefe darunter eingeschlürft und wieder hervorgestoßen.

Umsäumt wird die Bucht von zunächst flachen Ufern, auf denen mit Gebüsch, Brotfruchtbäumen, Bananenstauden und Apfelsinenbäumen untermischt die hohen schlanken Kokospalmen ihre rauschenden Gipfel im Passate wiegen. Dazwischen hindurch, mehr oder weniger versteckt, näher oder etwas entfernter vom Strande, schimmern die grauen und grau-gelben Hütten der Eingeborenen und die rothen Ziegeldächer europäisch gebauter Häuser und Häuschen hervor. Ziemlich in der Mitte der Rundung der Bucht erhebt sich die katholische Kirche mit einem schlanken Thurm und schaut ganz stattlich auf die See hinaus, während die evangelische (englische) Kirche etwas zurückgebaut und in einiger Entfernung mehr nach dem einen Winkel der Bucht zu halb zwischen den Kronen der Bäume verborgen mit ihrem einfachen weißgetünchten Bau, dem auch der Thurm fehlt, kaum dem Auge des Beobachters auffällt. Und doch repräsentirt die evangelische Kirche das Bekenntniß des weitaus größten Theiles der Samoaner, während die katholische Kirche nur eine ganz geringe Minderheit derselben vertritt. Unter den europäisch gebauten Häusern machen sich die Faktoreien von „Ruge und Hedemann“ und von „Godeffroy“ durch ihre Stattlichkeit und den Umfang der dazu gehörigen Anlagen vor allen übrigen kenntlich. Alle diese einzelnen oder in Komplexen zusammen liegenden Hütten und Häuser, die sich in gewissen Zwischenräumen an dem ganzen Strande der runden Bucht hinziehen, benennt man kurzweg mit dem Gesammtnamen Apia, obgleich die einzelnen Theile auch wieder ihre besonderen Namen tragen. Hinter dem Orte zieht sich der Wald zunächst noch eine Strecke in der Ebene hin und steigt dann zu den hohen Kuppen, Kämmen und oft ganz steilen Abhängen hinan, Alles mit seinem so mannigfachen Grün überdeckend und einhüllend, so daß man nirgend auch nur ein kahles Stück Fels zu entdecken vermag. Der Leser wird sich vorstellen können, daß dadurch die Gebirgsformation einen sanften Charakter erhält, obgleich sie eigentlich, wenigstens an vielen Stellen, durchaus schroff ist. Aus tiefen Schluchten erheben sich die Wände fast senkrecht ein paar hundert Fuß hoch, und einzelne Berge steigen ganz steil über ihre Umgebung empor, aber das dichte, in mächtigen Locken herabwallende Grün des Urwaldes überkleidet Alles, die Schluchten, die Wände und die Bergeshäupter, mit seinen weichen Formen. So ist das Gesammtbild, das man vom Hafen aus überschauen kann, nicht minder großartig als freundlich und lieblich.

Doch nun folge mir der Leser an Land, damit wir uns dort noch genauer umsehen. Wegen der die Ufer einfassenden Riffe kann man nicht gut anders landen als auf der Godeffroy'schen Besitzung neben einem dort am Strande aufgeschleppten alten Schiffe, das als Hulk und Bretterschuppen dient. Wenn man hier aus dem Boot gestiegen ist, befindet man sich nach wenigen Schritten in der Faktorei selbst. Ein einstöckiges, aber geräumiges, dem Tropenklima entsprechend gebautes Wohnhaus mit Veranda und Garten umschließt auf der einen Seite einen weiten mit Gras bewachsenen Hofraum, dessen übrige Seiten von den Fabrikgebäuden für Baumwollenreinigung, von verschiedenen Maschinenwerkstätten, Lagerräumen für Baumwolle und Kopra, von Stallungen und Schuppen eingenommen sind, woran sich dann noch einige Wohnungen der Beamten des Geschäftes anschließen. Diese Faktorei ist der Haupt- und Centralknotenpunkt für die weit ausgebreiteten Handelsbeziehungen der Firma nach verschiedenen Gruppen der Südsee-Inseln. Von Apia aus werden Agenten nach den Bowan-Inseln, Tonga-Inseln, nach der Kalk-Gruppe, den Carolinen ꝛc. geschickt, um dort hauptsächlich Kopra (getrocknete Kokosnüsse) einzusammeln und nach Apia zu führen, von wo aus dann große Schiffsladungen dieses Produktes nach Hamburg gehen. Das Haus Godeffroy läßt sich aber nicht bloß seine Handelsinteressen angelegen sein, sondern es macht sich auch um die Wissenschaft in hohem Grade verdient, indem es auf eigene Kosten Naturforscher aussüstet und nach verschiedenen Gruppen der Südsee entsendet, um dieselben in geologischer, topographischer, ethnologischer und meteorologischer Hinsicht zu erkunden. Ob die „Gesellschaft für deutsche Handelsinteressen in der Südsee“, in deren Hände der ausgedehnte Godeffroy'sche Besitz auf den Samoas ganz neuerdings übergegangen ist, zugleich auch das Interesse des Chefs dieses Hauses für die wissenschaftliche Erforschung der Südsee-Inseln mit übernommen hat, weiß ich nicht.

An der Godeffroy'schen Faktorei läuft ziemlich parallel mit dem Strande ein Weg hin, an welchem in geringeren oder größeren Zwischenräumen die Besitzungen und Wohnungen der übrigen Weißen, der Engländer, Deutschen und Amerikaner, liegen. Meistentheils sind es Krämer, welche mit allerlei importirten Waaren handeln, oder Kneipwirthe. Die Wohnungen sind fast überall gegen die Straße durch Stackетzäune abgegrenzt, von Gärten umgeben, von Kokospalmen, Brotfruchtbäumen, Orangen und Bananen umschattet, bieten aber einen sehr einfachen Anblick dar, denn große Reichthümer haben die Bewohner wohl noch nicht erworben

Digitized by Google

(da ihrer zu viele sind, und die Konkurrenz daher zu groß ist), obwohl sie sich ihre schlechten Zeuge, Eisenwaaren, Spirituosen, und was sie sonst noch an nützlichen und schädlichen Dingen führen, mit sehr hohen Preisen von Weißen und Eingeborenen bezahlen lassen. Dieser Theil von Apia, wo das fremde Element der Europäer und Americaner vorzugsweise vertreten ist, heißt Matafele.

Von hier ab wird die Gegend naturwüchsiger. Links an dem sandigen Wege ist der schräg aufsteigende Strand mit Kraut, Büschen und Gras bewachsen, und einzelne Gruppen von Palmen mischen das Rauschen ihrer Gipfel mit dem der Brandung, die über den schwarzen Sand und die schwarzen rund geschliffenen Basaltsteine heranschäumt. Zur Rechten liegt etwas zurückstretend die katholische Kirche, und gleich daneben ein einstöckiges Gebäude mit weit vorspringendem Dache und Veranda, die Wohnung des Bischofs und einiger Geistlichen. Ein Fluß aus den Bergen kommend und zwischen Gebüsch und Palmen langsam in der Ebene dahinfließend mündet hier ins Meer. Jenseit desselben beginnt derjenige Theil des Ortes, der eigentlich und vorzugsweise Apia heißt. Hier liegen die Hütten der Eingeborenen in einzelnen Gruppen auf dem mit Gras bewachsenen ebenen Boden, mit dem Naturleben der Schweine, Hühner und Hunde, der großen und kleinen braunen Menschen. Ein weißes massives Gebäude ist die englische Kirche, und ein Stück weiter hinten, mit einer Steinmauer und einem Garten umgeben, liegt das hübsche Haus des englischen Missionärs, Dr. Turner, der aber eigentlich nicht mehr Missionär genannt werden kann, denn auf den Samoas giebt es keine Heiden mehr. Unsern der englischen Kirche mündet abermals ein Fluß, den wir, weil er der größte in diesem Theil der Insel und auch nachher noch zu erwähnen ist, gleich mit Namen bezeichnen wollen, es ist der Sigága (spr. Singänge, wie überhaupt das „g“ in der Samoasprache immer einen Nasallaut hat und wie „ng“ zu sprechen ist). Wenn man den Sigágo auf einer Fähre überschreitet oder, falls man nackter Eingeborener ist, auch durchwatet, gelangt man nach Matautu, demjenigen Theil von Apia, wo neben einigen Samoawerkstätten die Besitzungen der Firma „Ruge und Hedemann“ liegen. So ist man nun auf dieser Seite auf der äußersten Ecke der Bucht angekommen. Auf der andern Seite derselben, Matautu gerade gegenüber, liegt Molinu, eine schmale Landzunge, vom Meer und einer Sumpflagune eingeschlossen, schön mit Gras, Gebüsch und hohem Palmenwalde bewachsen. Hier wohnen nur Samoaner.

Von dem eben beschriebenen Wege, der um die ganze Bucht läuft, und der in seiner Länge etwa eine Stunde betragen mag, führen hier und da zwischen den Hütten und Häusern hindurch ganz schmale Seitenpfade in die Insel und das Dickicht, wo noch einzelne Hütten ganz verborgen im Schatten und Halbdunkel unter den dichten Baumkronen liegen. Verfolgt man einen dieser Pfade weiter, so passirt man bald in einander gewachsenes Gebüsch der verschiedensten Gattung, welches auf den Lichtungen des Waldes sich noch mit hohem Kraut und schilfartigem Grase mischt und die Pfade so überwuchert, daß man dieselben kaum zu erkennen vermag. Man schlägt sich aber durch, bald rechts, bald links vor unüberwindlichen Hindernissen ausbiegend und sich Bahn brechend, wie es eben gehen will. Aber nach einer Weile merkt man, daß man den Pfad gänzlich verloren hat und zwischen den baumdicken und holzigen Stengeln des Krautes vollständig eingekeilt nicht mehr weiter kann. Ueber das Gestrüpp hinwegzusehen und sich einigermaßen zu orientiren, welche Richtung am besten einzuschlagen wäre, ist auch nicht möglich, denn es ist 7 bis 9 Fuß hoch, und so sitzt man darin wie vergraben. Während man nun ganz erschöpft inne hält und überlegt, wie man wohl am leichtesten wieder herauskomme, raschelt und huscht es plötzlich auf dem Boden. Unwillkürlich schrickt man zusammen, denn man denkt natürlich an Schlangen und sonstiges bösartiges Ungeziefer. Aber es ist nur eine jener großen graufchwarzen Eidechsen von 3 bis 4 Fuß Länge, welche eilig zwischen den Stengeln hindurchschlüpft, aber Niemanden ein Leid anthut. Endlich hat man sich mit Anstrengung aller Kräfte einen Weg durchgebrochen und steht auf einer kleinen Lichtung, aber man ist schweißgebadet, denn es ist hier mitten im Walde abscheulich heiß. Der Paffat, welcher am offenen Strande oft recht kräftig weht und die Temperatur sehr mäßigt, kann hier nicht hindringen, und man verspürt auch nicht den leisesten Lufthauch; dafür brennt aber die Sonne mit einer wahren Gluthhitze vom wolkenlosen Himmel hernieder.

Nach einigen Schritten steht man vor einem neuen Hinderniß. Eine sumpfige Lache zieht sich in mannigfachen Windungen durch den Wald, und sie zu durchwaten möchte nicht geheuer sein. Man quetscht sich also am Rande derselben hin und tritt glücklicherweise auf einen Pfad, der sich auf unregelmäßig hingeworfenen Baumstämmen über den Sumpf fortsetzt. Dort balancirt man hinüber und schreitet nun zwischen starken und hohen Baumstämmen, zwischen großen breitblättrigen Pflanzen und mancherlei hochstengligen Blumen im Schatten der Laubkronen hin. Die Vegetation ist herrlich und großartig. Zwar wuchert das Schlinggewächs nicht in der Ueppigkeit, wie ich es in den Wäldern von Westindien, Venezuela und Brasilien gesehen habe, aber dafür kann man freier und besser um sich blicken und sich an dem so verschiedenen Farbengemisch des Laubes und den blitzenden Lichtern freuen, die durch die Kronen auf die niedere Vegetation herniederspielen. Unter den so mannigfachen Baumgattungen, die zum Theil sehr werthvolles Holz haben, treten die Kokospalmen nicht zurück, sie bilden hauptsächlich den Waldbestand in der Nähe der Wohnungen, während sie hier nur noch vereinzelt ihre weißlich grauen, glatten Stämme aus dem Unterholz heranrecken.

Aber plötzlich hat das Wandervergnügen abermals ein Ende, wiederum steht man am Rande eines Sumpfes, der sich rechts und links ins Dickicht verläuft, und kein Baumstamm verstattet den Uebergang. Aergerlich über diesen dicken Querstrich kehrt man um und muß denselben Pfad zurückpilgern, bis man einen Seitenweg einschlägt, welcher zu einer großen Lichtung im Walde führt. Hier ist die Feldwarf der Eingeborenen, und an mehreren Stellen sieht man einige derselben bei der Arbeit beschäftigt, um das übermäßig wuchernde Unkraut aus den Anpflanzungen von süßen Kartoffeln, Yams, Taro und verschiedenen Kohlarten auszujäten. Mitten durch die Felder läuft ein gerader breiter Steig, von Bambu und anderm Gebüsch, von Kraut und Blumen eingefaßt, welcher nach dem auf dem Waiaberge gelegenen katholischen Kloster und Seminare führt. Will man nun letzteres nicht gerade besuchen, so wendet man sich nach der andern Seite und gelangt nach einem angenehmen Spaziergange durch die prachtvolle Vegetation, wie sie sich rechts und links am Wege ausbreitet, wieder nach Apia zurück.

Derzleichen kleine Exkursionen machte ich öfter aus Gerathewohl in die Insel hinein, obgleich die Hitze sehr groß war, und eine Unzahl von lästigen Fliegen mich beständig peinigte. Für diese Inselten sind die ausgedehnten und in viele Arme verzweigten Sümpfe, welche sich besonders nach der einen Seite von Apia hinziehen, eine wahre Brustkätte. Ganz von Wald und dichtem Buschwerk umschlossen, von keinem Lufthauch bewegt, liegt der morastige, von schwarzem Wasser bedeckte Boden den ganzen Tag unter den sengenden

Digitized by Google

Sonnenstrahlen; kein Wunder daher, wenn das Ungeziefer hier vortrefflich gedeiht und in Schwärmen den Wanderer überfällt. Doch von dieser Plage stirbt man nicht, und man hat auch sonst keine gefährlichen Thiere zu fürchten. Giftige Schlangen giebt es nicht, eben so wenig Raubthiere. Aber mancherlei schöne Vögel kann man im Walde sehen und hören. Besonders auffallend ist die große Menge wilder Tauben, welche vorzugsweise des Morgens in den hohen Wipfeln der Bäume sitzend mit ihrem „Ru-Ru“ die Luft erfüllen. Sie sind schwarz mit grün schillernden Flügeln, ungewöhnlich groß und fett und werden von den Eingeborenen, welche sie mit ihren scharfen Augen zu erspähen und anzuschleichen wissen, viel geschossen. In den ersten drei Wochen unsres Aufenthaltes in Ajia hatten wir jeden Tag Morgens zum ersten Frühstück und auch Abends Tauben braten, und schönern habe ich nie gegessen. Außerdem kommen auch viele Strandläufer und Schnepfen vor, und unsere Jäger haben manche geschossen, während ihnen die Taubenjagd nicht glücken wollte.

Reisewerke über Westafrika.

IV.

Auf S. 139 des 35. Bandes des „Globus“ besprach Dr. R. Andree den ersten von P. Güßfeldt verfaßten Band der „Loango-Expedition“; demselben folgte bald darauf der zweite aus der Feder Dr. J. Falkenstein's[1]), nicht weniger reich als jener an vorzüglichen Illustrationen und, zunächst rein stilistisch betrachtet, eine mustergültige Leistung. Dr. Falkenstein war vom Vorstande der „Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas“ nach der Loango-Küste gesendet worden, um die Station Tschintschotscho zu leiten und auszubauen, so daß sie sowohl den ins Innere vordringenden Reisenden zur Zuflucht dienen, als den zurückbleibenden wie anderen neu eintreffenden Gelehrten Raum und Mittel zur Ausführung ihrer Arbeiten gewähren konnte. Neben seinem ärztlichen Berufe war ihm das Gebiet der Anthropologie, insbesondere die Messungen, und das zoologische Sammeln zugetheilt, und außerdem sollte er auf photographischem Wege das Charakteristische von Land und Leuten für die Anschauung weiter Kreise fixiren. Bei all diesen Aufgaben stand ihm der Mechaniker Lindner stets hülfreich zur Seite. In seinem Buche schildert Dr. Falkenstein diese verschiedenartigen Gebiete seiner Thätigkeit, die Entwickelung der Station von ihrem unscheinbaren Anfange an, die anthropologischen Verhältnisse der Neger, die Wirkungen des Klimas, das Charakteristische der westafrikanischen Fauna &c., außerdem drei größere Reisen nach dem Congo, nach Novo Redondo behufs Anwerbung von Trägern und nach dem Kniin-Flusse zu zoologischen Studien.

Bald nachdem Dr. Falkenstein die afrikanische Küste am 5. November 1873 betreten hatte, lernte er die tausend kleinen und großen Leiden kennen, welche der Berkehr mit den Negern, die Natur, die Pflanzen- und Thierwelt dem Weißen bereiten. Aber unverzagt machte er sich an das Werk und schuf in rastloser zweijähriger Arbeit eine Musterstation, um gerade, als die Dinge eine entschiedene Wendung zum Bessern genommen hatten, die aus dem Süden herbeigeschafften Träger sich willig zeigten und die Station ohne bedeutende Ausgaben unterhalten werden konnte, die aus der Heimath eingetroffene Anstellungsordre ausführen zu müssen. Zur Zeit der Gründung hatte die Station ein ziemlich schadhaftes Wohnhaus und eine eben solche Küche umfaßt; beide waren nun den Verhältnissen entsprechend umgewandelt und nahmen sich stattlich aus. Daneben war ein zweites Wohnhaus mit festen Magazinen, ein Waschhaus, Skeletir- und Trockenhaus für Sammlungen nebst Pulvermagazin erbaut worden. Südlich stieß ein gepflegter Garten für den täglichen Bedarf daran, nördlich reihten sich 45 Hütten in geraden Linien mit breiten, dazwischen liegenden Straßen aneinander, während abseits ein großer überdachter Raum theils als gemeinschaftliche Küche und Arbeitsplatz bei Regen, theils als Lagerstelle diente. Rund herum, jenseits der festen Umzäunung, dehnten sich, fast so weit das Auge reichte, die mit Mais, Maniok und Erdnüssen bepflanzten Felder aus, reiche Ernte versprechend. In den Ställen befanden sich Ziegen, Hühner und Enten in gutem Zustande; am Strande lag ein neues großes Canoe, mit dem, sobald ein Fischnetz fertig gestellt war, Versuche gemacht werden sollten, den täglichen Fleischbedarf zu beschaffen. Unter solchen Umständen mußte der wiederholte Befehl Seitens des Vorstandes der Afrikanischen Gesellschaft, die Station aufzulösen, doppelt schmerzlich sein; aber „das Mißgeschick, welches die Expedition andauernd begleitete, hatte das Vertrauen auf ausgiebige Erfolge in weiten Kreisen erschüttert. Den großartigen Leistungen anderer Stationen gegenüber, die gerade in diese Zeit fielen, brauchte man auffallgere Resultate, um das Interesse wach zu erhalten und die nöthigen Summen zur Bestreitung der bedeutenden Kosten zusammenzubringen.“

Schon in dem oben angeführten Aufsatze Dr. Andree's ist der Widerwärtigkeiten, mit welchen die Expedition zu kämpfen gehabt hat, so ausführlich Erwähnung gethan worden, daß wir hier nicht darauf zurückzukommen brauchen. Andererseits aber wurde darauf hingewiesen, daß die Loango-Expedition, wenn es ihr auch vergönnt war, räumlich viel zur Erforschung Afrikas beizutragen, doch ihr Obiet nach den verschiedensten Richtungen so intensiv studirt und ausgedehnt hat, daß es, von europäischen Kolonien abgesehen, jetzt mit als der am besten bekannte Landstrich in Afrika gelten darf. Der in Rede stehende Band ist dafür ein vollgültiger Beweis; was er über die Anthropologie (Kap. II) und Zoologie (Kap. V und VII) bringt, ist grundlegend für die Loangoküste, ebenso wie der Anhang über deren Krankheitscharakter; — was er an praktischen Winken über das Photographiren (Kap. III), über Kleidung, Hautpflege, Diät, Nachtlager, Wohnung u. s. w. (Kap. VI) enthält, wird sich jeder, der Aequatorial-Afrika bereisen will, gesagt sein lassen. Dr. Falkenstein weiß dabei sehr wohl, „daß jeder Platz Afrikas seine eigenen Erfahrungen beanspruchi, und daß, wer an einer Stelle reiste,

[1]) Die Loango-Expedition. Zweite Abtheilung von Dr. J. Falkenstein, Stabsarzt am medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut. Leipzig. Verlag von Paul Frohberg, 1879.

Digitized by Google

dadurch keine Berechtigung erhält, über die Art des Reisens in anderen Gegenden zu urtheilen" (S. 79); allein den Reiselustigen kann er doch (S. 116) die tröstliche Aussicht eröffnen: „Sind wir mit Chinin wohl versehen, gebieten wir über eine mittelgute Konstitution und befolgen die Regeln, welche die Veränderung des Klimas verlangt, so werden wir uns ohne Furcht in die zum Theil mit Unrecht berüchtigten Gegenden Aequatorial-Afrikas begeben können und hoffen dürfen, die Resultate unserer Bemühungen nach der Rückkehr in die Heimath mit ungeschwächter Kraft zu verarbeiten."

Zu den interessantesten Abschnitten des durchweg vortrefflich und anziehend geschriebenen Werkes gehört das zweite Kapitel, welches die physische Erscheinung des Loango-Negers behandelt, und aus dem wir hier Einiges mittheilen.

Der Schädel ist stark dolichokephal, also lang von vorn nach hinten und schmal, dabei in seiner Höhe beträchtlich gesteigert. Die Stirn spitzt sich nach vorn zu und liegt nicht in der geraden Verlängerung des Gesichts, sondern neigt sich nach hinten, wenn auch nicht bedeutend, so doch mehr als bei uns. Eine breite schöne Denkerstirn findet sich dort nicht. Die Nase fiel Falkenstein an Ort und Stelle selbst kaum noch wegen ihrer Breite und noch weniger wegen ihres Eingelumkenseins auf, aber beim Vergleich durch exakte Messungen fand er beide Eigenschaften in sehr ausgeprägtem Maße. Vor Allem ist es der Zahnvorsprung, welcher durch das Vorspringen seines untern Randes dem Negergesichte sein eigenartiges Gepräge giebt. Man hat sich, so lange man dies Vorspringen und die ganze Formation des Oberkiefers, unter dem Namen Prognathie zusammengefaßt, als ein besonderes Racenmerkmal hinstellte, damit beschäftigt, den Grad der Ausbildung desselben durch bestimmte Winkel zu veranschaulichen. Die Menge der verschiedenen Konstruktionen beweist zur Genüge, wie schwierig und undankbar diese Aufgabe ist. Dr. Falkenstein fand, daß der Winkel, dessen Scheitel in der Mitte der Verbindungslinie der Zahnfortsätze liegt und seinen einen Schenkel zur Mitte der Ohröffnung, den andern zur Nasenwurzel sendet, die allergleichmäßigsten Werthe ergiebt. Er betrug im Mittel 67,4°, während beim Europäer die gleiche Methode 90° ergeben würde. Die Kapacität des Schädels wurde zu 1275 ccm berechnet, während der unserige zwischen 1450 und 1500 liegt. Dr. Falkenstein hat nicht untersucht, ob die Tiefenburchmesser der Kopfknochen, namentlich der platten, die der unserigen übertreffen; doch scheint es fast so. Wenigstens legen die Händler sie als feststehendes Faktum ihren hierher applicirten Züchtigungen zu Grunde; und schon in früheren Zeiten müssen die spanischen Hauptleute daran geglaubt haben, wenn es wahr ist, daß sie ihren Soldaten einschärften, nicht nach dem Kopfe zu hauen, weil sonst die Säbel zerspränge.

Indem nun Dr. Falkenstein zur vergleichenden Betrachtung der übrigen Körperverhältnisse übergeht, hebt er mit Nachdruck hervor, wie wichtig es dabei ist, stets möglichst gleichartiges Material einander gegenüberzustellen und nicht normal und schön gebaute Individuen einer mit mißgebildeten, verkümmerten andererseits zu vergleichen. So selbstverständlich diese Forderung erscheint, so oft scheint sie von Reisenden nicht beachtet worden zu sein; nur so kommen die oft wunderbaren Vorstellungen und unglaublichen Vorurtheile sich einwurzeln. Dazu kommt, daß viele sich zu Urtheilen über typische Verschiedenheiten berechtigt glauben, ohne daß sie anatomische Kenntnisse, vielleicht nicht einmal Kenntnisse des Wuchses in ihrer Heimath besitzen, während in diesen Dingen doch nur exakte Messungen zu Resultaten führen können. Und was die Photographie anlangt, so gilt es auch da, bei Auswahl des Materials mit Vorsicht zu operiren; denn alte, verkommene Individuen lassen sich überall leicht auftreiben, während die elastische, frische Jugend mit einer allen Völkern gemeinsamen Scheu ihre anmuthigen Formen zu verbergen sucht. Da nun, wie häufig, so auch an der Loangoküste, das Individuum sein Alter nicht kennt, so ist man auf Schätzungen angewiesen, wobei, von absichtlicher Täuschung abgesehen, oft recht erhebliche Irrthümer mit unterlaufen, wie dies an dem Beispiel der Geschlechtsreife nachgewiesen wird, welche wir, wohl ohne genügende Gründe, als in den Tropen sehr früh eintretend anzusehen uns gewöhnt haben.

Der Bewohner der Küste ist, vielleicht wegen der günstigeren Nahrungsbedingungen, übermittelgroß (165 bis 170 cm), da die Durchschnittshöhe bei Männern zwischen 165 und 168 cm, bei Weibern zwischen 150 und 160 cm liegt. Die Kopfhöhe, welche beim normal gebauten Individuum etwa 7½ Mal in derjenigen des Körpers enthalten ist, kann beim Neger nicht zur Beurtheilung sie Körperhöhe herangezogen werden, weil sie, wie oben erwähnt, bedeutend gesteigert ist. Der Hals, welcher beim wohlgewachsenen Manne denselben Umfangsdurchmesser wie die Wade geben soll, übertrifft letztere beim Neger oft, namentlich bei Kindern, vielleicht weil durch das Tragen aller Lasten auf dem Kopfe die Nackenmuskulatur frühzeitig ausgebildet wird. Die Schulter setzt sich fast winklig an den Hals an; die Breite des Brustkorbes ist im jugendlichen Alter eine sehr günstige, nimmt jedoch später nicht im gleichen Verhältnisse zur Höhe zu. Die der quere Beckendurchmesser gleichfalls gering ist, so entsteht jene Schmalheit und Schlankheit, welche allgemein für den Negerkörper als Regel angenommen ist. Diese ist namentlich beim Weibe auffällig, so daß man beide Geschlechter von hinten oft schwer von einander unterscheiden kann, zumal die Taille nicht künstlich verkleinert wird.

Oft, namentlich bei Kindern, tritt der Unterleib stark hervor, wie dies auch bei anthropomorphen Affen beobachtet wird; die betreffenden Organe vergrößern sich vielleicht in Folge der Menge und Art der zu verdauenden Nahrungsmittel, welche zu viele unverdauliche Substanzen enthalten. Vielleicht ist das Heraustreten des Leibes aber auch eine Folge der gewöhnlich recht starken und namentlich beim weiblichen Geschlechte (niederen Standes) verbreiteten Krümmung der Wirbelsäule, welche sich leicht durch die frühzeitig geübte Sitte erklärt, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen.

Hinsichtlich des sehr streitigen Verhältnisses der Extremitäten zu einander und zum Rumpfe giebt Dr. Falkenstein noch kein endgültiges Urtheil ab und verlangt weitere Beobachtungen; er sagt z. B. weder Ja noch Nein zu der allgemeinen Ansicht, daß der Oberarm und Oberschenkel beim Neger kürzer als beim Europäer ist, Unterarm und Unterschenkel dagegen länger. Leichter ist es, die Form zu beschreiben. Die Muskulatur ist oft, namentlich bei Fischern in Folge des Ruderns, ganz außerordentlich entwickelt; solche Arme sind wohlgeformt, dabei schlank, da die Fettpolster nirgends stark ausgebildet sind. Die Wade ist nie so dürftig und mager, als man gewöhnlich annimmt, mag aber im Großen und Ganzen hinter der des Europäers zurückbleiben. Hände und Füße sind klein und zierlich; Plattfüße kommen seltener vor, als bei uns, und unsere Durchschnittsform ist wegen des Mangels an Uebung und wegen der fehlerhaften Fußbekleidung weniger schön. Die Haut ist nie schwarz, sondern wechselt in verschiedenen Schattirungen von Braun; lichtere Töne scheinen von den Negern selbst höher geschätzt zu werden. Dabei unterliegt die Far-

Digitized by Google

bung innerhalb gewisser Grenzen dem Wechsel; so ist sie nach dem Essen, bei größerer Hitze, in der Bewegung und bei psychischen Affekten (Verlegenheit, Scham) überall, wo das Blut in das oberflächliche Kapillargefäßnetz dringt, dunkler, im entgegengesetzten Falle heller. In Krankheiten, wenn die Haut ihre glatte, glänzende Beschaffenheit verliert und welk zusammensinkt, wird sie schmutzig dunkler, weil das Pigment dann auf eine kleine Fläche zusammengedrängt erscheint. Die Schleimhäute haben, so weit sie dem Lichte ausgesetzt sind, nicht eine schöne rosa, sondern durch geringe Pigmenteinlagerung mehr schmutzig graurothe Färbung, die sich auch an den Nägeln wegen des Durchschimmerns des Nagelbettes bemerklich macht.

Besonders interessant ist es, daß die Hautfarbe von Neugebornen derjenigen der unsrigen täuschend ähnlich ist und erst in den nächstfolgenden Wochen nachdunkelt; ausgenommen sind nur der Rücken, der ein wenig dunkler, und die prominirenden Theilchen, wie Ohrmuscheln, Brustwarzen, Nabel u. s. w., welche vollständig dunkel erscheinen. In dem ersten der beiden Fälle, welche Dr. Falkenstein zu sehen bekam, war ihm jene Färbung etwas so Ungewohntes und Ueberraschendes, daß er den Verdacht hegte, einen kleinen Mulatten vor sich zu haben, und er sich nur nach und nach mit zunehmendem Dunkelwerden der Haut von seinem Irrthume überzeugte; denn nach sechs Wochen war der Säugling schon ein vollendeter Neger.

Die Haut des Erwachsenen fühlt sich derb und sammetartig elastisch an, zugleich im Freien auch kühl, letzteres eine Folge der stets transpiration und Verdunstung. Ersteres ist in der heißen Zone für die Gesundheit überaus bedeutsam; hört sie auf, so ist das ein Zeichen beginnender Krankheit. Doch bemerkt man beim Neger in freier Luft und während der Ruhe nie eigentliche Schweißperlen, wohl aber bei der Arbeit und im Schlafe unter Umhüllung, wenn der Luftströmung der ungehinderte Zutritt verwehrt ist. Das Sekret hält Falkenstein für öliger als bei uns, was wohl von der stärkern Betheiligung der Talgdrüsen herkommt, und diesem Umstande schreibt er sowohl die oft beim Photographiren recht störenden Lichtreflexe zu, welche natürlich die Nase an face ganz anders als en profil erscheinen lassen, als auch den übel berufenen Negergeruch. Jene Fette verwandeln sich eben bei längerm Verweilen leicht und wegen der hohen Temperatur rasch in ranzige Säuren, und ein Neger, der sich vernachlässigt oder krank ist, sowie die länger von ihm gebrauchten Kleider riechen sehr unangenehm. Aber durchaus falsch ist es, zu glauben, daß der Neger, hier speciell der Loango-Neger, unter allen Verhältnissen übel riecht: „der gesunde Neger, der immer außerordentlich reinlich ist und den segensreichen Einfluß des Wassers sich im Allgemeinen besser zu Nutzen macht als der Europäer, riecht eben durchaus nicht, oder wenn es der Fall ist, so wird er, wie ähnliche Individuen bei uns, für eine unleidliche Ausnahme gehalten, dessen Nähe auch seine Genossen thunlichst meiden."

Das Ohr ist klein und von zierlicher Muschelform, nie abstehend und bildet so eine wohlthuende Raceneigenthümlichkeit, gerade wie auch das Auge sowohl durch seine warme, braune Farbe, als durch seine offene, große Rundung und den nicht selten mandelförmigen Schnitt angenehm berührt. Die Augenbrauen sind dicht, die Wimpern lang und voll. Sonst zeigt der Loango-Neger das bekannte schwarze krause Wollhaar, das in vielen Fällen büschel- und inselartig in einzelnen Gruppen geordnet wächst. Es wird kurz getragen und der Reinlichkeit halber öfters glatt abrasirt; sonst würde es wohl, wie bei anderen Stämmen, zu ansehnlicher Länge heranwachsen. Bartwuchs findet sich bei etwa einem Drittel der männlichen Bevölkerung; am seltensten kommt Backenbart vor. Ihr Kopfhaar ist sehr gleichmäßig und üppig; Falkenstein bemerkte nur zweimal verhältnißmäßig blondes Haar und einen Kahlkopf niemals. Ebenso ist weißes Haar selten; grau wird es erst sehr viel später, als bei uns. Eine Behaarung der Brust wird nicht häufig gefunden.

Mißgestaltete Individuen kommen so gut wie gar nicht vor, weil erstlich Neugeborene mit auffälligen Verbildungen nicht aufgezogen werden, und dann weil Kindekrankheiten, die Knochenaffektionen bedingen (Rhachitis, Scrophulose), dort günzlich unbekannt sind. Die Kinderstersblichkeit, welche bei uns, namentlich in großen Städten, eine so erschreckend hohe ist, kann bei diesen Negern die relativ geringste aller Lebensalter genannt werden, und deshalb darf man die geringe Fruchtbarkeit der Negerinnen, die durchschnittlich nur zwei bis drei Kindern das Leben schenken, als eine segensreiche Selbsthülfe der Natur, um der Uebervölkerung des Landes vorzubeugen, betrachten.

Im Ganzen betrachtet, dürfen die Bewohner der Loango-Küste ein als Neger schöner, kräftiger, wohlgebauter Stamm genannt werden. Freilich wird der Europäer in Europa selbst stets an der eingesunkenen Nase, den vorstehenden Backenknochen und den vollen aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen Anstoß nehmen; „befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bemerkt die für die Umgebung vortheilhafte dunkle Schattirung der Haut und die anmuthende Leichtigkeit der durch kein Uebermaß der Kleidung begrenzten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivetät des reifern Alters, daß er der Race als solcher Gerechtigkeit widerfahren läßt . . . Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns nothwendig mit ihnen befreundet."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die chinesische Gesandtschaft hat, dem „Nowoje Wremja" zufolge, der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft in Petersburg mitgetheilt, daß Oberst Prschewalski glücklich durch das südliche Thsidam gekommen sei (die letzte Nachricht bezog sich auf seine Reise durch den nördlichen Theil dieses Gebietes), und daß, nachdem er auf die große Straße von China nach Tibet, welche von chinesischen Wachtposten beschützt wird, gelangt war, er die Richtung nach der tibetanischen Grenze eingeschlagen hat. Der Reisende Potanin langte am 1.(13.) December v. J. in Irkutsk an, wo er den Winter zuzubringen beabsichtigt. Es ist von ihm ein Brief in Petersburg eingetroffen, der einige interessante Thatsachen enthält. Die Resultate der Expedition scheinen hiernach ziemlich bedeutend zu sein. Neben seinen ethnographischen Arbeiten hat Potanin auch einige geographische, die nordwestliche Mongolei betreffende Fragen gelöst und eine reiche na-

Digitized by Google

tmwissenschaftliche Sammlung zusammengebracht. Sein Gehülfe A. W. Adrianow hat sich außer mit seinen geologischen Arbeiten, mit der Aufnahme von Photographien beschäftigt und gegen 100 ethnographisch wichtige Gegenstände, Typen und dergleichen aufgenommen. Gegen Ende August schloß sich der Botaniker'schen Expedition eine topographische Partie an, welche aus dem Stabsheptäin Orlow, einem Topographen und einem Kosakenkanwoi bestand, und die Potanin zu Hülfe gesandt wurde. Sie erreichte ihn in Ulangom. Orlow hat während seiner zweimonatlichen Reise, die er von Potanin gesondert machte, neues topographisches Material über die nordwestliche Mongolei gesammelt und in die Karte eingetragen. Dies bezieht sich beispielsweise auf einen neuen Weg von Koschagatsch nach Ulangom über den See Kepdyktul und durch das Thal des Jlaffos Kariek.

— Das grausame Urtheil, welches die chinesische Regierung gegen die vier überlebenden jungen Söhne Jakub Beg's gefällt hatte (s. vorigen Band, S. 270), hat in England solche Entrüstung erregt, daß man sich bewogen gefunden hat, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Die Knaben sollen hinfort in der Hauptstadt der Provinz Kan-su in fremder Gefangenschaft gehalten werden.

— Den Bericht des Direktors Jnland Towers über das Verwaltungsjahr 1878/79 der Jndischen Eisenbahngesellschaft entnehmen wir folgende Daten. Die in diesem Jahre neu eröffnete Strecke von 995¼ Meilen giebt dem ganzen Netze eine Ausdehnung von 8215 Meilen; 1021¾ weitere Meilen sind noch im Bau begriffen. Die wichtigste jetzt vollendete Linie ist die längs des Jndusthales, welche den Hafen Karrachi in Sindh mit der Punjchab-Eisenbahn in Multan verbindet, so daß mit Ausnahme der Ueberschreitung des Jndus bei Sakkar, eine direkte Eisenbahnverbindung über Lahor, Delhi, Agra, Benares mit Calcutta in einer Länge von 2120 Meilen hergestellt ist. Eine Brücke über den Ganges bei Benares soll gebaut werden und einen Theil der Audh-Rohilkand-Linie bilden. Mehrere einheimische Fürsten zeigen großes Jnteresse für den Eisenbahnbau und haben schon Anordnungen getroffen, um neue Linien in Verbindung mit denselben herzustellen zu lassen. Wichtige Dienste haben die Eisenbahnen in Ober-Jndien im letzten afghanischen Feldzuge geleistet; viele Tage hintereinander wurden während je 24 Stunden 4000 Mann von Delhi nach Lahor geschafft, so daß während der ganzen Zeit 146 000 Mann, 15 197 Pferde und Maulesel, 6227 Ochsen, 218 Kameele, 138 Kanonen und das dazu gehörige Gepäck in 184 Extrazügen transportirt wurden. Das Gesammtpersonal besteht aus 141 199 Beamten, wovon 95,15 Proc. Eingeborene.

— Die Frage einer einheitlichen Orthographie der Eigennamen von Britisch-Jndien scheint ihrer Lösung entgegenzugehen. Das Hunter'sche System war schon längst officiell angenommen, praktisch konnte es aber nicht durchgeführt werden ohne eine allgemeine alphabetische Liste. Die indische Regierung hat nun eine Reihe Namenslisten für die zwölf localen Gouvernements bearbeiten lassen; da sich aber darin verschiedene Unsicherheiten zeigten, so wurde der Herausgeber des neuen „Jmperial Gazetteer" und Generaldirektor der Statistik für Jndien, Dr. Hunter, beauftragt, ein allgemeines Verzeichniß zusammenzustellen. Auch hat der Vorstand der Royal Geographical Society beschlossen, die Orthographie des „Gazetteer" anzunehmen, und bereits vom Dr. Hunter ein vorläufiges Verzeichniß für Jndien erhalten, welches auch zweifellos von der Regierung als Richtschnur angenommen werden wird. Die Gesellschaft hat ebenfalls eine alphabetische Liste aller Eigennamen auf St. John's Karte von Persien, Wellon's Karte von Afghanistan und den Karten des Persischen Meerbusens und der Küste von Mekran vorbereitet, welche, von kompetenten Autoritäten durchgesehen, die officielle Grundlage für die Orthographie bilden wird.

Afrika.

— Der auf S. 256 des 35. Bandes des „Globus" genannte Dampfer „Henry Venn" der „Church Missionary Society" hat im vorigen Sommer eine weite Fahrt nach dem obern Binue ausgeführt, über welche der „Church Missionary Intelligencer" (1880, Nro. 1, S. 64) einiges mittheilt. Er verließ Lokodscha am Zusammenflusse der beiden Niger-Quellflüsse am 8. Juli und langte am 28. August gegenüber von Yola, der Hauptstadt von Adamaua, unter 9° 16' nördl. Br., 12° 31' östl. L. Gr., an. Dann passirte er weiter stromaufwärts die Mündung des von Süden kommenden Faro, wo Barth im Jahre 1851 den Binue überschritt und drang noch etwa 40 Miles weiter vor, bis er am 4. September bei einigen Felsen gegenüber der Stadt Garowa unter 9° 28½' nördl. Br. und 13° 26' östl. L. vor Anker ging. Die Felsen wurden nach dem Namen des Schiffes getauft und dann, da der Strom zu fallen begann, die Rückfahrt angetreten. Die ganze zurückgelegte Strecke wird nicht viel unter 800 engl. Meilen betragen. Mr. Allsrosft, welcher sich auf dem Dampfer befand, hält den Binue für ein vorzügliches Feld für die Mission; er spricht von einer vom Mohammedanismus noch unberührten heidnischen Götterscheu westlich von Yola. Nirgends in Afrika sah er so viele blühende Ortschaften, fast jede englische Meile eine, und so gut bestelltes fruchtbares Land. Die Einwohner waren beleidigt, was nie der Fall ist, wo Mohammedaner herrschen, welche den Leuten die Kleider rauben.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Zwei junge Explorer aus Melbourne, Woolley und Farie, welche Ende vorigen Jahres versuchten, von Port Eucla aus, an der südlichen Grenze von Süd- und Westaustralien, in den unbekannten Norden vorzudringen, sind verschollen. Eine Expedition von zwei Weißen und einem Schwarzen, welche mit vier Kameelen ausgeschickt wurde, um sie aufzusuchen, hat die sichere Nachricht zurückgebracht, daß die Reisenden ihr Depôt-Lager verfehlt hatten und umgekommen sind.

— Wenn wir in Bd. XXXVI, S. 272 auf eine bevorstehende Entdeckungsreise des Mr. Hesse Young in den Nordwesten Südaustraliens hinwiesen, deren Ausrüstung und weitere Kosten der bekannte Sir Thomas Elder in Adelaide übernehmen wollte, so geht uns die Nachricht zu, daß der Gesundheitszustand des Mr. Young ein so leidender, fast hoffnungsloser geworden ist, daß er die Leitung der Expedition definitiv hat aufgeben müssen. Sir Thomas Elder hat aber damit sein Projekt nicht fallen lassen, sondern gedenkt einer andern geeigneten Persönlichkeit die Leitung zu übertragen.

— Der Kronlandminister von Victoria spricht sich über die namentlich in den nordwestlichen Distrikten der Kolonie herrschende Kaninchen-Plage in folgender Weise aus. „Es ist geradezu unmöglich, sich eine Vorstellung von der Verwüstung zu machen, welche die Kaninchen in diesen Distrikten anrichten. Sie zählen nach Millionen, und es ist zur Frage geworden, ob sie oder die Farmer die Herren des Landes sein sollen. Viele Farmer sind schon auf ihrem Landbesitze verarmt und in Verzweiflung davon gezogen. Wenn das Gras abgefressen ist, so machen sich die Thiere über die Saaten her und rasiren in einer Woche ein Weizenfeld von hundert Acres (41 Hektaren). Der Preis, welcher für Kaninchenfelle gezahlt wird, ist zu gering, um auf dem Fange einen lohnenden Betrieb zu machen. Auch sind die Thiere im Ganzen zu mager, als daß es sich rentirte, ihr Fleisch zum Export nach England zu konserviren. Versuche dieser Art hatten immer keinen lohnenden Erfolg." Dasselbe Rothgeschrei kommt aus den übrigen Kolonien des Kontinents, und die einzelnen Parlamente haben große Summen bewilligt, um die Kaninchen in ihren Höhlen zu vergiften. Südaustralien

Digitized by Google

z. B. veranlagte für diesen Zweck im Jahre 1878/79 (vom Juli zu Juli) 180 000 Mark. In Neu-Seeland, wo die Kaninchenplage nicht minder groß ist, hat man aus dem Mount-Gambier-Distrikte (im Südosten von Südaustralien) die dort sehr verbreitete wilde Katze (Dasyurus) in großer Anzahl importirt und in den gebirgigen Gegenden, wo den Kaninchen in anderer Weise schwer beizukommen ist, zu deren Vertilgung in Freiheit gesetzt.

— Die Kolonie Tasmanien am Schlusse des Jahres 1878. Tasmanien mit einem Flächeninhalt von 26 215 Quadratmilen, von denen sich aber erst 143 797 Acres oder 225 Quadratmiles unter Kultur befanden, zählte 109 947 Seelen oder 2843 mehr als im Vorjahre. Die Eingeborenen sind ausgestorben. Die Revenue des Jahres besserte 386 000 Pf. St., wovon 247 563 Pf. St., d. i. 2 Pf. St. 5 Sch. 7½ P. pro Kopf der Bevölkerung, aus der Taxation flossen. Das Finanzjahr schloß mit einem Defizit. Die öffentliche Schuld erreichte die Höhe von 1 738 500 Pf. St. oder 15 Pf. St. 16 Sch. 2½ P. pro Kopf. Der Import bewerthete 1 324 812 Pf. St., der Export 1 315 695 Pf. St. Die Länge der fertigen Eisenbahnen betrug 172½ Miles und die der fertigen Telegraphen (mit Ausschluß der 133 Miles langen Telegraphenlinie an der Centralcisenbahn von Nord nach Süd) 692. Der Viehstapel der Kolonie zählte 24 107 Pferde, 126 276 Stück Rindvieh, 1 838 831 Schafe und 39 595 Schweine.

— Nach dem „Queenslander" hat im Februar 1879 der Rev. C. W. Fairey ganz allein eine Missionsexcursion in einem Canoe gemacht. Dieses Wunder von Schiff, dessen ganzes Nettogewicht circa 80 Pfund beträgt, ist schon 1877 in Lambeth gebaut und von Fairey speziell für die Missionen an Australiens Küsten und Strömen angekauft worden. Es ist 12 Fuß lang, 28 Zoll breit und 12 Zoll tief; Schubladen dienen für Vorräthe und Karten; Lufträume aus Kautschuk machen es zu einem Rettungsboot; gebaut ist es aus englischem Eichen-, Mahagoni- und Cedernholz; vorn und hinten hat es ein Deck und außerdem einen leichten Mast und Sturmsegel. Der Segler sitt auf dem Boden und lenkt es durch eine sinnreiche Einrichtung mit dem Fuß; so macht es, von einem einschaufigen, nur an einer Seite gebrauchten Ruder fortgetrieben und vom Steuer in richtigem Kurs gehalten, unter günstigen Umständen 7 bis 8 Knoten die Stunde. Die erste Reise in diesem Canoe machte Fairey an der Nord- und Ostküste von Tasmanien bis Hobarttown, auf einer Strecke von circa 300 Meilen; die zweite Reise im „Evangelist" (dies der Name des Schiffes) soll dem Murrumbidgi- und dem Murray-Flusse gelten.

— Ein officieller Bericht giebt den Flächeninhalt der Sandwichinseln wie folgt an: Hawaii 2 500 000, Maui 400 000, Oahu 350 000, Kauai 350 000, Molokai 200 000, Lanai 100 000, Niihau 70 000, Kahulin 30 000 Acres. Die Volkszählung ergab 1878: 57 985, d. h. 1088 Seelen mehr als 1872. Die Eingeborenen und Mischlinge betrugen jetzt nur 47 508 gegen 51 531 damals; dagegen ist die Zahl der Fremden von 5866 auf 10 477 gestiegen; unter letzteren waren 883 Engländer, 1276 Amerikaner, 5916 Chinesen. Export und Import haben je einen Werth von über 3 Mill. Doll. Der Reciprocitätsvertrag mit den Vereinigten Staaten hat Englands Handel mit diesen Inseln sehr emporgebracht. Die Zahl der vorübergehend sich aufhaltenden Fremden in Honolulu betrug 1878: 2006.

(„Mail" vom 27. Oktober 1879.)

Nordamerika.

— Das stetige Wachsthum der Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zeigt folgende Uebersicht: 1790: 3 929 827, 1800: 5 305 925, 1810: 7 239 914, 1820: 9 638 131, 1830: 12 866 020, 1840: 17 069 453, 1850: 23 191 876, 1860: 31 443 321, 1870: 38 558 371, 1880: 50 858 000 Seelen. Zwischen 1790 und 1860 betrug die Vermehrung 92 bis 36 Proc., zwischen 1860 und 1870 aber (also in den Kriegsjahren) nur 22½ Proc. Bemerkenswerth ist einerseits das außerordentliche schnelle Wachsthum der großen Städte, andererseits die Wanderung der Bevölkerung nach dem Westen hin. 1860 zählte Neuyork 813 669, 1870: 942 212, jetzt über eine Million Seelen. Während zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes (1776) Boston, Baltimore und Philadelphia nur 20 000 bis 30 000 Einwohner hatten, weisen sie nach der letzten Zählung 250 000, 267 000 und 674 400 auf. Chicago, im Anfange des Jahrhunderts noch ein kleines Dorf, und St. Louis, 1834 noch eine indianische Trapperstation, sind jetzt 300 000 Einwohner stark. Die anderen Städte über 100 000 sind: Cincinnati mit 216 000, New Orleans mit 191 000, San Francisco mit 149 000, Buffalo mit 117 714, Washington mit 109 000, Newark mit 105 059 und Louisville mit 100 753 Seelen. Die Gravitation der Bevölkerung nach Westen hin geht daraus hervor, daß 1800 deren Mittelpunkt im Meridian von Washington war, 1840 von Pittsburg, 1870 von Cincinnati, im nächsten Jahre vielleicht von Indianopolis. Die letzten statistischen Erhebungen ergaben in den westlichen Territorien folgende Ziffern: Arizona 9658, Colorado 39 864, Columbia 131 700, Dakota 14 181, Idahe 14 999, Montana 20 595, New Mexico 91 874, Utah 86 786, Washington 23 955, endlich Wyoming 9118 Seelen.

(Nach der „Mail" vom 15. Oktober 1879.)

* * *

— Als Ergänzung zu dem „Leitfaden der alten Geographie von Heinrich Kiepert", welchen wir auf S. 239 des vorigen Bandes erwähnten, kann der eben ausgegebene „Historische Schul-Atlas zur alten, mittlern und neuern Geschichte in 36 Karten, bearbeitet von Heinrich Kiepert und Carl Wolf" (Berlin 1879, D. Reimer. Preis 3 M. 60 Pf.), angelegen werden. Je 12 Karten sind jeder der drei Perioden gewidmet; die 12 ersten zur alten Geschichte führen von H. Kiepert, die übrigen von C. Wolf her. Es ist eine Reihe von Tafeln, wie sie so sauber, klar und vollendet in Inhalt und Ausführen selten zu finden sind. Besonders Interesse erregen die Karten, welche das ägyptische, assyrische, medische, indische Reich, die Diadochenreich, das Gebiet von Carthago, die mongolischen Reiche, die Entdeckungen der europäischen Seefahrer im 15. und 16. Jahrhundert ꝛc. vorführen. Auf wenigen Blättern ein Kompendium der historischen Geographie, wie es in gleicher Zweckmäßigkeit und Ausführung wohl ohne Gleichen dasteht.

Inhalt: Die Republik Hayti. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. IV. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. I. — Reisewerke über Westafrika. IV. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien und Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 24. Januar 1880.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

III.

Die erste Nacht, die La Selve an Bord der „Conception" zubrachte, war nicht gerade geeignet, um ihn den bevorstehenden vier Wochen der Küstenfahrt mit besonderer Freude entgegensehen zu lassen: bald nachdem das Schiff Cap Haitien verlassen hatte, begann ein Regen herabzuströmen, wie nur die Tropen seines Gleichen kennen. Es war unmöglich, auf dem Verdeck zu bleiben; und da die einzige kleine Kajüte von den mitfahrenden Frauen eingenommen war, so blieb dem Reisenden nichts übrig, als in den Schiffsraum hinabzusteigen und dort im Verein mit den übrigen Passagieren und den schwarzen Matrosen die Nacht zu verbringen. Die Luft in dem niedrigen Raume war drückend und schwül, das Lager auf den als Ballast dienenden Wasserfässern möglichst unbequem, dazu triefte durch die schlecht kalfaterten Fugen des Verdecks unaufhörlich das Regenwasser hinab, und der Gedanke, daß man vielleicht an manchem interessanten Punkte der Küste vorüberfuhr, den man in einer hellen Nacht gut vom Verdeck aus gesehen hätte, war nicht erfreulich. Endlich hörte der Regen auf, und ein glänzend klarer Morgen brachte reichliche Entschädigung für die unbehaglichen Nachtstunden. Man hatte die Bai de Akul, Port Margot und das Cap Rouge passirt, und nach kurzem Aufenthalte in dem kleinen Hafen von Saint-Louis du-Nord, das vor einer von waldreichen Bergen eingeschlossenen Ebene liegt, kam man bald in den etwa 8 km breiten Kanal, der die Insel La Tortue von dem großen Lande trennt. Die Insel, die eine Größe von etwa 17 qkm hat, ist von reichen Waldungen bedeckt, die, zum größten Theil aus Mahagonibäumen bestehend, auch viele Manzanillobäume (Hippomane mancinella L.) enthalten, über deren giftige Eigenschaften so viele Fabeln verbreitet sind. Ziegen und verwilderte Schweine halten sich in großer Anzahl in dem Walde auf; an den Küsten wird eine besondere Art rother Krabben gefangen, die sehr schmackhaft sein sollen. La Tortue war seinerzeit eine der Hauptniederlassungen der Boukaniers, heute ist es ganz unbewohnt. Gegen Mittag ging das Schiff in dem Hafen von Port de la Paix vor Anker, wo es bis zum nächsten Tage bleiben sollte. Die ganze Rhede war leer, kein Schiff zu sehen, auch der kleine Ort an der Küste schien wie ausgestorben. Mit einigen seiner Reisegefährten, Eingeborenen aus den besseren Ständen, begab La Selve sich ans Land. Große Haufen von Campechenholz lagen, zur Einschiffung bereit, überall am Strande aufgeschichtet, dazwischen riesige alte Feldschlangen, Denkmäler aus der kriegerischen Zeit des Hafenortes. Dicht bei der Stadt angelangt, wurden die Reisenden von einem braunen Polizeibeamten angeredet, der in fast unverständlichem Kreolisch nach ihren Pässen fragte. Man hatte dieselben auf dem Schiffe zurückgelassen, und, nicht willens noch einmal umzukehren, forderte La Selve den Wächter der öffentlichen Sicherheit auf, ihn und seine Gefährten zum Kommandanten zu führen, wo seiner Meinung nach durch persönliche Vorstellung die Sache erledigt werden könnte. An der Thür des Distriktsgebäudes saß auch hier die verschlafene Schildwache, die den Eintritt der Fremden nicht einmal bemerkte. Das Innere des Hauses unterschied sich in nichts von dem der einfachsten landesüblichen Ge-

Digitized by Google

bäude: ein großer, durch eine mannshohe Holzwand in zwei Abtheilungen geschiedener Raum nahm das ganze untere Geschoß ein. Ein höheres Schreibpult und ein Feldbett bildeten die alleinige Ausstattung der vordern Abtheilung, in der der Kommandant Ouest-et-Nord, ein kräftiger Mulatte in schottriger Uniform, das braune Gesicht mit einem wolligen Backenbart geziert, die Fremden empfing. Aber man hatte zu viel von der Einsicht oder Nachsicht der republikanischen Behörde erwartet; auf La Selve's Entschuldigung, daß man das Mitnehmen der Pässe für einen Aufenthalt von wenigen Stunden nicht für nöthig erachtet habe, und auf die Bitte, sich mit dem mündlichen Ausweis begnügen zu wollen, erklärte der Kommandant in kurzen Worten und mit strenger Stimme, daß jeder Fremde, der den Boden der Republik betreten wolle, der Obrigkeit auch seine ordnungsmäßigen Papiere vorlegen müsse, und daß eine Ausnahme hiervon unter keiner Bedingung stathaft sei. Es half nichts, die Reisenden mußten durch die Mittagsgluth den schattenlosen Weg nach dem Hafen zurückgehen und die Pässe holen. Die Stadt Port-de-la-Paix hat nicht viel des Sehenswerthen, ihre Gebäude waren alle von der denkbar einfachsten Konstruktion, aber auf dem weiten Platze in ihrer Mitte erhob sich eine riesenhafte Palme, die, so alt wie die Republik, als Freiheitsbaum gepflanzt worden war; darunter stand der Altar des Vaterlandes. Ein Gehölz von Campechebäumen zog sich auf der einen Seite der Stadt bis zum Meere hin, dessen Wellen hier leise plätschernd an den sandigen Strand schlugen, zu einem erfrischenden Bade einladend; aber die zahlreich in diesen Gewässern vertretenen Haifische machten das Baden zu einem gefährlichen Vergnügen: mit genauer Noth nur entkam La Selve, der sich allen Warnungen zum Trotz ins Wasser begeben hatte, einem dieser gefräßigen Ungeheuer. In der Umgegend befinden sich große Kaffeeplantagen, daneben wird viel Gemüsebau getrieben, und sind die Artischocken von Port-de-la-Paix als besonders vorzüglich berühmt; die Berge in der Nähe enthalten Alabaster- und Kreidebrüche, Eisen- und Kupfermine; an einer Stelle wird auch Silber gefördert. Die großen Waldungen des Hautmontagne bestehen aus Mahagonibäumen verschiedener sehr werthvoller Arten und aus Fächerpalmen; eine reiche Thierwelt lebt in diesen nur wenig von Menschen betretenen Wäldern; verwilderte Schweine durchwühlen den weichen Boden, das wilde Perlhuhn läßt seinen heiseren Schrei, der Spottvogel sein neckisches Pfeifen hören, Papageien wiegen sich in den Zweigen und Schlangen aller Art kriechen auf der Erde oder ringeln sich an den Bäumen empor. Am Nachmittag des folgenden Tages ging das Schiff wieder unter Segel, der Wind war günstig, und pfeilschnell schoß das kleine Fahrzeug längs der Küste hin, auf der zwischen hohen Opuntien Guajak- und Ebenholzbäume (Guajacum officinale L. und Dignonia leucoxylon L.) emporragen; eisenhaltige Quellen und natürliche Salinen, die ein sehr regelmäßig krystallisirendes und reinweißes Salz liefern, befinden sich auf dieser ganzen Küstenstrecke.

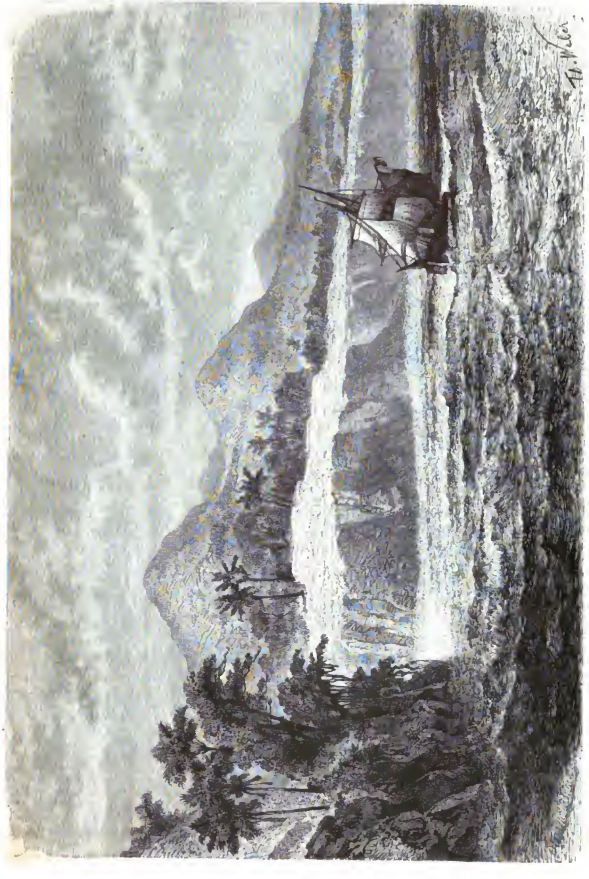
Bei herrlichem Mondschein passirte man in der Nacht das Cap Jean Rabel; deutlich erkannte man das etwa 1 km landeinwärts liegende gleichnamige Städtchen. Am Morgen lief die „Conception" in die Bucht Môle-Saint-Nicolas ein, den größten natürlichen Hafen der Insel, in dem die Schiffe bei jedem Winde sicher sind, da eine 6 km lange Halbinsel wie eine gewaltige Mole den Eingang deckt. Die Umgebung der Bucht ist trocken und sandig und lohnt den Ackerbau nicht; dafür gedeihen in ihr vorzügliche Weintrauben und Feigen.

Der Kommandant Ouest-et-Nord. (Nach einer Photographie.)

Wenn man das Cap à Foux und die Pointe-à-Perles passirt hat, kommt die Plate-Forme in Sicht, die berühmte natürliche Küstenfestung, die alle Vorzüge der besten künstlichen Kriegsbauten in sich vereint. Es ist eine lange Felskette, die steil zum Meere abfällt, und auf deren oberer Fläche mehrere große Geschütze ausreichenden Platz hätten. Von der Landseite ist sie bis auf einen schmalen Weg ganz unzugänglich. Die Ebene, die landeinwärts dahinter sich ausbreitet, trägt den Namen Jardin du Diable; außer einigen Guajak- und Eisenholzbäumen sieht man auf ihr überall, wo der Felsen der Vegetation nur einigen Raum gewährt, stachelige Distelgewächse, die am Boden entlang kriechen oder höchstens bis zu Kniehöhe sich erheben. Dazwischen ragt die den trockenen Gegenden eigenthümliche Nopalpflanze oder die Cochenille-Opuntia bis zu 8 Fuß Höhe empor.

Gonaïves, wo man zunächst vor Anker ging, war vor der Revolution nur ein unbedeutender kleiner Flecken; seitdem sein Hafen dem überseeischen Handel geöffnet worden ist, hat es von Jahr zu Jahr sich vergrößert und an Bedeutung zugenommen; von der Küste bis zu den Monts Roirs zieht sich eine fruchtbare, von zwei Flüssen bewässerte Ebene hin, die, 24 qkm groß, die reichen Baumwoll- und Kaffeeplantagen enthält, deren Erzeugnisse vorzugsweise aus dem Hafen von Gonaïves ausgeführt werden. Das einzige sehenswerthe Gebäude der Stadt ist die nach europäischen

Digitized by Google



La Plate-forme.

Digitized by Google

Begriffen faſt zu reich und bunt verzierte Kirche, in der Deſſalines ſich zum Kaiſer krönen ließ.

Je weiter man längs der Küſte nach Süden hinfuhr, deſto abwechslungsreicher wurde die Ausſicht: am Ufer Städte, Ruinen, Flüſſe und Berge in bunter Folge, und im Meere immer neue größere und kleinere Inſeln, die leuchtend grün von dem blauen Waſſerſpiegel ſich abhoben. Bald kam man an der Mündung des Artibonite vorbei, des ſogenannten „Nil von Hayti“, der mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen ein ungeheures Terrain bewäſſert und durch ſeine häufigen Ueberſchwemmungen die Ebenen, durch die er ſtrömt, beſonders fruchtbar macht. Die einzige dieſer Ueberſchwemmungen, die ſeit Menſchengedenken Verheerungen angerichtet hat, war die vom 11. zum 12. Oktober des Jahres 1800. Auf dem rechten Ufer des Fluſſes, etwa 5 km von der Küſte entfernt, liegt das Dorf Petite Rivière de l'Artibonite, neben dem auf einem 200 Fuß hohen Hügel ſich das Fort Crête-à-Pierrot erhebt, das ſeinerzeit eine wichtige Rolle in den Kämpfen der Revolution geſpielt hat, das aber heute nur noch eine ſchlecht bewachte und in Trümmer fallende Militärſtation iſt. Noch umziehen die Laufgräben das Fort, aber bis zu halber Höhe ſind ſie mit Trümmern ausgefüllt; auch die Hecke exiſtirt heute noch, doch iſt ſie zum größten Theil von Inſekten abgefreſſen, von der Sonne ausgedörrt und nun im Abſterben. Die Baſtionen ſind neuern Datums, eine Schöpfung Königs Henry I.; von

Fort Crête-à-Pierrot.

den alten Gebäuden befindet ſich nur das Pulvermagazin noch in wohlerhaltenem Zuſtande. Ueberall ſtehen alte verroſtete Kanonen, liegen Pyramiden von Kugeln und Granaten auf dem Raſen aufgeſchichtet; am Eingange ſteht die landesübliche Kippa, eine hölzerne Bude, die dem Wachtpoſten als Aufenthalt dient. Die weite Landſchaft, die man vom Feſtungshügel aus überblickt, gewährt mit ihren ausgedehnten wogenden Grasflächen, durch die der Artibonite wie ein breites leuchtendes Band in zahlreichen Windungen ſich hinzieht, und mit ihren bewaldeten Bergen einen entzückenden Anblick, und man begreift wohl, warum Deſſalines gerade für dieſe Gegend eine ſo große Vorliebe beſaß. Die im Jahre 1804 von ihm gegründete Stadt Deſſalinesville iſt heute noch ein Ort von einiger Bedeutung.

Am zwanzigſten Tage nach der Abreiſe von Cap Haitien erreichte das Schiff den Eingang des Kanals von St. Marc, der zwiſchen der großen Inſel und dem kleinen Gonaves, dem Guanabo oder Guanavana der Indianer, hindurchführt. Dieſe kleine, heute unbewohnte Inſel, war der letzte Zufluchtsort der Ueberreſte des indianiſchen Volkes von Hayti bei dem entſetzlichen Vernichtungskriege, den die Spanier gegen daſſelbe führten.

An der Straße von St. Marc liegen zahlreiche Ruinen über die Küſte verſtreut, die im Mondſchein einen maleriſchen Anblick gewähren; beſonders auffallend waren darunter die Ruinen des ſogenannten Hauſes von Saint Macary, die mit ihren zwei Reihen hoher Bogenfenſter in der grellen Mondbeleuchtung von weitem wie Ueberreſte eines griechiſchen Tempels ausſahen.

Die Stadt St. Marc war ſchon in der letzten Zeit des

Digitized by Google

franzöſiſchen Beſitzes einer der ſchönſten Plätze der ganzen Kolonie; die Straßen ſind ungewöhnlich breit, die Häuſer, Dank einigen in der Nähe befindlichen großen Steinbrüchen, alle aus behauenen Steinen erbaut. Im Jahre 1802 von

Ruinen des Hauſes Saint Macary.

Deſſalines in Brand geſteckt wurde ſie ſpäter bei dem Kriege des Südens unter Henry I. gegen den Norden unter Pétion die Grenzſtadt des Königs, und als ſolche noch einmal von den Schrecken des Krieges heimgeſucht.

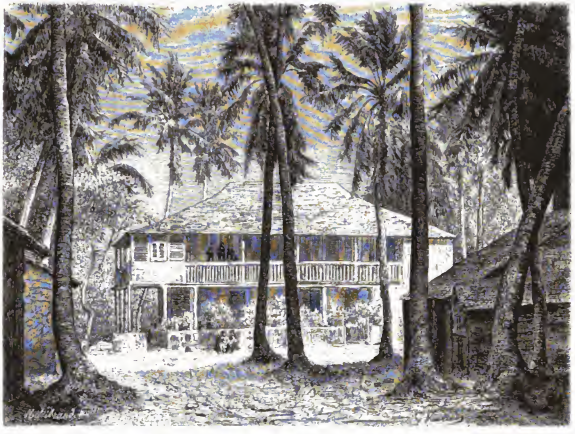
Dorf Croix des-Bouquets. (Nach einer Photographie.)

Die „Conception“ näherte ſich jetzt ihrem Ziele Port-au-Prince, und mit einer Art von Bedauern dachte La Selve daran, daß nun bald das einfache und doch ſo genußreiche Leben an Bord des kleinen Schiffes aufhören ſollte; war die Fahrt längs der maleriſchen Küſte in der milden Seeluft, waren die hellen Mondſcheinnächte eine täglich neue

Digitized by Google

Freude, so hatte auch die Gewohnheit das Ihrige gethan, um die täglichen kleinen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen minder fühlbar zu machen. Die immer gleiche Kost, die aus Stockfisch, süßen Pataten und Bananen bestand, wurde dem durch die Seeluft geschärften Appetit vortrefflich; unter den Mitpassagieren befanden sich einige durchaus nicht ungebildete Eingeborene, die in der Geschichte der Insel wohl bewandert und außerdem des Landes kundig dem Reisenden auf alle seine bezüglichen Fragen bereitwillig Auskunft gaben. Nicht weit mehr war man von Port-au-Prince entfernt, als man am Ufer in einer mit Zuckerrohr bepflanzten Ebene das Dorf Arcahaie erblickte, das unter den unruhigen Zeiten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts vielleicht mehr zu leiden gehabt hat, als irgend ein anderer Ort der Insel. Südlich davon in der Ebene Cul-de-Sac liegt, ebenfalls von Zuckerrohrplantagen umgeben, das Dorf Croix-des-Bouquets, eine der ersten Niederlassungen, in denen die Sklaven zu den Waffen griffen; unweit von diesem Dorfe entspringen die wegen ihrer Heilkraft im ganzen Lande berühmten heißen Quellen, die Sources puantes (stinkende Quellen).

Gerade vier Wochen nach der Abfahrt von Cap Haitien lief die „Conception" in den Hafen von Port-au-Prince ein. Es war ein herrlicher Abend; von der untergehenden Sonne glühendroth bestrahlt, lag die Stadt in ihrer von Bergen umkränzten Bucht vor den Blicken der Reisenden.



Villa des amerikanischen Konsuls bei Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)

Allenthalben glänzten aus dem Grün der bewaldeten Berge weiße Landhäuser und Villen der wohlhabenden Einwohner; den höchsten Gipfel aber krönte das Fort Alexandre, dessen Wache jedes in den Hafen einlaufende Schiff signalisirt.

Die Straßen der Stadt sind alle breit, die meisten aber ohne Nummern und Namen, ein wahres Labyrinth für den Reisenden. Nur der kleinere Theil der Häuser ist aus Steinen, die Mehrzahl aus Holz gebaut, und auch hier wieder liegen die unvermeidlichen Ruinen und Trümmerhaufen inmitten der bewohnten Stadttheile. Von der Unsauberkeit aber und der Vernachlässigung, die in den Straßen herrscht, macht man sich nicht leicht einen Begriff. Die übele Gewohnheit, alle Küchen- und sonstigen Abfälle einfach vor die Hausthüren zu werfen, macht die Seiten der Straße zu einem großen Düngerhaufen; die offenen Kanäle zur Abführung des Regenwassers sind mit trübem, schmutzigem Wasser gewöhnlich halb angefüllt, die hölzernen Brücken, die über sie führen, meist so morsch, daß man den Graben lieber überspringt, als sich auf sie zu wagen. Das Pflaster ist uneben und holperig in der Mitte der Straße sowohl wie an den Seiten, wo hölzerne Gallerien zum Schutze gegen Sonnenschein oder Regengüsse längs der Häuser hinlaufen.

Mehrere große Plätze, in der Glanzzeit der Stadt angelegt, liegen in ihrer Mitte, auf dem einen derselben, der Place Geffrard, steht eine von eisernem Gitter umschlossene Säulenhalle; steinerne Postamente, neben denen die herabgestürzten und zertrümmerten Statuen noch am Boden liegen, erheben sich ringsherum. Ein anderer großer Platz ist vollständig mit hölzernen Buden oder Ajupos bedeckt, in denen an jedem Sonnabend der Markt abgehalten wird. Die mei-

Digitized by Google

sten Brunnen sind in schlechtem Zustande; oft giebt nur einer von ihnen trinkbares Wasser, das in kleinen Fässern (quarts) von den Trägern in die Häuser gebracht, und je nach dem größern oder geringern Zustusse mit fünf oder sechs Centimes pro Faß bezahlt wird.

Neben der von Soulouque restaurirten Kirche, der Kathedrale, wie die Einwohner sie stolz nennen, liegt der Palast des Erzbischofs mit großem Hof und Garten, umweit davon das Seminar. Der „Nationalpalast" existirt nicht mehr, Salnave sprengte ihn in die Luft; und so wohnt der heutige Präsident der Republik in einem einfachen Holzhause der Straße l'Egalité, unter dessen Galerie die Wachen auf den Steinplatten oder auf Bänken ausgestreckt liegen, während ihre in Pyramiden aufgestellten Gewehre allein die Sicherheit des Staatsoberhauptes zu bewachen scheinen. Die Verwaltungsgebäude, das Hospital, das Gefängniß, das Arsenal, der Gerichtspalast, das Lyceum und die Lancasterschule haben alle außer ihrem Namen nichts Bemerkenswerthes; sie liegen, durch die ganze Stadt zerstreut, zwischen den Wohnhäusern und sind sämmtlich im höchsten Grade reparaturbedürftig.

Rohlfs' Reise nach Kufra.

(Nach dem officiellen Berichte des Reisenden.[1])

I.

Am Montag den 28. Juli 1879 verließ die Rohlfs'sche Expedition, bestehend aus Rohlfs, Dr. Stecker, zwei deutschen Dienern, vier Eingeborenen und ihrer Suya-Begleitung, den Brunnen Battisal südlich von Dschalo (circa 58 m hoch gelegen unter 28° 56' 22" nördl. Br., 21° 44' 10" östl. L. Gr.), den hauptsächlichsten Abgangs- und Ankunftspunkt der Wadai- und Kufra-Karawanen. Schon hier befand sie sich auf unbekanntem Gebiete; denn dieser wichtige Brunnen war nie zuvor von Europäern besucht worden. Von der Begleitung schlossen sich besonders der Schich Bu-Bekr Bu-Guetin und dessen Bruder Mohammed Bu-Guetin den Reisenden an, der Art, daß beide von letzteren mit verpflegt wurden. Gleichzeitig brachen mehrere Suya-Karawanen nach dem Süden auf, von denen einige der Expedition Kameele vermiethet hatten.

Sobald man Battisal verläßt, betritt man jene große Serir, welche südlich und westlich die Oasen von Audschila und Dschalo umschließt, welche sich westlich unter dem Namen Kalanscho von Audschila bis Dschibbena erstreckt und welche nach dem Süden zu durch nichts unterbrochen wird, bis man den großen Inselarchipel von Kufra erreicht. Es ist dies ohne Zweifel die größte einförmige Ebene der ganzen Erde; die Savannen Nordamerikas, die Steppen Rußlands — abgesehen von der Vegetation betrachten — kann man im Vergleich zu dieser Ebene coupirtes Terrain nennen. Man sieht in der That auf dieser langen Strecke von 360 km absolut nichts anderes, als den Himmel und den kiesigen Boden, und zwar ist der Kies manchmal gröber, manchmal feiner; stundenlang marschirt man über linsen- und erbsengroße Kieselchen, und dann wieder stundenlang über solche, welche die Größe einer Nuß erreichen; größer aber sind sie nie. Als einzige Abwechselung findet man mitunter eine Bank anstehenden Gesteins — Sandstein — und es gelten solche Punkte als wahre Erholung für das suchende Auge, welches Tag und Nacht nach Gegenständen lugt, aber nichts entdecken kann.

Man geht in zwei Richtungen (Rohlfs sagt absichtlich nicht „Weg", weil von einem solchen absolut keine Spur vorhanden ist) nach Kufra, direkt südlich von Battisal nach Sirhen und südlich einige Grade zu West (200°) von Battisal nach der Oase Tasserbo. Erstere Richtung wird immer von den großen Wadai-Karawanen eingeschlagen, während die Kufra-Karawanen, d. h. die der Suya, welche ihren Dattelernte wegen nach Kufra gehen, stets Tasserbo als Ziel und Ausgangspunkt nehmen.

Battisal verlassend, bemerkte Rohlfs im Anfang im Osten noch, auf etwa 30 km Entfernung, den Rand des libyschen Sandoceans, welcher hier seine westlichste Grenze hat, und nach einer Entfernung von 15 km ließ er in der Entfernung von 1 km im Osten eine kleine Hattieh liegen, welche den Namen Hadeb hat, von der Hadh-Pflanze, welche dort wächst. Diese Weide hat nur einige hundert Schritt im Umfange, ist aber insofern für die Karawanen von Wichtigkeit, weil sie den von Kufra kommenden das sicherste Zeichen der Nähe des Brunnens von Battisal ist. Wenn man auch im Gehen die ganz unmerkliche Steigung nicht wahrnehmen kann, so sagt einem doch das langsam sinkende Barometer, daß man ganz allmälig höher und höher kommt, so daß man sich in Tasserbo schon circa 244 m über dem Niveau des Meeres befindet.

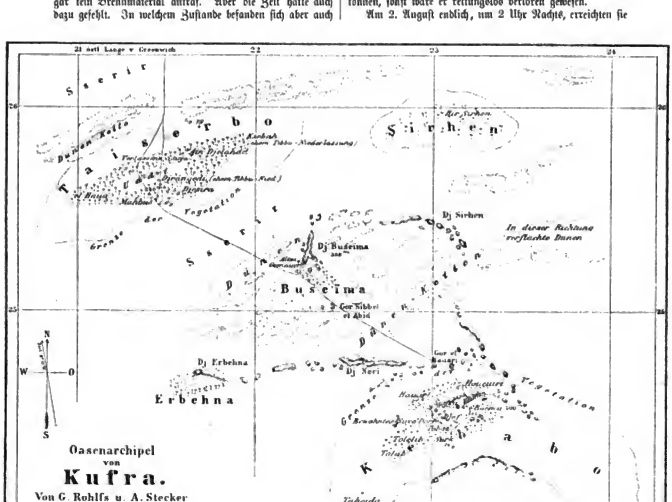
In einer Entfernung von circa 80 km von Battisal bezeichnen die Suya eine Anhöhe mit dem Namen Garat-el-Kelb; dieselbe ist etwa drei Meter hoch. In jedem andern Lande, in jeder andern Ebene der Welt würde man eine solche Anhöhe ganz und gar außer Acht lassen; hier bei den so trostlosen, einförmigen Verhältnissen, bei der so beispiellos flachen Ebene, hat man nicht unterlassen, diese geringe Erhebung mit einem Namen zu belegen. In einer Entfernung von circa 80 km von dieser Anhöhe, also circa 160 km von Battisal in der oben angegebenen Richtung, passirt man ein leeres Wadi, ein „behar bela ma". Der Ort führt aber nur den Namen Wadi schlechtweg, obgleich von einem Flußbette auch nicht die leiseste Andeutung zu sehen ist; dasselbe soll sich bis nach Sella erstrecken. Auf dieser Serir herrscht die absoluteste Vegetationslosigkeit und in Folge dessen fehlen auch die Thiere. Außer Vögeln, meistens wohl Zugvögeln, findet man keine lebenden Wesen, als jene größeren oder kleineren zu den Mantiden gehörenden Orthopteren, welche sich durch eine fabelhafte Anpassungsfähigkeit auszeichnen, und den einzelnen mitten in der Wüste herumfliegenden Distelfalter (Vanessa cardui). Dieser Wüstenmarsch, welcher mit Einrechnung der unvermeidlichen Wegekrümmungen an 400 km lang war und in einer Zeit von vier Tagen und Nächten und zwölf Stunden zurückgelegt wurde, war entsetzlich ermüdend und anstrengend. Rohlfs selbst hält ihn für die größte Leistung von Schnellmarsch, die je in Afrika

[1]) Auszugsweise aus den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" (Heft VI). Wir verdanken die Erlaubniß zur Reproduktion der Karte der gütigen Erlaubniß des Vorstandes dieser Gesellschaft.

Digitized by Google

gemacht worden ist. Täglich wurden fast 90 km zurückgelegt, was nur dadurch möglich gemacht wurde, daß man beständig marschirte. Es wurde außer einer ganz kurzen Rast nach Sonnenaufgang und einer zweiten nach Sonnenuntergang nie Halt gemacht. An Abkochen war natürlich nicht zu denken, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil man gar kein Brennmaterial antraf. Aber die Zeit hätte auch dazu gefehlt. In welchem Zustande befanden sich aber auch am letzten Tage Menschen und Thiere! Es war mehr ein Vorwärtstaumeln, als bewußtes Gehen. Ein junger Schwarzer, der sich freiwillig der Expedition angeschlossen hatte, blieb am letzten Tage vor Ermüdung liegen; sogleich war er fest eingeschlafen. Glücklicherweise wurde seine Abwesenheit früh genug bemerkt, um ihn zur Karawane zurückholen zu können, sonst wäre er rettungslos verloren gewesen.

Am 2. August endlich, um 2 Uhr Nachts, erreichten sie



die ersten Spuren von Vegetation, die große Hattieh von Taiserbo, welche ihre Erwartungen weit übertraf. Denn Taiserbo allein ist viel größer, als man sich bisher ganz Kufra vorgestellt hatte.

Immer in ein und derselben grünen Hattieh, die indeß nur mit Had (von den Suya Heid, auch Heil genannt) bestanden war, und in derselben ursprünglichen Richtung (190 bis 200°) weitergehend, erreichten sie erst um 9 Uhr Morgens die ersten Palmen, und endlich, jetzt von einem Palmengehölz ins andere kommend, lagerten sie bei einem mächtigen Palmbusch, circa 1 km südlich vom alten Gafr Drâ'ngedi (spr. Dschrängedi), dem Herrschersitze der ehemaligen Sultane von Taiserbo. Daß sie herzlich froh waren, nach einer solchen Reise endlich ausruhen, warme Nahrung zu sich nehmen, namentlich eine Tasse Kaffee trinken zu können, bedarf kaum der Erwähnung. Und welch' entzückendes Bild hatten sie vor sich! Eine grüne Fläche, welche Eins zu sein schien, bestanden mit einem binsenartigen Gras (von den Suyas Halfa

Digitized by Google

mta Kufra genannt, obschon diese Pflanze nichts mit den beiden echten Halfa-Pflanzen gemein hat), dann das in seinen Ruinen einen hohen Hügel bildende Gast Tschrängedi, welches als Hintergrund üppige Rohrbestände und prächtige Palmbüsche hatte.

Der Lagerplatz, südlich von Dschrängedi, circa 240 m über dem Meere gelegen, welches überhaupt die Durchschnittshöhe von ganz Taiserbo sein dürfte, liegt unter 25° 37′ 44″ nördl. Br. und 21° 25′ 20″ östl. L. v. Gr. Die Oase, welche in der Längsausdehnung von N.-O. nach S.-W. verläuft, dürfte 150 bis 200 km lang sein, während die Breite zwischen 20 und 50 km wechselt. Sie bildet eine ununterbrochene Kulturebene und überall findet man bei 1 m, höchstens bei 2 m Tiefe das süßeste Wasser; nur in der Nähe des nordwärts von Dschrängedi sich hinziehenden Wadi ist das Wasser zum Theil bitter, zum Theil salzig, zum Theil schwefelhaltig. Aber selbst mitten im Wadi, welches weiter nichts als ein Sebcha mit einigen nie verdunstenden, salzigen Tümpeln ist, giebt es Quellen mit vollkommen süßem Wasser. Die Temperatur dieses Wassers ist natürlich vollkommen abhängig von der Lufttemperatur.

An anderen Ortschaften sind in Taiserbo zu erwähnen: im Südwesten der Oase el Haua, etwa 30 km von Dschrängedi entfernt, im S.-O. Dschöfira, etwa in gleicher Entfernung von dem ehemaligen Herrschersitz, endlich Mahbus, gerade südlich gelegen. Wie zahlreich aber einst die Tebubevölkerung hier war, das geht genugsam aus den noch vorhandenen Ruinen der Tebudörfer hervor, welche der Zahn der Zeit noch nicht vom Erdboden hat vertilgen können. Bei dem Ausdrucke „Ort" muß man aber nicht an ein Dorf denken, an Häuser, an Zelte, oder auch nur an Hütten aus Palmen, denn auch letztere sind selten vorhanden, sondern der Ort (blad) el Hana bedeutet z. B. eine größere Ansammlung von Palmen und Palmenbüschen, welche alle Eigenthümer haben. In der Zeit der Dattelreife, wenn die Suya nach Kufra kommen, schlagen sie ihr Lager im Schatten eines solchen Palmbusches auf und nennen diesen dann ihre Wohnung (Hausch).

Bei Dschrängedi rasteten die Reisenden zwei Tage lang und gingen dann am 5. August nach dem etwa 10 km in südlicher Richtung entfernten Mahbus. Die durchzogene Gegend bestand, wie überall in Taiserbo, aus Kulturland, und Mahbus selbst aus herrlichen Palmen und großen Flächen von Binsengras, welche aus der Entfernung den Eindruck von Wiesen machten. So dicht aber Taiserbo mit Pflanzen bestanden ist, so einförmig ist andererseits die Vegetation. In Taiserbo ist absolut nichts anderes an Pflanzen zu finden, als Palmen, Halfa, Rissu, Kasbah, Halfa mta Kufra, Talha-Akasien und Schilf; auch findet sich ein einziges Exemplar des Suatbaumes in Taiserbo vor.

Von Säugethieren giebt es wohl nichts, als Gazellen, Fennekfs, Ratten, Mäuse und Springmäuse.

In der Nacht des 7. August setzten sie in Südost-Richtung ihre Reise fort und erreichten nach einem ununterbrochenen Marsche von circa 120 km die zweite Insel Kufras, genannt Bu Seïma, welche sich schon von Weitem ankündigte. Der Charakter der durchzogenen Gegend bot insofern eine Abwechselung, als sie die letzten 15 km durch Sandwellen und Sandbünen marschiren mußten. Aber wie prächtig war dann das Panorama, als sie die Sandbünen verließen und nun voll vor sich liegen sahen den mächtigen Berg von Bu Seïma und am Südende desselben den blauen See! Die Wirkung wurde dadurch noch wunderbarer, daß an der einen Seite des Sees ein breiter Salzstreifen in der Sonne wie ein Silberband erschien, während die südliche, größere Seite des See's von dunkelen Palmen umrahmt war. Eine kleine Oase ist es nur, aber im höchsten Grade malerisch, und um so mehr wirkend, weil man mitten in der Wüste gar nicht auf dergleichen gefaßt ist. Mitten in der Libyschen Wüste ein See!

Bu Seïma liegt unter 25° 11′ 42,5″ nördl. Br. und 22° 15′ östl. L. v. Gr.

Der Berg Bu Seïma selbst, dessen Höhe circa 400 m (das Aneroid gab genau 388 m an) beträgt, zieht sich fast genau von Norden nach Süden, und ist eigentlich nur ein großer, oben vollkommen platter „Zeuge". An seinem Südende erstreckt sich der See in der Richtung von N.-W. nach S.-O. Der Längsdurchmesser desselben beträgt etwa 10 km. Um den See lagert sich in der Breite von 1 km die Oase. Mit Ausnahme von Hasd und Talha, welche in dieser Oase fehlten, war sonst der Pflanzenwuchs derselbe wie in Taiserbo. Dazu kamen allerdings ziemlich viele wie es schien vervildertte Feigenbüschel, welche kleine, aber genießbare Früchte boten.

Auch hier fanden sich zahlreiche Spuren von Tebu-Befestigungen und, was höchst beachtenswerth ist, ein Dorf am Fuße des Berges hatte steinerne Hütten mit so gutem Mörtel aufgeführt, daß es unmöglich war, die Mauern zu zerstören. Vielleicht dürften diese Bauten von den Vorfahren der Tebu, den Garamanten, herrühren. Höchst interessant ist auch, daß Rohlfs oben auf dem Berge ebenfalls die Ruinen eines ganzen Dorfes fand; aber nicht nur das; die Zugänge zum Berg waren künstlich befestigt, hier und da waren Auslugstellen angebracht, ja dieser südliche Theil des Berges war oben von dem übrigen durch eine Mauer abgetrennt. Hierher zogen sich in Zeiten der Noth die Bewohner der Oase zurück und auf dieser natürlichen Feste waren sie auch vor jeder Verfolgung sicher. Aber nicht nur diesen Zufluchtsort hatten sie. Vom Südende des Berges ausgehend liegt mitten im Sebcha ein einzelner, allerdings bedeutend niedrigerer Bergkegel, auf dessen Spitze Dr. Stecker, als er ihn bestieg, ähnliche Dorfanlagen mit Befestigungen fand, wie die eben beschriebenen.

Nach einem Rasttage in Bu Seïma setzte die Expedition am 11. August ihre Reise nach Kebabo fort, der bedeutendsten und südlichsten Oase von Kufra, welche in der Richtung S.-O. zu O. etwa 120 km von Bu Seïma entfernt liegt. Die ersten zwei Drittel des Weges sind wegen der hohen Sanddünen, die man zu durchwaten hat, zwar beschwerlich und unangenehm; aber dafür hat man auch in anderer Hinsicht des Interessanten genug. Nicht nur erblickt man, nachdem der Berg von Bu Seïma den Blicken entschwunden ist, im Südsüdwesten die große und mächtige Kette des Dschebel Neri, welches Gebirge dem Reisenden nun stets zur Seite bleibt bis Kebabo, sondern auch im N.-O. sieht man in der Entfernung den Gebirgsstock Sirhen. Die Neri-Kette ist vom Wanderer circa 30 km entfernt, während die Sirhenberge doppelt so weit abliegen dürften.

Am 13. August, 8 Uhr Morgens, erreichten sie Houeïri, den nordöstlichsten Theil von Kebabo, und lagerten dort unter den Palmen eines sie begleitenden Schiefs einen Tag lang. Schon hier zeigte sich die gerade anwesende Bevölkerung über die Ankunft der Reisenden erregt, ohne daß diese den eigentlichen Grund des in einiger Entfernung vollführten Lärmens begriffen; erst später erfuhr Rohlfs, daß eine große Zahl von Suya unter Anführung einiger Chuan (Ordensbrüder von der Sekte der Sennisija) von Süden, von der Sauya, von Djof und Buma, gekommen sei und verlangt habe, die Fremden ihnen auszuliefern, um sie zu tödt-

Digitized by Google

ten. Doch siegte die Partei, welche es unternommen hatte, die Expedition nach Wadai zu schaffen, und nach einem kleinen Marsche von etwa 16 km in der Richtung S. zu O. erreichten sie am 15. August Boëma, wo sie, da sie dort längere Zeit bleiben sollten, ihre Zelte aufschlugen und ein regelrechtes Lager anlegten.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

V.

Reise durch die Misteka.

Die Misteka begreift die östliche Hälfte des Hochlandes in sich, das sich im Süden aus dem tiefen Spalt des Rio de las Balsas erhebt. Sie sendet ihre übrigens spärlichen Gewässer theils nach Norden dem genannten Flusse, theils nach Süden direkt dem Stillen Meere zu. Der Name Misteka bezeichnet eine sprachliche, nicht eine politische Einheit. Früher ein eigenes Reich, ist die Misteka seit der Eroberung durch die Spanier unter die Verwaltungsgebiete der Städte Puebla und Oaxaca, welche immer der Sitz zahlreicher Spanier gewesen sind, vertheilt gewesen. Doch der mechanischen administrativen Eintheilung zum Trotz bildet sie durch ihre Natur und durch die Sprache ihrer Bewohner eine Einheit, welche sich als solche weiß. Um der großen Armuth willen und wegen des Mangels edler Metalle im Lande — die sich in dem zum großen Theil kalkigen Boden nicht finden — ist der mistekische Stamm vor Niederlassungen der Spanier und dem zersetzenden Einfluß, den diese auf andere Stämme Mexicos ausgeübt haben, bewahrt geblieben. Von dem, was die Spanier brachten, hat er nur die katholische Religion angenommen. Im Spanischen versteht lange nicht ein Jeder sich verständlich zu machen, unter sich reden alle das Mistekq, eine Sprache, welche dumpfer als das wohllautende Aztekische klingt und vollständig von ihm abweicht. Daß die meisten Ortschaften — Caltepek, Atlatla, Tamaulapa, Tlajiako, Nahistlan und andere — hier wie unter anderen Stämmen aztekische Namen tragen, möchte ich weniger der politischen Einwirkung der Azteken, die doch nie planvoll betrieben ward, sondern wesentlich nur in Raubzügen bestand, als dem Umstande zuschreiben, daß die aztekische Sprache in Mexico vor der Eroberung dieselbe Aufgabe erfüllte, welche nach der Eroberung dem Spanischen zugefallen ist, nämlich die, den vielsprachigen Stämmen als Vermittlerin in dem äußerst lebhaften Verkehr zu dienen, den sie vermöge der Natur des Landes, die jeder Erhebungszone eine besondere Produktion zuweist und also alle zum Austausch zwingt, immer unterhalten haben müssen.

Dieser Verkehr ist übrigens das hauptsächlichste Moment für die merkwürdige Erscheinung, daß das mexicanische Territorium trotz seiner heterogenen Bevölkerung, die sich in zwei grundverschiedene Racen theilt, von denen die eine sich wiederum in zahllose Stämme spaltet, und trotz der thörichten republikanischen Verfassung, die aus dem von Natur centralisirten Lande eine föderale Republik machen will und den mechanisch eingetheilten „Staaten" Souveränität zugesteht, doch immer zusammengehalten und die Absonderungsgelüste einzelner Theile — außer des entfernten Yucatan — erfahren hat. Der Unterschied zwischen tierra caliente und tierra fria scheidet nicht, er verbindet vielmehr beide durch die Nothwendigkeit des Verkehrs.

Am 28. März brachen wir noch vor Tagesanbruch von Tehuacan zur Reise in die Misteka auf. Wir waren jetzt sechs Mann mit den beiden Arrieros, welche die für uns bestimmten Thiere von der Hacienda gebracht hatten. Es waren kräftige, dunkelbraune, biedere Leute. Nach Landesart gekleidet, vor der kalten Luft des frühen Morgens aus mit der wollenen Decke, dem Zarapa, schlürpend, so traben wir auf unansehnlichen, aber zähen Thieren dahin. Es ist eine Freude, der kaum eine andere gleichkommt, so in die Welt hinein zu reiten.

In Kurzem hatten wir die Thalsohle hinter uns gelassen und das Kaltgebirge erreicht, das sich in dieser Richtung bis Tamaulapa erstreckt. Die aufgehende Sonne beleuchtete eine Landschaft, welche unter einem nordischen grauen Himmel vielleicht einen gespenstischen Eindruck machen würde, unter diesem stahlblauen tropischen Himmelsgewölbe aber eine klare, wenn auch starre und bizarre Erhabenheit zur Schau trug. Die von jeder lebenvollen Pflanzendecke entblößten, nur von einem Dickicht riesiger Kakteen und Agaven bedeckten Kalkhöhen erglänzten weiß und schienen ein Stück der glühenden Sonne selbst zu sein. Die Sonne ist es, welche der Wüste ihren unbeschreiblichen Reiz giebt. Ich habe nie begreifen können, daß nicht die alten Mexicaner in der Sonne das höchste Wesen verehrten, wie die alten Peruaner es thaten, die, ein ähnliches Volk, in ähnlicher Umgebung lebten.

Die Mistenesen geben der Phantasie nur wenige, aber dafür desto nachhaltigere Eindrücke und einen unbegrenzten Spielraum. Ich habe sie lieber als die lachenden anmuthigen Landschaften. Vielleicht trägt zu dem Gefallen, das man an ihnen findet, unbewußt auch der Umstand mit bei, daß man sich vergegenwärtigt, wie sie dem Menschen das Leben schwer machen und ihn eben deshalb zur Thätigkeit anspornen.

Die Misteka bringt in ihren wenigen erd- und wasserreichen Niederungen kaum den nöthigen Mais für ihre ziemlich dichte Bevölkerung hervor. Die Leute nähren sich hauptsächlich von Mais und leiden sich zum Theil mit den Zeugen, welche sie aus der Wolle ihrer wenigen Schafe selbst weben. Gegen wollene Decken, gegen Hüte und Matten, die sie aus der Palmila flechten — man sieht sie hiermit selbst im Gehen beschäftigt —, gegen die Felle ihrer Ziegen — diese genügsamen Thiere gedeihen gut auf dem steinigen Boden — tauschen sie ihre übrigen Bedürfnisse ein. Sie sind Bauern und zugleich Gewerbetreibende, die jede Handbabe, welche ihnen die arme Natur ihres Landes bietet, auszusassen wissen. Sie wandern auch aus, um in der Fremde Arbeit zu suchen; in der Zeit, wenn an der Küste von Veracruz Kaffee und Zucker eingeerntet werden, ziehen mistekische Arbeiter scharenweise (cuadrillas) unter capita-

Digitized by Google

nos, die von den Ortsbehörden bestellt werden, dahin. Mancher von ihnen erliegt dem ungewohnten Klima; die Ueberlebenden kehren mit dem Erlös immer wieder in ihre heimathlichen Dörfer zurück.

Wenn Mexico aufstörte, seine einheimische Industrie zu schützen, so wären viele seiner Bevölkerungen ruinirt. Wenn z. B. der Zoll, der auf wollenen Decken liegt, aufgehoben wäre, so würden unter anderen die Misteken mit ihrer Handarbeit die Konkurrenz der englischen Fabrikwaaren vielleicht nicht bestehen können. Nun würden dann zwar diejenigen, welche jetzt den Misteken ihre Decken abnehmen, diese vielleicht billiger von den Engländern kaufen können; allein ich frage, wohin sollten dann die Misteken mit ihrer Wolle? Diese nach England zu schicken, würde ihnen nie Rechnung halten; sie würden für die Arbeitskraft, die sie jetzt auf diese Industrie legen, keine Verwendung finden; in solche Lage aber würden viele Bevölkerungen Mexicos und würde mit ihnen, da die verschiedenen Produktionen in diesem Lande noch mehr als anderswo von einander abhängen, das ganze Land gerathen. Die Theorie des Freihandels paßt nicht für jedes Land, ebenso wenig wie die des Schutzzolls. Der Politiker muß eben die gegebenen Verhältnisse seines Landes, niemals irgend eine allgemeine Theorie berücksichtigen.

Wir machten nach einem Marsche von zwölf Leguas für die Nacht in dem Dorfe Caltepek Halt. Hier redete die Bevölkerung schon Mixtekisch; einige Stunden vorher hatten wir die letzte azteksche Ortschaft Namens Zapotitlan verlassen. Mir fiel gleich hier auf, und ich habe es durch spätere Beobachtungen bestätigt gefunden, daß zwischen der Art der Azteken und der der Misteken einiger Unterschied besteht. Beide sind gleich höflich, aber hinter der Höflichkeit des Azteken glaubt man Falschheit verborgen, in der des Misteken hält man treuherzige Unterwürfigkeit. Ich glaube, daß etwas, wofür aber nicht, wie viel von diesem Unterschiede auf die Rechnung der Mischung der Azteken mit spanischem Blute, wie viel auf die ihrer ursprünglichen Anlage zu setzen ist, und bemerke, daß die Misteken ziemlich frei von dieser Mischung geblieben sind. Sie haben einen rein indischen Typus, Kalmückengesichter, könnte man sagen. Sie besitzen nichts, was die Habgier reizen könnte, sind daher von fremden Einwirkungen verschont geblieben und haben sich immer ablehnend gegen sie verhalten. In dem Heere des Morelos kämpften viele Misteken, zum Theil mit der Schleuder bewaffnet, welche sie sonst gebrauchen, um das muntere Volk der Ziegen in Ordnung zu halten, damals aber gegen die spanischen Erbfeinde richteten. Während der Intervention haben sie französische Streifkommandos mehrmals mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Das ist noch jetzt ihr Stolz. Außer Spaniern und Franzosen kennen sie von fremden Nationen nur noch, dem Namen nach, die Engländer; alle Blondköpfe sind ihnen Engländer; der neu erworbene Ruhm des deutschen Namens ist noch nicht in diese Gegenden gedrungen; auch ich galt für einen „ingles“ und ward als solcher freundlich aufgenommen. „Wären Sie Spanier,“ hat man mir mehr als ein Mal gesagt, „so würden Sie Ihres Lebens nicht sicher sein.“ In der That giebt es fast in der ganzen Mixteka keine Altspanier, die doch sonst überall in Mexico zu finden sind. Einen einzigen Spanier habe ich — während der zweiten Tagereise — angetroffen, der auf seinem Gehöft (rancho) die Ziegenzucht im Großen betrieb. Der Mann beklagte sich bei uns, die wir bei ihm abgestiegen waren, um zu frühstücken, bitter über den feindseligen Sinn seiner indianischen Nachbaren. Diese hatten ihm zweimal sein Gehöft abgebrannt, so daß er sich nach Tehuacan hatte flüchten müssen; da er jetzt wieder mannigfach belästigt ward, so hatte er die Sache satt und wollte sich für immer nach Tehuacan, vielleicht selbst nach Spanien begeben.

Man hat nur nöthig, von den Spaniern anzufangen, um die Leute in Aufregung zu setzen. Unser Wirth in Caltepel hegte einen wüthenden Haß gegen sie. Er stammte aus Tehuacan; ich denke, er hatte dort einen kleinen Handel gehabt und die Konkurrenz der altspanischen Krämer nicht bestehen können. Jetzt hielt er in Caltepek ein Einkehrhaus (mesón) und einen kleinen Kramladen. So wie er sind viele Mexicaner in der Lage, nicht aufkommen zu können gegen die Altspanier, welche das Prestige als Nachkommen der Eroberer, die Aristokratie der Weißen — die jene zwar auch hassen, aber mit denen sie doch im Grunde genommen sich eins fühlen und deren Dienste als Mittelspersonen sie namentlich nicht entbehren können —, endlich auch wohl größere Gewandtheit und Zähigkeit für sich haben. Was erweckt aber so viel Haß, als der Neid? Ueberall sehen sich die Spanier auf das Bitterste gehaßt, aber wo sie einmal Fuß gefaßt und, auf jene Vortheile gestützt, sich zu Herren emporgeschwungen haben, da findet sie doch stumme, oft schmeichlerische Unterwürfigkeit. Die Misteken aber halten sich die Spanier ganz vom Leibe, indem sie gar nicht dulden, daß sie sich unter ihnen niederlassen. Sie haben von den spanischen Einrichtungen nur die katholische Religion angenommen, diese freilich mit voller Hingebung ergriffen. Wir hatten noch in Caltepek Gelegenheit, uns davon zu überzeugen.

Es war nämlich der letzte Freitag vor dem Charfreitag und die Leute übten die Procession ein, mit der man in den mexicanischen Dörfern trotz des Verbotes durch die Reformgesetze den Todestag Christi zu begehen pflegt. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, war auf den Beinen und brachte von der Kapelle (calvario), die auf der Höhe stand, Puppen, welche Christum und die Jungfrau vorstellten, nach der Dorfkirche. Zuerst kamen die Männer mit dem Christusbilde, darauf die Weiber mit der Jungfrau; beide Theile sangen mit klagender Stimme kirchliche Responsorien, die auf den Tod des Heilands Bezug hatten. Der Zug bewegte sich ganz langsam vorwärts. Alle waren augenscheinlich von andächtigem Glauben erfüllt. Das Mysterium der Religion ist das einzige ideale Element in dem Leben dieser armen Menschen. Esteban konnte sich nicht enthalten, zu spotten. Nur ein leichter Mensch kann dies thun. Mir scheint, wenn es wirklich in unserm Wesen und in den der Welt etwas Metaphysisches, ein Mysterium, giebt, das wir und wir werden erklären können, so werdient der ideale Kultus eines Mysteriums, den der Katholicismus übt, mindestens ebenso viel Rücksicht, als die pessimistische Teleologie der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Jedenfalls hat jener Kultus etwas Thatsächliches voraus, nämlich daß er die Menschen packt und daß er — zum Theil weil er — in schönen Formen sich darstellt, ja selbst solche hervorruft; wie denn am Charfreitage in den mexicanischen Dörfern Passionsspiele aufgeführt werden: die ersten Anfänge der dramatischen Kunst.

Die beiden Kirchen in Caltepek sind stattlich aus Bruchsteinen aufgeführt. In den meisten Dörfern dieses Landes wird man durch den Gegensatz überrascht, in dem die Größe und Schönheit der Kirchen zu den niedrigen Hütten, in dem Mitte sie sich erheben, stehen. So unverhältnißmäßig stattliche Kirchen mögen in der ersten Zeit des frischen Glaubenseifers der Bekehrer und der Bekehrten entstanden sein. Im Innern der Kirche von Caltepek bildeten Heiligenbilder den hauptsächlichsten Schmuck. Sie zeigten den Typus und die Farbe ihrer Anbeter; es ist zu bemerken, daß die Mexicaner

Digitized by Google

im Anfange des Kampfes gegen die Spanier 1810 die braune Jungfrau von Guadalupe als Patronin und Feldzeichen wählten, während die Spanier unter dem besondern Schutze der weißen Jungfrau von los Remedios zu stehen vorgaben. Diese letztere diente übrigens noch 1861 in derselben Eigenschaft der kirchlichen aristokratischen Partei, welche sich gegen Juarez auflehnte. Ihr Bild ward damals von den vornehmen Damen der Stadt Mexico in feierlicher Procession eingeholt.

Von Caltepek brachen wir am nächsten Morgen wiederum vor Tagesanbruch auf, um das nächste Nachtquartier, Atlatlu, noch vor dem Eintreten der stärksten Hitze zu erreichen. Die Gegend ähnelte der, welche wir am vorhergehenden Tage durchzogen hatten, durchaus, dennoch ermüdete sie mich nicht. Esteban aber, der, wie alle weißen und reichen Mexicaner, ein verwöhntes Stadtkind war und kaum je ein Pferd bestiegen hatte, klagte gar sehr über Hitze und Ermüdung; da der harte Holzsattel ihn wund drückte, so setzte er sich bald auf eine, bald auf die andere Seite seines zum Glück sehr ihn kammformen Ganles; die Sonne war ihm gar zu heiß, er wäre am liebsten mit einem Sonnenschirme einher gezogen; der Rester der Sonnenstrahlen auf den weißen Kalksteinen blendete ihn; er gestand offen, daß er sich nach der Bequemlichkeit und nach den Genüssen des Lebens in der Hauptstadt zurücksehnte. Ich dagegen, der ich in der ersteren Artillerie gedient hatte, fand die Reise keineswegs beschwerlich, es war mir vielmehr die größte Lust, unter dieser glühenden Sonne, in dieser trockenen Hitze, die den Geist nicht abspannt, sondern ihn nur elastischer macht, durch ein interessantes Land zu reiten.

In Atlatla richteten wir uns in einem Hause ein, das, wie alle Häuser dieser Gegend, aus Steinen aufgeführt mit der steinigen Umgebung zusammenstimmte. Wir wurden gut bewirthet. Auf Reisen in Mexico kann man mit Sicherheit nur auf Maisfladen (tortillas) und Schminkbohnen (frijoles) rechnen; in Atlatla erhielten wir einige Eier und ein altes Huhn, außerdem noch Pulque, der also nicht, wie ich früher geglaubt hatte, bloß in der Gegend von Mexico und Puebla, sondern auch in der Mixteka bekannt ist; er taugte übrigens nicht viel. Wir hatten hier nicht nöthig, uns auf der bloßen Erde zu betten, denn wir trafen zwei Pritschen an. Der Wirth war entschieden ein wohlhabender Mann, der „kleine Reiche" (riquillo) in seinem Dorfe.

Am nächsten Tage brachen wir nach Tamaulapa auf. Wir machten einen Umweg, um das Dorf Tixa, vor dessen Bewohnern als ihm, dem frühern Gouverneur, feindseligen Menschen Don José seinen Neffen gewarnt hatte, nicht zu berühren, und da in Folge davon die Tagereise länger als gewöhnlich ward, so machten wir Rast in Teotongo, einige Leguas vor Tamaulapa. Wir frühstückten in dem Hause eines Sohnes des frühern Pfarrers. Der Mann gab sich als solchen mit Stolz zu erkennen. Kein Mensch nimmt hier Anstoß an ungeseglichen Verhältnissen der Priester; man denkt wohl, man müsse der Natur ihren Lauf lassen.

Tamaulapa ist ein Ort von einigen Tausend Einwohnern. Es vermag eine so zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, weil es die fruchtbare Niederung, in deren Mitte es liegt, die erste, die ich in der Mixteka sah, sein nennt. Die aus Bruchsteinen aufgeführten Hütten gruppiren sich um eine viereckige Plaza, an der die Hauptkirche, das Municipalgebäude und die vornehmsten Häuser liegen. Da es Sonntag und die Messe längst vorbei war, standen zahlreiche, in ihre wollenen Decken gehüllte Indianer auf der Plaza umher. Trotzdem sie sich mit einem Hahnenkampf und mit Trinken, zwei aufregenden Dingen, beschäftigten, zeigten sie doch die Gesaßtheit, welche alle indianischen Mexicaner auszeichnet und von der man nicht weiß, ob man sie mehr ihrer Apathie oder vorwiegend ihrem natürlichen Anstandsgefühle — das unbestreitbar bei ihnen vorhanden ist — zuschreiben soll.

Wir folgten der Einladung eines Krämers, in seinem Hause, das an dem Platze lag, Quartier zu nehmen. Gastfreundschaft wird in diesen entlegenen Gegenden um so lieber geübt, als man sich von den Fremden Unterhaltung verspricht. Wir sahen bald die Honoratioren des Ortes, den Pfarrer, einige wohlhabende Bauern und einen Weißen, der unter Esteban's Obem Beamter in Oaxaca gewesen war und sich jetzt als Müller in Tamaulapa ernährte, um uns versammelt und mußten ihnen über die Ereignisse in der Welt, d. h. in Mexico, Rede stehen. Was kann aber in Mexico sich ereignen, wenn nicht eine Revolution, die irgendwo ausgebrochen ist oder doch in Aussicht steht.

Esteban fragte den Müller, wie hier in der Gegend die Stimmung sei. Der schien ganz vernünftig zu sein und antwortete: „Hier ist gar keine Aussicht für eine Revolution gegen Don Porfirio. Uebrigens nehmen Sie sich nur in Acht! Die Regierung in Oaxaca ist von Ihrer Reise unterrichtet und hat allen Ortsbehörden anbefohlen, Sie bei dem geringsten Versuch, zu einem Pronunciamiento aufzuwiegeln, zu verhaften und unter Bedeckung nach Oaxaca zu schicken; auch hat man Truppen von Oaxaca nach der Mixteka vorrücken lassen, die jetzt in Nabisklan stehen." Später erfuhr ich, daß Beides wirklich begründet war. „Ueberhaupt," fuhr der Müller fort, „hasten politische Konspirationen hier nicht, hier denkt Jeder nur an Arbeit." Dies erläuterte er uns alsdann. Wie er sagte, ist das Land der Gemeinde fruchtbar und bringt Mais und Weizen über den Bedarf hervor. Den Ueberschuß bringen die Bewohner selbst auf ihren eigenen Maultieren nach der tierra caliente der Küste des Stillen Meeres und tauschen dagegen von dort Zucker, Taback, Meerfalz. In dieser Thätigkeit finden die Leute, die insgesammt Indianer sind, Genüge. Ihr Ehrgeiz findet in den Gemeindeämtern Befriedigung. Der Tag des Dorfheiligen ist für sie der wichtigste des Jahres. Ihn mit größtem Glanze zu begehen, ist der Stolz des Dorfes, und zu diesem Glanze nach Kräften Geld wie persönliche Dienstleistung beizusteuern, der Stolz des Einzelnen. Es giebt hier keine gente de razon (vernünftige d. h. weiße Leute), welche anderswo das Land mit Unruhe erfüllen, wie denn einige Straßenräuber, welche man kürzlich bei Teposkolula aufgefangen habe, der gente de razon und nicht den eingeborenen Mixteken angehört hätten. Die letzteren verhielten sich auch schon deshalb ruhig, weil sie keine Noth litten. In Tamaulapa sei Niemand ganz arm, Jeder habe sein Stückchen Land, das er aus dem Gemeindebesitz zugewiesen erhalte. „Ja," fiel unsere dicke indianische Wirthin ein, „auch der Aermste erntet hier seine 2 bis 3 cargas (1 carga = 14 arrobas à 25 Pfund) Weizen, seine 10 cargas Mais ein."

Alle rein indianischen Dörfer haben einen starken Korporationsgeist, der vornehmlich auf Folgendem beruht. Nach alter Sitte gehört der Grund und Boden nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit der Gemeindemitglieder. Der Einzelne ist nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer des Bodens, den er besitzt. Nun kann er zwar je nach seiner Arbeitskraft und Arbeitslust ein größeres oder kleineres Stück Land bebauen, also einen entsprechend größern oder kleinern Ertrag erzielen; dieser ist unbedingt sein. Verläßt er aber sein Dorf, so verliert er sein Recht ohne Entgelt. So ist Jeder an das Dorf gebunden, der Arme sowohl, der in ihm wenigstens immer seines Unterhaltes sicher ist, als der

Digitized by Google

Reiche, der, wenn er es verließe, zugleich die Bedingung seines Reichthums verlieren würde.

Die Anschauung, die sich in dieser Sitte zeigt, hat durch die Reformgesetze, welche den Boden dem Einzelnen als rechtes übertragbares Eigenthum zuweisen wollten, bis jetzt noch nicht erschüttert werden können.

So mangelhaft auch das System des kollektiven Grundbesitzes in wirthschaftlicher Hinsicht und im Allgemeinen sein mag, so ist es doch in politischer Beziehung für ein Land wie Mexico vortrefflich. Es für unsere westeuropäischen Länder geeignet zu halten, fällt mir gar nicht ein. Aber eben, weil ich einen tiefen Respekt vor Allem, was aus der innersten Art eines Volkes hervorgegangen ist, habe und weil ich sehe, daß das kollektive Grundeigenthum in Mexico volksthümlich ist — denn wie hätte es sonst Jahrhunderte lang bestehen können? — so glaube ich, daß dasselbe in Mexico ganz an seinem Platze ist. Auch der Kommunismus kann konservativ sein. Die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes hat in Mexico konservirend gewirkt. Sie hat Millionen von Indianern in ihren Dörfern fest, Fremde aus diesen entfernt gehalten. Die Dörfer bergen inmitten der durch die Vermengung zweier grundverschiedenen Racen, die es nie ehrlich mit einander meinen können und von denen die eine die andere ausbeutet, gründlich zerrütteten mexicanischen Gesellschaft einen Grundstock unverbrauchter Kraft, die freilich träge ist und, um nach außen zu wirken, des Anstoßes bedürfen wird, auf ihrem Gebiete aber in erfreulicher Weise sich bethätigt.

Man sieht in den indianischen Dörfern keine Bettler: die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes läßt ein Proletariat nicht aufkommen. Alle Leute sind nach den Begriffen des Landes gut und reinlich gekleidet. Der Zustand der öffentlichen Gebäude, Plätze und Wege zeugt von Ordnungs- und Gemeinsinn. Die Leute machen den Eindruck gutartiger, etwas beschränkter Menschen. Da alle sich unter einander kennen, hält schon die Scham von groben Vergehen ab. Einem reinen Indianer mag man ruhig die größten Geldsummen anvertrauen; er wird sie nicht veruntreuen.

Um alle genannten Vorzüge in das hellste Licht zu stellen, müßte ich die in den hispanisirten Gegenden herrschenden Zustände schildern: in wie Etwi erregendem Elend die unterdrückte, mit wie geiler Ueppigkeit die herrschende Race dort lebt; wie dort durch das unbedingte Uebergewicht des wuchernden beweglichen Kapitals, das sich in der Hand der Altspanier vereinigt und durch das wechselvolle Schicksal der Nachkommen der letzteren, der Creolen, welche als Gesammtheit die politische Macht ausüben, unter einander aber um den Besitz derselben kämpfen und daher bald in Reichthum und Ansehen, dann wieder in Armuth und Dunkelheit leben, wie also durch diese Einflüsse alle Stätigkeit aus den Eigenthumsverhältnissen und aus den Beziehungen der Menschen zu einander gewichen ist; wie daher diese nur auf augenblicklichen Genuß bedacht und Anderen gegenüber höchst unzuverlässig sind: diese ganze bodenlose Unordnung müßte ich schildern, um klar zu machen, wie wohl geordnet die indianischen Dörfer erscheinen.

Von Tamaulipas bis Tlajiako blieb uns nur noch eine Tagereise. Die Gegend hier bot einen andern Anblick, als auf der Strecke, die wir bisher durchzogen hatten. Die Kreide verschwand und an die Stelle der Agaven und Kakteen trat Nadelholz: Fichten und Cedern. Die letzteren standen am Rande eines muntern Baches. Das Ganze machte den Eindruck einer nordischen Landschaft.

Tlajiako muß höher als Mexico liegen; jedenfalls hat es eine fühlere Temperatur. Es mag etwa 10000 Einwohner zählen und ist der Hauptplatz der ganzen Mistela. Der Herr, dessen Hacienda wir besuchen wollten, unterhält hier einen großen Kramladen, in dem Alles zu haben ist, was einfache Leute bedürfen, und ein Eisenwerk, das die Schmiede in weitem Umkreise mit dem Rohmaterial für ihre Arbeiten versieht. Europäische Eisenwaaren sieht man hier fast gar nicht; Beile, Hacken, die großen Messer (machetes), Nägel, alles ist Fabrikat der einheimischen Schmiede.

Wir richteten uns in dem zu dem Laden gehörenden Hause bequem ein. Esteban wollte vor dem Aufbruch nach der Hacienda noch Einiges in der Stadt besorgen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

II.

Die Samoaner, welche sich selbst „Kanakas“ nennen, gehören zu derjenigen Race, die man zum Unterschiede von den Melanesiern und Mikronesiern Polynesier zu nennen pflegt. Und in der That unterscheiden sie sich auch für das Auge des Laien in ihrer ganzen Erscheinung sehr deutlich, z. B. von den Bewohnern der Carolinen und Palau-Inseln, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Von brauner Farbe, von der heilsten bis zur dunkelsten Schattirung, sind sie fast durchweg groß und kräftig gebaut, mit oft auffallend ausgebildeter Muskulatur. Leute von 6 Fuß hohem und proportionirtem Wuchse sind durchaus nicht selten. In ihrer Haltung und ihren Bewegungen verräth sich Selbstbewußtsein, Stolz, Energie und oftmals Grazioſität. Was die Gesichtsbildung anbetrifft, so haben die Meisten eine an der Wurzel eingedrückte, unten breit auslaufende Nase und etwas dicke Lippen, aber man sieht auch viele mit feinen, geraden oder etwas gebogenen Nasen und wirklich hübschen Gesichtszügen. Abschreckend häßliche Physiognomien, wie sie auf den Carolinen und Palau-Inseln vielfach vorkommen, habe ich nirgends bemerkt. Bei dem weiblichen Geschlecht giebt es besonders unter der jungen Generation sehr anmuthige Gesichter mit freundlichem, sympathischem Ausdrucke und großen glänzend schwarzen Augen, die übrigens Allen eigenthümlich sind. Das schwarze Haar tragen sowohl Männer als Frauen kurz geschnitten und in die Höhe gestrichen, Einige lassen es auch lang wachsen, und dann zeigt es sich sanft gewellt. Offenbar ist die letztere Tracht weit hübscher, aber sie soll, wie ich mir habe sagen lassen, nicht ursprünglich sein, was mir freilich wunderbar und nicht ganz glaublich erscheinen ist. Krankhafte sieht man sehr selten. Die Tätowirung ist bei den Männern fast allgemein und bedeckt den mittlern Theil des Körpers von den Hüften bis zu den Knien. Die Mis-

Digitized by Google

sionäre suchen aber diese alte Sitte allmälig zu beseitigen, da mit ihrer Ausübung mancherlei Unsittlichkeiten verbunden sind; jedoch scheint es, daß sie damit bis jetzt noch wenig durchgedrungen sind.

Die Kleidung besteht bei den Männern gewöhnlich aus einer großen Matte von weißer Farbe oder mit röthlichen und dunkelen Streifen gemustert, die sie um die Hüften binden und hinten in einen großen Bausch zusammenschlingen. Man verfertigt dieselben aus dem Bast der Papiermaulbeerbaumes, indem man denselben im Wasser aufweicht und mit einem platten Holz breit klopft. Die Structur dieser Matten ist daher nicht sehr fest, sondern gleicht derjenigen des dicken chinesischen Papiers, das übrigens aus ganz demselben Stoffe gemacht wird. Da diese Papierzeuge Nässe nicht recht vertragen können, so ersetzt man sie bei Regenwetter durch einen Schurz aus langen breiten Blättern, die franzenartig herniederhängen. Bei feierlichen Gelegenheiten und Festen legen die Eingeborenen aber auch wohl eine feine mit der Hand geflochtene Matte aus Fasern um, wie man sie auch auf anderen Gruppen der Südsee-Inseln findet. Auf den Samoaß aber werden dergleichen Matten für besondere Werthstücke gehalten, und man könnte sie wohl kaum für 15 englische Schillinge (15 Mark) kaufen, da sie sehr mühsam anzufertigen sind.

Sonntags sieht man die Samoaner gewöhnlich mit einem langen weißen Hemde bekleidet, über welches sie in der Hüftgegend noch die bunte Papiermatte oder sonst einen weißen oder bunten Schurz gebunden haben. Dazu tragen auch die meisten einen Fächer, der sehr hübsch aus feinen Strähnen von Bast in Gestalt eines herzförmigen Blattes geflochten, und dessen Stiel mit einer feinen Haarschnur zierlich umwunden, auch wohl mit einer rothen Schleife versehen ist. Diese Fächer müssen junge und alte Herren so graziös zu handhaben wie kaum eine Balldame bei uns; das geschieht aber nicht aus Koketterie, sondern aus angeborener Grazie. Wenn sie dann zum Schutze gegen die Sonne, die ihnen Sonntags wahrscheinlich heißer auf die Köpfe brennt als an den Wochentagen, noch einen europäischen Schirm tragen, kommen sie sich als vollkommene Gentlemen vor.

Wer aber an Festtagen in ganz tadelloser Toilette erscheinen will, schmiert sich schon Sonnabends Morgens den ganzen Kopf mit Kalk ein und läßt diesen ätzenden Stoff den Tag über in den Haaren sitzen. Von Weitem sieht dann ein so pomadisirter Kanaka genau so aus, als hätte er sich eine große weiße Nachtmütze über die Ohren gezogen, was natürlich einen höchst komischen Eindruck macht. Diese Kalkeinreibung ätzt das Haar braun oder vielmehr rothstichig, und diese Farbe finden sie ungemein schön, während nach unserm Geschmacke das schöne, glänzend schwarze Haar sie weit besser kleidet. Sonntags Morgens baden sie dann im Flusse (was sie übrigens auch sonst häufig thun) und waschen sich den Kalk wieder aus den Haaren, die nun die gewünschte rothe Farbe haben. Darauf schmieren sie so viel Kokosnußöl hinein, daß es heruntertrieft, eben so salben sie auch den ganzen Körper damit und setzen dann schon von fern blitzblank aus, riechen aber in der Nähe nicht sehr angenehm, da das Oel fast immer stark ranzig ist. Die Männer stecken auch gern eine rothe, weiße oder gelbe Blume ins Haar oder hinter die Ohren und umwinden die Stirn oder den ganzen Kopf malerisch mit einer grünen Ranke; auch Hals, Brust, Knöchel und Handgelenke schmücken sie öfters mit einer Schnur von rothen, birnenförmigen Früchten mit stark aromatischem Geruch.

Die Frauen tragen an den Wochentagen gleichfalls die erwähnte Matte um die Hüften und dann noch ein viereckiges Stück Zeug von möglichst bunten, schreienden Farben mit einem Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird, so daß die eine Hälfte dieses Zeugstückes über die Brust, die andere über den Rücken herunter hängt. Sonntags aber pflegen sie ein weites, langes und immer hellfarbiges Gewand wie ein großes Hemd anzulegen und setzen, wenn sie zur Kirche gehen, ein ganz kleines Strohhütchen, mit bunten Blumen und Bändern geschmückt, möglichst schief auf eine Seite des Kopfes. Das sieht nun zwar keineswegs hübsch, sondern höchst lächerlich und entstellend aus, aber sie selbst finden sich dann höchst reizend, und dies Bewußtsein drückt sich in ihren Bewegungen sehr sprechend aus. Solchen modischen europäischen Firlefanz verkaufen ihnen die fremden Krämer für horrende Preise, bei denen sie sicherlich fünfmal so viel verdienen, als die sämmerliche Waare werth ist.

Beim Gottesdienste in der Kirche sitzen die Kanaka, Männer und Frauen, auf großen Matten, die über den mit rundlichen kleinen Basaltsteinen bedeckten Boden hingebreitet sind. Bänke oder ähnliche Sitzvorrichtungen existiren nicht, und die Kirche ist überhaupt im Innern so einfach und schmucklos wie außen, wie weißgetünchte Wände, das ist Alles. Auf dem Predigtstuhle steht ein eingeborener Geistlicher in schwarzem Anzuge und predigt mit der den Kanaka eigenthümlichen Beredtsamkeit und lebhaften Gestikulation in der so schön klingenden Sprache das Wort Gottes. Die Zuhörer haben immer ihre Fächer in Bewegung und lauschen andächtig, die Frauen aber müssen dabei zugleich auf die kleinen Kinder Acht haben, welche vielfach mit in die Kirche genommen werden und zwischen den Erwachsenen umherkriechen und spielen. Die also gelagerte Versammlung würde einen malerischen Anblick gewähren, aber mich störten immer die Strohhütchen der Frauen, welche wie Vogelnester an den Köpfen klebten und ganz und gar nicht zu den braunen Gesichtern paßten. Uebrigens darf Niemand nackt in der Kirche erscheinen, wie ich denn überhaupt Sonntags auch außerhalb der Kirche nirgends nackte Samoaner gesehen habe.

Von den Hütten der Kanaka hat man ein ziemlich zutreffendes Bild, wenn man sie sich als große Bienenkörbe von etwas länglicher Form denkt. Ein gewölbtes, von gebogenen dickeren und dünneren runden Hölzern hergestelltes und mit Zuckerrohr oder Maisblättern gedecktes Dach ruht auf einer Anzahl niedriger Pfosten, die in einem Zwischenraum von 3 bis 4 Fuß in die Erde gerammt sind. Die Wände werden durch eine Art Jalousien aus geflochtenen Palmblättern gebildet, die man aber nur bei regnerischem oder kaltem Wetter und Nachts herunterläßt, während sie sonst unter das Dach hinaufgezogen sind und die Hütten von allen Seiten offen und der Luft freien Durchzug lassen. Der Boden ist mit kleinen rundlichen Basaltsteinen bedeckt, wie man sie am Strande findet, darüber liegen hier und da grobe Geflechte aus Palmblättern und über diesen noch feinere Matten aus Bast. Das sind die Divans der Kanaka, darauf sitzen sie mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen oder sie strecken sich auch der Länge nach darauf aus und bedienen sich dann als Unterlage für den Kopf eines eigenthümlichen Kopfkissens, das aus einem 2 bis 3 Fuß langen Stück Bambu von der Dicke eines Armes besteht, welches an beiden Enden mit kurzen Füßen versehen ist. Auf diesem Blöckchen ruht das Genick, und wenn ihnen die Unterlage zu hart ist, bedecken sie dieselbe noch mit dem einen Ende der Matte. So kann man sie in der heißesten Zeit des Tages überall in den Hütten liegen sehen, denn die Ruhe lieben sie sehr.

In der Mitte der Hütte ragt ein stärkerer, oben gegabelter Pfosten empor, auf welchem zwei parallel laufende rohe Rundhölzer ruhen, die den Dachstuhl tragen helfen und zugleich als Aufbewahrungsort für Fischnetze und Matten die-

Digitized by Google

nen. An den Seiten hängen einige Kokosnußgefäße, hölzerne Schüsseln, Kochgeräthe, Handwerkzeuge, Fischen und Fischspeere. Auf dem Boden steht ein Kasten, in dem sie ihre Zeuggkleider und allerlei Kleinigkeiten aufbewahren, wozu dann bei Häuptlingen noch wohl eine Kommode kommt. Außerdem bemerkt man auf dem Boden noch eine oder zwei Feuerstätten, mit größeren Steinen ausgelegt, wo sie ihre Mahlzeiten kochen und auch Abends in der Kühlern und regnerischen Jahreszeit ein Feuer anmachen. Für die Nachtruhe improvisiren sie in der Hütte mehrere Zelte aus Matten, um darunter vor Moskquitos und der feuchten Nachtluft geschützt zu sein. Das Klima nämlich ist keineswegs so sehr gesund, wie man gewöhnlich meint. Bei Tage, wenn der Passat nicht weht, ist es sehr heiß und nach Sonnenuntergang ungemein feucht, besonders in den tief gelegenen Strichen und in der Nähe der Sumpflagunen. Es kommen daher viele Erkältungskrankheiten, Lungen-, Drüsenaffektionen, Rheumatismen, Augenübel und Fieber vor, welche letzteren oft recht bösartiger Natur sind. Besonders aber sieht man viele Opfer der Elephantiasis, jener schrecklichen Krankheit, die in einer Erweiterung der Lymphgefäße besteht und sich vorzugsweise in einer kolossalen Anschwellung der Beine zeigt, so daß das kranke Fleisch in dicken Wülsten herunterhängt. Diese Krankheit befällt im Allgemeinen nur die Eingeborenen, aber zuweilen doch auch Europäer, wenn sie sich länger in diesem Klima aufhalten. Wahrscheinlich hängt sie mit der Malaria, dem Sumpffieber, zusammen, hat mit demselben wenigstens wohl gleiche Entstehungsursachen, da sie nur in den Ebenen und den tiefer gelegenen Strichen vorkommt. Ein Heilmittel dagegen giebt es nicht. Ohne Zweifel ist die Gewohnheit der Eingeborenen, auf dem Boden zu schlafen, wodurch sie den Ausdünstungen desselben, besonders in der Regenzeit, unmittelbar ausgesetzt sind, ein Hauptgrund für die meisten Krankheiten. Deshalb ist es das Bestreben der Missionäre, die Kanakas zu veranlassen, sich wenigstens eine Art Bettstellen oder Pritschen für die Nachtruhe herzustellen, damit der Körper nicht auf dem feuchten Boden ruhe, aber die alte Sitte scheint immer noch stärker zu sein als verführende Belehrung.

Dieser Thatsache, dem Vorhandensein so vieler Krankheiten und körperlicher Uebel gegenüber muß es als eine sonderbare Anschauung oder als ein Zeichen großer Unkunde erscheinen, wenn Reisende und Reisebeschreiber die Samoa-Inseln in jeder Beziehung als ein Paradies und die Bewohner als die glücklichsten Menschen schildern. Entweder haben solche Schönmaler nur ein paar Mal ganz flüchtig ihren Fuß an Land gesetzt und sich am oberflächlichsten Scheine genügen lassen, oder sie werden von der Sucht verleitet, diese fernen Inseln mit einem märchenhaften Zauber zu umgeben und übertragen den Eindruck, welchen die wunderwolle Natur allerdings auf den Neuling macht, flugs auf die Zustände der Bewohner. Solche Fabeleien sind so traditionell geworden, daß die Phantasie der Leser sich die Südseeinseln und Südseeinsulaner nicht anders als paradiesisch malen kann. Man braucht sich nur das dunkelblaue Meer, die wehenden Palmenwipfel an den Ufern, den Urwald auf den von sonniger Luft umflossenen Bergen, die immer Speise haltenden braunen Bewohner in ihren luftigen Hütten vorzustellen, dann ist das Zauberbild fertig — aber was hinter diesem Zauberbilde Alles verborgen liegt, daran denkt man nicht. Die nur mit ihrer Phantasie malenden Schriftsteller lesten den Lesern einen recht schlechten Dienst, wenn sie die schon ohnehin vorhandenen Wahngebilde immer wieder mit den grellsten Farben aufmalen.

In gewissem Betracht freilich und im Vergleich zu manchen Zuständen der civilisirten Welt mit ihren tausenderlei Bedürfnissen sind die Samoaner allerdings glücklicher daran, weil sie naturgemäßer leben, die Ansprüche der civilisirten Menschen an das Leben nicht kennen und von der fruchtbaren Natur der Sorge um die Existenz wenigstens zum Theil überhoben sind. Die Bananen, Brotfrüchte, Kokosnüsse, Orangen, Mamiäpfel, und wie sonst die Früchte alle heißen, wachsen ihnen so zu sagen in den Mund. Die Hühner, Enten und Schweine, welche sie als Hausthiere halten, bedürfen auch keiner besondern Wartung, denn sie suchen sich ihr Futter selbst. Dennoch aber muß man nicht meinen, daß die Samoaner ihre Existenz und ihren Lebensunterhalt ganz und gar ohne alle eigene Mühe und Arbeit hätten, das wäre eine durchaus falsche Vorstellung. Schon im Vorhergehenden ist der Feldmark von Apia Erwähnung geschehen, auf der die Samoaner Taro, Yams, süße Kartoffeln, Mais und Zuckerrohr bauen, und die Kultur dieser Früchte erfordert zum Theil eine recht mühevolle Arbeit. Da nun das Klima anstrengende Arbeit nicht eben begünstigt, so pflanzen die Samoaner davon nur so viel, als sie gerade gebrauchen. Denn daß sie die Arbeit sehr lieben, kann man nicht sagen, sie vertrödlen lieber die Zeit auf der Matte oder schlendern in den kühlern Stunden des Tages umher, schwatzen und rauchen eine Cigarrette, die sie aus selbstgebautem Tabak und aus einem Stück trockenen Bananenblattes drehen. Die Frauen beschäftigen sich viel mit dem Flechten von Matten, was zwar keine schwere, aber recht langsam von Statten gehende Arbeit ist, falls die Matten fein sind. Die europäischen Zeuge müssen sie freilich theuer von den Krämern kaufen, aber das Geld dazu verdienen sie leicht durch den Verkauf von Geflügel, Schweinen und Kopra (getrockneten Kokosnußkernen). Das ist gar keine Frage, wenn sie mehr Lust zur Thätigkeit hätten, könnten sie leicht wohlhabend werden, aber dazu fehlt ihnen durchaus der Trieb, denn einerseits kennen sie nicht die Bedürfnisse der Kultur und andererseits sind es auch ganz eigenthümliche soziale Verhältnisse, welche unter ihnen als althergebrachte Sitte herrschen und Arbeit und Erwerb als überflüssig erscheinen lassen.

Es findet sich nämlich unter den Samoanern ein sozialer Kommunismus sehr ausgebehnter Art. Ein jeder Eingeborener hat nach Bedürfniß und Wunsch ein gewisses Anrecht auf das Besitzthum seiner ganzen Sippschaft oder seines Clans, zu welchem er durch Geburt oder Heirath gehört. Er entlehnt ohne Umstände von einem Andern ein Boot, Handwerkszeuge, Kleider, Geld, wie er es gerade gebraucht, ist aber natürlich auch ebenso durch die Sitte verpflichtet, seinerseits einem Andern dasselbe zu gewähren. Wenn Jemand seine Hütte durch Brand verloren hat, oder wenn ihn auch nur die Lust anwandelt, einmal wo anders zu wohnen, so quartiert er sich ohne Weiteres bei seinen Freunden, d. h. bei den Angehörigen seines Clans, ein und bleibt da so lange, als es ihm gefällt und theilt Alles mit ihnen, Wohnung, Nahrung, Kleidung. Mag es dem also Heimgesuchten noch so unangenehm und lästig sein, er darf doch nichts sagen, denn ungefällig oder geizig zu heißen gilt als die größte Schande und macht im ganzen Dorfe verächtlich. Daher giebt und gewährt ein Jeder, um was er von einem Andern gebeten wird, oder aber er hilft sich mit einer Lüge und giebt vor, daß er das Gewünschte nicht besitze oder bereits einem Andern versprochen habe, aber direkt etwas zu verweigern wagt Niemand. Ein Jeder kann sich dafür aber auch wieder schadlos halten, denn was man von ihm verlangt und was er giebt, kann er auch ebenso wieder von einem Andern verlangen und in Gebrauch nehmen. Daß man bei diesem Kommunismus von einem Privatbesitz kaum reden kann, ist ersichtlich, denn was Jeder hat, gehört Allen, und was Alle haben, gehört Jedem. Da also Keiner ausschließlich

Digitized by Google

Herr seiner Habe ist, so fehlt natürlich der Trieb zum Erwerb, denn was hilft es dem Fleißigen, wenn er sich müht, da der Ertrag seiner Arbeit doch wieder aus seinen Händen geht, sobald ein Angehöriger des Stammes kommt und ihn um dies oder das ersucht. Das persönliche Eigenthum allein spannt den Trieb zum Erwerb, während der Gemeinbesitz ihn lähmt und die Trägheit begünstigt. Sicherlich liegt in dem Kommunismus der Kanaka ein Hauptgrund für ihre Trägheit und für die Erscheinung, daß ein Jeder von der Hand in den Mund lebt und nicht mehr arbeitet, als er gerade für sich nöthig hat. Daher ist es das Bestreben der Missionäre, diese Sitte allmälig einzuschränken und die Idee des Privateigenthums mehr und mehr zur Geltung zu bringen, um den individuellen und dadurch auch den allgemeinen Wohlstand zu heben. Jedoch muß anerkannt werden, daß gerade durch den Kommunismus unter den Samoanern manche Uebel- und Nothstände, die sich sonst vielleicht finden möchten, verhindert werden. Zwar giebt es bei ihnen keine wohlhabende Leute, aber es giebt dafür auch keine arme. Die Kranken, die Alten, die Blinden, die Lahmen haben immer ein Haus und ein Heim, Nahrung und Kleidung, so viel sie bedürfen oder wünschen. Wenn man die Kanakas ansieht, was sie haben und besitzen, so ist es weniger, als was bei uns der ärmste Mann sein Eigenthum nennt, und dennoch weiß kein Samoaner, was Armuth ist, der Begriff ist ihm ganz fremd. Denn er kann es sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt Arme giebt, die keine Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. „Wie ist das möglich," sagt er, „ein Jeder ist doch irgendwo geboren, also hat er doch seinen Stamm und seine Freunde, warum nehmen ihn die nicht in ihre Häuser und geben ihm von ihrer Nahrung und Kleidung? Haben die Menschen denn keine Liebe zu einander?"

Eine andere eigenthümliche Sitte, bei der gleichfalls wieder der Kommunismus zum Vorschein kommt, und die auch sonst für die socialen Zustände bezeichnend ist, zeigt sich bei größeren Unternehmungen, die ein Einzelner nicht ausführen kann, wie z. B. beim Bau der Hütten. Obgleich dieselben von außen so ungemein einfach erscheinen, so erfordert doch die Herstellung des Daches wirklich technische Fertigkeiten, da es sehr künstlich konstruirt ist, und deshalb giebt es unter den Samoanern professionirte Zimmermeister wie bei uns. Wenn Jemand nun eine Hütte bauen will, so geht er zu einem solchen Bauverständigen hin, bespricht mit ihm die Sache und offerirt ihm eine feine Matte, gewissermaßen als Angeld und Unterpfand, daß er ihn nach Vollendung des Baues gut bezahlen werde. Nimmt der Zimmermeister die Matte an, so ist er mit der Sache einverstanden und kommt dann mit seinen Gehülfen, um sich an den Bau zu machen. Ein Preis wird vorher nie ausbedungen, sondern bleibt der Generosität des Auftraggebers überlassen; wer aber seinen Zimmermeister schlecht bezahlt, der gilt fortan als ein Mann, den Niemand mehr achten kann, und dieser Makel überträgt sich sogar auf den ganzen Clan, dem er angehört. Wenn der Bau, bei dem die Glieder seiner Familie oder auch Sippschaft mithelfen, fertig ist, so geht der Besitzer zu allen Angehörigen desselben Clans, um sich die nöthigen Artikel zusammenzuholen, mit denen er den Zimmermeister bezahlen will. Von dem Einen bekommt er eine feine Matte, von dem Andern ein Kleid, von dem Dritten einige Ellen Zeug ꝛc., bis er soviel an nützlichen Sachen zusammen hat, daß er damit den Meister anständig honoriren kann. Aber es giebt auch Ausnahmen, und es kommt vor, daß Jemand sich in schäbiger Manier abfinden will. Aber der Meister merkt dann bald, mit wem er es zu thun hat, denn es ist Sitte, nach Vollendung der beiden Seiten und des einen Endes des Daches den Hauptheil des Preises zu bezahlen, und wenn der nicht der Erwartung gemäß ausfällt, so verläßt der Meister eines schönen Tages ohne Weiteres mit seinen Gehülfen den Bau. Dann ist der Unternehmer in großer Verlegenheit, denn kein anderer Meister versteht sich dazu, das unvollendete Werk auszuführen, und so sieht sich jener genöthigt, mit demselben Meister, der den Bau verlassen hat, aufs Neue die Sache zu arrangiren, um nicht zum Spott im ganzen Dorf zu werden.

Eine Hauptbeschäftigung aller Samoaner, die sie auch gewissermaßen als Sport betreiben, ist der Fischfang. Fische giebt es an den Küsten der Inseln sehr viele. Man sieht sie zu jeder Tageszeit, besonders aber gegen Abend hier und da aus dem Wasser springen, oder man bemerkt Scharen von Tausenden, welche von den Bonitos (hechtartige Raubfische) gejagt aus der Tiefe heraufrauschen und in ihrer Angst bis über die Oberfläche des Wassers herauskommen. Zur Ebbezeit nun, wenn das Riff weit und breit nur mit flachem Wasser bedeckt ist, geht Alt und Jung hinaus, bewaffnet mit einem Speer, der am untern Ende zwei oder mehrere hölzerne Zinken von der Länge eines Fingers hat. Ganz vorsichtig steigen sie dann auf dem Riff umher wie die Störche in der Wiese, spähen rechts und links in das klare Wasser, und wenn sie eine Beute entdeckt haben, werfen sie ihren Speer mit großer Gewandtheit und Sicherheit. Der getroffene Fisch schwimmt dann oben auf, und so langen sie in kurzer Zeit eine Menge. Nach mehr Ausbeute giebt der Fang Abends und Nachts bei Fackellicht. Sie fahren dann mit ihren Canoes hinaus aufs Riff und halten die Fackeln dicht übers Wasser. Die Fische kommen in Scharen herbei und werden, wenn sie besonders groß sind, ebenfalls mit dem Speer geworfen oder auch mit kleinen Handwurfgarn gefangen. Man sieht an manchen Abenden, wenn es recht ruhig ist, die ganze Küste weit und breit mit von den Fackelfeuern, die sich langsam hin und her bewegen, umlenchtet, was einen sehr hübschen Anblick gewährt.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich die Canoes der Samoaner erwähnen. Dieselben sind eben so wie die aller Südsee-Insulaner mit Auslegern gebaut, und die Kriegscanoes zeichnen sich vor den gewöhnlichen durch Größe und Verzierung aus. Sie sind mit einer Reihe von weißen Muschelin (Porcellanmuscheln) an den Rändern und besonders am Hod und Bug geschmückt, aber niemals sind sie gemalt. Mit dem Bau derselben beschäftigen sich ebenfalls professionirte Leute, welche sehr geschickt in ihrem Handwerk sind und ein solches Fahrzeug aus mehreren Stücken, die sie, ohne einen Nagel zu verwenden, nur mit Bastbindsaden an einander fügen, zusammensetzen.

— Abbé Debaize, der von der französischen Regierung unterstützte Afrika-Reisende, welcher als so gut vorbereitet galt und anfangs von solchem Glück begünstigt erschien, ist seiner Krankheit (s. oben S. 94) in Ubschitschi am Tanganika erlegen. (Der „Globus" enthielt Notizen über seine Reisen in Bd. XXXIII, S. 368 u. 225, Bd. XXXIV, S. 270, Bd. XXXV, S. 272 und Bd. XXXVI, S. 78.)

Inhalt: Die Republik Hayti. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Rohlfs' Reise nach Kufra. I. (Mit einer Karte.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. V. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. II. — (Schluß der Redaction 31. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. GLOBUS № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

IV.

In den ersten fünfzig Jahren nach ihrer Gründung durch La Caye bestand die Stadt Port-au-Prince ausschließlich aus massiven Gebäuden; als aber im Jahre 1751 ein heftiges Erdbeben viele derselben in Trümmer verwandelt

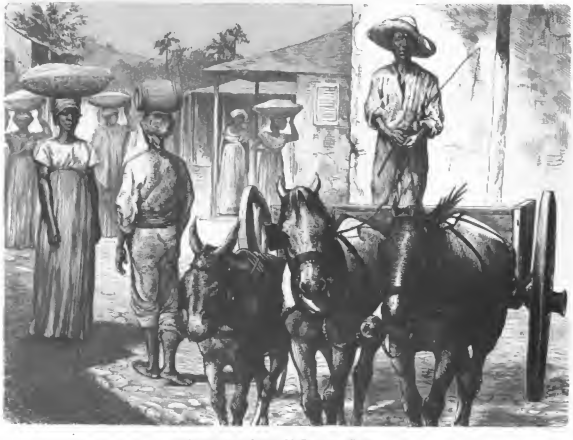
Ruinen des Nationalpalastes in Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)

hatte, fing man an, die ersten von jenen leichten Holzbauten aufzuführen, die heute den größten Theil der Hauptstadt von Hayti bilden. Die Katastrophe von 1751 war schon fast wieder vergessen, da brachte der Pfingstag des Jahres 1770,

Digitized by Google

der 3. Juni, ein neues Erdbeben, im Vergleich zu welchem das erste wie ein unbedeutendes Vorspiel erscheinen mußte. Es war gegen sieben Uhr Abends, die meisten Einwohner saßen unter den Gallerien ihrer Häuser, die abendliche Küh-

Nationalbank von Hayti in Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)



Frauen vom Lande. Wasserträger. Cabrouet.

lung genießend, als plötzlich der Boden auf das Heftigste zu schwanken begann. Im ersten Schrecken drängte sich Alles in der Mitte der breiten Straßen, auf den Plätzen zusammen; aber starke Erdstöße, denen der Einsturz mehrerer Häuser

Digitized by Google

folgte, zwangen die Bevölkerung bald, die Stadt ganz zu verlaſſen, freilich nicht eher, als bis mehr denn hundert Menſchen unter den Trümmern begraben lagen. Bis zum 18. Juni dauerten die Schwankungen des Bodens fort, und zählte man in dieſer Zeit täglich etwa hundert heftige Stöße. Das Waſſer des Cul-de-Sac-Fluſſes, das während des erſten Tages verſiegt war, kam danach mit ſolcher Gewalt wieder, daß der Fluß weit über ſeine Ufer trat und die Ebene überſchwemmte. Die ganze Stadt war in einen Trümmerhaufen verwandelt; mehrere Monate hindurch wohnte die Bevölkerung unter Zelten, und nur der Umſicht des damaligen franzöſiſchen Generalgouverneurs, des Grafen Noliwos, war es zu verdanken, daß die im erſten Augenblick drohende Hungersnoth abgewendet wurde. Alle auf der Rhede von Port-au-Prince gerade befindlichen Schiffe wurden zu Lieferungen von Brot und anderen Nahrungsmitteln herangezogen, bis man neue Backöfen errichtet und eine regelmäßige Verproviantirung aus den weniger heimgeſuchten Ortſchaften der Umgegend organiſirt hatte. Im Hinblick auf die Möglichkeit einer Wiederholung der Kataſtrophe aber erließ Noliwos den Befehl, ſämmtliche neuzuerbauende Häuſer von jetzt an nur noch aus Holz aufzuführen, ein Befehl, dem während einer langen Reihe von Jahren Folge geleiſtet wurde. In neueſter Zeit freilich, ſeitdem die Behörden der Republik mit dem Beiſpiel vorangegangen ſind, kehren auch die Privatleute von Port-au-Prince allmälig wieder zu Backſteinbauten

Dame aus der „Geſellſchaft“ von Port-au-Prince.

zurück; denn man hatte, um eine Gefahr zu vermeiden, eine andere nicht minder ſchreckliche und bei weitem häufiger eintretende heraufbeſchworen, die des Feuers nämlich. Die großen Feuersbrünſte der Jahre 1794, 1820 und 1822 haben abwechſelnd die ganze Stadt oder den größten Theil derſelben in Aſche gelegt, und noch heute geſtehen Bände, welche ganze Straßen vernichten, zu den regelmäßigen Vorkommniſſen jedes Jahres.

Einige Gänge durch die Straßen von Port-au-Prince genügen, um den Fremden mit den ſogenannten Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Hat er die größte unter den Ruinen, den vom Präſidenten Saluave im Jahre 1868 eingeäſcherten Nationalpalaſt, hat er den Stolz der Einwohner, die neue Nationalbank, geſehen, ſo wird ihm bald das bunte Leben und Treiben in den Straßen ſelbſt als das Sehenswertheſte erſcheinen, und mit Vorliebe wird er ſich dann nach Landesſitte unter der Galerie oder auf dem Balkon ſeines Hauſes ſtundenlang aufhalten, um Volksſtudien zu machen. Mit Ausnahme der heißeſten Stunden des Tages, in denen Alles wie ausgeſtorben daliegt, ſind die Straßen ſtets von einer bunten geräuſchvollen Menge belebt. Beſonders an Markttagen herrſcht oft ein ſo dichtes Gedränge, daß man nur mit Mühe hindurchkommt; ſchon frühmorgens verkündigen dann große Staubwolken auf allen zur Stadt führenden Wegen das Nahen der Landleute aus den Bergen, die mit den Erzeugniſſen ihrer Wirthſchaft zu Markte kommen. In weite hellfarbige Mäntel gehüllt, ſitzen die Negerinnen zwiſchen zwei ungeheuren Bündeln von Guineagras auf ihren Eſeln; andere, in langen faltigen Baumwollgewändern, ein buntes Tuch um das dunkele Haupt geſchlun-

Digitized by Google

gen, auf dem sie flache Körbe mit Orangen, Bananen, Ananas, Schoten und andern Gemüse tragen, gleichen altägyptischen, von den Piedestalen herabgestiegenen Statuen. Wasserträger, die ein Fäßchen auf dem Kopfe balanciren, oder ihrer zwei an einem über die Schultern gelegten Joche tragen, bahnen sich mit lautem Rufen ihren Weg durch die Menge. An den Seiten der Straßen sitzen zahlreiche Bettler, die mit eintöniger und doch weithin hörbarer Stimme das Mitleid der Vorübergehenden anflehen und augenscheinlich reiche Ernten halten. Unter den Fuhrwerken, die den Lärm und das Gedränge allenthalben noch vermehren, findet man neben den plumpen mit Ochsen bespannten Karren, wie sie im südlichen Frankreich gebräuchlich sind, vorzugsweise die Cabriolets, die landesüblichen, einer antiken Quadriga ähnlich gebauten Wagen. Die Zügel in der einen, die Peitsche in der andern Hand, steht der Cabrionetier vorn im Wagen, mit lautem Zurufe und mit einer gewissen, oft unbeschreiblich komischen Grandezza seine meist mageren elenden Gäule lenkend.

Nach einem so gewaltsam vollen Tage ist es ein doppelter Genuß, die ersten Stunden einer milden Mondscheinnacht auf dem Balkon zuzubringen und die Blicke über die schlafende Stadt mit ihren zahllosen im leisen Winde schwankenden Palmenkronen hinweg auf das leuchtende Meer und die schönen Formen der bewaldeten Berge schweifen zu lassen. Und die Umgegend von Port-au-Prince bietet auch mehr als einen Punkt, der an landschaftlicher Schönheit nicht leicht seinesgleichen findet. Da ist vor allem Pétionville, der etwa zwei Wegstunden von der Stadt gelegene Sommeraufenthalt der wohlhabenden Familien der Hauptstadt. Von Boyer gegründet und nach dem „Vater der Republik“ benannt, sollte Pétionville eigentlich an Stelle von Port-au-

Ruinen des Fort Ca-ira.

Prince zur Hauptstadt des Landes gemacht werden; aber dieses Vorhaben, das Boyer durch die ungesunde Lage der bisherigen Hauptstadt und durch die häufigen von ihr schon erlittenen Blockaden zu begründen versuchte, scheiterte vollständig, und so besitzt Pétionville heute außer seiner unvergleichlich schönen Lage in den Bergen und außer dem Vorzuge, in den heißen Monaten vom Juni bis August die „Gesellschaft“ von Port-au-Prince in seinen im Schweizer Stil gebauten malerischen Landhäusern zu vereinigen, keine Bedeutung mehr. Fast beständig wehende leichte Westwinde lassen die Sommerhitze in der etwa 400 m über dem Meere, mitten in einem Walde von Citronen-, Orangen- und Tamarindenbäumen, gelegenen Stadt kaum fühlbar werden. Auffallend ist die große Menge von Vögeln, die sich in diesem blühenden, schattenreichen, von zahllosen Quellen durchströmten Walde aufhalten, und unter denen besonders der sogenannte „Pipiri“ sich durch seinen dem Schlage der Nachtigall vergleichbaren, melodischen Gesang auszeichnet.

Verbringen so die wohlhabenden Familien der Hauptstadt den Sommer im Genusse der schönsten Natur, so lassen sie es in den Wintermonaten an keinem Bemühen fehlen, gesellige Vergnügungen „nach europäischer Art“ zu arrangiren. Bälle und Gesellschaften, musikalische und sogar literarische Soireen, Konzerte und Theatervorstellungen wechseln mit einander ab, aber der Freude, der in eine dieser glänzenden Versammlungen tritt, muß nicht erwarten, noch etwas von ursprünglich haitischem Wesen in ihr zu finden: es sind eben alles mehr oder minder gelungene Kopien europäischer Vorbilder. Die Damen der „haute volée“, die jetzt zumeist in Paris ihre Erziehung und Europäisirung erhalten, plündern die französischen Modemagazine; und sonderbar genug nehmen sich oft die unverkennbaren Negerphysiognomien in den extravagantesten Erfindungen einer Pariser Modistin aus. Der Hauptreiz der meisten haitischen Frauen besteht in einem ungewöhnlich sanften, weichen Organ; unter den Mulattinnen finden sich nicht selten Gesichter von eigenartiger Schönheit mit sammetweicher Haut und großen Augen sowie auch majestätische Gestalten. Wenn nicht durch die blendenden Eindrücke der Pariser Erziehungsjahre verdorben, sollen die Frauen der höheren Stände ebenso wie die aus dem Volke durch Arbeitsamkeit und Fleiß im Hause sich auszeichnen. Von der blindesten Zärtlichkeit für ihre Kinder, sind sie aber nur selten im Stande, dieselben verständig zu erziehen.

Will man das Volk von Hayti in seiner Originalität kennen und verstehen lernen, so muß man, wie La Selve

Digitized by Google

späterhin es that, die Fastnachtwoche in einer größern Stadt des Landes zubringen. In den bunten Maskenzügen, die dann vom Morgen bis zum Abend die Straßen durchziehen, und an denen sich die männliche Jugend aller Stände betheiligt, kommt so viel findische Freude zu bunten Schaustellungen zum Vorschein, sieht man so groteske Tänze und Luftsprünge ausführen, hört so gellende, kaum mehr menschliche Töne der Luft erschallen, daß eben nicht sehr viel Phantasie nöthig ist, um sich in die ursprüngliche Heimath des Volkes der Republik, in ein afrikanisches Negerdorf, versetzt zu glauben. Und daßelbe harmlose Vergnügen an glänzendem Gepränge offenbart sich selbst in den höheren Ständen bei jeder Feierlichkeit, möge dieselbe nun ernsten oder freudigen Charakters sein: da ist kein Begräbniß, keine Hochzeit, die nicht unter Entfaltung eines die Mittel oft übersteigenden meist geschmacklosen Glanzes zu einem pomphaften Schauspiel gemacht würde. Das Volk freilich emancipirt sich trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit nur zu oft gänzlich von der Ceremonie der Heirath überhaupt, und begnügt sich mit dem althergebrachten sogenannten „placement“,

General Graccchus Petit. (Nach einer Photographie.)

Sohn des Kommandanten Roſier Bn.

einem Bündniß, das weder vor dem Geſetze noch vor der Kirche Gültigkeit hat, einfach auf einem beliebigen, zwiſchen dem Vater des zu „placirenden“ Mädchens und dem Bewerber abgeſchloſſenen Kontrakte beruht, und das deshalb nach Willkür und Laune aufgelöſt werden kann und auch ſehr häufig aufgelöſt wird. In den höheren Ständen kommen Placements nur noch äußerſt ſelten vor, dafür aber ſollen die Ehescheidungen, gegen die Henry I. ſchon als gegen einen „die Sittlichkeit zernagenden Wurm“ eiferte, nicht abgenommen haben.

Veranlaßt durch die begeiſterten Schilderungen, die ihm ſeine Freunde in Port-au-Prince von der Schönheit der Küſtenlandſchaft des ſüdlichen Hayti machten, beſchloß La Selve nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Hauptſtadt, ſich noch einmal auf die Reiſe zu begeben, um das Paradies des Südens kennen zu lernen. Am Abend des 30. December ging er in Begleitung ſeines Sekretärs an Bord der Barke Chants-Clair, die zur Abfahrt bereit im Hafen lag. Mit günſtigem Winde ſchoß das kleine Fahrzeug bald pfeilſchnell über das klare Waſſer der Straße von Gonave. Es war eine herrliche Nacht, der Himmel glänzend geſtirnt, und, trotzdem kein Mondſchein vorhanden, die Luft ſo hell, daß man jeden kleinſten Vorſprung der Küſte,

jeden Baum auf derselben in schattenhaften Umrissen sich abzeichnen sah. Ringsum war Alles so still, daß man das Rauschen des Wassers am Kiel hören konnte; nur von Zeit zu Zeit wurden aus der Ferne die sonderbar rauhen Töne des Lambi über das Wasser getragen, des eigenthümlichen Blasinstrumentes, mit dem sich die Barkenführer an diesen Küsten bei Nacht Signale zu geben pflegen; die verschiedene Modulation der weithin hörbaren Töne zeigt die Richtung an, in welcher das signalisirende Schiff steuert. Bei Sonnenaufgang lief das Schiff in den kleinen Hafen Ça-ira ein, dessen Hintergrund von grünen, zum Theil mit Bäumen bestandenen Hügeln gebildet wird. Eine Landungsbrücke war nicht vorhanden, und so gelangten die Reisenden auf dem Rücken von zwei kräftigen Negern an's Land, wo mitten im Grünen eine jener kleinen Schifferschenken und Provianthandlungen stand, wie man sie nur an der Küste von Hayti findet. Die Eigenthümerin, eine kolossale wohlbeleibte Negerin, in modischer Tracht, die sich den Fremden als „Mademoiselle Chonne" vorstellte, bewirthete sie unter der Gallerie ihres Häuschens mit einem vortrefflichen Kaffee. Mit Muße konnte man nun von hier aus die von der aufgehenden Sonne beleuchtete Landschaft überschauen, die man nach dem 3/4 Meilen entfernten Léogane, dem ersten Ziel der Reise, aufbrach. Gerade dem Hause gegenüber, auf der andern Seite der Bucht, lagen die Ruinen des Fort Lapointe, das während des Aufstandes von 1793 den Namen Fort Ça-ira erhielt: heute ein wüster von Schlinggewächsen aller Art überwucherter Trümmerhaufen. Auf einem mit Ochsen bespannten Cabronet, das der Kommandant von Léogane, der General Tiberius Zamor, den Reisenden entgegensandte, erreichten sie die Stadt, die, zur Zeit des französischen Besitzes einer der Hauptorte der Insel und lange Zeit hindurch Sitz der Regierung, heute den Eindruck der Herabgekommenheit macht. In einem großen regelmäßig eingetheilten Rechteck angelegt, war sie früher durch die Schönheit ihrer Bauwerke berühmt; heute hat sie keine gepflasterte Straße mehr aufzuweisen. Eine schöne großartige Kathedrale, die aus der ersten Zeit der Kolonie stammte, ist während des Aufstandes ein Raub der Flammen geworden, und nun ragt an ihrer Stelle ein plumpes kastenartiges Gebäude empor, das Kaiser Fauftin-Soulouque erbauen ließ.

Der General Zamor empfing die Reisenden ungemein freundlich und bewies lebhaftes Interesse für ihr Vorhaben, den Süden der Insel kennen zu lernen; so versah er sie denn auch mit Empfehlungsschreiben an seine Unterbeamten in den einzelnen Distrikten sowie an seinen Freund, den Kommandanten von Petit-Goave, General Gracchus Petit, in dem die Reisenden bald den gutmüthigsten, gastfreiesten, aber durchaus unmilitärischen Militär kennen lernen sollten.

Wenige Meilen landeinwärts von Léogane befindet sich die auf der ganzen Insel berühmte Felsengrotte der „Madame de Léogane". In der Meinung, etwas der herrlichen Boute-à-Mingueto Vergleichbares zu finden, machten sich La Selve und sein Gefährte an einem der nächsten Tage dorthin auf den Weg. Nach mehrstündigem Ritt durch schattigen Wald kam man nach dem Distrikt Les Orangers, an dessen Vorsteher, den Kommandanten Rosier Dy, sie einen Empfehlungsbrief des Generals mitbrachten, der ihnen nicht nur den liebenswürdigsten Empfang, sondern auch die Begleitung und Führerschaft des jungen Rosier By verschaffte, eines munteren, intelligenten Burschen. Der Weg zu der Grotte, die hoch in einem ziemlich steilen Felsen liegt, war beschwerlich genug; beinahe eine Stunde kletterte man, mühsam an Gestrüpp und Büschen sich haltend, empor; oben angelangt, belohnte wohl eine weite Aussicht die Anstrengung, die Grotte selbst aber, vor deren Eingang die dicht neben einander stehenden Stämme großer Bäume einen riesenhaften Palissadenzaun bildeten, zeigte in ihrem Innern nichts als ein verworrenes Netz von Schlinggewächsen, das die Wände von oben bis unten bekleidete.

Rohlfs' Reise nach Kufra.

(Nach dem officiellen Berichte des Reisenden.)

II.

Die Expedition war dem Schich Bu-Bekr Bu-Guetin überantwortet worden, weil derselbe vor allen, dieselbe begleitenden Suya erklärte, für ihre Sicherheit garantiren und für ihre Bedürfnisse gut sorgen zu wollen. Mit ihm hatten die Reisenden auch in der That die meisten Beziehungen gehabt, und da ihn Rohlfs sich zum Danke verpflichtet glaubte, so hatte er nichts dagegen einzuwenden, zwischen seinem Stamme, in Boëma, zu lagern. In Benghazi hatte ihn Rohlfs vor den Aled Schich, denen er Geld schuldete, geschützt, und unterwegs wurde sein Pferd aus den Schlachten der Expedition getränkt, so wie er selbst und sein Sklugi (Windhund) fast immer die Mahlzeiten der Diener theilten. Deshalb hatte Rohlfs um so weniger etwas gegen den Aufenthalt in Boëma einzuwenden, als der Ort abgelegen von den übrigen war und hinlänglich weit entfernt von der Sauya, welcher sich zu nähern ihnen schon verboten war. Im Uebrigen lag Boëma reizend, mitten in einem Palmenwalde, den im Norden die zackigen, dunkelen Spitzen des Kebabo durchziehenden Gebirges überragten, während man im Süden über eine grüne Had-Hattich hinweg bis zu den Bergen sah, welche Kebabo im Süden abschließen. Im Westen zeigten sich die Palmenwälder vor der Sauya und Buma am Horizonte, und im Osten war der Blick gehemmt durch große Palmendickichte.

Die große Oase Kebabo hat eine fast halbmondförmige Gestalt, derart, daß der Bogen nach Norden gerichtet ist und die beiden Hörner sich mehr oder weniger nach S.-O. und S.-W. hinabziehen. Ihre Länge beträgt mindestens 200 km, während die Breite wechselt, aber nirgends unter 30 km ist. Mitten durch die Oase und zwar in ihrer Längsrichtung zieht sich ein zerklüftetes Gebirge, 4 bis 6 km breit, aber nicht so lang wie die Oase, da im Osten und Westen die nordwärts vom Gebirge liegenden Kulturflächen mit den südwärts davon gelegenen zusammenstoßen. Während aber im Norden des Gebirges sich nur zwei Dorfschaften befinden, Houeuri im Osten und Hauari im Westen, und während hier nur zur Zeit der Dattelernte sich Leute als Bewohner einfinden, liegen im Süden nicht nur die meisten, sondern auch zwei Orte mit ständiger Bevölkerung, nämlich die Sauya (gewöhnlich Sauya es Ssiat oder Ssiat genannt

Digitized by Google

d. h. die Sauya seiner „Heiligkeit", nämlich Sidi Snussi's, des Sekrengründers) und Djof (Dschof). Erstere ist von Boëma (24° 31' 38" nördl. Br. und 23° 12' 40" östl. L. Gr.) etwa 6 km entfernt und nimmt sich von weitem aus wie eine kleine Festung. Sie ist nur von den „Chuan" (Achuan, d. i. Brüder) der Snussi bewohnt, hat eine große Moschee, eine Medressa, in welcher stets etwa 50 bis 60 Knaben unterrichtet werden, eine große Wohnung für den Schich und verschiedene andere Häuser. An Männern, Frauen und Kindern mögen inclusive der verheiratheten und ledigen Sklaven sicher 500 vorhanden sein. Immer den astronomisch bestimmten Lagerplatz der Expedition als Ausgangspunkt nehmend — dem Boëma selbst ist vielleicht 4 qkm groß —, liegt etwa 4 km westnordwestlich der Ort Buma, sodann 12 km südwestlich Sirk, und ebenso weit in westsüdwestlicher Richtung der Ort Djof (spr. Dschof), ein wirkliches, jahraus jahrein bewohntes Dorf. Die meisten Wohnungen bestehen freilich nur aus Palmhütten, aber es giebt doch auch schon eine Anzahl steinerner Gebäude, etwa in derselben Bauweise aufgeführt, wie die Häuser in Aubschila. Die Bewohner, etwa 200 Seelen, sind Suya und deren Sklaven. An anderen Orten befinden sich in Kebabo noch das etwa 8 km westsüdwestlich von Djof gelegene Tobat, endlich Toleïleb und Tolab, etwa 10 km südwestlich von Tobat gelegen, und Hschiefchi verdient als äußerste Station im Südwesten der Brunnen von Tabeibo Erwähnung, weil derselbe die südwestlichste Grenze der Oase bezeichnet, und bis dahin alles eine ununterbrochene Kulturfläche ist.

Vom Gebirge selbst wurden Gesteinsproben mitgebracht; auffallend sind die vielen Blitzröhren in und um Kebabo, sowie die vielen schwarzen Kugeln, die man zu Millionen findet, von haselnußgroßen bis zu solchen von 1 Fuß Durchmesser. Sie sind manchmal hohl, manchmal mit weißem oder röthlichem, auch grauem Sand gefüllt, manchmal auch zeigen sie im Innern dieselbe schlackige Masse, aus der die Rinde besteht. Die Masse des Gebirges selbst besteht aus Sandstein, ist aber mit einer schlackigen Masse, die fast lavaartig aussieht, übergossen, letztere enthält die ebenerwähnten Kugeln eingeschlossen. Diese Masse enthält auch jene kolossalen Röhren, welche manchmal einen halben Meter lang sind und 2 bis 3 Decimeter Durchmesser haben. Und wie die Kugeln, findet man die Röhren ebenfalls in und um Kebabo überall zerstreut liegen. Rohlfs erinnert sich nicht, ähnliche Formationen in der Sahara gesehen zu haben; zweifelsohne dürften sie plutonischen Ursprungs sein.

Man findet in Kebabo überall in der geringen Tiefe von nur einem Meter das vorzüglichste Trinkwasser. Am Südrande des Gebirges aber zeigen sich stellenweise Sebchas und auch kleine Seen fehlen nicht.

Die Höhe von Kebabo über dem Meere beträgt 400 m, und dieser beträchtlichen Erhebung ist es zuzuschreiben, daß die Temperatur keineswegs so hoch ist, wie nach der südlichen, fast den Wendekreis des Krebses berührenden Lage vermuthet werden könnte. Die Durchschnittstemperatur dürfte in Kebabo kaum so hoch sein, wie in den am Südrande des libyschen Wüstenplateaus gelegenen Oasen Aubschila, Dschalo und Siwah.

An Pflanzen besitzt Kebabo keine anderen, als Taïferbo und Bufeïma. Hauptbestand ist Hab; außerdem findet sich, und zwar ziemlich häufig, eine von den Suya „Charef" genannte Pflanze, wohl Cystanche lutea.

Während man aber in Taïferbo und Bufeïma kaum neu angepflanzte Dattelpalmen findet, so staunt man über die herrlichen neuen Anlagen in Kebabo, die, nach dem Alter der Bäume zu schließen, nicht früher als vor 10 Jahren gepflanzt sind. In ganz Kufra, welches die zweitgrößte Oase der Sahara ist, dürften sich über eine Million Palmen finden. Wie viele Tausende wurden aber durch den Bandalismus der Suya bei der Eroberung der Oase zu Grunde gerichtet, und wie viele vergehen jetzt noch alljährlich durch das Anzapfen, um Laibi (Palmwein) zu gewinnen!

Gut angelegte Gärten existiren nur bei Djof, außerdem nur ein großer dicht bei der Sauya, welcher den Chuan gehört. In ersteren fand Rohlfs im September Durra, Kbob, Fessel in Blüthe, Tomaten mit reifen Früchten, reife Wassermelonen, Ngafoli, Aajur, Fukus, Melonen, endlich ein Getreide, das etwa 5 Decimeter hoch war und fünfreihige Aehren zeigte, aber noch nicht zur Reife gekommen war. An Bäumen waren junge Palmen, Feigenbäume (verwilderte Feigenbäume finden sich überall in Kebabo) und Talha-Akazien in herrlichen Exemplaren vorhanden; 3 bis 4 m hohe Baumwollstauden zeigten, wie vorzüglich diese Pflanze hier kultivirt werden könnte. An Unkraut war nichts zu finden. Zu anderer Jahreszeit werden nach Aussage der Besitzer auch Gerste, Weizen, Bedinbschan, Bamien, Belibsche, kurz alle in den übrigen Oasen vorkommenden Küchengewächse gezogen. Viel reicher ist der Garten der Chuan, welcher außer den oben genannten Früchten noch Citronen, Granatäpfel, Oliven und Weinreben, und zwar alles von vorzüglicher Güte, producirt.

Pferde, Esel, Ziegen, Schafe und einige magerer Rinder bilden den Hauptthierbestand der Bewohner, wozu noch Hühner und Tauben gerechnet werden müssen. An wilden Thieren bemerkte Rohlfs Gazellen — merkwürdigerweise jedoch nur nordwärts vom Gebirge —, Fennegs, Mäuse, Ratten, Raben, Falken, Wiedehopfe und verschiedene kleinere Vögel. In der Periode der Zugzeit kommen aber tagtäglich ganze Scharen unserer europäischen Vögel und machen häufig eine Rast von einem Tag oder mehreren. Eine Schlange, gelblich von Farbe, nicht giftig, findet sich fast in jedem Palmbusch, in jedem Feigendickicht; sie lauert, auf einem Palmwedel liegend oder um einen Feigenzweig geringelt, auf kleine Vögel, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu erhaschen weiß. Einige Eidechsen, viele Spinnen, verschiedene Ameisen bilden den übrigen Thierbestand. Auffallend ist die Abwesenheit von Scheuken; auch das Chamäleon, welches sonst in der ganzen Sahara vorkommt, findet sich in Kufra nicht.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so wurde schon erwähnt, daß ständige Bewohner sich nur in der Sauya und Djof befinden. Natürlich setzen sich die Chuan der Sauya aus den verschiedensten Elementen zusammen, der eine gehört dem Stamme der Ulch-Ali, der andere dem Suya an, der eine ist Aubschianer, der andere gar aus Borno. So ist z. B. Sidi-Omar-Bu-Hana geborener Aubschianer, während sein Stellvertreter, welcher während der Anwesenheit der Expedition in Kufra der Sauya vorstand, ein Kanuri aus Bornu war; er heißt Sidi-Omar. Aber während man so in der Sauya fast eine kosmopolitische Bevölkerung findet, ist das in Djof nicht der Fall; hier sind nur Suya, welche ihre alte Heimath Schckere für immer verlassen haben, um sich hier ein neues und besseres Heim zu gründen.

Es kommt sodann die Tebu-Bevölkerung in Betracht, welche allerdings keine ständige ist, aber doch auch nicht, wie die nicht seßhaften Suya, bloß in einigen bestimmten Monaten nach Kufra kommt, sondern welche während des ganzen Jahres ab und zu geht. Sie sind Rfchade und bewohnen kleine Oasen zwischen Kufra und Tibesti, über welche irgend etwas zu erfahren Rohlfs nicht im Stande war.

Zu Kufra gehören außerdem noch zwei Oasen, nämlich zuerst im Norden die Hattieh von Sirhen, etwa 30 km

Digitized by Google

von Taiserbo östlich entfernt, etwas zu Norden. Dieselbe ist mit Hab bestanden, hat wenige Palmen, ist aber besonders wichtig deshalb, weil sie von allen Karawanen passirt wird, welche nach Wadai gehen oder von Wadai kommend nach Dschalo bestimmt sind. Viel wichtiger ist die Oase Erbehna, etwa 120 km südsüdöstlich von Taiserbo, und etwa W. zu S. von Buseima gelegen; dieselbe wurde den Reisenden wie Buseima geschildert; sie besitzt einen See, dieser umlagert einen Berg und die Vegetation ist dieselbe. Besonders betont wurde das häufige Vorkommen von Gazellen daselbst.

* * *

Rohlfs geht sodann auf die Ursachen ein, welche das Scheitern der Expedition herbeiführten (vergl. darüber „Globus" XXXVI, S. 346), und sieht als eine der hauptsächlichsten den Umstand an, daß Sidi-Omar Bu-Hana, das Haupt der Sanya und einer der heiligsten und am meisten respektirten Männer unter den Ordensbrüdern, es absichtlich in Benghazi unterließ, ihm Empfehlungen an die Sanya in Kufra mitzugeben, ja ihn aus dem Wege ging. In Kebabo angelangt, merkten die Reisenden sofort, daß sie von den Chuan nichts Gutes zu erwarten hätten. Unter ihrer Anführung kam Abends ein großer Haufe von Sanya und verlangte ihre Auslieferung, um sie zu tödten. „Warum habt ihr Christen hierher gebracht; wir wollen keine Christen in Kufra!" das war ihr Feldgeschrei. Allein die Begleiter der Reisenden weigerten sich, dies Ansinnen zu erfüllen, und beschlossen dann, das Lager nach Bosma zu verlegen, weil dieser Ort zum größten Theil Eigenthum des Schich Bu-Bekr-Bu-Guetin ist, der, wie erwähnt, die meisten Beziehungen zur Expedition unterhalten hatte, und den sich Rohlfs verpflichtet glaubte. Der Schich versprach ihm auch seinen Schutz, worauf die übrigen Begleiter der Expedition sich zerstreuten. Allein sehr bald zeigte es sich, daß er sein Wort nicht halten wollte, ja der erklärte Feind der Reisenden war, und nur auf eine Gelegenheit wartete, sie zu berauben und zu tödten. Gleich am zweiten Tage begannen die Bedrohungen und Unannehmlichkeiten Seitens der Sanya, welche auch die Freilassung ihrer in Benghazi eingekerkerten Landsleute (s. „Globus" XXXVI, S. 346) verlangten; doch war ihnen das mehr eine Gelegenheit, um Geld zu erpressen, als daß sie damit wirkliches verwandtschaftliches Interesse bezeigen wollten. Rohlfs sandte also einen Courier nach der Küste, um die Freilassung zu erbitten; aber derselbe wurde angehalten, die Briefe und der Bericht über die Expedition, welche er bei sich führte, zerrissen [1]) und eine Kiste voll Naturalien erbrochen und ihr Inhalt vernichtet. Ein zweiter Courier trat seine Reise gar nicht an, ebenso ein dritter, der nach Wadai bestimmt war.

Die einzelnen Zwischenfälle von Rohlfs' Leidensgeschichte müssen wir hier übergehen; nur so viel sei bemerkt, daß die Gefangenschaft der drei Schichs in Benghazi keinenwegs die Hauptschuld an dem Scheitern der Expedition hatte, und daß die Raublust der Sanya sich wenig dadurch beeinflussen ließ. Am 11. September expreßten sie von dem Reisenden bereits 700 Thaler.

Da kam am Morgen des 13. September Krim Bu Rba, theilte Rohlfs mit, daß man beschlossen habe, ihn zu tödten, bot ihm seinen Schutz an und veranlaßte ihn dazu, in der nächsten Nacht sich zu ihm nach Surk zu retten. Es gelang den Reisenden, glücklich und unbemerkt ihr Lager zu verlassen und nach einem vierstündigen entsetzlichen Marsche, wobei sie trotz guter Führung bei der Dunkelheit der Nacht in einen Salzkumpf geriethen, sich nach Surk in Sicherheit zu bringen. Zwei Stunden nach ihrem Abmarsch drangen Bu-Bekr Bu-Guetin mit seinen Genossen in ihr Zelt ein und zerschlugen in der Wuth darüber, das Nest leer zu finden, die Kisten, um nach Geld zu suchen. Enttäuscht, nur noch 300 Thaler zu finden, anstatt der erwarteten 7000, zerstörten sie selbst die Instrumente. Allein damit hatten die Feindseligkeiten ihren Höhepunkt erreicht: schon am nächsten Tage erschienen einige der Plünderer und brachten aus Furcht vor Strafe einiges von dem Geraubten zurück, und Dschibel-Lah-el-Abid, einer der mächtigsten Schichs, besuchte die Reisenden gleich am Tage nach der Katastrophe und drückte seinen Abscheu über Bu-Bekr aus, wagte aber nicht, thätlich gegen ihn einzuschreiten, verlangte vielmehr, daß die Fremden nach dem Dsof übersiedeln sollten, weil ihr Leben in Surk nicht sicher sei. Das thaten sie denn auch gleich am selben Tage (15. September) und von da an wurden sie von ihren Wirthen Tags und Nachts bewacht, weil man noch immer, und völlig mit Recht, einen Mordanschlag Bu-Bekr's fürchtete. Welche Macht die Sanusi haben, zeigte sich, als gleichfalls am 15. September ein angesehener Chuan, Sidi-el-Hussein, von Dscharabub kam, der wahrscheinlich strenge Befehle erhalten hatte, die Reisenden gut zu behandeln. Was nur immer von den geraubten Gegenständen zu bekommen war, mußte nun wieder herausgegeben werden; ja der Chuan kam selbst, sprach seinen Schmerz über das Vorgefallene aus, brachte Gastgeschenke und verschwand, daß Bu-Bekr für immer der Zutritt in die Sanya verboten worden sei.

Mit einer starken Eskorte der Ulad Amera, der Ait Kessir und der Ait Jschlulen verließen die Reisenden am 29. September Kebabo und erreichten am 14. Oktober in Dschalo türkischen Boden. Am Tage darauf erfolgte leider in Benghazi die Freilassung jener drei Sanya-Geiseln; leider schon, denn damit war die beste Handhabe verloren, um sofort den erlittenen Schaden vergütet zu erhalten, glücklicherweise aber erst jetzt, weil die Reisenden sich schon in Sicherheit befanden und nichts mehr von der Erbitterung der drei Schichs zu befürchten hatten.

[1]) Die Tagebücher, die Vokabularien der Dialekte von Sokna und Audschila sowie elf Karten der Route von Tripolis über Sokna nach Dschalo sind gänzlich verloren gegangen, aber die Notizen über den Weg von Battisal nach Kufra und über die Erforschung von Kufra selbst sind glücklicherweise gerettet worden.

Digitized by Google

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

VI.

Aufenthalt auf der Hacienda la Concepcion.

Von Tlajiaco bis zur Hacienda la Concepcion sind 15 Leguas = 60 km. Der Weg führt über Hügel, die theils kahl, theils mit kurzem Grase bedeckt und hier und da von Nadelholz belebt sind, aufsteigend bis zur Höhe des Chicahuastla. Dort angelangt, hält man unwillkürlich vor dem überraschenden Bilde an, das zu den Füßen liegt. Der Wall des Chicahuastla umschließt ein tiefeingeschnittenes Thal, das nur nach Süden, nach dem Stillen Meere hin, sich öffnet. Es ist das Gebiet der Hacienda. Man sieht die rothen Dächer ihrer Gebäude, die grünen Zuckerrohrfelder. Man glaubt sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Aber der Abfall ist so steil, daß der Weg in tausend Zickzacks sich hinunterwinden und man auf eine Strecke, die in gerader Linie nicht zwei Wegstunden beträgt, mehre als fünf verwenden muß.

Je tiefer man steigt, desto heißer wird die Luft. Unten angelangt, glaubt man anfangs ersticken zu müssen. Allmählich ist der Uebergang aus der Temperatur einer luftigen Höhe, die sich 8000 Fuß über dem Meere erheben mag, in die eines nur dem heißen Südwind offen stehenden Kessels, der vielleicht nur 3000 Fuß absolute Höhe hat. Das Klima der Concepcion ist ein heißeres, als selbst das der Küste, die abwechselnd von der Land- und der Seebrise erfrischt wird.

Anfangs übermüthigte uns fast die Hitze. Hier ein Beispiel. Die einstöckigen, weiß angestrichenen, mit rothen Ziegeln gedeckten Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Hacienda umschlossen einen geräumigen, trefflichen, in der Mitte mit einem Brunnen und einer Gruppe prächtiger Kokospalmen geschmückten Hof, an dessen einem Ende das Eßzimmer und die gemeinschaftlichen Räume, an dessen anderm Extrem das Privatzimmer Esteban's und das meine lagen. Um von jenen zu diesen zu gelangen, konnten wir entweder quer über den Hof oder unter dem Portal, das an dem Gebäude entlang läuft, gehen. Nun ward aber der Hof von einer erbarmungslosen Sonne beschienen und das Portal war an jedem Ende, um die Maulthiere abzuhalten, mit Querbalken geschlossen. Da überlegten wir denn wohl, was weniger anstrengend sei, sich der Sonne auszusetzen oder über die Querbalken zu steigen. So erschlaffend wirkte die Hitze.

Indeß man gewöhnt sich an Alles. Ich fühlte mich bald ganz wohl in dieser glühenden Atmosphäre und blieb sogar drei Monate lang von dem Fieber, das Neuangekommene in der Regel schon nach acht oder vierzehn Tagen ergreift, verschont. Dann freilich ersaßte es mich um so heftiger.

Esteban dagegen konnte es nicht aushalten. Nachdem ihn das Fieber gepackt hatte und nachdem sein Versuch, mit einigen aus Büchern aufgeschnappten Theorien über den Anbau des Zuckerrohrs und über die Gewinnung des Zuckers den Leuten der Hacienda, die in der praktischen Beschäftigung mit dieser Kultur groß geworden, zu imponiren, kläglich gescheitert war, gab er seine ordnende „Thätigkeit", von der er seinem Oheim so große Dinge versprochen hatte, auf und zog sich in die kühle Luft von Tlajiaco zurück.

Nach kurzer Zeit folgte ihm Don Joaquin. Dieser war — mehr wie andere Creolen — ein biederer, aber ein schwacher Mensch. Er wußte recht wohl, daß er die bessere Erfahrung und das bessere Recht auf seiner Seite hatte; dennoch beugte er sich vor Esteban, der außer der phrasenhaften Schönrednerei, die unter den Creolen eine so große Rolle spielt und so viel auf sie vermag, große Unverschämtheit für sich hatte. Wie Joaquin von Esteban, der bald den Ueberlegenen, bald den Schmeichler herauskehrte, immer aber seinen leicht empfänglichen schwachen Oheim in nervöse Aufregung hielt, dazu gebracht ward, seinen Antheil an der Hacienda — ein Drittel — herauszahlt zu verlangen, wie er dann, da er sich verheirathen wollte und um jeden Preis Geld brauchte, eben deßhalb in seinen Forderungen immer tiefer herabgedrückt wurde, das weitläufig zu erörtern ist hier nicht der Ort. Ich will nur noch erwähnen, daß nach einer Nachricht, die ich kürzlich von einem beschwindelten, in der dortigen Gegend ansässigen Mexicaner erhielt, Joaquin auf seinen Antheil, der einst, als sein Bruder Gouverneur war, im Einverständniß mit diesem für den Fall einer Trennung oder einer Revolution auf 80 000 Pesos festgesetzt worden war, wahrscheinlich nicht einmal 10 000 herausbekommen und daß Esteban die ganze Beute einheimsen werde.

So geht es eben in Mexico. Daß Gewalt mehr als Recht kann, sieht man an vielen Orten, daß aber die versteckte Gewalt der Advokatenkniffe Alles vermag, mehr als selbst die offene Gewalt der Waffen, das bemerkt man vielleicht nirgends so sehr wie in diesem Lande.

Ein Mexicaner sagte mir einst: „Unsere Gesellschaft zerfällt in zwei Klassen, in die an Zahl geringe, aber dennoch gebietende der Leute sin verguenza (der Unverschämten), und in die Masse der Pendejos (etwa „Schafsköpfe"; der wörtliche Sinn ist zu stark, um wiedergegeben werden zu können), die von Jenen sich Alles gefallen lassen." Joaquin war einer der letzteren, Esteban ein Mensch sin verguenza.

Nach Don Joaquin's Abreise war ich der einzige Weiße unter lauter Indianern und Halbindianern. Der Mayordomo, ferner der Schreiber, ein Indianer aus dem Gebirge, der erst als Erwachsener Spanisch gelernt hatte, es jetzt aber einige Knaben lesen und schreiben lehrte, dann die Unteraufseher und sämmtliche Arbeiter waren dunkelfarbige Eingeborene. Zum Theil waren sie mit etwas spanischem Blute gemischt; denn die Spanier, welche einst ihre Herren waren, haben nicht unterlassen, in diesem heißen Boden — wie viel hängt nicht die geschlechtliche Moralität von dem Klima ab! — ihren Samen zu säen. Wie viel spanisches Blut die Leute der Hacienda in ihren Adern hatten, war schwer zu ergründen. Das ist überhaupt eine müssige Frage. Von einer Eintheilung, je nach dem Vor-

Digitized by Google

wiegen des indianischen oder des spanischen Elements, in Terzerones, Quarterones u. s. w. weiß in Mexico Niemand etwas. Solche Ungereimtheiten kommen nur in Romanen und in den zahlreichen romanartigen Reisebeschreibungen vor. Die mexicanische Bevölkerung ist nicht so bunt gemischt und nicht in so viele Kasten getheilt, wie man oft annimmt. Zunächst kommen die Neger als Element der Bevölkerung kaum in Betracht. Sie sind auf den Meeresrand beschränkt und kommen mit den Bewohnern des eigentlichen, d. h. des innern Mexico nur selten in Berührung. Man spricht von ihnen als von einem fremden Volke; ihre affenartige Lustigkeit und ihre Händelsucht sind den Indianern, deren Hauptcigenschaft die der Apathie und der Gesetztheit ist, ein Greuel. Was die Mischlinge von Indianern und Weißen anbelangt, so sind sie sehr zahlreich, aber sie bilden keine besondere Race, sondern schließen sich zum größern Theil den Indianern, zum kleinern Theil der spanischen Race an. Ueber ihre Zugehörigkeit zu den einen und den anderen entscheidet nicht ihre Farbe, sondern ihre sociale Stellung. Nach dieser zerfällt die mexicanische Bevölkerung in zwei große Klassen. Die eine, die zahlreichste, setzt sich aus den seßhaften, arbeitenden Bewohnern der Dörfer und der Landgüter zusammen, welche, gleichviel ob sie dunkler oder heller sind, alle nach indianischer Sitte leben; die andere Klasse besteht aus der nomadischen Bevölkerung der größeren Städte, in denen sich Altspanier, spanische Creolen und Bastarde der Spanier ansammeln. Dies bewegliche Element lebt parasitisch von jener seßhaften, schwer beweglichen Masse. Das ist das wahre Verhältniß.

Daß die Arbeiter der Haciendas meist Spanisch sprechen, scheidet sie nicht von den Indianern der Dörfer. Denn in diesen werden sehr viele Sprachen gesprochen. In der unmittelbaren Nähe der Concepcion giebt es zwei grundverschiedene Zungen: das Mixteco und das Trique; das letztere herrscht in nur fünf Dörfern. Um sich verständlich zu machen, müssen die Leute zu dem Spanischen greifen. Auf der Hacienda giebt es viele, welche Trique und Mixteco verstehen, doch sprechen alle Spanisch mit der weichen, doch klaren und reinen Aussprache, welche den Mexicanern selbst von ihren Verächtern, den Altspaniern, hoch angerechnet wird.

Man weiß, daß von vielen Pflanzen, Geräthschaften, Arbeitsweisen, welche die Spanier nicht kannten und für die sie daher keine Namen hatten, die indianischen Ausdrücke in das mexicanische Spanisch aufgenommen sind. Neu waren mir aber einige auf der Hacienda la Concepcion übliche Ausdrücke, die ich nirgendwo anders in Mexico gehört hatte, auch nicht in dem Lexikon der spanischen Akademie, in dem sonst alle Provincialismen verzeichnet stehen, finden konnte und die offenbar dem Mixteco entnommen sind. Ich nenne chapol (statt almáciigo, Baumschule); chaguey, „das Stück Land, das den Arbeitern für ihre kleinen Aussaaten von der Hacienda eingeräumt wird;“ davon chaguero, „der Nutznießer eines chaguey“ und, in übertragener Bedeutung, „Kleinigkeitskrämer“. Noch muß ich erwähnen, daß auf der Hacienda sehr viele veraltete Worte und Redewendungen gebraucht werden. Das ist kein Wunder. Denn seit sechzig Jahren hat man hier keine Spanier gesehen. Man weiß nicht einmal mehr, daß die Sprache, die man spricht, eben die spanische ist. Als ich einst den Jungen, dessen Dienste zu meiner Verfügung gestellt waren, fragte, welche Sprache man in seiner Heimath — er war von der Küste — rede, antwortete er: „el idioma, que habla la gente de razon“: die Sprache des vernünftigen (d. h. des weißen) Volkes. Solche Antwort habe ich auf diese Frage öfter erhalten. Man hat die Spanier vergessen.

Die Revolution von 1810, welche in anderen Gegenden nur die politische, nicht die wirthschaftliche Herrschaft der Altspanier — in den centralen Gegenden und in den größeren Städten haben sie sich doch wieder eingenistet.— vernichtete, hat hier auch mit der letztern aufgeräumt. Bis zu jener Revolution standen im Thale der Concepcion sieben Zuckerhaciendas, alle im Besitze von Altspaniern. Während der Revolution wurden sie von den Indianern der umliegenden Dörfer und von den eigenen Arbeitern zerstört. Ihre Ruinen stehen noch jetzt, überwuchert von der tropischen Vegetation.

Das ganze lange Thal gehört jetzt zu Einer Hacienda, Einem Herrn. Der will kein Land veräußern, weil er mit den Nachbaren über die Benutzung des Wassers, von dem das Zuckerrohr eine große Menge bedarf, in Streit zu gerathen fürchten mußte. Daher wird kaum der fünfte Theil des fruchtbaren Thalbodens für den Anbau des Zuckerrohrs benutzt. Das Uebrige dient als Weideland für einige hundert Stück Rindvieh. Die hohen Thalwände werden gar nicht ausgenutzt.

Man kann daraus schließen, wie wild und ursprünglich diese Gegend noch ist. Es giebt hier noch Pumas, Jaguars und Schlangen. Doch ich will keine Jagdgeschichte erzählen, sondern lieber von der Natur des Thales sprechen. Die Vegetation der Concepcion ist lichter und zeigt häufiger Akacien, die einen trockenen Boden lieben, als die des Mirador. Dies mag daher kommen, daß am Abhange des Orizaba in der trockenen Zeit die Nordwinde Niederschläge herbeiführen, während es hier in der einen Hälfte des Jahres gar nicht regnet. Sechs Monate lang fällt der Regen dann um so stärker. In der Regenzeit strömte das Wasser vom Himmel herunter, mit solchem Geräusch, daß wir uns kaum verständlich machen, und in solcher Fülle, daß wir auf hundert Schritt nichts erkennen konnten. Tagelang hielt der Regen an und hinderte uns, das Haus zu verlassen. Wir, d. h. ich, der Mayordomo, der Schreiber und wer sich sonst noch zu uns gesellte, saßen dann unter dem Portal und unterhielten uns von den Schicksalen der Hacienda, von den Indianern oben im Gebirge, von Banditen- und Revolutionsgeschichten oder, wenn es einmal über uns etwas heller wurde, so schauten wir, wie die Wolken unter furchtbarem Getrach von Süden herbeieilten und, gegen die hohen Thalwände anprallend, ihren Inhalt entluden.

Solche Gegenden, wo die Wolken nicht durch hohe Berge aufgehalten werden, sind wasserarm. Die Eingeborenen unterscheiden genau zwischen feuchter und trockener heißer Zone (tierra caliente húmeda y seca). In der Nähe befand sich ein solcher heißer trockener Landstrich, der anstatt mit Laubpflanzen nur mit der echt mexicanischen Vegetation der Kakteen, Agaven und Yuccas bedeckt war.

Unsere Hacienda aber war eine grüne wasserreiche Oase. Die Bäche enthielten immer ziemlich viel Wasser, so daß sich sogar Forellen in ihnen aufhielten; Fisch und noch dazu Forellen zu essen ist gewiß ein seltener Genuß im Binnenlande Mexicos. In der Regenzeit schwollen die Bäche manches Mal so hoch an, daß kein Fußgänger sie passiren konnte und nur ein dreister Reiter hindurchzureiten wagte. Daß ich hindurchritt, brachte mir hohes Lob ein. Die Mexicaner bilden sich ein, daß nur sie reiten können. Die französische Kavallerie hat ihnen nicht imponirt; sie sprechen mit Verachtung von ihr und ihrer Art die Pferde zu behandeln. In Mexico ist das Pferd weniger ein Luxus, als ein nothwendiges Transportmittel, und die meisten Mexicaner beweisen ein gewisses Verständniß für die Reitkunst nur dadurch, daß sie auf den feigsten und oft gefährlichen Wegen dem Pferde vertrauensvoll seinen Willen lassen. Doch giebt es Einzelne, welche, ohne eine Ahnung von der

Digitized by Google

Theorie zu haben, doch so zu Pferde sitzen und so das Pferd zu leiten wissen, als wären sie auf der Reitschule gewesen. Ein solcher Reiter war der Mayordomo der Hacienda; er besaß neun eigene Pferde von edler Race, von denen er selbst jeden Tag mehrere ritt, während andere von seinem zehnjährigen Jungen bewegt wurden.

Ich ritt jeden Vormittag und Nachmittag aus. Obwohl man mich warnte, nicht allzusehr auf die Gutmüthigkeit der Leute zu vertrauen, so suchte ich doch oft ganz allein weit entfernte Punkte auf. Mit den Leuten, die ich unterwegs antraf, Holzschlägern, Hirten, Haussiren, knüpfte ich dann wohl Gespräche an. Auch den Pfarrer des fünf Leguas entfernten Putla habe ich mehrmals besucht. Wir ist auf diesen Streifzügen nie etwas Uebles zugestoßen, im Gegentheil, ich habe immer das höflichste und herzlichste Entgegenkommen gefunden. Gerade daß man den Leuten Vertrauen zeigt, gewinnt sie. Nur wenn man auf die Eigenart eines Volkes eingeht, lernt man es ganz kennen und gewinnt man Einfluß; man lernt nur so einsehen, wie alle Erscheinungen des Volkslebens, auch die ums antipathischen, ihren guten Grund haben.

Ich will jetzt einige Worte über die Production der Hacienda sagen. Alle Arbeitskraft der Hacienda richtet sich auf die Erzielung von Zucker. Zu den erwachsenen männlichen Mitgliedern der 200 Familien, welche ständig auf dem Gute wohnen, treten in der Zeit, wenn das reife Rohr geschnitten und gemahlen wird, noch einige hundert Indianer aus den Gebirgsdörfern.

Was den Vertrieb des Arbeitsertrages anbelangt, so wird der Syrup an Ort und Stelle verbraucht. Die Leute gießen vier Theile Wasser auf einen Theil Syrup, lassen diese Mischung gähren und erhalten so ein süßschmeckendes, stark berauschendes Getränk (tepache), das sie in großer Menge zu sich nehmen. Ich habe einen Indianer an dem übermäßigen Genuß von Tepache sterben sehen; der Mann ward in ungeweihter Erde bestattet.

Von dem Zucker wird ein Theil nach der hohen Misteka, ein größerer nach Oaxaca geschafft. Den, der nach Oaxaca geht, hat ein deutscher Kaufmann in Kommission. Das ist einer der Wege, auf denen die fremden Geschäftsleute reich werden; sie nehmen den trägen Creolen die Arbeit ab und ziehen dafür hohe Procente von dem Gewinne ein.

Die Unkosten des Transports nach dem 55 Leguas = 220 km entfernten Oaxaca betragen drei Realen (1,50 M.) für die Arroba, also 120 M. für die englische Ton. d. h. mehr oder doch ebensoviel, als die Fracht für diese von Hamburg nach Veracruz ausmacht. Der Transport verschlingt in diesem Lande einen unverhältnißmäßig großen Theil der Produktion. Diesem Uebelstand ist nicht leicht abzuhelfen. Schiffbare Flüsse fehlen, und fahrbare Straßen in diesen Gebirgen anzulegen würde von der dünnen Bevölkerung so ungemein viele Arbeitskraft auf einmal verlangen, daß die jetzt übliche Art, die Waaren auf dem Rücken von Maulthieren oder auch wohl von Menschen fortzuschaffen, so primitiv sie auch sein mag, dennoch in vielen Fällen vorzuziehen ist.

Für die Arroba (25 Pfund) Zucker werden in Oaxaca im Durchschnitt zwei Pesos (8 M.) erzielt. Im Detailverkehr kostet das Pfund einen Real (50 Pf.). Sollte der Zucker nach Europa exportirt werden, so wäre er zunächst nach der Küste des Stillen Meeres zu schaffen. Dort müßte er eben so viel kosten, als in Oaxaca, denn die Entfernung ist gleich. Bis er um das Cap Horn herum nach Europa geschafft wäre und an seinem Bestimmungsorte den Eingangszoll bezahlt hätte, würde er auf einen so hohen Preis gestiegen sein, daß er ganz unverkäuflich wäre. Denn der in Europa verkaufte Zucker ist zwar nicht so süß, aber weißer, ansehnlicher als der mexicanische und kostet kaum mehr, als dieser an Ort und Stelle. Man sieht also, was es mit der Ausfuhr mexicanischer Bodenprodukte auf sich hat.

Uebrigens hat die Abgeschlossenheit Mexicos auch ihre Vortheile. Sie zwingt die Leute, Alles, was sie nöthig haben, selbst herzustellen. Die ganze Maschinerie der Fabrik der Concepcion, die drei kupfernen Cylinder, welche das Rohr fassen und ausquetschen, dann die großen kupfernen Bottiche, in denen der Saft gekocht und gereinigt wird, ferner die Formen aus gebranntem Thon, in denen er krystallisirt und aus denen er den Syrup abfließen läßt, endlich die Wachstes, welche den Arbeitern als Waffen und als Werkzeuge dienen, alle diese Gegenstände sind auf der Hacienda und in Tlajiaco von Eingeborenen ohne Beihilfe Fremder angefertigt worden. Ueberhaupt sind die mexicanischen Eingeborenen sehr anstellig. Hierzu kommt, daß sie sich von Jugend auf in den auf Zuckerproduktion abzielenden Arbeiten bewegen. Als Knaben werden sie angestellt, das Rohr von Unkraut rein zu halten und es bewässern zu helfen. Das ist ihre Schule. Wenn sie heranerwachsen sind, dienen sie dazu, das Rohr mit der Sichel zu schneiden oder es auf Maulthieren nach der Mühle zu schaffen. In dieser selbst sind die zuverlässigsten und intelligentesten Leute angestellt. Da jeder Einzelne mit seiner Arbeit vertraut ist, so hält es nicht so schwer, das Ganze zu leiten. Alles kommt darauf an, daß man die Leute kennen muß, um sie ihren Fähigkeiten entsprechend anstellen zu können. Wenn dies mit Einsicht geschieht, so macht die Routine Alles.

Daß die Aufseher aus der Mitte der eingeborenen Arbeiter hervorgehen, that ihrer Autorität keinen Eintrag und schmeichelt diesen. Auf den Gütern der centralen Gegenden, deren Verwaltung in der Regel jungen Altspaniern anvertraut ist, herrscht zwischen diesen und ihren eingeborenen Untergebenen ein versteckter Haß, der oft zu Scenen der Gewaltthätigkeit führt. Davon kann auf der Concepcion nicht die Rede sein. Die Leute haben hier das Gefühl der Zusammengehörigkeit und, weil der Eigenthümer fern ist, einen starken Korporationsgeist. Sie nennen sich mit Stolz die „Söhne der Hacienda“ (los hijos de la hacienda), so wie sich die Indianer der Dörfer „los hijos del pueblo“ nennen. Sie haben Gemeinsinn. Nachdem sie sechs Tage lang hart gearbeitet, stehen sie am Sonntag ohne Entgelt vor dem Beginn der Messe die Wege und Plätze, wie das auch in den indianischen Dörfern geschieht. Sie halten gute Ordnung unter sich. Excedenten und Betrunkene, die Excesse begehen könnten, werden bis zum nächsten Morgen eingesperrt; es ist hier so wenig wie in den indianischen Dörfern vorgekommen, daß Gefangene sich aus dem schlecht verwahrten Gefängniß befreit hätten; dazu sind sie einestheils zu apathisch und andererseits würden sie die Heimath, an der sie hartnäckig kleben, durch die Flucht zu verlieren fürchten. Das sind auch die Gründe, weshalb schwere Vergehen nicht häufig — weniger häufig als z. B. unter den energischeren Europäern — begangen werden. Kommen sie doch einmal vor, so werden die Delinquenten zu öffentlichen Arbeiten (obras públicas) etwa an den Wegen der Hacienda verurtheilt. An und für sich ist diese Arbeit, wenn sie auch natürlich nicht bezahlt wird, doch nicht so hart, aber sie im Angesichte der Bekannten mit einem Holzblock und einer Kette am Bein leisten zu müssen, das beschämt die Delinquenten tief und hält Andere von Vergehen ab.

Nach dem Gesetze sollen Alle, welche eines Vergehens sich schuldig gemacht haben, das mit mehr als 30 Pesos

Digitized by Google

Strafgeld (multa) oder mit der entsprechenden Gefängnißstrafe geahndet wird, nach dem Hauptorte des Distriktes geschafft und dort dem Richter vorgeführt werden. Allein die Gerichte stehen allzusehr im Rufe der Unredlichkeit, um Vertrauen zu erwecken, und sie verschleppen die Entscheidungen so sehr, daß die Gemeinden es vorziehen, auf eigener Autorität an Ort und Stelle eine summarische Justiz zu üben. Die officiellen Behörden sind zu weit entfernt und, vor Allem, wechseln zu oft, um wirklichen Einfluß über die Gemeinden zu erlangen. Die Summe der wirklichen Macht bleibt doch in diesen.

Die mexicanischen Bureaukraten sind ebenso schreibseelig wie die unserigen. Je kürzer ihre Amtsdauer ist, desto mehr beeilen sie sich, ihrer Eitelkeit papierene Denkmäler zu setzen, obwohl diese in der Regel schon von der Partei, welche ihnen in der Herrschaft folgt, umgestoßen werden. Während ich mich auf der Hacienda aufhielt, kamen jeden Tag Schreiben von der Präfektur in Tlajaco. Bald handelte es sich um Wahlen zu dem „souveränen Nationalcongreß" — um den sich hier Niemand kümmert, von dem Niemand etwas weiß —, bald um eine 1880 in Mexico abzuhaltende Weltausstellung, die wegen Geldmangels zu Wasser geworden ist, dann um eine neue Gerichtsordnung. Diesen civilisatorischen Papieren widerfuhr ein eigenes Schicksal, das sie übrigens nur verdienten. Obwohl sie nach dem ausdrücklichen Befehle der Präfektur schnell von einer Gemeinde zur andern geschickt werden und so die Runde durch alle Gemeinden machen sollten (corrillora violenta, „eilige Kette"), so blieben sie doch oft Wochen lang unbeachtet auf der Concepcion liegen.

Das Gesetz schreibt eine nur einjährige Amtsdauer der Gemeindebeamten vor. Würde diese thörichte Bestimmung ausgeführt, so würde das Amt, indem es als Reihedienst an Alle, auch an die Unfähigen, käme und indem es die Erfahrung, welche die Dauer giebt, ausschlösse, seine Autorität einbüßen. Auch die Dörfer, dies einzige konservative Element des Landes, würden dann schließlich in den Strudel der Parteiung und Verlumpung gezogen werden. Es ist an sich schlimm genug, unter diesen Umständen aber doch ein Glück, daß die Dörfer das Gesetz nicht beachten und ihre Vorsteher lebenslänglich im Amte belassen. In den der Hacienda benachbarten Dörfern fungirten die wichtigsten Beamten, denen die richterlichen Befugnisse zustehen, die Alkalden, auf Lebenszeit. Auf der Hacienda machte der Mayordomo den Alkalden. Er versuhr nach den Rücksichten der Billigkeit, nicht nach dem officiellen codigo, der, eine Kompilation aus allgemeinen, humanen, wohlklingenden Grundsätzen und Folgerungen, in den mexicanischen Verhältnissen in keiner Weise anwendbar ist.

Wollte der Eigenthümer der Concepcion auf seiner Hacienda leben, so konnte er als Fürst eines Gebietes von vielen Quadratmeilen ein Leben voller persönlicher Einwirkung auf Tausende von Menschen, die sich gern unterordnen, ein Leben voller persönlicher Unabhängigkeit führen. Aber so wenig wie die anderen creolischen Gutsbesitzer hat er den Stolz, ein Territorialherr sein zu wollen. Er zieht es vor, in der Stadt unter seines Gleichen zu leben. Seit fünfzehn Jahren ist er nicht auf der Hacienda gewesen. Die Jüngeren kennen ihn gar nicht; um die Aelteren, die ihn kennen, sich wohlgefühlt zu erhalten, ist sein System, durch Spione — die sie kennen — Berichte über ihr Verhalten einzuziehen, nicht geeignet. Die Gemeinde steht vollkommen auf eigenen Füßen. Er bezieht von ihr jährlich eine Rente, die nach vielen Tausenden zählt, ohne dagegen irgend etwas zu leisten, ohne auch nur sich sehen zu lassen. Sollte ein solches Verhältniß auf die Dauer in den revolutionirten Mexico haltbar sein? Sollte die Gemeinde zu ihm stehen, wenn es einmal zu einer Krise kommt, oder sollte sie in diesem Falle nicht vorziehen, sich als unabhängige Gemeinde (pueblo) zu konstituiren?

Eine ernste Krise kann jeden Augenblick eintreten. Denn die Hacienda ist mit den Dörfern ringsum verfeindet. Nämlich die Ländereien der Hacienda gehörten einst den Gebirgsdörfern. Damals kamen die Indianer herunter, um in dem fruchtbaren Thalboden Mais und Pflanzstangen anzupflanzen. Wenn die Aussaat und nachher die Ernte gethan war, zogen sie sich jedesmal wieder nach ihren gesunden Höhen zurück. Dann kamen die Spanier. Sie sahen, daß das heiße und wasserreiche Thal zum Anbau von Zuckerrohr sich vorzüglich eignete. Sie nahmen es in Besitz, vertrieben die Indianer oder zwangen sie in ihren Dienst. So ging es überall in Mexico. Die Spanier nahmen die fruchtbaren Thalmulden für sich in Besitz und beschränkten die Dörfer auf das Gesteiu. Das ließen sich diese gefallen, so lange sie durch die politische Herrschaft der Altspanier niedergehalten, zugleich aber auch geschützt wurden. Seit aber diese aufgehört hat und seit alle Kräfte, die durch sie gebunden waren, entfesselt gegen einander kämpfen, treten auch die Dörfer mit ihren Ansprüchen auf Land hervor. Wie die Gebirge über den Thälern, so hängen die Gebirgsdörfer drohend über den Haciendas.

Wenn man aus der Tiefe des Thales der Concepeion an den steilen Hängen empor den Blick nach oben richtet, so sieht man an dem unteren Rande Waldland, oben aber nichts als weißes Steingerölk. Es ist das Gebiet der Dörfer. Dort war, sagte man mir, vor zehn Jahren noch Alles grün. Da nun aber die Indianer sich stark vermehren — denn sie werden nicht, wie die politisirende und proletarische Nachkommenschaft der Spanier, durch Krieg und Krankheit decimirt, sondern leben ruhig in ihren Dörfern —, so dehnen sie auch ihren Anbau weiter aus und haben jenen Wald gerodet. Seitdem hat der Regen die Erde thalwärts geschwemmt. Was sollen sie thun, um zu leben? Sie haben zu ihren Füßen ein üppig grünes Thal, das nur zum kleinsten Theile ausgenutzt wird und das, wie sie recht wohl wissen, ihnen einst gehört hat. Ohne zu fragen, nehmen sie sich weiter unten auf dem Gebiete der Haciendas an, man sieht in der trockenen Jahreszeit die Rauchsäulen aus den Rodungen emporsteigen. Das will die Hacienda nicht dulden. Daraus entwickelt sich der Streit. Dieser hat in ruhigen Zeiten keine anderen Folgen, als daß einige Indianer aus ihren Saaten vertrieben oder auch wohl gefangen weggeführt werden, wogegen deren Angehörige sich rächen, indem sie das Vieh der Hacienda wegtreiben; in einer all, gemeinen Umwälzung aber artet dies in offene blutige Fehde aus. So noch kürzlich im Jahre 1872.

Damals hatte sich Don Porfirio, der jetzige Präsidentin der Mistela ganz Juárez pronuncirt. Die Gebirgsdörfer waren für ihn, der Eigenthümer der Concepcion war gegen ihn. Jene machten sich wenig aus den politischen Plänen des Porfirio, aber sie hielten die Gelegenheit für günstig, um ihre Ansprüche auf die Ländereien der Hacienda geltend zu machen. Die Mistekeu der großen Dörfer Ytundáyia, Ytuvichi, Xicaltepec, Yosotiche und die Triques von Copala stiegen von dem Gebirge herab und berannten die Hacienda. Einzelne Arbeiter hielten mit ihnen; die anderen durften sich nicht außerhalb der Mauern sehen lassen. Es wurden förmliche kleine Gefechte geliefert; auf beiden Seite blieben Todte. Die Hacienda hätte sich nicht gehalten, wenn nicht von den Regierungstruppen, die unterdeß den Don Porfirio in die Flucht gejagt hatten, Hülfe gekommen wäre. Die Truppen verjagten die Indianer,

Digitized by Google

verfolgten ſie bis in ihre Dörfer, zerſtörten dieſe und erſchoſſen viele der Aufſtändiſchen. Dem Anführer derſelben, Manuel Lazo, ward der Kopf abgeſchnitten. Dieſe türkiſche Juſtiz iſt in Mexico ganz angebracht, aber die papierne Verfaſſung, welche die Menſchenrechte an die Spitze ſtellt, ſteht mit ihr in merkwürdigem Gegenſatz.

Seit 1872 herrſcht Ruhe, aber man hat das Gefühl, daß ſie nicht von Dauer ſein werde. Die Indianer kommen jetzt wieder mit friedlicher Abſicht herunter, um zu arbeiten oder um ihre Erzeugniſſe umzutauſchen. Aber man mißtraut ſich doch. Während meiner Anweſenheit kamen Indianer von Yoſotato, um Land für eine einmalige Ausſaat von Mais zu erbitten. Sie boten eine Rente an. Die erließ man ihnen, dafür mußten ſie ſich aber ausdrücklich ſchriftlich verpflichten, niemals Anſprüche auf Ländereien der Hacienda zu erheben und ihr im Falle der Gefahr zur Seite zu ſtehen: ein förmliches Bündniß. Den Triques von Copala, die ſich ſtets ganz beſonders feindſelig gezeigt haben, verlegt die Hacienda den Weg, der durch ihr Gebiet nach der Küſte führt. So ſehr herrſcht Willkür, ſo wenig iſt Mexico ein Staat.

Aus allen Erdtheilen.

Das ſüdliche Weſtfalen.

Ein Reiſeführer eigener Art und aller Aufmerkſamkeit würdig iſt Dr. G. Natorp's Buch „Ruhr und Lenne. Führer durch das ſüdliche Weſtfalen“ (mit 30 Anſichten und einer Specialkarte. Gebunden 6 Mark, Iſerlohn, J. Bädeker[1]), welches uns bereits in dritter umgearbeiteter Auflage vorliegt. Das beweiſt an ſich ſchon den Werth des Büchleins, welches zu einer Gattung gehört, der man von Herzen fröhliches Gedeihen wünſchen muß. Schwerlich giebt es etwas, was in gleicher Weiſe Geiſt und Körper fördert und ſtärkt, als Wanderungen durch das Vaterland, und willkommen iſt darum, was dazu anleitet und ermuntert, doppelt willkommen, wenn es von einem gebildeten und in den hiſtoriſchen und natürlichen Verhältniſſen des darzuſtellenden Landes bewanderten Manne geſchieht, wie in vorliegendem Falle. Ein gleiches liebevolles Eingehen auf Einzelheiten wie bei Natorp findet man natürlich in den kompendiöſen Reiſeführern nicht; andererſeits wird jene aufdringliche Schilderung von landſchaftlichen Schönheiten, deren ſich der Lokalpatriotismus ſo oft in ähnlichen Schriften ſchuldig macht, glücklich vermieden, und die zahlreich eingeſtreuten

Bolmarſtein.

[1]) Dieſelbe Buchhandlung ſandte uns die 5. Auflage der nach amtlichem Material bearbeiteten „Ueberſichtskarte der Berg- und Hüttenwerke im Ober-Bergamts-Bezirk Dortmund. Von J. Sievers“ (Maßſtab 1:80 000; Preis 4,50 M.). Dieſes große, ſauber in Farbendruck ausgeführte Blatt enthält alle Steinkohlenzechen mit ihren Feldesgrenzen auf das genaueſte verzeichnet, alle im Betriebe ſtehenden Erzgruben und Hüttenwerke, ſämmtliche Eiſenbahnen (ſehr der Hauptbahnen in beſonderer Weiſe dargeſtellt), das Emſcher-Kanalprojekt, die wichtigſten Sättel und Mulden, die Mergelteufen, die Leitflöze, ſowie eine Flötztafel aller bekannten Steinkohlenflöze, außerdem die Städte, Dörfer, Chauſſeen ꝛc.

Digitized by Google

geschichtlichen, kulturhistorischen und ethnographischen Abschnitte machen das Buch zu einer interessanten Lektüre, auch wenn man es daheim durchblättert.

Nach einem kurzen Ueberblicke über das ganze Flußgebiet der Ruhr, das im Gegensatze zu der nördlich vorgelagerten Ebene fast durchweg bergig ist und lange in seiner Abgeschlossenheit verharrte, beginnt die Wanderung mit einer Schilderung von Düsseldorf. Dann folgt Werden, einer der ältesten Orte im Thale, eine Gründung des heilig gesprochenen Friesen Lindger. Der dort sitzende Abt war reichsunmittelbar und stellte vier Mann zum Reichsheer, kämpfte auch im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, das seinen Miniaturstaat im Jahre 1794 dennoch verschluckte und 1803 diesen Gewaltakt durch den Reichsdeputationshauptschluß gutheißen ließ. Bei Duisburg heben wir den dem deutschen Geographen Gerhard Kremer gen. Mercator gewidmeten Abschnitt hervor, bei Essen die Schilderung des bekannten Krupp'schen Werkes. Weniger bekannt mag es sein, daß in Essen reichsunmittelbare Fürstinnen-Aebtissinnen, Seitenstücke zum Werdener Abte, residierten, deren vierundsechzigste, eine königliche Prinzessin zu Polen und Littauen, Herzogin zu Sachsen u. s. w., im Jahre 1803 von Preußen deposseditrt wurde. Ihr schöner alter Münster mit seiner reichen Schatzkammer ist ein vollkommenes Seitenstück zu dem karolingischen in Aachen. Essen entwickelte sich zuerst nur langsam; von 1803 bis 1846 stieg seine Einwohnerzahl nur von 3480 auf 7875, 1875 aber betrug sie 54 790. Auf S. 73 bis 79 findet sich eine interessante Charakteristik der Westfalen, die bis zum 10. Jahrhundert kaum von Städten etwas wußten und nach alter Weise hauptsächlich Jagd, Viehzucht und Ackerbau betrieben. „Von den Bildungselementen, welche die deutsche Nation im Mittelalter durchdrangen, blieb Westfalen

Hohen-Limburg.

vielleicht länger, als jeder andere deutsche Gau unberührt, und spätere Geschichtsschreiber gaben ihm deshalb wohl den Namen des deutschen Böotiens. Es war und blieb ein hartes, zäh an seinen Gewohnheiten und Sitten hängendes Geschlecht, welches in diesem nordwestlichen Winkel unseres Vaterlandes wohnte, und dieser Charakter hat sich noch heute trotz aller Umwandlungen der Neuzeit nicht ganz verwischt. Wie fest z. B. die Westfalen an dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren hielten, dafür spricht der Umstand, daß noch im Jahre 1669, acht Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums in Westfalen, sich der große Kurfürst veranlaßt sah, eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark zu erlassen, in welcher er dieselbe auffordert, den in dem Volke verbreiteten heidnischen Aberglauben auszurotten."

Ueber Steele, Hattingen, Blankenstein, Witten und Wetter — bei letzterer Stadt wird dreier Berühmtheiten Erwähnung gethan: des ritterlichen Grafen Engelbert III. von der Mark, des Freiherrn vom Stein, welcher dort 1784 und 1785 die westfälischen Bergämter und die mindensche Bergwerkskommission leitete, und des alten Friedrich Harkort — erreichen wir einen der reizendsten Punkte an der Ruhr, Volmarstein mit seiner 1324 zerstörten Burg, deren Dynasten im Mannsstamme 1429 ausstarben. Die Schwester des letzten derselben wurde die Stammmutter des noch heute blühenden Geschlechts des Grafen von der Recke-Volmarstein. Auf S. 124 beginnt eine Charakteristik des Sauerlandes, ein Name, der aus dem richtigern „Süderland" entstanden ist. Die Geographen bezeichnen damit denjenigen Theil des niederrheinisch-westfälischen Schiefergebirges, welcher zwischen Ruhr und Sieg gelegen ist und im Süden mit dem Westerwalde, im Norden mit dem Haarstrange grenzt; das Volk jedoch wendet ihn nur auf den östlichen Theil des Gebirges an, und selbst die dortigen Bewohner lassen sich den Namen nur ungern gefallen, weil man mit ihm noch immer vielfach, wenn auch mit Unrecht, nicht die angenehmsten Nebenvorstellungen verbindet. An die Schilderung der alten Sachsen-

veste Hohenlynburg werden Erinnerungen an den Sachsenfürsten Wittekind und den Oberpräsidenten L. v. Vincke geknüpft, und von dort aus die Wanderung durch das Thal der Lenne angetreten, auch das der Volme berührt. Das kleine Eilpe, in letzterm gelegen, hatte im vorigen Jahrhunderte einen europäischen Ruf wegen seiner Klingenfabrikation; mit Gewalt verpflanzte 1732 der Preußenkönig einige Meister dieser Industrie nach Tula in Rußland, wo sie die dortigen berühmten Fabriken gründeten, und hielt sie bei ihrer Rückreise fest, daß sie daselbe für Spandau thäten.

Das Thal der Lenne empfängt den von unten hinauf ziehenden Wanderer mit einem Landschaftsbilde, das vielleicht in ganz Westfalen von keinem zweiten an Lieblichkeit und Anmuth übertroffen wird. Auf bewaldeter Höhe erhebt sich das stattliche Schloß Hohenlimburg mit seinen malerischen Thürmen; vor demselben das Städtchen mit seinen rothen Dächern zwischen Obstbäumen hingelagert das, nebenbei bemerkt, seit dem 3. November 1879 seinen bisherigen Namen „Limburg“ in Hohenlimburg geändert hat). Zur Linken liegt auf der andern Seite des Flusses das Dorf Elsen, während zur Rechten steile Kalkfelsen die Straße begrenzen. Durch die reiche Landschaft schlängelt sich in mannigfaltigen Windungen die Lenne hin, die wir bis zu der im Hintergrunde aufragenden Hohensyburg verfolgen können. Oefters ist dies Gesammtbild mit Heidelberg verglichen worden, und es bietet in der That mit demselben manche Aehnlichkeit. Aus dem weitern Inhalte heben wir nur noch Einiges hervor, so S. 174 ff. die Beschreibung der berühmten Dechenhöhle; S. 204 die Volksetymologie von Altena (al to nae = allzunahe, wie auch der Name Attona vom Volke erklärt wird); S. 217 ff. die Geschichte des Abenteurers Theodor von Neuhoff, des Königs von Corsica; S. 231 ff. das Wirken des Westfalen Walther von Plettenberg, der im Jahre 1494 zum Heermeister des deutschen Ordens erwählt wurde und 1502 den Zaren Iwan Wasiljewitsch bei Pleskow aufs Haupt schlug; S. 239 die Schilderung des Astenberges (2682 Fuß), des höchsten Punktes im Sauerlande, an welchem Lenne und Ruhr entspringen und das Städtchen Winterberg liegt mit seiner nomadisirenden Hausirer-Bevölkerung; S. 243 die porphyrischen Brauchbäuser Steine, eine herrliche malerische Felsgruppe, besonders interessant für die Geologie, weil sie einen klassischen Beweis für die eruptive Natur des Quarzporphyrs abgegeben haben; S. 252 ff. die ausführliche Schilderung von Arnsberg, des abgelegenen Gebirgsortes, der es Herrn von Vincke zu danken hatte, daß 1816 dort die Behörden des Regierungsbezirkes (sehr ungern und auch wider Willen der Einwohner) ihren Sitz nehmen mußten. Er wollte dadurch dem katholischen Theile des Bezirkes Leben einhauchen, während, wie er meinte, die aufgeklärte, evangelische Mark durch ihren Gewerbefleiß hinlänglich gesundes Leben in sich trage. Mit einem Besuche der Ebene des Hellweges und besonders der beiden Städte Soest und Dortmund schließt das interessante, bestens zu empfehlende Buch. Hervorzuheben ist noch, daß die beigegebene Karte in dem großen Maßstabe von 1 : 200 000 wegen ihres Details für die Zwecke des Fußwanderers ausreichen dürfte.

— Die Kuriles. Ueber diese wenig bekannten Inseln, welche bekanntlich durch Vertrag 1875 von Rußland an Japan abgetreten, beziehungsweise gegen Sachalin ausgetauscht worden sind, giebt der Professor an der kaiserl. Ingenieurschule zu Yeddo, John Milne, im „Geological Magazine“ (August 1879) eine Reihe von Mittheilungen, welche auf einer Untersuchungsfahrt im Sommer 1878 gesammelt sind. Wochenlanges Nebelwetter ließ zwar keine ganz ungestörte Beobachtung zu und die Armuth an Häfen zusammen mit den starken Strömungen in den zahllosen engen Meeresstraßen dieser Inselgruppe erlaubte nur in wenigen Fällen die Landung, aber immerhin erhalten wir hier eingehendere Beschreibungen der Inseln, als bisher veröffentlicht worden waren. Gleich allen früheren Beobachtern stellt auch dieser die Kurilen in die Kette der Vulkane, welche das Westufer des Stillen Oceans guirlandenartig umsäumen. Aber verglichen mit den Vulkanen der nächst angrenzenden Regionen Kamtschatka und Japan scheint diese kurilische Vulkankette im Ganzen jüngeren Alters zu sein, denn man findet noch nicht wie in jenen Gebieten geschichtete Gesteine an ihrem Fuße abgelagert, d. h. es scheint seit ihrer Bildung nicht soviel Zeit verflossen zu sein, als nothwendig ist, um neue sedimentäre Schichten aus dem von ihnen und den Tiefen herausgebrachten Material zu bilden. Auch das scheint darauf hinzudeuten, daß wir hier die weitaus größte Zahl der Vulkane noch in scharfen, wohlbegrenzten Formen vorfinden, während sie in Japan der Mehrzahl nach durch die zerstörenden Wirkungen erodirender Kräfte bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Die Flanken der Kurilenvulkane sind mit Aschenlagen bedeckt, welche noch deutlich erkennbar sind, und die Neigung und Mannigfaltigkeit ihrer Abhänge zeigen deutlich, daß sie wenig gelitten haben, seitdem sie sich aufgethaut haben. Im Allgemeinen dürfen sie wohl als jünger bezeichnet werden wie die meisten Vulkane von Japan und Kamtschatka, aber ziemlich gleichalterig mit den jüngeren unter denselben. Sie sind wahrscheinlich mit die jüngsten unter den Gliedern der Vulkankette des westpacifischen Meeres. Mitne zählte trotz mancher Hindernisse, die seinen Beobachtungen sich entgegenstellten, 62 Gipfel, die ihrer Form nach unzweifelhaft alle Vulkane sind, und neun von denselben sind sicherlich noch thätig, während die anderen ganz neuen Ursprungs sind. Außerdem giebt es aber eine Menge von Bergen unregelmäßigerer Gestalt, die mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls auf vulkanischen Ursprung zurückzuführen sein würden, und ferner kam eine große Zahl gar nicht zur Beobachtung. Zieht man dies alles in Betracht, so scheint sich zu ergeben, daß auf den 14 865 qkm, auf welche der Flächeninhalt der Kurilen geschätzt wird, mindestens nicht weniger Vulkane kommen, als auf entsprechende Flächenräume in den Nachbargebieten, und unter allen Umständen zeigt sich dieses Gebiet als ein durchaus und echt vulkanisches. Geht man auf die Größe der Berge ein, welche die Kräfte des Erdinnern hier aufgebaut haben, so ergiebt sich, daß die Vulkane Japans und Kamtschatkas bedeutend höher sind als die der Kurilen; die Klutschewskaja Sopka mit 4885 m und der Fuji-no-Yama mit 3745 m überragen weit die höchsten Gipfel der Kurilen, die 2000 m nirgends erreichen dürften. Aber freilich erheben sich jene auf einer ältern Landfaßis, während diese hier aus einem der tiefsten Theile des Stillen Oceans hervorragen. Die vulkanischen Kräfte, welche hier in Thätigkeit traten, scheinen demnach nicht geringer, wenig auch der Dauer ihrer Wirksamkeit nach kürzer gewesen zu sein als dort. In mineralogischer Beziehung scheinen die Gesteine, welche diese Inseln hier aufbauten, hauptsächlich aus augitischen Andesiten zu bestehen, und es ist bemerkenswerth, wie ähnlich sie den zur selben Gruppe gehörigen vulkanischen Gesteinen von Kamtschatka, Japan, Java, Neu-Seeland und selbst Ungarn sind. Auffallend ist der Mangel der Lavaströme an der Oberfläche. Es scheint, als ob diese Vulkane in einem Abschnitt ihrer Thätigkeit angelangt wären, wo die Lava nicht mehr die Röhre zu füllen und zu überfließen vermag, welche sich über ihr gebildet hat und welche sich durch Aschenauswurf beständig noch vergrößert. In diesem Abschnitte darf man erwarten, daß eine größere Zahl von parasitischen oder Nebenkratern an den Flanken des Berges sich bilden wird, und in der That finden wir dieselben häufig an den Kurilen-Vulkanen.

Ueber die größeren Inseln werden im Einzelnen folgende Nachrichten gegeben. Die nördlichste der Kurilen ist die Insel Schumuschi oder Perui, welche durch die etwa 12 km breite Kurilenstraße von der Halbinsel Kamtschatka getrennt ist, während die kleine Kurilenstraße, welche 3 km breit, zwischen ihr und Paramuschir liegt. Diese nördlichste Insel,

Digitized by Google

welche Hochgewölbt wie ein Schild aus dem Meere emporsteigt, ist von 23 „Kurilsky“ bewohnt, wie sie sich selber nennen, Eingeborene, welche neben ihrer eigenen Sprache noch fließend Russisch sprachen und selbst von der Ainosprache etwas verstanden. Drei hölzerne Häuser der Russen an einem Mysrup genannten Ankerplatz und circa 20 halbunterirdische Wohnungen der Eingeborenen waren verlassen und zum Theil schon mit Aetenstabsblüthen und hohem Gras verwachsen. Die genannten „Kurilsky“ wohnen circa 6 km von diesem Landungsplatz an einem Orte, den sie Seleno nennen. Eine Gruppe kleinerer Eilande am Eingang der Kleinen Kurilenstraße heißen sie Torishima oder Vogelinseln. Diese Straße selbst ist an der tiefsten Stelle nur 13 Faden tief im Gegensatz zu den anderen zwischen die Inseln geschalteten Meerestheilen, die in der Regel sehr tief sind. In der That sind Schumuschi und Paramuschir eigentlich als zusammengehörig zu betrachten. Paramuschir ist eine der größten Inseln des Archipels, gegen 100 km lang und 22 km breit, bestehend aus zahlreichen kleineren Erhebungen, aus denen vier Berge sich erheben; der nördlichste von ihnen stößt Dampf aus. Nordwestlich von Paramuschir, ungefähr 18 km entfernt, liegt die kleine Insel Alaid, deren Gipfel gegen 1000 m hoch zu sein scheint und eine regelmäßige Kraterform aufweist. 32 km südwestlich von Paramuschir liegt Onekotan, 38 km lang und 8 bis 15 km breit, mit sechs bomförmigen Gipfeln. Schiaschi Kotan liegt 45 km südöstlich von den obengenannten und hat zwei Vulkane, von denen einer noch thätig. Matua, welches 80 km weiter südwestlich liegt, hat einen hohen Gipfel, aus dessen Seite Dampf ausstrigt. Ketoi liegt 80 km südwestlich von Matua und ist seinerseits durch die 30 km breite Diana-Straße getrennt von Schimuschir, welche 44 km lang und 8 km breit ist, und mehrere Vulkangipfel umschließt; der mittlere davon (Prevost Peak) ist gegen 700 m hoch. Broughton Harbour, einer der wenigen Häfen in der Gruppe, ist ein alter an einer Seite durchgebrochener Krater von 1,5 km Breite und 5 km Länge. Urup wird durch die 90 km breite Bussolet-Straße von der obengenannten Insel getrennt, ist 91 km lang und 24 km breit. Einen von zahlreichen Vulkangipfeln dieser Insel stößt Dampf aus, ein anderer, Atatu-Nobori genannt, ist einer der steilsten Vulkankegel, die man denken kann; er hat auf der einen Seite 50°, auf der andern 49° Gefäll. Auf diese Insel folgt Vries Strait, 21 km breit, und dann die größte der Kurilen-Inseln, Iturup oder Staten Island, die 220 km lang und 40 km breit und aus einigen Berggruppen zusammengesetzt ist, von denen Mosshisi-Nayma im Nordwesten und Rebunschirina-Bori in der Mitte Dampf ausstoßen. Auf dieser Insel befindet sich ein kleiner Hafen an der Südostküste und mehrere kleine Ansiedelungen liegen auf der Nordwestküste. Durch eine 13 km breite Straße von dieser getrennt folgt als letzte Insel gegen Jesso zu die 105 km lange und 19 km breite Insel Kunaschiri, an deren südöstlichem Ende ein Tafelberg sich erhebt, dessen flachem Gipfel, offenbar einem alten Krater, ein neuer Krater entsteigt, von dem man sagt, daß er rings von Wasser umgeben sei, das den alten Krater wie mit einem See erfülle. Dieser Berg stößt etwas Dampf aus und hat Schwefelablagerungen und an seinem Fuße heiße Quellen. Weiter nach Süden folgt ein weiterer Vulkan, Lusoyama, der Schwefellager enthält und Dampf ausshaucht. Skotan oder Spanberg liegt 65 km weiter östlich und ist eine kreisrunde wenig hohe Insel von etwa 8 km Durchmesser.

Europa.

— Nach einem officiellen Berichte des italienischen Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel ist dasjenige Mineral, welches in Italien am meisten gewonnen wird, der Schwefel. Von ihm wird jährlich im Durchschnitt für 20 Mill. Mark producirt. Dann folgt Blei (1877 für 7 660 000 M.), Zink (für 3 580 000 M.), Eisen (für 2 300 000 M.) und Kupfer (für 1 170 000 M.).

— Die nach dem Gipfel des Vesuv führende Drahtseilbahn ist jetzt, Anfang Januar, fertiggestellt. Sie ist 900 m lang und endet hart am Rande des Kraters. Mittels zweier Stahlseile werden die Züge durch eine Dampfmaschine, die sich am Fuße des Vesuvkegels befindet, in Bewegung gesetzt.

— Ueber die hydrographischen Arbeiten im Onega-See meldet die „Mon. Gub. Wied.“: Alle Flußmündungen und Buchten im südlichen Theile des Sees, die zu Ankerplätzen sich eignen, sind 1879 untersucht; Pläne derselben zum Gebrauch für die den See befahrenden Schiffe werden unverzüglich veröffentlicht werden.

Afrika.

— Von Dr. Buchner liegen wiederum zwei Briefe vor (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Heft 6), deren letzter vom Luwo-Flusse, 21. September vorigen Jahres, datirt ist. Es ist das der Fluß, an welchem die bekannte Station Kimbundo liegt, welche letztere selbst der Reisende abschließlich vermieden hat. Der Brief enthält zum größten Theil Persönliches, daneben einige Bemerkungen über die Arbeiten Buchner's und seine Aussichten für die Zukunft. Ueber letztere heißt es: „Ich gehe also jetzt zum Muatyanwo, ich erfreue mich einer ausgezeichneten Gesundheit, meine Karawane ist einigermaßen disciplinirt; von den über alle europäischen Begriffe feigen Eingeborenen ist auf meinem Wege absolut nichts zu fürchten: ich werde daher aller Wahrscheinlichkeit nach ganz glatt nach Muffumbo gelangen. — Es sind zwei Ziele, die ich anzustreben Willens bin, ohne indeß große Hoffnungen zu hegen, daß ich sie erreichen werde: 1. der See Sanforra oder Lufuanjima und 2. die Oststüste. Ob die Mittel, die ich besitze, für beide ausreichen, weiß ich nicht; für eines reichen sie gewiß aus.“

— In London ist zu Anfang des Februar ein Telegramm aus Mosambique eingetroffen, wonach Mr. Thomson dessen Ankunft am Nordende des Nyassa-See wir auf S. 93 d. Bd. meldeten) am 28. October vorigen Jahres Bambe am südlichen Ende des Tanganjika-See erreicht und damit eine südbare Lücke in unserer Kenntniß der afrikanischen Seeregion ausgefüllt hat. Nur zwei Tage später traf eine Missionärabtheilung aus Livingstonia unter J. Stewart und Moir ebendort ein. Beide Seen sind nur 250 engl. Meilen von einander entfernt, das zwischenliegende Land ist eben und seine Bewohner freundlich; lauter Meldungen, welche die Hoffnung erwecken, daß hier bald eine wichtige Straße in das Innere Afrikas sich auftun wird. Da die Eingeborenen dort Vieh besitzen, so muß es keine Tsetse-Fliegen geben, was gleichfalls erfreulich zu hören ist. Es liegt auf der Hand, daß man fernerhin nicht mehr den Weg ins Innere von der Zanzibar gegenüberliegenden Küste aus antreten, sondern die Route den Zambesi und Schire aufwärts, über den Nyassa- und den Tanganika-See wählen wird, auf welcher zum Theil bereits Dampfer verkehren und Seitens der Eingeborenen keine Hindernisse im Wege stehen.

Inhalt: Die Republik Hayti. IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Rohlfs' Reise nach Kufra. II. (Schluß.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. VI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Das südliche Westfalen. — Die Kurilen. — Europa. Afrika. — (Schluß der Redaction 7. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

V.

Den südlichen Theil der Republik Hayti, das sogenannte Bas de la côte, bildet eine lange schmale Halbinsel, die sich von Osten nach Westen, etwa von 72 bis 74,5° westl. L. (von Greenwich) hinzieht, und die eine durchschnittliche Breite von ungefähr 9 km hat. In ihrem Innern, und an manchen Stellen bis dicht an die Küste heraustretend, erheben sich ansehnliche Gebirgsgruppen, deren oft bizarre Formen den vulkanischen Ursprung anzeigen. Die Ebenen, die dazwischen sich hinziehen, sind wie der schmale Küstenstreifen meist fruchtbar und von kurzen, aber wasserreichen Flüssen bewässert, an einigen Punkten aber auch sumpfig und ungesund. Viele verhältnißmäßig bedeutende Hafenorte vermitteln die Ausfuhr des Kaffees, der das Haupterzeugniß der südhaytischen Bodenkultur ist. Aber durchaus nicht alle von diesen Häfen sind für Schiffe fremder Nationen zugänglich. Man unterscheidet heute noch in Hayti zwischen ports ouverts und ports fermés, von denen die letzteren nur einheimischen Fahrzeugen offen stehen. Es waren diese und ähnliche Beschränkungen des Verkehrs mit dem Auslande, die im Artikel 7 der haytischen Verfassung ihren Ausdruck fanden, eben keine glücklichen Ideen der Gesetzgeber der jungen Republik; und ehe sie nicht wegfallen, ehe nicht durch Aufhebung oder Modificirung des betreffenden Gesetzes den Angehörigen fremder Nationen die Niederlassung in Hayti erleichtert wird, werden auch die Bemühungen der Besten des republikanischen Volkes, die ihrem kleinen Lande einen Platz unter den civilisirten Staaten verschaffen möchten, von geringem Erfolge begleitet sein.

Von Léogane nach dem Hafen Carira zurückgekehrt, fand La Selve hier einen kleinen Küstenfahrer vor, der nach Miragoâne, dem Hauptorte auf der Nordküste der Halbinsel, bestimmt war. Gegen Bezahlung von 10 Piastern (etwa 45 Mark) erklärte sich der Schiffer bereit, den Reisenden an Bord zu nehmen, so nahe wie möglich an der Küste entlang zu fahren und an den Häfen, die man unterwegs passiren würde, anzulegen. Um fünf Uhr Morgens verließ das Schiff am folgenden Tage die kleine Bucht; dichter Nebel lag auf dem Meere, und nur undeutlich sah man die Umrisse der Insel Gonave zur Rechten, die flache Küste mit ihrem Hintergrunde von Bergen zur Linken. Allmälig klärte sich die Luft, und die Einzelheiten der niedrigen, einförmigen aber nicht reizlosen Uferlandschaft boten sich den Blicken dar: im Vordergrunde Bäume, deren Zweige fast bis ins Wasser hingen, dahinter Grasflächen oder angebaute Strecken und in nebliger Ferne, wie eine Riesenmauer gegen den Himmel sich abzeichnend, die gewaltige Felsmasse des Morne Piton. Nach etwa dreistündiger Fahrt kam man an ein ärmlich aussehendes Dorf, dessen Hütten malerisch über den Strand zerstreut lagen. Es war Grand-Goave, das frühere Aguava der Spanier, seinerzeit und noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ein wichtiger Ort, in welchem im Jahre 1816 noch eine „Gesetzgebende Versammlung“ behufs Revision der republikanischen Verfassung tagte: heute klingt der Name Grand-Goave wie bittere Ironie für den traurigen, vergessenen und verödeten Flecken, der, ein geschlossener Hafen, jährlich nur einige

Digitized by Google

Ansicht von Port-Royale zur Zeit der französischen Herrschaft. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

Digitized by Google

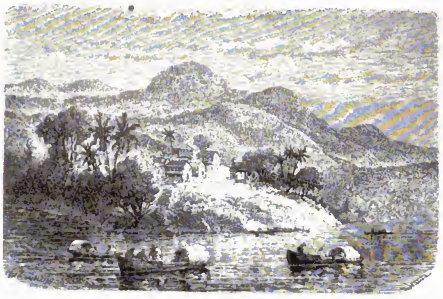
hundert Sack Kaffee auf den Markt von Port-au-Prince sendet; und dieser Kaffee steht noch dazu in dem Rufe, mehr mit Steinen untermischt zu sein, als selbst das weiteste Gewissen des Exporteurs gutheißen kann. Angesichts dieses wenig versprechenden Anfangs des Orts verzichtete La Selve auf die vorbedungene Landung, und so setzte das kleine Fahrzeug seinen Weg nach Westen fort. Man umschiffte den Tapion, einen ansehnlichen Berg, der als Vorgebirge weit in das Meer hinaustritt, und kam bald in die tiefe Bai von Petit-Goave, über deren mit fast undurchdringlich dichter Vegetation bedeckten Ufer drei Flüsse dem Meere zuströmen. Auf den kleinen Inseln am Eingange der Bucht liegen alte Forts; auch die Stadt im Hintergrunde des Hafens ist mit Festungswerken versehen, die in der Zeit des französischen Besitzes mit ungeheuren Kosten erbaut wurden, um die immer erneuerten Angriffe der Spanier und Engländer abzuwehren. Zu jener Zeit war die Stadt auch der Sitz der obersten Gerichtsbehörden für den ganzen Süden der Kolonie, und als es sich damals um die Wahl einer Hauptstadt handelte, soll man lange Zeit zwischen Port-au-Prince und Petit-Goave geschwankt haben, das durch seinen gegen alle Winde geschützten Hafen, in dem selbst die größten Schiffe einen guten Ankergrund und ausreichende Docks vorfanden, besonders geeignet erschien. Nachdem aber schließlich aus allerhand Nebenrücksichten Port-au-Prince zur Kolonialhauptstadt bestimmt worden, war Petit-Goave bald in Vergessenheit, seine starken Festungswerke allmälig in Verfall geriethen. Heute verdankt die Stadt ihre alleinige Bedeutung dem reichen Hinterlande, für dessen Erzeugnisse an Kaffee, Orangen und Bananen sie den

Miragoane.

hauptsächlichen, freilich auch nur „geschlossenen“, Ausfuhrhafen bildet. Den vornehmlichen Industriezweig der Einwohner von Petit-Goave selbst aber bildet die Fabrikation von Möbeln, besonders von Stühlen der einfachsten Art, zu denen ihnen das Holz der nahen Bergwälder das Material liefert; diese Stühle, mit ihrem Sitze von Bambusrohr, ihren grellroth angestrichenen Rücklehnen und Beinen finden auf der ganzen Insel einen guten Markt. Von dem Kommandanten der Stadt, dem General Gracchus Petit, mit patriarchalischer Gastlichkeit aufgenommen, besichtigten die Reisenden unter seiner Leitung die Stadt und ihre nächste Umgebung. Der Ort selbst besteht aus zwölf Straßen, die, sämmtlich ungepflastert, einander rechtwinklig schneiden. Von den hervorragenden Gebäuden aus der Kolonialzeit, wie überhaupt von dem alten Petit-Goave ist heute nichts mehr zu sehen; bei Gelegenheit des Sklavenaufstandes durch den Negergeneral Lamarre niedergebrannt, ist es seitdem fast vollständig neu, aber in einfachster Weise wieder aufgebaut worden. Im Süden der Stadt dehnen sich große Sumpfstrecken aus, die namentlich in der heißen Jahreszeit die Luft verpesten, und den Aufenthalt in Petit-Goave äußerst ungesund machen. Nach Westen hin aber liegt, einige Kilometer von der Stadt entfernt, im Kanton Les Palmes das Wunder der Gegend: ein Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen Gipfel sich ein tiefer Süßwassersee befindet, der etwa 1½ km im Umfange hat, sehr fischreich und von zahllosen Wasservögeln besucht sein soll. Es war La Selve während seines kurzen Aufenthaltes in Petit-Goave nicht möglich, selber den interessanten See aufzusuchen, dessen Boden wahrscheinlich von dem Krater eines erloschenen Vulkans gebildet wird. Im Jahre 1736 schon ist die ganze Umgegend der Stadt wissenschaftlich aufgenommen und erforscht worden; in jenem Jahre hielten sich nämlich drei französische Akademiker, Godin, La Condamine und Bouguer, die zu Untersuchungen über die Gestalt der Erde nach Peru gesandt waren, auf ihrer Heimreise mehrere Monate in Petit-Goave auf, wo sie

sich mit wissenschaftlichen Beobachtungen aller Art beschäftigten; es wäre interessant ihren Bericht über die vulkanische Region von Les Palmes mit deren heutigem Zustande vergleichen zu können.

Noch am Abend des nämlichen Tages verließ La Selve Petit-Goave, und nach einer stürmischen Nachtfahrt, bei der die aufgeregte Phantasie seines Schiffers überall neben dem Boote das Schreckgespenst der Seefahrer dieser Gewässer, den Pantou-Fouillé, auftauchen sah, ein fabelhaftes Ungeheuer, das mit seinen gewaltigen Hörnern die Schiffe emporheben und umwerfen soll, erreichte man in der Frühe des nächsten Morgens den Hafen von Miragoâne. Kleine hölzerne, zum Theil einstöckige Häuser bilden die engen Straßen der Stadt, die sich bis dicht an das Wasser hinzieht. Niedrige bewaldete Berge erheben sich wie eine Schutzwehr dahinter; auf einem derselben steht die einfache Kirche. Miragoâne, das als Stadt erst seit dem Jahre 1812 existirt (bis dahin war es nur der Hafen für das weiter landeinwärts liegende Saint-Michel), ist rasch emporgeblüht und noch jetzt im fortwährenden Wachsen begriffen. Der offene Hafen beherbergt eine Menge von Schiffen aller Nationen; zwei kleine Forts beschützen seinen Eingang. Begreiflicherweise hat die junge Stadt, die ihr Entstehen und Gedeihen nur dem kommerciellen Tagesbedürfnisse verdankt, noch keinerlei bauliche Sehenswürdigkeiten aufzuweisen; dafür aber entschädigt die anmuthigste Umgebung den Reisenden. Dicht am Meeresufer entlang führt ein von herrlichen Bäumen beschatteter Weg zu der Salzquelle, dem Badeorte der Einwohner; am Eingange der Bucht erhebt sich die kleine frischgrüne schattenreiche Insel La Frégate aus dem Meere, das Ziel der sonntäglichen Bootsfahrten; aber die Perle der landschaftlichen Schönheiten bildet auch hier wieder ein See, der Cagnoni der Indianer, der 1 bis 2 km von der Stadt, inmitten eines Kranzes grüner Berge, liegt, und dessen glänzend klare Wasserfläche meistens unbeweglich wie ein großer Spiegel sich ausdehnt, während sein unterirdischer Abfluß als reißender Strom zwischen den Felsen hindurch sich den Weg zum Meere bahnt.



Les Abricots.

Die nächste Stadt von einiger Bedeutung auf der Nordküste ist Jérémie, das in dem Rufe steht, die schönsten Frauen der Insel zu besitzen. Da sein Hafen gegen die Nordwinde nur ungenügenden Schutz bietet, wird er fast ausschließlich von kleinen amerikanischen Fahrzeugen besucht, die ohne längern Aufenthalt ihre Ladung hier verlassen und löschen können. In dem dicht bei der Stadt belegenen Flecken Guinaudraie wurde im Jahre 1762 der Vater des unerschöpflichen Schriftstellers Alexander Dumas des Aeltern, A. Davy Dumas, als Sohn des Marquis de la Pailleterie, eines Pflanzers, und einer Negersklavin geboren. Der Kanton Grande Rivière, dessen Hauptort Jérémie bildet, ist ganz und gar vulkanisches Terrain; von dem Fort Maltranc aus, das sich auf einem Berge unweit der Stadt erhebt, überblickt man die wilde Landschaft mit ihren Gruppen seltsam gestalteter Gipfel, die, wenn auch heute mit dichtem Baumwuchse bedeckt, doch ein deutliches Bild von den gewaltigen Wirkungen der vulkanischen Kräfte geben. Brausend und schäumend bricht sich die Grande Rivière, einer der bedeutendsten Flüsse Haytis, seinen Weg zwischen den Bergen hindurch.

In dem kleinen Hafenorte Trou-Bonbon, den La Selve zu Lande erreichte, schiffte er sich wieder ein, um sich nach Les Cayes, dem Hauptorte der Südküste zu begeben. Nachdem das Kap Pointe des Abricots umschifft war, kam bald der kleine Flecken Les Abricots in Sicht, der wie das Kap seinen Namen der angebrannten Menge von Aprikosenbäumen verdankt, die früher in den Wäldern des Kantons wuchsen. Nach Moreau de St. Méry's Angabe soll sich das Paradies der indianischen Ureinwohner der Insel in diesen Wäldern befunden haben, in deren schattiger Kühlung die Seelen der Verstorbenen friedlich wohnen sollten. Demselben Berichte zufolge hätten sich die Indianer der Umgegend, wenn sie den Tod herannahen fühlten, hierher tragen lassen, um in einer zwischen zwei Bäumen aufgehängten Hängematte bei dem Gesange der zahlreich hier nistenden Vögel und bei dem Wehen des leisen Seewindes in der Einsamkeit ihre letzten Seufzer auszuhauchen.

Bis zur Mündung des Flusses Dalmarie und der früher gleichnamigen Stadt, deren indianischer Name in

Die Ruinen von Cap bei der Stadt Le Cap.

Digitized by Google

Dame Marie korrumpirt worden ist, verläuft die Küste in unverändert westlicher Richtung; dann wendet sie sich nach Süden, um bei Kap Tiburon wieder die Richtung von Westen nach Osten anzunehmen und dann, bis auf den einen größern Vorsprung der Pointe à Gradins, beinahe parallel mit der Nordküste der Halbinsel sich hinzuziehen. Viele Klippen und felsige Inseln machen die Schifffahrt längs der Südküste zu einer gefährlichen Sache; aber die Menge von kleinen belebten Hafenorten, die in nur geringer Entfernung von einander am Ufer entlang liegen, sprechen von einer regen Frequenz trotz der alljährlich hier stattfindenden Schiffbrüche. Die größte unter den vorgelagerten Inseln ist die Ile-à-Vaches, die eine Länge von vier, eine Breite von einem Kilometer hat; früher war sie einer der bevorzugtesten Schlupfwinkel der Piraten dieser Gewässer; heute dient ihr fruchtbarer Boden einer Agrikulturgesellschaft zu großartigem Betriebe des Bananenbaues.

Die Bucht von Les Cayes erinnert bei klarem Wetter an den Golf von Neapel: dieselbe sanfte Biegung der Küste, derselbe blaue Himmel und leuchtende Glanz des blauen Wassers, und, um die Aehnlichkeit noch vollständiger zu machen, die Ile-à-Vaches, die in dunstiger Ferne, ein zweites Ischia, aus dem Meere auftaucht.

Die Stadt Les Cayes selbst macht, von der Seeseite gesehen, einen großartigen Eindruck; bei näherm Eindlick freilich verliert auch sie bedeutend. Vor etwa anderthalb hundert Jahren angelegt, hatte sie in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts das Glück, in dem General Marion ein Oberhaupt zu besitzen, das es mit dem Wohle der ihm unterstellten Stadt ernst nahm. Alle öffentlichen Gebäude wurden unter seiner Verwaltung restaurirt, Hafenbefestigungen aufgeführt, viele Brunnen angelegt u. s. w. Aber bald nach seinem Tode, im August 1831, wurde die Stadt, die nicht wie so viele andere der haytischen Städte von Erdbeben und Feuersbrünsten heimgesucht zu werden pflegte, durch einen entsetzlichen Orkan und dadurch herbeigeführte Ueberschwemmung verwüstet. Eine große Anzahl von Häusern stürzte ein, das Meer trat weit auf die Küste und über-

Hafen und Stadt Les Cayes. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Mery.)

schwemmte die große sumpfige Ebene, die sich im Norden der Stadt befindet; in mehreren Straßen der Stadt stand das Wasser 6 Fuß hoch. Von allen damals angerichteten Schäden ist heute nur weniges erst wieder ausgebessert. Auch die beiden Flüsse Aket und Ravine-du-Sud verursachen alljährlich Ueberschwemmungen, die das ungesunde Sumpfklima der Stadt noch verschlimmern. Für gewöhnlich aber bildet gerade Ravine-du-Sud mit ihrer unvergleichlich üppigen Ufervegetation den Hauptreiz eines Aufenthaltes in Les Cayes. Weiter ins Land hinein erinnern zahlreiche Forts und befestigte Lager, die sich aus der weiten Ebene erheben, an die unruhigen Zeiten des Aufstandes und der nachmaligen Parteikämpfe. Von Les Cayes aus begab sich La Selve nach Jacmel, das durch die lange Belagerung, die es während des Aufstandes auszuhalten hatte, berühmt geworden ist. Ein Theil der französischen Truppen hatte sich hineingeworfen und hielt monatelang den Angriffen von Toussaint Louverture, Christophe und Dessalines tapfer Stand. Damals bildete eine Reihe isolirter Forts eine Vertheidigungslinie um die Stadt. Auf einer steilen Steintreppe, die an einigen Stellen Spuren bedenklichen Verfalles zeigt, gelangt man von dem Hafen in die eigentliche Stadt, die, als Handelsplatz von ziemlicher Bedeutung, mit ihren modernen und gutgebauten Häusern den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit macht. Ein Ausflug nach Sale-Trou, den La Selve von hier aus unternahm, zeigte ihm in jenem nur etwa 5 km von der Grenze von San Domingo entfernten Küstenorte ein elendes schmutziges Hafennest. Aber die Berge, die dasselbe umschließen und weit nordwärts sich erstrecken, sind um deste großartiger und schöner mit ihren reichen dichten Waldungen und den fruchtbaren schmalen Thälern dazwischen. Als im 17. Jahrhundert die letzten Kaziken der Indianer vor den Verfolgungen der spanischen Grausamkeit sich zu retten versuchten, waren es diese Berge, in die sie sich flüchteten, und viel später noch, während der eigentlichen Blüthezeit der Kolonie, suchten die den Pflanzern entlaufenen Neger vorzugsweise hier eine Zuflucht, und waren die herrlichen Wälder oftmals der Schauplatz entsetzlicher Jagden auf die unglücklichen Flüchtlinge.

Die Entfernung von Jacmel nach Port-au-Prince beträgt zu Lande nur wenige Meilen; eine gutgehaltene Straße durch das Gebirge verbindet die beiden Städte. Auf ihr legte La Selve seinen Rückweg nach der Hauptstadt zurück, in der er nach eintägigem Ritte, im höchsten Maße befriedigt von seiner Tour durch den Süden, wieder einkraf.

Zur Arktis.

Von Dr. G. Hartung.

Eine Ländermasse, welche in den letzten geologischen Perioden einen Zusammenhang zwischen der alten und neuen Welt über den Atlantischen Ocean herstellte, ist schon lange eine durch zahlreiche Thatsachen gestützte Forderung der Paläontologie, Thier- und Pflanzengeographie. Hatte man diese Landverbindung zunächst in südlicheren Breiten gesucht, mit der von Plato dichterisch behandelten uralten Volkssage in Zusammenhang gebracht und demgemäß Atlantis genannt, so gestaltete sich dieselbe später, in nördliche Breiten verlegt, zur Arktis. In der „Urwelt der Schweiz" (2. Auflage, Zürich 1879) schließt sich O. Heer dieser Auffassung an; aber er läßt das Festland in der Miocenzeit von der arktischen Zone so weit nach Süden herabreichen, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen Europa und Amerika bis in die Breite von Island und den nördlichen Vereinigten Staaten stattfand, weil dadurch eine ganze Reihe merkwürdiger Thatsachen eine Erklärung finden. Von da gegen Süden erstreckte sich dann das alte Festland, den Umrissen des verhältnißmäßig wenig tief liegenden untermeerischen Plateaus folgend, etwa von 40° nördl. Br. allmälig verschmälert und im Osten wie Westen von zwei tiefen Meeresstreifen begrenzt, bis an die Ostküste des äquatorialen America. Dieses mittelländische Plateau, welches, wenn der betreffende Theil der Erdrinde um etwa 1/2 Meile emporstiege, mit dem anstoßenden Plateau der arktischen Zone ein fast großes Festland bilden würde, nimmt er für die alte Atlantis in Anspruch. Das Versinken des ganzen ausgedehnten miocenen Festlandes, welchem er den Namen Atlantis beläßt, begann im Südwesten wohl gleichzeitig mit der Hebung der Alpen und dauerte bis zum Abschluß der diluvialen Zeit fort. Da der Mensch um diese Zeit bereits auf der Erde lebte, so könnte der sagenhaften, von Plato dichterisch behandelten uralten Kunde immerhin eine Thatsache zu Grunde liegen.

Waren es wiederum in erster Linie paläontologische, thier- und pflanzengeographische Verhältnisse, welche eine vormalige Arktis aus dem Schoße des Meeres entstehen ließen, so versuchte man auch geologische und physikalische Gründe geltend zu machen. G. Jäger brachte seine Theorie von der Polstüchtigkeit des Landes, welche eine andauernde südwärts gerichtete Landverfrachtung, wie sie früher nur für die Eiszeit galt, annahm und zu begründen suchte. Jetzt hat wiederum E. Bessels in „Die amerikanische Nordpolexpedition" — einem Buche, dem Inhalt wie Form eine hervorragende Stelle in der Literatur der Nordpolgegenden sichern — durch geologisch-physikalische Erörterungen eine Ausdehnung des alten Arktis über Grönland und den Archipel im Nordosten von America, welche noch in der Diluvialzeit bestand, nachzuweisen sich bemüht. Er stützt sich dabei auf eine merkwürdige Erscheinung, welche bisher nirgends in gleicher Ausdehnung beobachtet wurde, und entwirft am Schluß des siebenten Kapitels das folgende „Bild der Vergangenheit".

Unter dem Kaltgeröll, welches die Ufer der zwischen 81 und 82° nördl. Br. gelegenen Polaris-Bucht bedeckt, finden sich zahlreiche Bruchstücke von lithologisch scharf und deutlich ausgeprägtem Gneiß, Syenit, Porphyr, Trapp, rothgelbem Sandstein u. s. w. Dieselben Felsarten wurden weiter südlich bei Distu und in der Nähe verschiedener Kolonien in großer Verbreitung anstehend gefunden, und erscheint es dem Verfasser am natürlichsten, die Heimath dieses erratischen Materials südlich der obigen Bucht zu suchen. Daraus ergiebt sich, daß die gegenwärtig zweifellos vorherrschende südliche Strömung in der Davis-Straße und deren nördlicher Verlängerung ehemals eine entgegengesetzte, und somit auch die Vertheilung von Land und Meer eine andere gewesen sein muß. „Damals bildete der Archipel, der jetzt im Nordosten von America sich ausbreitet, noch einen Theil des Festlandes, mit welchem Grönland zusammenhing. Grönland aber verband zwei Welten, deren Flora und Fauna es theilte. Nach der einen Seite hing es mit America zusammen, nach der andern über Island mit Europa. Der nördliche Theil des Atlantischen Meeres bildete eine große Bucht. Wollen wir den Versuch wagen, ein ideales Strömungsbild jener Zeit zu entwerfen, so müssten wir uns einen Strom warmen Wassers vorstellen, der längst Americas Ostküste dahinfloß. Einer seiner Arme drang in die Davis-Straße ein, so weit dieselbe damals sich erstreckte; der andere wurde nach rechts von seinem Laufe abgelenkt und bespülte die Nordostküste des atlantischen Beckens. Als später die Glacialperiode begann und die kalte Luft, die über das Land nach dem Meere abfloß, mit der warmen Strömung in Berührung kam, die einen feuchten Luftstrom mit sich führte, entstanden reichliche Niederschläge längs des damaligen atlantischen Abhanges der europäisch-amerikanischen Weltinsel, zuerst als Regen, später meistens in Form von Schnee. — Erst nachdem die Landbrücke zerstört war, die nördlich der Polaris-Bucht existirte, und der Lancaster- und Jones-Sund sich geöffnet hatten, konnte der Polarstrom in den jetzigen Smith-Sund und in dessen Verlängerung eindringen." Die Trennung Grönlands von America erfolgte von Süden nach Norden. Der südliche Theil der Westküste Grönlands besteht aus hartem metamorphischem Gestein, der nördliche aus der minder widerstandsfähigen Kalkformation; aber dennoch sind an ersterm die Fjorde zahlreicher und länger, weil ihnen zur Bildung mehr Zeit gegeben war.

Ueber den Mechanismus, welcher die Trennung zu Wege brachte, läßt sich Dr. Bessels nicht näher aus. Da nun aus der Quartärzeit keine Beweise für Bodenbewegungen vorliegen, welche Faltungen und Verwerfungen von Schichtenfolgen verursachten, oder gar Ländermassen spalteten, so können nur kontinentale Senkungen und Hebungen in Betracht kommen. Diese sind denn auch nachgewiesen. Während Grönlands Westküste im Süden in langsamem Sinken begriffen ist, zeigen sich nördlich einer Achse, die nach Bessels' Angabe zwischen 74 und 77° nördl. Br. zu suchen wäre, deutliche Anzeichen der Hebung. Außer den Erscheinungen, welche von Kane und Hayes am Rensselaer Hafen und bei Port-Foulke beobachtet wurden, fand Bessels an der Polarisbucht alte Strandlinien, auf dem Flachlande wie auf den Bergrücken, die bis 1800 Fuß aufstiegen, die kalkigen Reste von Seethieren zerstreut, deren Arten noch jetzt in dem nahen Meere leben, in einem Süßwassersee, 30 Fuß über dem höchsten jetzigen Stand der Springfluthen, einen marinen Krebs aus der Familie der Palämoniden, und, ungefähr 4 engl. Meilen vom Meere entfernt, auf 110 Fuß

Digitized by Google

Höhe einen $1^1/_2$ Meilen langen und $^3/_4$ Meile breiten Salzsee.

Wenn Bessels die Hauptachse der Oscillation zwischen 74 und 77° nördl. Br. setzt und das Emporstreben des nördlichen sowie das Sinken des südlichen Theiles mit dem tiefen Athemzuge eines Menschen vergleicht, dessen Brustkorb bei der Hebung eine gleichzeitige Senkung des Leibes bedingt: so erscheint diese Auffassung der Verhältnisse nicht völlig stichhaltig, weil die beiden Bewegungen nicht der Zeit nach als gleichwerthig gelten können. Die Wahrnehmungen, welche für eine säkulare Senkung der Westküste von Süd-Grönland zeugen, beziehen sich auf die jüngste Vergangenheit. Sie betreffen Beobachtungen, welche an Pfählen, die vor einer Reihe von Jahrzehnten eingerammt waren, an Waarenhäusern oder anderen Bauresten angestellt wurden und der Zeit nach dieses und das verflossene Jahrhundert umfassen, vielleicht bis zur Bestedung durch die Normannen hinabreichen. Die Thatsachen hingegen, welche die Hebung der nördlichen Gebiete beweisen, können auf eine, wenngleich immerhin noch „verhältnißmäßig junge", so doch viel ältere Vergangenheit hindeuten. Die Meeresmollusken-fauna kann bei der Uebereinstimmung mit der jetzt lebenden nur gestützt auf besondere Beobachtungen, welche eine Unterscheidung von glacialen und postglacialen zulassen, überhaupt eine Altersbestimmung ermöglichen. Solche Beobachtungen liegen einestheils hier nicht vor — und sind vielleicht unter diesen Breiten gar nicht durchführbar —, während andertheils die beobachteten bedeutenderen senkrechten Abstände für ein höheres Alter der gehobenen Ablagerungen sprechen. Hayes fand als Strandlinien 110 Fuß über dem mittlern Meeresspiegel, ebenfobolt liegt der Salzsee, den Besseld entdeckte, und überdies erwähnt letzterer, ebenfalls im Gebiet der Polarisbucht, Reste von Seethieren, die noch jetzt im nahen Meere leben, auf Bergrücken, die bis 1800 Fuß ansteigen. Hierher dürfte auch das von Robert Brown unter 69° 27′ nördl. Breite beobachtete Bett des Allartlek-Gletschers gehören, welches Thonbänke mit Muschelresten birgt, die 500 Fuß über der jetzigen Meeresfläche liegen; und nicht von E. Besseld erwähnt sind die marinen Reste, welche Ammdd Helland in der Disbucht bei Claushavn in einer 30 m hohen Terrasse mit der Bemerkung anführt, daß Grönland um so viel einst tiefer als jetzt gelegen haben müsse. Nun wissen wir freilich nichts über das Maß der Senkung im südlichen Grönland, bad dem Hebungsmaß des nördlichen Gebietes gleichkommen mag. Allein E. Besseld rhebt das Senkungsgebiet weit über 68 und 69° nördl. Br. hinaus, wo doch eine Hebung bis zu 500 Fuß festgestellt ist. „Der nördlichste Küstenstrich, den Kane als Senkungsgebiet anzusprechen bucfte," schreibt er, „befindet sich in der Nähe der Crimson Cliffs, wo abermals verlassene Eskimohütten es waren, die Zeugniß gaben für die Abnahme der Beste, welche seiner Ansicht nach sich nicht jenseits des sieben und siebenzigsten Parallels geltend macht." Nach E. Besseld stellt daher das Bett des Allartlek-Gletschers, 500 Fuß über dem Meere, innerhalb des in Senkung begriffenen Bereiches „ein beschränktes Hebungsgebiet" dar. Mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch dürfte dieses Vorkommen sammt den marinen Resten der Disbucht für eine ältere Hebung zeugen, welche der spüren bis jetzt andauernden Senkung vorausging. Ob diese Senkung noch weiter nördlich, vielleicht so weit als das Land selbst reicht, bleibt unentschieden, aber doch immerhin nicht undenkbar. Sagt doch E. Besseld selbst, „daß der ode Strand so spärlich bevölkert und so wenig besucht sei, und daß Senkungen, wenn sie an unbewohnten Orten sich vollziehen (bei dem Mangel tiffbildender Korallen), nimmer entdeckt werden." Ebenso wenig liegen im nördlichern Gebiete Beweise für eine Hebung vor, die heute noch andauert oder bis in die allerjüngste Vergangenheit im Gange war. Wir wissen nur, daß Anzeichen einer Hebung unbestimmten, aber großentheils beträchtlichern Alters von Norden her bis 68°, und solche, die für eine in allerjüngster Vergangenheit und jetzt noch wirksame Senkung zeugen, bis gegen 77° nördl. Br. verfolgt wurden. Wir können nicht einmal sagen, ob jener säkularen Hebung im Norden eine Senkung vorausgegangen sei, wenn nicht eine Beobachtung dafür spräche, welche in: „Narrative of a voyage to the polar Sea etc. by Capt. Sir G. S. Nares" sich findet.

Gegenüber der Polaris-Bucht, auf der Westseite des Robeson-Channel und in der Nähe von Discovery-Harbour, wo das eine Jahrzeug der Expedition überwinterte, waren in einer tiefen Schlucht die miocenen Schichten, 10° gegen Ost einfallend, aufgeschlossen. Ueber dem Lignit, den Schieferthonen und Sandsteinen lagen Schichten von feinem Lehm und Gletscherdrift mit wohl erhaltenen Schalen von Mollusken, deren Arten noch jetzt im benachbarten Meere leben. Diese Ablagerungen reichten bis 1000 Fuß über den jetzigen Meeresspiegel hinauf; um soviel wenigstens mußten die Lignitlager und die Schichten mit den Pflanzenresten herabgesenkt und seitdem wieder gehoben worden sein. Um die Landverbindung herzustellen, welche den Transport des erratischen Materials in der Richtung von Süd nach Nord ermöglichte, mußten aber diese Miocenschichten noch während der Eiszeit höher als jetzt über dem Meere liegen. Die darauf folgende Senkung, welche die Unterauchung jener Landbrücke bewerkstelligte, mußte dann ferner bedeutender sein als die „in verhältnißmäßig junger Vergangenheit" erfolgte Hebung, deren Spuren auf beiden Seiten des Robeson-Canals, der nördlichsten Verlängerung des Smith-Sundes, aufgefunden wurden. Die Möglichkeit, daß solche Bodenbewegungen während der Eiszeit stattfanden, mag immerhin vorliegen, der endgültige Beweis dafür kann aber noch nicht als erbracht angenommen werden.

Diesen Beweis können auch die Fjorde nicht liefern. Gewöhnlich gelten dieselben als Thalbildungen, oder Theile derselben, welche das Meer hineinbrungend erfüllte. Wenn die Thalbildungen als ein Ergebniß der Erosion aufgefaßt werden — eine Ansicht, der Besseld huldigt —, so muß das Land ehemals höher gewesen sein und nach der Auswaschung sich gesenkt haben. Wo aber marine Reste ein Emporsteigen der Beste bekunden und dennoch Fjorde einschneiden, da kann selbstverständlich diese Hebung nur einen Theil von dem Maße der Senkung ausmachen, welche die übermeerisch entstandenen Thalfurchen untertauchte. Giebt die Tiefe und Länge der Fjorde sonach einen gewissen Anhalt für die Betheiligung der einstigen Höhe des Landes, so würden im vorliegenden Fall die bis gegen 68° nördl. Br. beobachteten Anzeichen der Hebung schon genügen, um zu erklären, weshalb die Fjordbildungen im südlichen Grönland zahlreicher sind und tiefer einschneiden. Allein die Fjorde sind zum Theil so eigenthümlich gestaltet und werden auf ihre Entstehung hin, gleichwie die übermeerischen Thaltheile, so abweichend gedeutet, daß sie besser ganz aus dem Spiele bleiben, um so mehr, da die Ansicht, nach welcher die Gletscherzeit die Reliefformen des Landes sammt den dazu gehörenden Einschnitten bereits vorfand, der überwiegenden Mehrzahl der Forscher als maßgebend gilt. Die Entstehung „des Meeresarmes, welcher Grönland von Amerika und dessen vielgestalteter Inselwelt trennt", wird also in eine ältere Vergangenheit fallen. Für diesen aber, für die Davis-Straße und deren Verlängerung, kann nach E. Besseld das Rothe Meer und der angrenzende Golf von Aden als das einzige

geographische Homologon angesprochen werden; sie allein besitzen Dimensionen von ähnlicher Großartigkeit. „Die Entfernung von der Mündung der Davis-Straße bis zum Nordende des Robeson-Canals beträgt in runder Zahl 1300 Meilen, die Länge des Rothen Meeres, mit Einschluß des Golf von Aden, deren 1600.“

Wenn das ercatische Material den Smith-Sund herauf von Süden nach Norden sich bewegte, so müßte das von E. Bessels gezeichnete Bild der Vergangenheit zutreffend sein. Und somit dreht sich der Beweis nun schließlich um den Satz: „daß man wohl kaum annehmen darf, daß die metamorphischen Gesteine und die Trappformation, die südlich von dem neu entdeckten Lande, längs der Küste West-Grönlands auftreten, sich nördlich des einundachtzigsten Parallels genau wiederholen.“ So augenfällend die Uebereinstimmung und die Zahl der Handstücke sein mögen, so erscheint es doch vielleicht Manchem angezeigt, in Erwartung späterer Beobachtungen und Funde, gerade diese Frage noch vorläufig als eine offene zu betrachten.

Das Buch, aus welchem wir die oben erörterte geologische Auffassung herausgegriffen haben, ist „Die amerikanische Nordpol-Expedition von Emil Bessels“. Als einen Auszug aus dem ersten wissenschaftlichen Bande des Reisewerkes (Scientific Results of the U. S. Arctic Expedition etc. von E. Bessels) giebt Verfasser am Ende des vorliegenden Buches auf 120 Seiten einen „wissenschaftlichen Anhang“. In demselben ist der ganze Inhalt jenes ersten Bandes nach vorgenommener gründlicher Revision in seinen Ergebnisse niedergelegt. Die eigentliche Reisebeschreibung umfaßt, in 29 Kapitel getheilt, 526 Seiten und ist mit zahlreichen äußerst charakteristisch aufgefaßten wie vortrefflich ausgeführten Holzschnitten sowie mit einer vom Verfasser nach den neuesten Quellen bearbeiteten Karte des Smith-Sund-Gebietes im Maßstab von 1 : 2 970 000 versehen. Diese Beschreibung der dreijährigen Reise trägt, wie wir an oben angeführtem Beispiel gesehen haben, ein ebenfalls wissenschaftliches Gepräge. Als Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition hat E. Bessels die sachmäßig festgestellten Ergebnisse, die Art der durchgeführten Beobachtungen, Ethnographisches, die Naturgeschichte des Landes, der Pflanzen- und Thierwelt gründlich durchgearbeitet und, unter Vermeidung der trockenen Tagebuchform, mit der Schilderung des Ganges der Ereignisse zu einem Ganzen gestaltet, das bei kunstgerechter Darstellung wie eine spannende, als naturwahr packende Erzählung wirkt, und von dem Verlauf der Expedition wie von den Schauern und Mühsalen eines langen Aufenthaltes unter hohen Breiten ein überaus plastisches Bild giebt. Vorzüglich gelungen ist die Darstellung der überwältigend großartigen Natur der Polargegenden. Erhebt sich die Sprache, bei fließender Diktion und klarem durchsichtigem Stil mitunter mit dichterischem Schwung, so ist sie nie auch nur durch einen Anflug von Sentimentalität getrübt und stets dazu angethan, die Dinge so, wie sie sind, heraustreten zu lassen. Eine Besprechung im Neuyorker belletristischen Journal hat nicht zu viel gesagt, wenn sie behauptet, daß der Versuch, ein Naturgemälde, wie es v. Humboldt für die Tropenländer hinzauberte, nun auch für die arktische Zone zu entwerfen, E. Bessels bis zu einem hohen Grade gelungen sei. Der Leser wird Einzelschilderungen treffen, welche die Polarregion mit namhaftem Erfolge in ähnlicher Weise behandeln, wie Humboldt in seinen Ansichten der Natur die Tropen zeichnete, und sei hier auf „Die Flora des Hochnordens“ und auf den Abschnitt über die „Robben“ besonders hingewiesen.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere.

Von **F. Ratzel.**

I.

Während die Länder der alten Welt und vor allen Europa, dank den Vortheil seiner Lage am gründlichsten ausgenutzt, ihre Kulturpflanzen und Handthiere aus drei Erdtheilen nehmen konnten, deren Flächenraum 3/4 alles Landes auf der Erdoberfläche in sich faßt, ist Amerika in dieser Beziehung auf sich allein angewiesen geblieben bis zu der Zeit, wo es durch die Europäer in Verbindung trat mit der übrigen, der alten, Welt. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Zahl derjenigen Pflanzen und Thiere, die der Mensch zu dauerndem Nutzen sich aneignete, vergleichsweise gering ist, doch darf dabei allerdings nicht vergessen werden, daß Amerika nicht der Schauplatz der Entwickelung großer Kulturvölker war, wie die alte Welt, und daß in Folge dessen der Antrieb zur Züchtung von Pflanzen und Thieren hier geringer sein mußte. Es ist vorweg zu behaupten, daß Amerika in jeder Hinsicht ungünstiger für die Erziehung des Menschen zur Kultur ausgestattet gewesen sei, als die alte Welt [1]), denn der amerikanische Mensch hatte vor der Berührung mit den Europäern nicht Zeit gehabt, alle Schätze der Natur zu heben, die ihn umgab. In Bezug auf das Pflanzenreich ist jene Behauptung nicht richtig für die Mehl- und Knollenfrüchte, die Genußtge und Genußmittel und die holzgebenden Waldbäume, in Bezug auf das Thierreich kann sie für das Geflügel nicht mit vollem Rechte ausgesprochen werden.

O. Peschel stellt in seiner Völkerkunde [1]) folgende Vergleichsliste alt- und neuweltlicher Kulturpflanzen auf:

Alte Welt.	Neue Welt.
Mehl- und Hülsenfrüchte.	
Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Negerhirse, Buchweizen, Kaffernkorn, Reis, Erbsen, Wicken, Bohnen, Igname.	Mais, Mandiokka, Kartoffel, Batate, Mezanite, Igname (?).

[1]) Buffon erregte im vorigen Jahrhundert einen heftigen Streit durch seine Behauptung, daß alles organische Leben in der neuen Welt weniger entwickelt sei, als in der alten, wobei er als Gründe die Artarmuth der ersteren, die Kleinheit ihrer Thierformen und die Entartung der Hausthiere anführte. Die Schriften über Amerika aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind angefüllt mit Widerlegungen dieser Behauptung. Am ausführlichsten haben Clavigero und Winterbotham darüber sich ausgelassen. Letzterer giebt in Bd. I seiner „View of the American U. S.“ sogar eine Reihe von Tabellen, in denen die Gewichte von über 100 amerikanischen und europäischen Thieren vergleichend neben einander gestellt sind.

[1]) Dritte Auflage 1876, 439.

Digitized by Google

Alte Welt. Neue Welt.

Obstfrüchten der gemäßigten Zone.

Rebstock, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsische, Orangenarten, Feigen, Datteln. Catawbatraube.

Pflanzen mit Faserstoff.

Baumwolle, Flachs, Hanf, Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm.

Gewürze.

Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Muskatnuß, Gewürznelken, fer (Capsicum annuum). Zuckerrohr. Vanille, Spanischer Pfe-

Narkotische Genußmittel.

Thee, Kaffee, Mohn (Opium), Hanf (Hachisch). Paraguay-Thee, Cacao, Tabak, Coca.

Aber wenn wir bei den Pflanzen stehen bleiben, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß für den Nutzen des Menschen mit der Zeit noch manche wildwachsende Erzeugnisse des Pflanzenreiches Verwerthung finden können, welche gegenwärtig nur in geringem Maße benutzt werden, und es wird sich sich leicht zeigen lassen, daß die Peschel'sche Aufzählung Amerika zu karg bedenkt. Die Wurzeln von Lewisia rediviva, Apios tuberosa, Lupinus litteralis, mehrere Oenothera-Arten werden von den Indianern und den ihnen nachahmenden Waldläufern gegessen. Die erstere soll getrocknet wie Salep zu genießen sein und eine besonders große Nahrhaftigkeit besitzen. Außer dem Wasserreis[1]) sind von Körnern besonderd die Samen des Lupinus biennis gegessen worden. Als Salat und Gemüse werden die Blätter von verschiedenen Arten Leontodon, von Chenopodien, Phytolacca decandria und Caltha palustris gegessen. Die erfrischende Frucht von Podophyllum callicarpum (Maubrake, wilde Citrone) wird gleichfalls gegessen. Die von Diospyros virginiana (Persimon) gilt für vortrefflich. Der Damaścener-Pflaume gleicht die Icaco-Pflaume von Chrysobalanus icaco. Der wildwachsende Pawpaw oder Melonenbaum (Papaya vulgaris) liefert melonenartige Früchte, die man eingemacht ißt. Wilde Pflaumenarten sind in mehrfacher Zahl verbreitet. Die Früchte des wilden Apfelbaumes sind nicht genießbar. Dagegen giebt es zwei Kastanienarten, deren Früchte gegessen werden: Castanea americana in den mittleren und C. pumila (Chinquapin) in den Südstaaten. Im Norden tragen zwei Haselnußarten (Corylus), im Süden einige Hamamelis-Arten (Witch-Hazel) eßbare Nüsse. Süße Eicheln werden von Quercus castanea (bis 43° vorkommend) und alba und von der Lebenseiche geerntet. Die Nüsse von Juglans nigra und cinerea (Butternuß) und fraxinifolia, von Carya olivaeformis (Pekannuß) und anderen Hickory-Arten, vertreten unsere Wallnüsse, haben aber dickere Schalen und minder angiebige Kerne. Eine eßbare Nuß trägt auch Hamiltonia oleifera. Der Palmetto (Chamaerops Palmetto) liefert in seinen Blattknospen einen Palmkohl. Die Blätter von Agave americana sollen abgekocht ein schmackhaftes Gericht geben und enthalten zähe und lange Fasern. Im Südwesten werden die Früchte einiger Kaktusarten, vorzüglich von Opuntien (Tunas) und vom Riesenkaktus oder Saguaro (Cereus giganteus), gegessen. Ebendort spielen die öligharzigen Fruchtkerne einiger Föhren, Pinoni (Pinus edulis und monophylla), als Nahrungsmittel bei den Indianern eine Rolle. Unter den eßbaren Pilzen, deren Zahl sehr groß[1]), ist die sogenannte indianische Kartoffel oder das Indianer-Brot oder Tuckahoe (Lycoperdon solidum), ein bis zu 30 Pfund schwer werdender Pilz, hervorzuheben, der in den Südstaaten wächst und oft die einzige Nahrung der entflohenen Sklaven gebildet haben soll. Endlich sind die Beerenarten nicht zu vergessen, von denen verschiedene Arten in den Vereinigten Staaten wild wachsen[2]). Darunter sind sehr fruchtreiche und wohlschmeckende Arten, welche theilweise bereits in erheblicher Ausdehnung angebaut werden. Als ein für den Haushalt der Landbevölkerung im Norden wichtiges Erzeugniß wildwachsender Pflanzen werden wir den Ahorn-Zucker nicht unterschätzen dürfen, welcher aus Acer saccharinum gewonnen wird.

Die californischen Indianer benutzen unter dem Namen Panoche einen Zucker, der durch Blattläuse an Schilfblättern erzeugt wird, also ein mannaartiges Gebilde. Ferner den mehr nach Harz als Zucker schmeckenden, aber immerhin süßlichen Ausfluß aus der Zuckerföhre (Pinus Lambertiana), welcher äußerlich ganz mannaartig ist und auch von den in der Sierra lebenden Weißen nicht ungern genossen wird.

Auch der ferne Westen ist trotz seiner Steppennatur nicht arm an eßbaren Früchten. Von wildwachsenden Früchten in der Felsengebirgsregion und dem Großen Becken werden hervorgehoben die verschiedenen Arten von Pflaumen (besonders Prunus chicasa), drei Arten von Kirschen (die niedrige buschige Cerasus prostrata trägt vortreffliche Früchte), Himbeeren und Brombeeren (Rubus deliciosus und trifloras) und Johannis- und Stachelbeeren (R. aureum und floridum). In New-Mexico und West-Texas kommen zwei Maulbeerbäume (Morus rubra und M. nigra) und mehrere Weinreben vor.

Einige Ericaceen liefern in ihren Blättern einen Thee,

[1]) Der Wasserreis, „Zizania aquatica L." (Pahu bei den Sioux, Manomin bei den Chippewas), ist im Norden der Vereinigten Staaten überall nicht selten, erreicht aber besonders im N.-W. eine ökonomische Wichtigkeit, die hinter seiner der übrigen wildwachsenden Pflanzen zurücksteht. Er bietet das einzige Beispiel eines einheimischen Getreides, das in einer Menge wächst, die genügend ist, den Bedarf der gewöhnlichen Verzehrung zu decken. Er ist besonders häufig in den seichten Ausbreitungen der Flüsse des obern Mississippi- und des Seengebietes und zwar in den unteren Abschnitten derselben, wo er Ueberschwemmung in hinreichendem Maße, daneben schlammigen, lockern Schwemmboden findet. Selten findet er sich in den abflußlosen Seen. Als Speise wird er sogar dem echten Reis vorgezogen. Man erntet ihn im September, indem man mit niederen Booten durch das Röhricht eines „Reisfees" fährt und die Aehren in das Boot ausklopft. Der Indianer-Agent von Leech Lake, Minn., giebt für 1876/77 die Menge des von seinen Indianern gesammelten wilden Reises auf 35 000 Pfund an.

[1]) Schwämme werden in den Vereinigten Staaten bis jetzt wenig gesammelt und verzehrt; es scheint sogar, daß die Indianer die Eßbarkeit von einer großen Anzahl derselben nicht kannten, und daß sind eßbare Schwämme in der Waldregion des Ostens sehr häufig. Im Staat Neuyork sammelte Prof. Peck allein 80 verschiedene Arten. Dr. Curtis zählt (im Rep. Agr. Dep. 1876, S. 79) allein aus Nord-Carolina 108 eßbare Schwämme auf.

[2]) Selbst in den Steppen des obern Red-River-Gebietes findet man zahlreiche wilde Reben, die im Flußlande halb vergraben, aber vielleicht gerade durch diese wärmebergende Sandhülle um so fruchtreicher sind. Sie bedecken Hunderte von Acres, die wie Weinfelder erscheinen. Long beschreibt sie als „so mit Früchten beladen, daß jeder Theil des Stammes verhüllt ist" und die Früchte „unvergleichlich feiner als irgend eine andere einheimische oder fremde Traube". Acc. of an Exp. to the Rocky Mts. 1823, II, 126. Man hat in den Vereinigten Staaten vorgeschlagen, diese Sandumhüllung künstlich zur Beförderung der Reife der Trauben zu bewerkstelligen.

Digitized by Google

der bei den „Voyageurs“ und Waldläufern des Nordweſten ſehr beliebt iſt. So Gaultheria procumbens (Wintergrün), Arctostaphylus Uva Ursi (Bärentraube), Ledum latifolium (Marſchthee genannt). Dieſe Leute haben überhaupt gezeigt, wie man die Gaben der Natur ausnutzen kann. Sie haben eine Menge Dinge gegeſſen oder ſonſt benutzt, an denen der kulturbefliſſene Menſch achtlos vorübergeht. So erzählt z. B. der Prinz von Wied (Reiſen in Nordamerika II, 471): „Zur Erfriſchung brachten die Canadier eine Menge des Pappelſpintes mit, welchen ſie La Sôvre nennen, der ſehr gern abſchaben und auflangen. Der Saft deſſelben hat einen etwas angenehm ſüßlichen Geſchmack, etwa wie Waſſermelonen, und iſt höchſt erfriſchend.“

Zur Zeit des Bürgerkrieges gab ein Charlestoner Arzt, Dr. Porcher, ein Buch heraus, in welchem alle nutzbaren Pflanzen des Südens aufgezählt ſind. Wenn auch derartige Werke in der Regel reich an Uebertreibungen und unpraktiſchen Vorſchlägen ſind, ſo iſt doch bemerkenswerth, daß 14 Kaffee- und mehr als 20 Theeſurrogate, 15 Brot- und 13 Faſerpflanzen, 50, die Brechmittel, 100, die Farbſtoffe liefern, und 57 Narkotika aufgeführt werden. Damals, als die Südſtaaten von allen Gebieten abgeſchnitten waren, in denen ſie ſonſt ihre Landesprodukte gegen Induſtrieerzeugniſſe ausgetauſcht hatten, ſahen ſie ſich in den reichen Wäldern und Feldern ihres eigenen Landes eifrig nach Erſatzmitteln für die nothwendigen Dinge um, die ſie aus dem Ausland zu beziehen gewohnt waren. Die landwirthſchaftlichen Zeitſchriften waren in jener Zeit mit dahin zielenden Rathſchlägen gefüllt, und der Dr. Porcher in Charleſton gab ſpäter als Reſultat derartiger Bemühungen ein dickes Buch über die ſüdſtaatlichen Pflanzen und Pflanzenprodukte heraus, welche in Ackerbau, Induſtrie und Medicin Verwendung gefunden haben oder finden könnten. Natürlich läuft da manches Unpraktiſche mit unter, aber manche Anregung dürfte ſich doch in Zukunft nützlich erweiſen, denn dieſe Staaten ſind in den zweihundert Jahren ihrer Beſiedelung nur höchſt einſeitig und oberflächlich ausgebeutet worden. Ich will Einiges herausheben.

Seife und Kerzen wurden während der Kriegsjahre vielerorts aus dem Wachs bereitet, das durch Kochen der Beeren des Wachsmyrthenſtrauches erhalten wurde. Dieſer Strauch, Bayberry genannt (Myrica cerifera), wächſt überall in den Tiefländern des Südens in großer Menge. Man kocht das Wachs aus den Beeren aus und macht entweder dunkelgrüne Kerzen aus demſelben, die beim Brennen einen nicht unangenehmen Geruch ausbauchen, oder Seife, von der man durch Behandlung des Wachſes mit Lauge das zehnfache Gewicht des angewandten Wachſes erhält. Die Blätter derſelben Pflanze wurden in Charleſton zum Gerben verwandt.

Der Same der Baumwollenpflanze wurde in Abkochungen als Mittel gegen Wechſelfieber und in allen Fällen angewandt, wo man ſonſt Leinſamen zu verwenden pflegt; geröſtet und gemahlen ſoll er eines der beſten Kaffeeſurrogate ſein; es wurden nach und nach vierzehn Kaffeeſurrogate empfohlen und noch mehr Theeſurrogate; von den letzteren wird noch jetzt der Aufguß des Blattes des Caſſinaſtrauches, häufig getrunken; er iſt der Matépflanze Südamerikas nahe verwandt. Auch die Blätter des Holly- oder Stechpalmenbaumes, der demſelben Geſchlecht angehört, werden als Theeſurrogat gebraucht. Stoffe, aus denen in Ermangelung des Getreides Brot zu machen wäre, werden funfzehn oder mehr aufgeführt. Aus der Palmettopalme ſoll Wachs, Wein, Oel gewacht werden; als Genuſſe wird das Herz ihrer Krone längſt gegeſſen, und zu Bruſtwehren bei Verſchanzungen erwies ſich ihr faſeriges, verflochtenes Holz ſo nützlich, daß der Baum in der Nähe Charleſtons ſeit dem Kriege nahezu ausgerottet iſt. —

Um auch das dem Menſchen Schädliche nicht zu vergeſſen, ſeien von den Giftpflanzen der Vereinigten Staaten die gefährlichſten hervorgehoben: Rhus toxicodendron, Poison Ivy; R. venenata, Dog-Wood (nicht mit dem gleichnamigen prächtigen Strauch Cornus florida zu verwechſeln); Cicuta maculata, Water Hemlock; Veratrum viride, Indian Poke; Symplocarpus foetidus, Skunk-Cabbage; Lobelia cardinalis, Indian Tobacco. Unter den eingeführten Pflanzen finden ſich unſere wohlbekannten weitverbreiteten altmeliſchen Giftpflanzen Schierling, Stechapfel, Bilſenkraut, Nachtſchatten, Taumellolch.

Reiſewerke über Weſtafrika.

V.

Mit einer Anzeige der pietätvollen Gabe des Paſtors Carl Heinersdorff, welcher ſeines Freundes Reinhold Buchholz[1]) Reiſen an der Küſte des Guinea-Golfes beſchreibt[1]), ſchließen wir vorläufig unſere ziemlich umfangreiche Muſterung von Büchern über Weſtafrika, nicht ohne die begründete Hoffnung, bald über die Arbeiten des Dr. Pechuel-Löſche und des Ingenieurs Schütt Bericht erſtatten zu müſſen.

Das Buch wird mit einer Lebensbeſchreibung des Reiſenden eingeleitet, die wohl geeignet iſt, des Leſers wärmſtes Intereſſe für deſſen melancholiſches Geſchick zu erwecken. Von Jugend auf hatte Buchholz mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen und, als er ſich kaum am Ziele ſah, ſtarb er. Am 2. Oktober 1837 geboren, verlor er ſchon 1848 ſeinen Vater, hatte auf einem Berliner Gymnaſium ſchwere Zeiten durchzumachen, und war dann widerwillig Militärarzt, bis ihn des Königs Gnade ganz ſeinen zoologiſchen Studien wiedergab. Im Herbſte 1864 wurde er zum Konſervator am zoologiſchen Muſeum der Greifswalder Univerſität erwählt, und nun konnte er ſeinem Lieblingsfache, der Zoologie, alle ſeine Kräfte widmen. 1865 ſammelte er an der norwegiſchen Küſte, 1867 bei Neapel, 1869 bis 1870 begleitete er die zweite deutſche Nordpolfahrt als Zoolog und theilte das Schickſal der Hausgenoſſen, die fürchterliche, mehr als 200 Tage lange Fahrt auf der Eisſcholle; die Leiden, die er dort ausgeſtanden hatte, der Verluſt ſeiner Sammlungen machten ihn trübſinnig, doch genaß er nach der Heimkehr. Zum

[1]) Reinhold Buchholz' Reiſen in Weſtafrika. Nach ſeinen hinterlaſſenen Tagebüchern und Briefen. Nebſt einem Lebensabriß des Verſtorbenen von Carl Heinersdorff. Mit Abbildungen in Holzſchnitt und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1880.

Digitized by Google

ewigen Angedenken nannten seine Gefährten jene weitvorspringenden, brandenden Klippen der grönländischen Küste zwischen 34 und 35° westl. L. und 66 und 67° nördl. Br., welche ihre Schalle am 9. Januar passirte, „Kap Buchholz". 1872 wurde Buchholz zum außerordentlichen Professor der Zoologie ernannt; doch schon im Juni desselben Jahres trat er die in dem oben citirten Buche beschriebene, unter zahlreichen Entbehrungen [1]), Anstrengungen und Extraentungen durchgeführte Reise nach Westafrika an, von welcher er erst im November 1875, reich mit zoologischen Schätzen beladen, nach Greifswald zurückkehrte. Im Januar 1876 zum ordentlichen Professor befördert, sollte er am 1. April die Direktion des Museums übernehmen, erkrankte jedoch an einer Lungenentzündung und starb am 17. April 1876 — gerade, als er nach rastlosem Arbeiten und unsäglichen Mühen diejenige Stellung einnehmen sollte, nach der er sich lebenslang gesehnt hatte. „Zweifellos," so sagt Prof. Landois in einem Nachrufe, „zählte Reinhold Buchholz zu den bedeutendsten jüngeren Zoologen. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen aller Hülfsmittel der modernen Zoologie, ausgezeichnet in der Handhabung des Mikroskops, reich bewandert in der Literatur zahlreicher Sprachen, war er ein Arbeiter von unvergleichlicher Ausdauer und eminenter Genauigkeit. Er war Forscher und Gelehrter im höchsten Sinne des Wortes; seine Wissenschaft war ihm Alles; jeden Augenblick war er bereit, ihr, was er hatte und vermochte, zu opfern."

Pastor Heinerdorff hat nun den Inhalt der während der afrikanischen Reise geführten Tagebücher und einer großen Anzahl von Briefen, welche Buchholz theils an seine Angehörigen, theils an seine wissenschaftlichen Freunde, die Professoren Peters und Braun in Berlin, gerichtet hat, in eine fortlaufende Erzählung umgearbeitet, welche es ermöglichte, die zerstreuten, doch sachlich zu einander gehörigen Notizen und Bemerkungen im Zusammenhang zu geben und doch überall, wo es wünschenswerth erschien, den Reisenden selbst sprechen zu lassen. Außerdem benutzte er stellenweise die in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (IX, S. 161 bis 222) abgedruckten „Reisebriefe des Herrn Dr. A. Buchholz an Herrn Prof. Dr. Zaddach" und den Vortrag von Buchholz „Land und Leute in Westafrika" (257. Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" von Virchow und Holtzendorff). Dadurch ist es dem Herausgeber gelungen, eine recht interessante, unterhaltende Reisebeschreibung zu liefern, deren Hauptwerth in den zoologischen Notizen und ethnographischen Schilderungen liegt, namentlich soweit sie das Camaruns-Gebirge mit seiner nächsten Umgebung und einige Punkte der Gold- und Sklaven-Küste (Akka, Aburi, Keta, Weidah und Lagos) betreffen. Für den Gabun und den unteren Ogowe haben die letzten Jahre schon ausführlichere Schilderungen gebracht.

Von den Negern von Camaruns (King Bell's Town) [2]), den Dualla's, wird auf S. 93 folgende interessante Schilderung entworfen. Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch geht es nicht selten auch heller. Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher ganz gescheckt erscheinen (vergl. Scheckige Menschen „Globus" XXXIV, S. 27, und Dr. Pechuel-Lösche, Abnorm gefärbte Menschen, ebendort S. 122). Wie es Dr. Falkenstein von den Loango-Negern (s. oben S. 109) thut, so bestreitet auch Buchholz von den Dualla's, daß sie geringe Bartentwickelung haben. Die Frauen sind viel kleiner und hässlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften, der aber möglichst bunt sein muß und oft gewechselt wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, ziehen auch gern hohe weiße Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa beziehen. Buchholz sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Krau-Neger tatuiren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedener Weise, doch sind die Camaruns-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kru-Neger nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verhinderten; auch geriethen dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen derselben.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die förmliche Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Elfenbeinringe, Ebenholzstöcke, Messer- und Schwertscheiden, beschränkt. Alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Häuptling bis herab zum Halbfreien, nur Handel treiben, nicht produciren oder gar Feldarbeit verrichten. Nur das Nöthigste an Jams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1200 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Dualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber disponiren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu 20 Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Dieselben, welche nebst ihren etwaö besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden nicht gerade immer schlecht behandelt, schweben aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger" genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven; denn obgleich auch sie als unfrei angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf

[1]) In Victoria z. B. lebte er vier Monate lang wie die Eingeborenen von Fischen, Wurzeln, Pisang und Jams; Affenbraten hatte er nur 2 bis 3 Mal. Da er aus Sparsamkeit nicht einmal einen Diener hielt, so führte er ein Leben wie bei uns schwerlich der ärmste Proletarier (S. 105).

[2]) Vergl. die Karte der Umgebung des Camaruns-Gebirges „Globus" XXXV, S. 344.

Digitized by Google

eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Berathungen des Stammes keine Stimme.

Eine angenehmere Bekanntschaft, als mit diesen faulen Küstennegern, machte Buchholz in der Bathwiri (Bathwieh auf unserer oben citirten Karte), als er auf das Camarungebirge höher hinauf stieg. Es ist das ein harmloser, gutmüthiger, wohlgebildeter Menschenschlag, der mit europäischer Kultur noch kaum in Berührung gekommen ist, nichts vom Steyhen weiß, wie die Krn und Dualla, dafür aber noch nackter einhergeht, als jene, und in viel schlechteren Hütten wohnt. Sie besitzen viel Schafe und Ziegen, schlachten dieselben aber nur bei festlichen Gelegenheiten, d. h. bei Begräbnissen. Gleich nach dem Tode eines Menschen beginnen die Weiber des Dorfes, welche dafür bezahlt werden, ein furchtbares Geheul, während die Männer möglichst viel Pulver verknallen. Neun Tage braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, bola genannt, zu gelangen; dann beginnt das große Todtenfest, an welchem unter Betheiligung der Nachbardörfer Spirituosen und Fleisch in unglaublichen Mengen vertilgt werden. Die Leichen werden hier, wie bei den Dualla, in ihren Hütten beerdigt, welche darauf eine kurze Zeit lang leer gelassen werden.

Die weiter südlich an der afrikanischen Westküste so häufigen Herzenprocesse und das Trinken des Giftbechers sind auch hier nicht selten, und Aberglauben ist viel verbreitet. Vor weißen Leuten und vor allem, was von solchen kommt, haben sie große Scheu, besonders auch vor weißem Papier. So wurde Buchholz durch einen besondern Boten von den Bathwiri ersucht, auf seinen Spaziergängen doch nicht Papierstückchen zu verstreuen, weil sie sonst diese Wege und Orte meiden müßten. Eigentliche Könige haben diese Neger, wie es scheint, nicht, sondern sie leben patriarchalisch unter ihrem Ortsoberhaupt, das meistens nicht größere Macht beanspruch, als die anderen Einwohner, durch dessen Ansprnch aber doch Streitigkeiten geschlichtet werden.

Dem Dualla-Neger eigenthümlich ist das Parra-Parra-Fest, bei welchem Ringkämpfe abgehalten werden, zu denen eine Ortschaft die andere herausfordert (S. 165). „Dieses Fest fand das Parra-Parra zwischen den Buschleuten und den Bewohnern von Dido Town statt. Alle erschienen im buntesten und höchstmöglichen Schmucke, die Buschleute, lauter auffällig robuste Gestalten, im Niengo-Kostüme, wobei sie statt des Hüftschurzes von Zeug einen von trockenen Palmblättern gemachten, weit abstehenden Gürtel tragen und das Haar in einen aufrecht stehenden, eigenthümlichen Zopf bringen. Dieser Anzug schützt sie vor jeder feindseligen Behandlung. Das Ganze hat einen höchst interessanten Anblick dar. Die Ringkämpfe, die nach ganz feststehenden Regeln stattfanden, dauerten jedesmal nur sehr kurze Zeit, indem, sobald irgend etwas gegen das Reglement vorkam, die Kampfrichter hinzusprangen und die Ringenden trennten. Nach jedem Ringen lief eine Schar junger, mit bunten Tüchern und anderm Schmuck ausstaffirter Leute in die Mitte des Platzes, stellte den Thatbestand fest und entfernte sich wieder, sobald das neue Ringerpaar auftrat. Nur einmal wurde einer der Buschleute wirklich zu Boden geworfen; hierauf entstand ein großartiger Tumult; die Kampfrichter trugen den Sieger unter lautem Jubelgeschrei über den Platz, die Weiber klatschten in die Hände und hielten Umzüge, und die Mutter des Siegers tanzte und sang „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz“ für sich allein im größten Jubel. Einer der besiegten Neger benahm sich höchst charakteristisch; er drohte nämlich seiner Mutter im heftigsten Zorne mit Schlägen und beschimpfte sie laut, weil — sie ihn nicht stärker geboren habe!“

In Mungo, welches an der Spitze des Delta nördlich vom Camarunsflusse liegt, fiel dem Reisenden öfters ein Spiel der Kinder und jungen Mädchen auf, das einigen Spielen unserer deutschen Jugend merkwürdig ähnlich ist. Sie bilden einen Kreis, einer tritt in die Mitte und nach dem Takte des Gesanges mit Händeklatschens hebt es einen Fuß auf oder unterstützt es, während der ihm gerade gegenüberstehende Mitspieler dieselben Bewegungen genau mitmachen muß. Versteht er sich dabei, so muß er den im Kreise stehenden ablösen (S. 191).

Als Buchholz (S. 196) den Duaqua-Fluß (südlich von King Bell's und King Aqua's Stadt) besuchte, traf er dort lauter Fischer aus letzterm Orte, keinen von Bell's Leuten. Jeder dieser beiden Camarunsstämme hat nämlich seine eigenen „bush countries“, Ortschaften, mit welchen sie Handel treiben, und wo sie durch gegenseitige Berheirathungen Verwandtschaften besitzen. Trotzdem die Weiber verkauft und häufig verpfändet werden, gelten doch ihre Kinder als Verwandte der Familie der Frau, so daß ein Mann, dessen Mutter z. B. von Mungo oder Abo stammt, als Stammesangehöriger in diesen Orten angesehen wird und einen besondern Schutz und Vorrechte daselbst genießt, auch in solchen Fällen, wo Feindseligkeiten ausgebrochen sind. Nur die großen Handelsplätze wie Abo und Wuri werden von allen Camarunsplätzen aus gemeinschaftlich besucht, während sonst die eine Partei es vermeidet, Ortschaften zu besuchen, an denen die andere bereits Geschäfte hat.

Die im Vorstehenden herausgehobenen Stellen sollen nur dazu dienen, den Lesern einige Beispiele ethnographischer Schilderung aus dem Buche vorzuführen, und erschöpfen natürlich dies Kapitel keineswegs; für das Wichtigste, was das Werk enthält, die zoologischen Mittheilungen (besonders interessant sind diejenigen über die Termiten und Ameisen), müssen wir auf dieses selbst verweisen, das jedem eine angenehme Lektüre gewähren wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im December 1879 hat sich in Wien der erste Verein für Höhlenkunde gebildet, welcher sich die wissenschaftliche und touristische Durchforschung von Höhlen und ihre Zugänglichmachung zum Ziele gesetzt hat.

— Ein Hoffest in Cettinje. Am 17. (29.) Juni 1879 wurde in Cettinje der Geburtstag des Erbprinzen Danilo feierlich begangen. Bei prachtvollem Wetter hatte die Stadt schon vom frühen Morgen an ein festliches Aeußere, Männer und Frauen zeigten sich in belglänzenden Kostümen. Um 10 Uhr wurde ein feierliches Tedeum abgehalten, den auch die Mitglieder der internationalen Grenzregulirungskommission im Galauniforme beiwohnten. Unter großem Volksandrang und unter Kanonendonner ging dann der Zug aus dem Kloster von Cettinje nach dem Palais, wo Fürst, Für-

Digitized by Google

stin und Erbprinz die Glückwünsche der Gesellschaft entgegennahmen. Die Fürstin war dabei ganz in Weiß gekleidet. Später folgte ein officielles Mahl mit Toasten. Bei Sonnenuntergang versammelte sich Alles in dem fürstlichen Garten. Plötzlich ertönte bei allgemeiner Ruhe ein Schuß, gefolgt von dem unvermeidlichen Pfeifen der Kugel. (Der Montenegriner feuert nie mit Pulvpatronen.) Auf dies Signal entwickelte sich ein Schauspiel so prachtvoll, daß es einen unvergeßlichen Eindruck machte. In wenig Augenblicken waren alle Höhen in der Runde mit hellauflodernden Feuern bedeckt. Die Wildheit der montenegrinischen Berge gestattet diese Beleuchtung mit den einfachsten Mitteln, die aber an Großartigkeit alle anderen Illuminationen und Feuerwerke weit hinter sich läßt. Als die Holzstöße in den Bergen niedergebrannt waren, folgte noch ein gewöhnliches Feuerwerk, das aber nach dem eben gesehenen fast keinen Eindruck machte. Nach dem Ende desselben werfen sie beiden Tauzenden sich einander in die Arme und küssen sich. Manchmal ziehen sie statt des Anrufs den Revolver aus dem Gürtel und schießen während des Tanzes selbst Kugel auf Kugel in die Luft. Das Pfeifen der Kugeln inmitten der dichten Menge der Tänzer macht aber keinen angenehmen Eindruck, auch lünft es nicht immer gut ab. Am Festabende wurde einer der eifrigsten Tänzer glücklicherweise nur leicht am Kopfe verwundet. Manchmal kommt es aber schlimmer, wie bei der Feier nach der Einnahme von Petrinja, wo in den Straßen von Cettinje ein Mann getödtet, zwei verwundet wurden. Abgesehen von dem Mangel an Grazie und seiner Wildheit hat der nationale Tanz bei den Montenegrinern eine ganz besondere Bedeutung. Er stellt den Kampf zweier Adler vor, die sich feindlich gegenüberstehen, wie das ja auch die Hähne thun, und die auf einander losspringend und mit den Flügeln schlagend mit den Fängen sich gegenseitig zu zerreißen suchen.

Asien.

— Renzo Manzoni, welchem, wie wir auf S. 78 des vorigen Bandes mittheilten, es nicht gelungen war, in das Land der Somali einzudringen, ist zu Anfang Mai 1879 nach Aden zurückgekehrt, erhielt dort von Nichtalienischen Naturforschern den Auftrag, in der Umgegend der Stadt zoologische Gegenstände zu sammeln, verließ Aden am 29. Mai und sammelte länger als zwei Monate in Scheich Othmans, Hauta u. s. w. Vögel, Reptilien und Insekten. Dabei setzte er regelmäßig seine meteorologischen und topographischen Beobachtungen fort. Am 5. August brach er nordwärts auf, um seine systematische Erforschung Jemens weiter zu führen, berührte Zeida, Raha ꝛc., verbesserte und vervollständigte seine frühere Aufnahme und betrat am 12. September zum vierten Male Gheisle (s. „Globus“ XXXIV, S. 57), wo er einen Monat verweilte. Seine Absicht war, wie er am 1. November von Aden an G. Cora schrieb, von dort nach Reda (eine Tagereise zu Kamel östlich von Dhamar) und dann in ostnordöstlicher Richtung vorzudringen; aber er erkrankte und wurde in Folge von Fieber und vielleicht auch durch Genuß schlechten Wassers so elend, daß er nach Aden zurückzukehren gezwungen war, um Heilung zu suchen. Noch immer hegt er große Pläne, einerseits alle Daten für eine Karte von Jemen zusammenzubringen, andererseits eine Reise quer durch Arabien auszuführen. Von seiner letzten Reise befinden sich bereits Karten, topographische Skizzen und meteorologische Beobachtungen (vom 18. Mai bis 1. November 1879) in Cora's Händen, dessen „Cosmos“ (V, S. 355) obige Nachricht entnommen ist.

— Dr. A. Regel hat nach sechswöchentlicher Reise im Thian-schan am 30. November vorigen Jahres Turfan in Ost-Turkestan erreicht, wohin in neuerer Zeit kein Europäer vorgedrungen ist. Am 14. December war er wieder in Kuldische zurück. Sein Bericht soll in den Gothaer „Mittheilungen“ erscheinen.

— Der Handel von Manila ist nicht gerade in einem blühenden Zustande: die Zolleinnahmen wenigstens für Juli 1879 weisen nur 88 248 Piaster, d. h. 18 068 weniger als im selben Monat des vorigen Jahres, auf. Der Ausfall kommt hauptsächlich auf die Eingangszölle, die im 28 799 Piaster gesunken sind, während die Ausfuhr 10 115 Piaster mehr einbrachte als 1878. Die Kaffeeernte ist, besonders im Norden Luzons, recht gut. Den Gouverneur sieht ein geheimer Rath und ein Centralverwaltungsbureau für innere Angelegenheiten zur Seite, während 50 anmanitische Präfekten und Unterpräfekten im Lande vertheilt sind. Bebauetes Staatsland wird nur im öffentlichen Verkauf vergeben, und zwar giebt bei dieser Auktion das Ausbrennen dreier Kerzen, ehe ein höheres Gebot erfolgt, den Anschlag; unbebautes Land wird zu 10 Fr. der Hektar abgeschätzt, und jede Besitznahme, außer Schenkungen, unterliegt einer Einregistrirungsgebühr von 2 Proz. Das Heer ist 3000, die Nationalmiliz 4000, die Polizei (meist Asiaten, ausgenommen Chinesen) 250 Mann stark. Die Stadt Saigon soll 5000, das ganze Land 1 571 289 (darunter allein 1 400 683 Annamesen und 46 339 Chinesen) Einwohner zählen. Unter einem Bischof stehen 60 europäische und 25 eingeborene Priester und 75 Schwestern vom Orden des heiligen Paulus von Chartres. Während in der letzten Zeit die Landtaxe beträchtlich erniedrigt ist, sind andererseits die Einnahmen durch einen Ausfuhrzoll auf Reis erhöht worden. Eine belgische Fürsorge wendet die Regierung der Insel Pho-quoc zu; Land wird nur zum Zwecke der Bestellung (und zwar zu 10 Fr. der Hektar) abgelassen und für die ersten sechs Jahre keine Abgaben erhoben. Hiergegen reservirt sich die Regierung das Recht auf alle Mineralien, den Seestrand in einer Ausdehnung von 275 Fuß über Hochwasserstand, die Errichtung von Befestigungen und Anlegung von Straßen selbst durch jedes konzessionirte Eigenthum.

Afrika.

— Der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ hat beschlossen, daß nach dem Rücktritte von Gerhard Rohlfs dessen Gefährte, Dr. Anton Stecker, der sich in den überaus schwierigen Verhältnissen, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, vortrefflich bewährt und werthvolle Erfahrungen gesammelt hat, die unterbrochene Expedition wieder aufnehmen soll. Da der Weg über Kuka nach Wadai aber, wie natürlich, einstweilen verschlossen ist, so ist Dr. Stecker angewiesen worden, sich über Fezzan nach Borku und von dort entweder nach Baghirmi oder nach Abamana zu wenden, um von einem dieser Länder aus das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel, die unbekannte Gegend zwischen Schari, Binué, Congo und Ogowe anzustreben. Der Reisende befindet sich gegenwärtig wahrscheinlich auf dem Wege von Benghazi nach Murzuk.

— Zur Anlegung einer deutschen Station in dem

Digitized by Google

Gebiete zwischen der Zanzibar-Küste und dem Tanganika-See, zu welcher der König von Belgien 40 000 Franks bewilligt hat, sind vom Vorstande der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ ausersehen: der Hauptmann a. D. von Schüler, der Naturforscher Dr. Boehm und der Arzt Dr. G. A. Fischer, von denen der letztere an der Deutschardt'schen Erforschung des Dana sich betheiligte und jetzt seit längerer Zeit in Zanzibar lebt. Zwei interessante Berichte von ihm über das Land Wito und die Wapokomo-Neger erschienen in den Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft (besprochen im „Globus“ XXXIII, S. 364, und XXXII, S. 79).

— Eine vierte belgische Expedition ist am 10. December vorigen Jahres über Suez nach Zanzibar abgegangen, bestehend aus Herrn Adolph Burdo aus Lüttich, der kürzlich den Niger und Binue bereist hat, und Herrn Roger, welcher gleichfalls bereits mit afrikanischem Leben vertraut ist. Ihre Aufgabe wird sein, so rasch wie möglich eine leichte Karawane zu organisiren und die von Cambier in Karema am Tanganjika-See errichtete Station (vergl. oben S. 94) zu erreichen. Von dort aus wird Burdo mit Cambier oder Popelin, der Ende Oktober sich in Tabora befand, nach Nyangwe am Lualaba, wo die zweite Station errichtet werden soll, gehen und dann versuchen, weiter gegen Westen vorzudringen.

— Stanley hat nach einer Nachricht, welche der Lissaboner Geographischen Gesellschaft zugegangen ist, die unterseeischen Fälle des Kongo, die von Jellala, erreicht und trifft jetzt die Vorbereitungen zur Errichtung der ersten kommerziellen Station, welche auf dem rechten Ufer des Stromes zu liegen kommen soll.

Nordamerika.

— Ernst von Hesse-Wartegg's illustrirtes Werk über „Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute“, dessen erste beide Theile wir in Bd. XXXV, S. 176 und 383 angezeigt, liegt jetzt nach Erscheinen eines dritten und eines kürzern vierten Bandes vollständig vor. Der dritte behandelt die Prärie-Indianer und ihr soziales Leben, die Pacific-Bahn, den Mormonenstaat (von Paul Oefer), Virginia City und das Silberland Washoe, S. Francisco mit seinen Umgebungen (von Theodor Kirchhoff) und verschiedene Glanzpunkte von Californien, dann die spanischen Territorien (mit besonders schönen Abbildungen aus den Cañons des Colorado) und zuletzt den Süden (New-Orleans von de Lamothe; Der untere Mississippi; Texas; Das Leben auf den Zuckerplantagen; Durch Alabama und Georgia). Band 4 behandelt die atlantischen Südstaaten, Boston und die Neu-England-Staaten, und ganz kurz Canada und die Hudson-Bai-Länder.

— Die mit dem 31. August 1879 endende Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten hat einen Ertrag von 5 074 155 Ballen im Durchschnittsgewicht von 473 bis 485 Pfund ergeben. Davon wurden 184 945 im Süden verbraucht, 439 842 in nördliche Spinnereien und der Rest von circa 4½ Mill. nach den Häfen verschickt. Im vorhergehenden Jahr betrug die Ausfuhr circa 5½ Mill. und der übrigbleibende Vorrath 65 000 Ballen. Die Neigung des Baumwollenexportes, sich ohne Zwischenstation den nächsten Hafen zu suchen, ebenso wie die Entwicklung des südlichen Eisenbahnnetzes hat bewirkt, daß die Ausfuhr über Galveston, Savannah, Charleston und Norfolk einen bedeutenden Aufschwung auf Kosten von New Orleans, New York und Mobile genommen hat, während Boston ziemlich unberührt davon geblieben ist. Von dieser Ausfuhr kam der Löwenantheil, wie gewöhnlich, auf Großbritannien, nämlich 2 062 555 Ballen, während auf Frankreich nur circa 400 000 Ballen und der Rest auf den übrigen Kontinent fiel.

— Trotz allen Thorvitrens über die ungenügenden Ursachen und die Unzweckmäßigkeit der Negerwanderungen aus dem Süden der Vereinigten Staaten dauert die Auswanderung fort. Die Ankunft von hundert Schwarzen in Petersburg (Virginien) auf ihrem Wege nach Indiana und die Auswanderung von ungefähr 1000 Schwarzen aus dem östlichen Mississippi während der ersten drei Wochen des Januar 1880 beweisen, daß das Wanderfieber bei den Schwarzen des Südens entschieden Wurzel geschlagen hat, als dessen Ursachen sowohl die materielle Lage, als die peinliche politische Stellung derselben anzusehen sind. Wenn die Südstaaten ihr Interesse verstehen, so werden sie diese Auswanderung durch eine menschenfreundliche und gesetzliche Politik und durch thatkräftige Unterstützung der Schwarzen zu verhindern suchen.

— Die mexicanischen Staaten Nuevo Leon, Coahuila und Durango sind neuerdings in Folge von Berichten über neu entdeckte Goldminen von fabelhaftem Reichthum von einem ganzen Heere von Bergleuten aus Texas und anderen Theilen der Vereinigten Staaten und Central-Amerika überschwemmt worden. Die Minen liegen in der Sierra Mojada, sind von einem Ingenieur und einem Mineralogen der mexicanischen Regierung untersucht worden und sollen in der That von unberechenbarem Werthe sein.

— Mr. Fowler, Sekretär der englischen Kolonie Honduras, hat in den Jahren 1878 und 1879 zwei Reisen durch das Innere der Kolonie und die angrenzenden Theile von Guatemala unternommen und dabei festgestellt, daß das Land südlich vom Belize-Fluß bis zum Monkey River und Deep River für Zwecke des Ackerbaues und der Viehzucht wohl geeignet und sein Klima wegen der hohen Lage für Europäer günstig ist. Das wichtigste indessen ist die Entdeckung einer 20 bis 30 engl. Meilen breiten erzhaltigen Zone, welche sich vom Cockscomb-Gebirge südwestlich bis nach Guatemala und Honduras hineinzieht, und zwar parallel der Küste und von derselben etwa 25 engl. Meilen entfernt. Auch fand man viel werthvolles Mahagony-, Cedern- und anderes Holz, aber durchaus keine wilden Eingeborenen, an deren Vorhandensein man glaubte.

Südamerika.

— Mr. Whymper, bekannt durch seine kühnen Besteigungen der höchsten Alpengipfel, hat eine Reise nach Ecuador angetreten, um die riesigen Schneeberge, vor Allem den Chimborazo zu ersteigen. Auf das Vollständigste ausgerüstet und begleitet von zwei erfahrenen Schweizer Führern dürfte Herr Whymper wohl leicht seinen Zweck erreichen. Auch für die Geographie versprecht diese Reise nutzbringend zu werden, da wissenschaftliche Instrumente aller Art in reichlicher Anzahl und großer Auswahl dem Reisenden zur Verfügung stehen. Nach den neuesten Nachrichten hat Herr Whymper am 14. December 1879 Guayaquil verlassen und die Reise nach dem Innern des Landes angetreten. (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

— Die „Exploration“ (Nro. 140) enthält eine interessante Schilderung von Santiago, der Hauptstadt Chiles, aus der Feder des englischen Gesandten H. Rumbold, aus der wir das Hauptsächlichste mittheilen wollen. Der erste Eindruck der Stadt ist für einen Europäer ein angenehm überraschender, nach längerem Aufenthalte jedoch erscheinen ihre ehrgeizige Vergrößerung und ihr Luxus sehr unverhältnißmäßig zu der Macht und den Mitteln des Landes, deren Hauptort sie ist. Kaum erwartet man am Fuße der Anden eine Stadt von circa 100 000 Seelen mit so prächtigen Gebäuden, zahlreichen Kirchen, Klöstern, schönen Promenaden, langen, ruhigen Straßen, deren Stille von Zeit zu Zeit durch das Rollen eleganter Wagen, die ebenso gut im Bois de Boulogne paradiren könnten, unterbrochen wird; das Ganze bot einen aristokratischen Anblick, nirgends bemerkte man Lärm, und der ganze Handel ist in einige wenige Straßen zusammengedrängt, so daß man sich eher am Sitze eines ruhigen, luxuriösen Hofes als im Centrum eines

Digitized by Google

demokratischen, arbeitsamen Staates zu befinden glaubt; allerdings aber muß man wissen, daß die Regierung von Chile eine oligarchische ist und sich stark auf die spanische Orthodoxie stützt. Andererseits hören um so mehr die häßlichsten Contraste, denn direkt neben den schönsten Prachtbauten findet man die elendesten Hütten, mitten unter der elegantesten Bevölkerung das traurigste Elend in Lumpen, und wenn der Chilener, dessen ganzer Ehrgeiz es ist, genügend Geld zusammenzuscharren, um später in der Hauptstadt sich gemächlich niederzulassen, diese mit Stolz das „Paris Südamerikas“ nennt, so gleicht sie doch eher einzelnen Stücken von Paris, die planlos in ein großes Indianerdorf gerathen sind. Von dem herrschenden Luxus kann man sich aus der Statistik der seit 1872 unternommenen Privatbauten einen Begriff machen; es betrug damals deren Gesammtwerth circa 4½ Mill. Piaster, 1873 und 1874 je 1½ Mill., 1875, unter dem Einfluß der Krisis, nur ⅔ Mill., im Ganzen also in diesen vier Jahren circa 8 Mill. Piaster oder circa 40 Mill. Franken. Viele dieser Häuser sind geradezu fürstliche Besitzungen; 1873 wurden die drei kostspieligsten auf 80000, 65000 und 55000 Piaster abgeschätzt, 1874 jedoch wurde eines im Preis von 200000 Piaster und 1 Mill. Franken erreichte. Trotz dieser großartigen Bauluft steigen die Miethspreise fortwährend, da fast alle Häuser zum eigenen Gebrauch und nur wenige zum Zweck der Vermiethung gebaut werden. In demselben Maße wie die Privatthätigkeit, bemüht sich auch die Municipalität von Santiago, die Stadt zu verschönern; eine sehr schöne Oper, verschiedene großartige Märkte, Gärten und Parks zeugen davon; leider hat sie dabei das Kanalstück bereits gethan, die Stadtschuld in vier Jahren von 1 auf 2 Mill. Piaster zu bringen. Der recht übhsche Paseo de Santa-Lucia ist zwar größtentheils aus Privatbeiträgen hergestellt worden, doch hätten diese beträchtlichen Summen wohl besser zu nützlicheren Dingen verwendet werden können: Pflasterung, Reinigung und besonders Sicherheit der Straßen z. B. liegen sehr im Argen. Hierin und in der Polizei, deren Besoldung in Santiago wahrhaft erbärmlich ist, ist Valparaiso viel besser daran, während der Lebensunterhalt in beiden Städten ziemlich gleich viel kostet, da er in den letzten 15 Jahren um 50 Proc. gestiegen ist.

— Behufs Aufnahme von Plänen und Rissen zur Herstellung des Panama-Kanales, werden jetzt von Lesseps, der in Columbia mit großer Begeisterung empfangen worden ist, acht verschiedene Expeditionen ausgerüstet.

Arktisches Gebiet.

— In Woolwich fand kürzlich eine Versammlung der Royal-Artillery-Institution statt, in welcher Kommander John P. Cheyne über den jetzigen Stand der geplanten großen Nordpol-Expedition per Dampfer, Schlitten und Luftballon Bericht erstattete. Der (etwas phantastische, Red.) Plan ist folgender: Wenn die Kosten mit 30000 Pfund beisammen sind, wird die Expedition, zu welcher die Regierung ihr Dampf-Kommunions-Schiff „Discovery“ herleihen soll, im Juni abgehen. Der Dampfer soll im ersten Jahre so hoch im Norden als möglich überwintern. Die Schlitten sollen gegen Ende März 1881 abgehen. Wenn ihnen Hindernisse in den Weg treten, wird man zu Ballons greifen. Diese sollen ungefähr im Juni nächsten Jahres, wo die arktische Sonne Tag und Nacht scheint, abgehen. Die Ballons sollen beim Abgang dadurch gefüllt werden, daß man Dampf durch Eisenfeilspähne gehen läßt, und unter mit Hülfe reinen Wasserstoffgases gehandhabt werden. Es sollen drei Ballons, jeder mit einer bis anderthalb Tonnen Tragkraft, verwendet werden. Die Ballon-Gesellschaft soll aus sieben Personen mit Wasser und Proviant für 51 Tage bestehen, aber man erwartet, daß sie den Nordpol schon in 30 bis 40 Stunden nach Verlassen der Schlitten erreicht. Die Forscher wollen am Nordpol etwa eine Woche wissenschaftlichen Untersuchungen widmen, und einen Ballon nach Rußland absenden, um von dort ihre Resultate sogleich telegraphisch nach England zu übermitteln. Man hofft, daß hierzu vom Nordpol via Petersburg nach London nur drei Tage erforderlich sind. Die arktischen Regionen sollen alle Stunden photographirt werden. Der Weg der Ballons wird auf 500 englische Meilen geschätzt. Die Idee, ein feines Telegraphenkabel unterwegs auszuwerfen, um das Expeditionsschiff mit dem Nordpol zu verbinden, ist aufgegeben worden. Nach dem Vortrage wurde mit Erlaubniß des Herzogs von Cambridge ein Offiziers-Comité zur Unterstützung der Expedition gebildet. Es ist dies das sechszigste der Lokal-Comités in England. (N. Z.)

— Nach einer aus Halifax vom 27. Januar eingegangenen Meldung sind daselbst Vorbereitungen im Gange für eine neue amerikanische Expedition zur Erforschung des arktischen Gebiets unter der Leitung von Dr. Emil Bessels, welcher an der Expedition des Kapitän Hall mit dem Schiffe „Polaris“ Theil genommen hatte.

* * *

— Die Frage, ob es religionslose Völker gebe oder nicht, ist in letzter Zeit öfter besprochen worden; Sir John Lubbock hatte den gänzlichen Mangel religiöser Vorstellungen bei einigen wilden Stämmen in seinem Buche „Prehistoric Times“ behauptet, war aber auf Widerspruch gestoßen und mit Recht. Bereits 1873 hatte Professor Huber in der „Allgemeinen Zeitung“ ihm und seinen Anhängern mit Glück entgegnet. Ueberall, wo man näher forschte, fanden sich religiöse Vorstellungen, wiewohl oft sehr primitiver Art und ebensowenig wie es ein Volk ohne Feuer giebt, existirt ein solches ohne Religion. Der Verfasser der Geschichte des Teufels, Gustav Roskoff, hat die Frage jetzt wieder aufgegriffen und klar und anschaulich in seinem Buche „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker“ (Leipzig, Brockhaus, 1880) erörtert. Waitz, Tylor, Bastian, Peschel sind die vornehmsten Quellen, nach denen er seine durchaus richtige Darstellung bearbeitet. Ein tieferes Eindringen in die ethnographische Fachlitteratur würde ihm freilich eine noch viel bedeutendere Ausbeute geliefert haben.

* * *

— Der „Ybare du Bosphore“ vom 19. Februar 1880 berichtet sehr lakonisch: „Der Berg Argäus hat angefangen, Flammen und eine dicke Rauchsäule auszustoßen.“ Ueber die zwei Besteigungen des als erloschen geltenden Vulkanes, welche im August vorigen Jahres durch Engländer ausgeführt worden sind, vergl. „Globus“ XXXVI, S. 222 und 365.

Inhalt: Die Republik Haiti. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. G. Hartung: Zur Arktis. — F. Ratzel: Nordamerikas ganbare Pflanzen und Thiere. I. — Reisewerke über Westafrika. V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Arktisches Gebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 15. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

In früheren Bänden des „Globus“ [1]) haben wir die Reise des französischen Naturforschers bis zu dem Tage (11. April 1876) fortgeführt, wo er von seinen neugewonnenen Freunden in Cali Abschied nahm und dem Quellgebiete des Rio Cauca zuritt, dessen Thale er bereits von Cartago an aufwärts eine Strecke von 180 Kilometer weit gefolgt war. Der Höhenunterschied beider Städte (Cartago 989 m, Cali 1031 m) beträgt nur 42 m, und durch diesen geringen Fall des Thales, der auf den Kilometer kaum 23 cm ausmacht, erklärt sich seine natürliche Beschaffenheit, die dem Fortkommen des Reisenden und seiner kleinen Karawane oft schwere Hindernisse bereitete: die ciénagas oder kleinen zusammenhängenden Seen, die überschwemmten Wälder und Prairien, die sumpfigen Dickichte, Morastlöcher und Wasserpfützen. Diesen Charakter behält das Cauca-Thal noch eine Strecke weit im Süden von Cali bei; er verschwindet dann allmälig und man erreicht das so merkwürdige Quellgebiet des Flusses. Es ist ein prächtiges Thal (hoya), über welches derselbe alljährlich seinen fruchtbaren Schlamm ausbreitet: nach oben hin wird es nicht schmaler, sondern behält seine ganze Breite bei, und von einem der Hügel aus gesehen, welche es zwischen Cartago und Cali begrenzen, bietet es dem Auge einen herrlichen Anblick mit seinen Wiesen, auf denen in voller Freiheit die Herden weiden, den Hainen mächtiger Laubbäume und den einzeln oder gruppenweise sich erhebenden Palmen. Zwischen diesen grünen Oasen ziehen sich nach allen Richtungen die zahlen Savannen hin. Hier und da steigen Rauchsäulen auf und bezeichnen die Stellen, wo man zur Herstellung neuer Felder (desmonte, quema) den Wald niederbrennt; die gefiederten Garben der Bambus zeigen die fruchtbaren Stellen an und der gelbe Ton der pajonales auf den untersten Abhängen der Berge diejenigen, wo man für das Vieh trockene Weiden reserwirt hat. In der Ferne verschwimmt die reizende Landschaft in duftigem, blauem Dunst und Nebel, der für die Andes-Gebiete überhaupt charakteristisch ist.

Wenn man von Cali nach Süden zieht, reitet man zuerst auf einem, beiderseits von Gräben eingefaßten, erhöhten Wege; sehr bald aber nimmt derselbe ein Ende und an seine Stelle treten schmale Pfade, die sich launenhaft über Weidegründe hinschlängeln. Nachdem der Pfad anfangs etwas gestiegen ist, senkt er sich wieder zum Rio Jamundi hinab, der weit über seine Ufer getreten ist und alles Land überschwemmt hat, so daß André nur an dem buschigen Pflanzenwuchs, den Ingas, Pfeilwurz, Cyperinm, Dissenbachias und Heliconien, seine Ufer zu erkennen vermochte. Schließlich fand er auch zwischen gewaltigen, 20 m hohen Bambusstauden, auf deren biegsamen Zweigen sich rothbraune große Affen mit orangefarbenem Schwanze und hellgelbem Bauche (Stentor chrysurus) schaukelten, eine zierliche Brücke über den tosenden Fluß heraus und ritt hinüber; kaum aber hatten er und Fritz von Scherff sie überschritten, als Rinder, durch die Hochstuth von ihrer Weide vertrieben, herangestürzt kamen und in toller Flucht die Brücke wie einen Strohhalm zerbrachen. Die beiden Reiter flüchteten auf einen Hügel, der

[1]) Vergl. „Globus“ XXXII, Nro. 16 bis 21; XXXIV, Nro. 11 bis 16; XXXV, Nro. 18 bis 21.

Digitized by Google

aus dem Waſſer herausragte, und erreichten von dort aus feſten Boden und auf dieſem das Dorf Jamundi. Daſſelbe (1024 m) liegt tiefer, als das mittlere Niveau des Cauca-Thales in dieſer Gegend, und iſt flach, Ueberſchwemmungen ausgeſetzt und ungeſund. Der zugehörige Bezirk zählt, auf weitem Raum zerſtreut, an 2200 Bewohner, die Zuckerrohr, Kakao und Bananen anbauen und zahlreiche, halbwilde Herden beſitzen.

Die Gallinazos von Jamundi.

In dem Augenblicke, in welchem die Reiſenden in das Dorf ritten, übergoß ein Sonnenuntergang, wie man ihn nicht müde wird, in den Anden zu bewundern, das Thal und ſeine zahlreichen maſeſtätiſchen palmas reales, die Bergſpitzen und Wolkenmaſſen mit goldigem Scheine. Den traurigſten Gegenſatz zu dieſem Naturſchauſpiele bot das Dorf dar, auf deſſen Platze, der dem Pariſer Conordienplatze an Größe nicht nachſteht, drei räudige Hunde und ein halbes Dutzend ſchwarzer Schweine nach Abfällen ſuchten und eine Schar Geier ein unförmliches Aas verzehrten. Unweit davon war ein Mann beſchäftigt, eine herrliche Königspalme (Cocos butyracea; ihre Frucht dient zur Bereitung einer ſehr geſchätzten Butter und als Schweinefutter) zu vernichten, in dem Aberglauben, daß ſie den Blitz anzöge und er ſein Haus dagegen ſchützen müſſe. André maß ein Blatt des Baumes, deſſen Beſitz den Stolz jedes botaniſchen Gartens in Europa ausgemacht hätte: es war 12 m lang und zählte 100 Paar Seitenblätter, die oben dunkel-, unten graugrün von Farbe waren. Das Quartier in Jamundi, Abendeſſen und Nachtlager auf der üblichen Ochſenhaut, entſprach dem äußern Ausſehen des Dorfes; um 7 Uhr Morgens ſetzte er am folgenden Tage ſeine Reiſe fort. Zuerſt paſſirt man Weiden mit zerſtreuten Baumgruppen, dann eine Reihe niedriger Hügel von rothem, roſenfarbenem und gelbem Sande, welche faſt ganz von einem hübſchen weißblühenden Strauche mit grünen eßbaren Beeren, dem madroña, bedeckt ſind. Es iſt eine Melaſtomacee, die neben großen Acaliaceen (Oropanax) und ſtachligen Pumas in dieſer Gegend die herrſchende Vegetation bilden. Neben dem Wege, der ſich auf gut Glück zwiſchen jenen Hügeln hindurchzieht, liegen Gehege für das Vieh, die mit eigenthümlichen Bambuszäunen umgeben ſind. Anſtatt mit Planen zuſammengebundenzuſein, werden die feſtrechten Pfoſten und die horizontal dazwiſchen geflechten Latten durch doppelte Pfähle gehalten, wie es unſere zweite Abbildung zeigt. Dieſe Art und Weiſe ſieht gut aus und iſt praktiſch und darum allen Landwirthen in Gegenden, wo man Bambu mit Vortheil ziehen kann, zu empfehlen. Im ſüdlichen Frankreich z. B. iſt letzteres der Fall. In Montſaume im Gard-Departement, an den Ufern des Gardon, hat André kürzlich Tauſende von Bambusſtangen geſehen, die 10 bis 15 m hoch und armsdick waren und ihrem Beſitzer, M. Mazel, ſchon ſehr lohnenden Ertrag brachten.

Bambuszaun.

Bei der wohl eingerichteten Brennerei des Herrn Bartolomeo Fernandez vorbei, die täglich bis 15 Arroben (187½ kg) Alkohol liefert und hier ſo weit drinnen im Lande eine wahre Merkwürdigkeit iſt, und über den Rio Claro und einige andere Bäche erreichte man Cañitas

Digitized by Google

(1256 m) und stieg dann wieder in die üppig grüne, den Ueberschwemmungen des Cauca ausgesetzte Ebene hinab. Mehrere Stunden lang irrten sie nun in pfadlosen Sümpfen umher zwischen großen Juffieuas mit weidenartigen Blättern, violetten Melastomen, Bambus, verschiedenen Rohrarten und Wasserfarnkraut. Unaufhörlich geriethen sie in den Morast und mußten sich gegenseitig zurufen, um nicht von einander zu kommen. Oft reichte ihnen das Wasser bis an die Schultern, und die armen Maulthiere verschwanden vollständig bis auf die Nasenlöcher. Mit vieler Mühe erreichten sie endlich einige aus dem Wasser ragende Hügel und fanden von da aus den verlorenen Weg, der sie zu einer Fähre (balsa) über den Cauca brachte. Allein das flache Gefährt war zerbrochen, und man mußte sich mit einem Boote begnügen. Da aber nichts in diesem Lande rasch vollbracht wird, so hieß es, zwei Stunden in glühender Sonne und von Mosquitos umschwärmt sich gedulden, ehe der Fährmann alle Vorbereitungen getroffen hatte.

Jenseits kamen sie in eine ganz andere Gegend; das linke Ufer des Cauca, welches sie eben verlassen hatten, war flach gewesen, dieses abschüssig. Statt der überschwemmten Wälder hatten sie sandige und felsige Abhänge vor sich, zwischen denen sich ein Pfad im Zickzack hindurchwand. Fremdartig gekleidete Frauen stiegen auf denselben zum Wasser hinab; statt des offenen Hemdes, des kleinen Strohhutes und des um die Schultern geschlagenen Shawls hatten sie

Die Sümpfe von Canitas.

einen großen Schurz von dunkelblauem, grobem Tuche, bayeta de Castilla genannt, quer um die Hüften geschlagen. Fast alle sind von indianischer Abstammung und haben dabei etwas Negerblut in den Adern, wie es ihr langer, rückwärts gebogener Rumpf, die dünnen Gliedmaßen und die eigenthümliche Bildung der windschiefen Brust beweisen. Die meisten von ihnen waren früher in den jetzt verlassenen Goldbergwerken von Caloto und Quilichao beschäftigt; ihre Sprache hat als Eigenthümlichkeit ein kindliches Lispeln und verwischt das r. Wenn sie, ihre thönernen Urnen auf dem Kopfe, zum Cauca hinabsteigen, um Wasser zu holen, so giebt das oft Bilder, die dem Stifte eines Künstlers würdige Vorwürfe wären.

Von dieser Ueberfahrtsstelle beginnt in der That das Gebiet des obern Cauca. Rasch steigt man von da zu den Gipfeln empor, wo die drei colombischen Cordilleren mit dem großartigen vulkanischen Gebiete Ecuadors zusammenstoßen; während die Fährstelle etwa 1100 m hoch liegt, fließt der Cauca bei der höchstens 100 km entfernten Stadt Popayan in einer Höhe von 1700 m, hat also auf den Kilometer etwa 6½ m Fall und nicht mehr 23 cm, wie zwischen Cali und Cartago. Plötzlich verengt sich nun das Thal und wird durch eine aus rothem Thon mit Rollkieseln bestehende Wand eingeschlossen; schäumend fließt der Cauca zwischen seinen hohen, gewundenen Ufern hin und tritt erst unter dem 3. Grade nördlicher Breite in jenes weite schöne Thal, das er ruhig durchschneidet bis zum Salto von Juan Garcia im Staate Antioquia. In Buenosaires, wo die Reisenden übernach-

Digitized by Google

Frauen von Buenosaires im obern Cauca-Thale.

Digitized by Google

teten, hatten sie bereits eine Höhe von 1270 m erreicht (genau die Ziffer, welche auch Codazzi angiebt). Jenseit des Ortes wurde der Weg zusehends schwieriger; wie denn überhaupt alle Wege in Colombia mehr oder weniger schwierig sind: das ganze Problem einer Reise in den Cordilleren ist in dem einen Worte „vorwärtskommen" begriffen. Denn alles wirkt zusammen, um den Reisenden fernzuhalten und ihn an dem Eindringen in eine Natur zu hindern, die auf Erden nicht ihres Gleichen hat. Wie ein Schloß legen sich die Anden vor die fruchtbaren Thäler des Landes, die Dichte sind undurchdringlich, die Flüsse unbefahrbar, die Ebenen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Lassen wir hier einen deutschen Reisenden, der unlängst Colombien durchstreifte, den Freiherrn von Thielmann, reden (Verhandlungen der Ges. für Erdk. zu Berlin 1879, S. 370): „Der Weg nach dem Cauca-Thale (über den Quindiu-Paß) ist kein Weg in unserm Sinne; es ist ein Durchhau durch weiten wüsten Urwald, in welchem hier und da eine ärmliche Hütte ein Indianerpaar beherbergt. Der Reisende mag sehen, wie er hindurch kommt. Rechts und links ist das Gebüsch so dicht verwachsen, daß ein Abweichen vom Pfade unmöglich wird. Ist ein Loch im Boden, oder liegt ein Stein vor dem Reiter, so muß er hindurch oder hinüber; sperrt ein Baum oder schlingende Ranken den Weg, so muß das Messer den Weg bahnen. An den Seiten hängt dorniges Gestrüpp über den schmalen Pfad hinüber; die Stacheln zerreißen die Kleider des Menschen und verletzen seine Haut, aber hindurch muß er; starke Lianen können den Reiter wehrlos aus dem Sattel heben, Wurzeln den Fuß des Maulthiers verstricken. Der Untergrund besteht aus dem üppigsten schwarzen Humus,

Das Dorf el Hatico.

den der Wald seit Jahrtausenden gebildet hat. Wo der Abfluß des Wassers nicht von der Natur geregelt wird, ist aus diesem Humus ein unergründlicher Schlamm entstanden, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch versinken. Auf der Straße liegen Baumstämme und versanken im Morast, und zwischen ihnen und den Schlingpflanzen verstricken sich die Hufe der Thiere. Es kommt vor, daß sie rettungslos im Schlamm stecken bleiben. Ich habe Fälle gesehen, wo Esel mitten im Wege gestorben und halb verfault waren; gleichwohl mußte der Reisende über ihre verwesenden Leichname hinwegreiten. Und das nennen die Colombianer eine königliche Heerstraße!"

In ähnlicher Weise ergeht sich André ganze Seiten lang in der Schilderung der abscheulichen Wege Colombiens; der Unannehmlichkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren giebt es zahllose: hier durchnäßen die Zweige, an welche der Reisende streift, ihn bis auf die Haut; dort muß er auf Wegen reiten, die etwa 1 m tief in den umgebenden Boden eingeschnitten sind, so daß Steigbügel und Sporen beständig an den Wänden des Einschnitts sich reiben. Hier heißt es, über einen Abhang zu reiten, der aus mächtigen Rollkieseln besteht, welche unter den Hufen des Thieres nachgeben; dort muß man im Gebiete des Schiefers über glitschige, lose Platten hinwegreiten, wo der geringste Fehltritt sichern Tod bringt. Wieder an anderen Stellen ist es glatter Rasen, der Gefahr droht: oft sieht man dort mehrere hundert Meter unter sich die von Geiern und Raubvögeln schneeweiß genagten Knochen verunglückter Reisenden. Dazu kommen allerhand Löcher voll Wasser, oder Schlamm, am Boden mit Wurzelwerk überspannt, in welchem sich die Reitthiere die Beine brechen können, die übertrieben steilen Ab- und Aufstiege, die Flußübergänge, die Brücken aus Baumstämmen, deren Erddecke längst vom Regen hinweg gespült wurde; dann die tausend irreführenden Pfade auf den Savannen, welche von den wilden Rindern, den Jaguaren, Boas oder Indianern herrühren; die Knüppeldämme, die über den Weg gestürzten Bäume, die Zähigkeit des Schlammes nach einer Ueberschwemmung u. s. w. Und für solche Straßen wollen die Staaten Zoll erheben und votiren sie Gelder, während doch in Wahrheit niemand eine Hand rührt, um einen bessern Zustand herbeizuführen, es sei denn in der nächsten Nähe der größeren Städte und höchstens ein paar Wochen lang. André hofft, daß nach hundert Jahren sich die europäische Auswanderung nach Colombia richten und diesem üppigen Lande neues Leben zuführen, vor allem aber Straßen bauen wird. Ob der Umschwung schon in so kurzer Zeit bevorsteht, darf man heute wohl noch billiger Weise bezweifeln. Jedenfalls ist augenblicklich und wohl noch auf lange Zeit hinaus das

Digitized by Google

Reisen in Colombien ein sehr mühevolles und anstrengendes; was dem Reisenden dort alles an einem einzigen Tage zustoßen kann an kleinen Unfällen und großen Unannehmlichkeiten, genügt, um eine Reise in manchen anderen Ländern zu einer ereignißreichen zu gestalten. André führt zum Beweise dessen an, was er für den 13. April 1876, den Ritt von Buenosaires nach Aganchó, in sein Tagebuch eingetragen: am Vormittage ein Sturz mit dem Maulthiere, wobei André's unter dasselbe zu liegen kam und sich erst durch Zerschneiden des Riemenzeuges aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte; Nachmittags mußte er den angeschwollenen Rio Dosjos mit Gefahr durchschwimmen, um vom jenseitigen Ufer ein Boot herbeizuholen, dann in dunkeler Nacht noch über einen Kilometer weit durch Wald und bei strömendem Regen auf schrecklichem Wege nach Aganché (1285 m) reiten, um diese elende Hütte vollgestopft von fieber- und typhuskranken Reisenden zu finden und sich mit einem Lager auf dem Tische zu begnügen. Kurz zuvor war noch das Packpferd gestürzt und man war genommen gewesen, Gepäck und Sammlungen im Walde zurücklassen. Wie froh waren sie, als sie am nächsten Morgen die in der Nacht davongelaufenen Thiere nach zweistündigem Suchen glücklich eingefangen hatten und dem ungastlichen Obdache den Rücken kehren konnten!

Bei Santa Marta (1730 m) beginnt eine Region des Nebels mit dem Charakter der gemäßigt-kalten Zone, welche

Quellgebiet des Rio Cauca und Lauf des Rio Patia in Columbia.
81°
80°
79°
3°
2°
1°
Tuquerres
Pasto
Popayan
Cali
Buga
Cartago
Anserma
Caramanta
Antioquia
Medellin
Rionegro
Honda
Ibague
Neiva
Timana
Almaguer
Mocoa
Sibundoy
Mamarato
Pasto
Patia
Cauca
Dagua
Rio Dagua
Rio Patia
Rio Cauca
Rio Magdalena
Rio Sucio
Rio Negro
Rio Mocoa
Rio Caquetá
Rio Putumayo
Rio Napo
Rio Aguarico
Rio Guamuez
Rio Sucumbios
Rio Cofre
Rio Mira
Rio Nanay
Rio Tigre
Rio Pastaza
Rio Morona
Rio Santiago
Rio Zamora
Rio Chinchipe
Rio Huancabamba
Rio Chira
Rio Piura
Rio Quiroz
Rio Macara
Rio Catamayo
Rio Zarumilla
Rio Puyango
Rio Tumbez
Rio Jubones
Rio Chimbo
Rio Guayas
Rio Daule
Rio Vinces
Rio Babahoyo
Rio Quevedo
Rio Esmeraldas
Rio Blanco
Rio Verde
Rio Guallabamba
Rio Pisque
Rio Mira
Rio Chota
Rio Guaill

diesen engen Flußthälern, in denen eine dichte Vegetation gedeiht, darunter die berühmte Quinquina von Pitayo (ein Dorf in malerischer waldiger Gegend etwa 25 km in gerader Entfernung gegen Osten gelegen). Ihrem Privieje getreu, Wege stets in der geradesten Linie anzulegen, führten die Spanier zur Zeit der Eroberung die Straße vom Rio Palace ins Thal von Popayan geradeaus über eine Höhe, die für schwere Transporte vollkommen unzugänglich ist. So toll das ist, so hat es doch einen Vortheil: vom „alto“ aus genießt der Reisende einen prachtvollen Ausblick nach Süden. Inmitten eines Kranzes hoher Berge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, zieht sich wie ein Strom ein Streifen Grün hin, bestehend aus üppigen Wiesen mit dunkleren Baumgruppen, aus denen sich als weiße Punkte Häuser und Kirchen abheben. Tief unten zu den Füßen des Beschauers fließt der Cauca, hier noch ein kleines Gewässer, in westlicher Richtung dahin. In einer Entfernung von 6 km aber schimmern zwischen Weiden (Salix Humboldtii), welche hier die Stelle unserer Pappeln vertreten, die Häuser von Popayan, der Hauptstadt des Staates Cauca, der „gelehrten Stadt“, hervor. Es ist ein bezaubernder Anblick, der sich dauernd dem Gedächtnisse einprägt: eine Oase inmitten der Wüste. Steigt man hinunter, so nimmt das Behagen nur noch zu; zwischen blühenden Orchideen, Fuchsien, Salbei, Gesneriaceen und Lamourouxias hindurch erreicht man eine schöne Brücke über den Cauca, von welcher ein breiter, mit Rousteinen gepflasterter aber schlecht unterhaltener Weg zur Stadt führt. Zwei natürliche, üppig wuchernde Hecken, einzig auf Erden durch ihre Schönheit, fassen diese wahrhaft königliche Straße ein; unter den Sträuchern, welche sie bilden, ragen zwei besonders hervor, eine herrliche baumartige Euphorbie und die Lieblingspflanze der Popayaneros, die „Maiblume“ (flor de mayo, Mercurialis malalis, eine Melastomacee), ein schöner Strauch mit geraden, glatten Zweigen, dunkelgrünen, spitzigovalen, glänzenden Blättern und einzelnen, sternförmigen, handgroßen Blüthen vom schönsten Magentaroth mit fünf großen, rein weißen Flecken in der Mitte. Zwischen diesen entzückenden Hecken öffnete sich manchmal ein Blick auf einen Garten mit Apfelsinen- oder Chirimoyabäumen, oder auf eine Weide, deren Gras dem Vieh bis an den Bauch reichte, jetzt auf die kleine Veten-Kirche auf einem Hügel, dann auf die mächtigen Zacken der Cordillere; so tritt Andrée am 15. April 1876, dem Tage vor Ostern, in Popayan ein, begierig, all das neue und interessante reiche Leben, welches sich hier ihm darbot, kennen zu lernen und in sich aufzunehmen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

III.

Die Regierungsform oder Verfassung der Samoas kann im Allgemeinen als eine patriarchalisch-aristokratische bezeichnet werden. In jedem Dorfe bilden mehrere Hausgenossenschaften eine „Familie“ oder „Sippschaft“, die etwa 40 bis 50 Köpfe umfassen mag. Sie baut, wie ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen kann, ihre Hütten in einem engen Komplex zusammen, in deren Mitte eine größere liegt, die zum Versammlungsort und zur Aufnahme von Gästen dient. Die Dörfer bestehen daher immer aus einzelnen Gruppen von Wohnungen. An der Spitze einer solchen Sippschaft steht ein „Familienhaupt“, deren es vielleicht in einem Orte je nach der Größe desselben 10 bis 20 giebt. Diese Würde ist aber nicht nothwendig erblich von Vater auf Sohn, sondern sie kann auch durch die übrigen Mitglieder der Sippschaft einem Verwandten und sogar einem Fremden übertragen werden. Einige unter den Aeltesten bilden gewissermaßen eine adlige Klasse, die ihren Stammbaum bis in alte Zeiten hinauf verfolgen können und „Häuptlinge“ heißen. Aber den officiellen Titel eines Häuptlings trägt nur Einer unter ihnen, der dazu von den anderen gewählt wird, und der vor seinem Tode einen Andern aus dem Stamm zum Nachfolger ernennt. Dadurch wird jedoch die Wahl eines solchen durch die anderen Mitglieder nicht immer beeinflußt.

Der officielle Häuptling nun vertritt die ganze Dorfgemeinde und ist ihr Beschützer nach außen hin. Wenn er auch für einen Fremden, der weniger die Verhältnisse kennt, sich in nichts von den übrigen Bewohnern unterscheidet und ebenso wie jeder Andere seiner täglichen Beschäftigung auf dem Felde oder beim Fischfang nachgeht, so wird er doch von Allen mit Auszeichnung und Respekt behandelt. Wenn sie von ihm sprechen, so nennen sie ihn nicht schlechtweg mit seinem Namen, wie „Saimanutafa“ oder „Pulepule“ oder wie er sonst heißen mag, sondern sie sagen „Saimanutafa Etauucht“, und wenn sie mit ihm selbst sprechen, so thun sie das mit Ausdrücken, die etwa so viel bezeichnen wie „Eure Hoheit“. Bei Berathungen, Versammlungen oder Festen, die mit größeren Ceremonien gehalten werden, wird ihm die Kokosnußschale mit dem üblichen Kawagetränk, der als Freundschaftstrunk unter den Häuptlingen umhergeht, zuerst gereicht, und ebenso bekommt er das erste und das beste Stück Fleisch von dem gebratenen Schwein oder der Schildkröte.

Ist er bisher unverheirathet und will Hochzeit machen, so versorgen ihn die übrigen Familienhäupter mit allem, was zur Ausrichtung der Festlichkeit nöthig ist, wofür er seinerseits nach der üblichen Sitte all die feinen Matten und sonstigen Schätze, welche seine Frau ihm zubringt, unter sie vertheilen muß. Zwischen dem Häuptling und den Familienhäuptern geht auch, von dieser speciellen Gelegenheit abgesehen, überhaupt das Eigenthum wechselseitig hin und her. Wenn er dies und das braucht, was er nicht hat, so läßt er jene einfach um die benöthigten Dinge ersuchen, und andererseits muß er bei vorkommenden Veranlassungen honoris causa die übrigen Familienhäupter reichlich beschenken.

Der Häuptling heirathet immer aus einem der seinigen ebenbürtigen Familie, und das „Standesgemäße“ wird bei den Samoanern noch mehr geehrt als bei uns. In der heidnischen Zeit nahm ein Häuptling oft eine ganze Zahl

Digitized by Google

Frauen, und je mehr, desto besser für die anderen Familienhäupter, denn sie bekommen dann viele feine Matten, die alle Samoaner wie Kleinodien schätzen. Daher überredete man ihn oft aus reiner Speculation zu immer neuen Hochzeiten und verheirathete ihn wer weiß wie oft, ohne daß er dabei in den meisten Fällen die Absicht gehabt hätte, mit der betreffenden Frau auch wirklich zusammen zu leben. Es war dann nur eine Ceremonie, denn gewöhnlich hatte ein Häuptling nur zwei Frauen zu gleicher Zeit. Natürlich änderte sich diese sonderbare Sitte durch die Einführung des Christenthums.

Die Ländereien, welche zu einem Dorfe gehören, sind nach den einzelnen Familien eingetheilt, so daß jede ihr Besitzthum hat. Und nicht bloß die Pflanzungen, die Felder, sind in dieser bestimmten Weise von einander abgegrenzt, sondern man sieht auch im Walde in der Umgebung der Dörfer Steinwälle oder Zäune gezogen, welche das Eigenthum der einzelnen Familien einschließen. Natürlich Strand und See bis zu dem Außenriff, welches die ganze Insel umgiebt, gehört immer dem ganzen Dorfe, welches an der betreffenden Stelle liegt, aber ein anderes Dorf darf dort nicht fischen. Die Familienhäupter haben zwar die Disposition über diese Bestungen, müssen aber alle Mitglieder dabei zu Rathe ziehen und können nicht willkürlich darüber verfügen.

Der Dorfhäuptling bildet mit den übrigen Aeltesten zusammen die Behörde und sie berathen alle inneren und äußeren Gemeindeangelegenheiten in Bezug auf Verwaltung und Rechtspflege, Krieg und Frieden. Einer der Aeltesten ist dabei dem Häuptling als sein Adlatus attachirt, beruft in seinem Auftrag die Versammlungen und hat bei manchen Gelegenheiten auch die Function eines Ceremonienmeisters zu verwalten.

Obgleich es geschriebene Gesetze nie gegeben hat, so werden doch alle Rechtsfälle nach traditionell feststehendem Herkommen entschieden und Verbrecher bestraft.

Jede Dorfgemeinde ist durchaus unabhängig und selbständig, aber es vereinigen sich nach allgemeiner Uebereinstimmung immer mehrere derselben zu gegenseitigem Schutz und Trutz und bilden einen „Distrikt“ mit einem als Hauptort anerkannten Dorfe, dessen Häuptling dann den Titel eines „Königs“ führt. Bei drohenden Kriegsgefahren darf kein Dorf für sich allein handeln, sondern sämmtliche Familienhäupter aller zum Distrikt gehörenden Dörfer versammeln sich in solchem Falle im Hauptorte und fassen dort mit dem Könige gemeinsam Beschluß.

Solche Versammlungen finden unter freiem Himmel statt. Die Repräsentanten eines jeden Dorfes haben ihre bestimmten Plätze unter dem Schatten der Brotfrucht- und Orangenbäume, und die ganze Versammlung bildet also einzelne Gruppen im Kreise herum.

Die Verhandlung geht nun ganz parlamentarisch vor sich, und Jeder hat das Recht zu sprechen. Der König und die Häuptlinge machen davon aber selten Gebrauch, sondern nach der Sitte sprechen nur die Aeltesten, wobei die des Hauptdorfes den Vortritt haben. Alles geht in hergebrachter Ceremonie und mit Würde zu. Der samoanische Redner erhebt sich von seiner Matte, tritt vor, legt über seine Schulter den obligaten Fliegenwedel, der aus einem kurzen Stiele mit einem Schweif von Kokosnußfasern besteht, stützt beide Hände auf einen langen Stab, und so etwas vornübergeneigt schickt er sich zu seiner Rede an. Zugleich mit ihm sind aber alle Aeltesten desselben Dorfes aufgestanden, und obgleich meistens schon immer vorher ausgemacht ist, wer reden soll, führen sie doch unter sich noch eine lange Berathung darüber, welche nichts weiter als eine hergebrachte Förmlichkeit ist, die damit endigt, daß sich Einer nach dem Andern niedersetzt, und zuletzt der Redner übrig bleibt.

Dieser beginnt nun umständlich mit den Namen und Würden aller Einzelnen, erwähnt auch der Vorsahren und bringt mit dieser Anrede und Einleitung so ziemlich eine halbe Stunde zu. Da sind unsere Parlamentarier doch weit vernünftiger, sie sagen nur „Meine Herren“ und kommen dann gleich auf die Sache. Der samoanische Redner aber kommt auch nach seiner halbstündigen Anrede noch lange nicht auf die Sache, sondern holt gewaltig weit aus und spricht von Dingen, die mit dem eigentlichen Gegenstande der Berathung in gar keiner Beziehung stehen, denn die Samoaner haben die parlamentarische Eitelkeit, daß sie sich gern reden hören, wie das auch bei uns ist. Endlich kommt er denn auch auf den fraglichen Gegenstand und hat dann im Ganzen ziemlich anderthalb oder zwei Stunden geredet. In derselben Weise spricht vielleicht auch Einer, und dann ist es Mittag, und das Parlament will essen. Da kommen die jungen Burschen und Mädchen der Familie eines jeden Häuptlings, festlich geschmückt, und bringen ihm Essen und Trinken. Aber die höfliche Sitte erfordert es, daß er es nicht annimmt, sondern es diesem oder jenem andern Häuptling mit einem schönen Kompliment von sich bringen läßt, was natürlich dann von jenem erwidert wird. Während dieses Freundschaftsmahles nehmen aber die Reden ihren weitern Fortgang, und die Sitzung dauert gewöhnlich bis Sonnenuntergang, auch wohl bis spät in die Nacht, wenn die Sache sehr wichtig ist.

Der unabhängigen Distrikte gab es bis vor etlichen Jahren etwa zehn auf der ganzen Samoagruppe mit eben so vielen Königen, und bei dem von Natur stolzen und kriegerischen Charakter der Eingeborenen konnte es nicht fehlen, daß manchertei Kämpfe entbrannten und ausgefochten wurden. Da man kann sagen, daß eigentlich ein fortwährender Kriegszustand herrschte. Darunter litt dann natürlich die allgemeine Wohlfahrt nicht bloß der Eingeborenen, sondern auch der fremden Ansiedler, und deshalb war es immer das Bestreben der Missionäre, der Konsuln und der Kommandanten der fremden Kriegsschiffe, die zum Schutz der Angehörigen ihrer Nation dorthin geschickt waren, eine Einigung der verschiedenen Distrikte mit einer repräsentativen Regierungsform einzuführen. Aber es war immer vergebens. Keinen besseren Erfolg hatte es, daß man erst England und dann Amerika bat, das Protektorat über die Inseln zu übernehmen, beide Mächte lehnten ab.

Inzwischen aber glaubten doch einige amerikanische Spekulanten, daß früher oder später die eine oder die andere Seemacht die Gruppe annektiren und geordnete Zustände herbeiführen würde, und die große Fruchtbarkeit der Inseln, welche eine bedeutende Zukunft für den Handel verhieß, in Betracht ziehend, bildete sich ganz im Stillen ein Konsortium, welches behufs Erwerbung ausgedehnter Besitzungen Agenten nach den Samoas schickte. Gleichzeitig tauchte auch eine Persönlichkeit dort auf, welche in der neuesten Geschichte der Samoas eine bedeutende Rolle spielte, ein früherer amerikanischer Oberst Namens Steinberger, ein abenteuerlicher, intriganter Charakter. Ob dessen Erscheinen mit den Bestrebungen des erwähnten Konsortiums zusammenhing, oder ob er auf eigene Rechnung Geschäfte machen wollte, ist ungewiß. Jedoch wußte er den Schein zu erwecken, als sei er ein officieller oder halbofficieller Abgesandter der nordamerikanischen Regierung. Er kam nicht bloß mit einem amerikanischen Kriegsschiffe, sondern brachte auch ein Empfehlungsschreiben vom Präsidenten Grant, und der Kommandant der amerikanischen Korvette führte ihn bei den maßgebenden Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten als einen Mann ein, der des besten Vertrauens würdig sei.

Dadurch und durch sein anfänglich gewinnendes Auftreten ließen sich nicht bloß die Eingeborenen, sondern auch die englischen Missionäre täuschen und gaben sich der Hoffnung hin, Amerika werde endlich die Angelegenheiten der Inseln in die Hand nehmen und geordnete Zustände herbeiführen, die sie so sehnlichst wünschten. Besonders wußte sich Steinberger bei den Häuptlingen durch sein bestechendes Wesen, durch viele Geschenke und noch größere Versprechungen zu insinuiren und brachte es dahin, daß er als erster Minister des Königs fungirte.

In dieser einflußreichen Stellung war es ihm ein Leichtes, die Häuptlinge und den König zu überreden, eine Konstitution einzuführen, wobei er einer jeden Partei plausibel machte, welche Vortheile gerade für sie in dieser Verfassung liegen. Den Hauptvortheil sicherte er aber sich selbst, indem er die Bestimmung aufnahm, daß alle Steuern an ihn gezahlt werden sollten, wogegen er wiederum alle Gehalte an die konstitutionellen Beamten zahlen werde. Dabei war es sein Zweck, die ganze Regierung in die Hand zu bekommen und den König nur als Puppe bestehen zu lassen. Um sich noch mehr zu befestigen, rief er amerikanische Ansiedler herbei und setzte sie in einflußreiche Stellungen, damit sie wiederum seinem Interesse ergeben sein möchten. Das durch seine Handelsbeziehungen und großen Besitzungen einflußreiche Haus Godeffroy erschien ihm bedeutend genug, um mit demselben einen förmlichen Vertrag in Bezug auf die zukünftige Gestaltung der Dinge einzugehen.

Obwohl nun Steinberger eine große Partei für sich gewonnen hatte, so schöpften doch Andere gegen seine eigentlichen Absichten allmälig Verdacht und nahmen außerdem an seinem mehr und mehr wüsten und rüden Lebenswandel Anstoß, so besonders die englischen Missionäre und der englische und amerikanische Konsul. Dazu kam noch, daß der König Malietoa sich durch seine Uebergriffe bei Seite geschoben fühlte und ihn je eher desto lieber los geworden wäre, wenn er nur gewußt hätte, wie; denn die Partei Steinberger's unter den Häuptlingen war zu stark. Da traf es sich zu Gunsten der Gegner Steinberger's, daß eine englische Korvette in den Hafen von Apia einlief, und der amerikanische Konsul benunciirte seinen Landsmann bei dem Kommandanten als einen gefährlichen Schmeichler und Unruhestifter und stellte das Ansuchen, ihn aufzuheben. Der Kommandant ging, da der englische Konsul die Anklage unterstützte, darauf ein, und nachdem Steinberger ist einer großen Versammlung vom König förmlich seines Amtes als Minister entsetzt war, wurde er auf Befehl des Kommandanten gefangen genommen und an Bord der Korvette gebracht.

Hiermit war die Sache aber nicht abgethan, denn nun rüstete sich die Partei Steinberger's zum Kampfe. Der englische Konsul ließ sein Haus eiligst mit Wall und Graben umgeben, englische Matrosen wurden bewaffnet zu seinem Schutze an Land geschickt, und bald kam es zu förmlichen Gefechten, bei denen es Todte und Verwundete gab. Dieser Kriegszustand dauerte mehrere Monate. Der König Malietoa mußte fliehen und ging nach der Insel Savaii. Als inzwischen die englische Korvette mit dem gefangen gehaltenen Steinberger den Hafen verließ, hörten zwar die offenen Feindseligkeiten auf, aber die Spannung zwischen der Steinberger-Partei und der „alten Samoa-Partei", wie sich die andere nannte, dauerte fort. So fanden wir den Zustand der Dinge, als wir am 1. Oktober desselben Jahres, in dem die Kämpfe stattgehabt hatten, in Apia ankamen.

Daß bei solchen Unruhen und drohenden Kämpfen die deutschen Besitzungen auf Samoa in Mitleidenschaft gezogen wurden, ist nur zu natürlich, denn wenn sie auch nicht direkt Gegenstand des Angriffs der einen oder andern Partei waren, so wurden doch hier und da Verwüstungen angerichtet, und die allgemeine Erregung der Gemüther wirkte nachtheilig auf den Fortgang der Bearbeitung der Plantagen. Daher war es die Aufgabe unseres Kommandanten, in Gemeinschaft mit dem Vertreter der Firma Godeffroy, der zugleich deutscher Konsul war, die Parteien friedlich zu einigen und eine geeignete Regierungsform herzustellen. Aber trotz aller Verhandlungen mit den einzelnen Häuptlingen jeder Partei für sich, trotz aller „Faunas", d. h. größeren Versammlungen und Berathungen mit beiden Parteien gemeinsam, wollte es doch nicht gelingen. Denn die Steinbergeraner, welche eine geschlossene Einheit bildeten, hofften immer, ihr Held werde nächstens zurückkehren und alle seine schönen Versprechungen wahr machen, und deshalb verhielten sie sich gegen alle Arrangements ablehnend. Die alte Samoa-Partei dagegen war auch unter sich nicht einmal einig, sondern ein Theil hing dem gefl[illegible]chten Könige an und wünschte die frühere Regierungsform wieder hergestellt zu sehen, ein anderer wünschte eine konstitutionelle Union der Distrikte, und einige Häuptlinge endlich wollten am liebsten selber König werden.

Während im eigentlichen Apia die alte Samoa-Partei ihren Sitz hatte, war die ganze Halbinsel Molinu von Anhängern Steinberger's bewohnt, und hier im Hauptorte der Insel traten die Parteigegensätze am schärfsten hervor. Zum Zeichen dessen wehte denn auch auf Molinu an einem mächtig hohen Maste die Flagge der Steinbergeraner über den Wipfeln der schlanken Palmen. Das hatte aber die alte Samoa-Partei schon lange mit Aerger gesehen und sie beschloß daher, in Apia gleichfalls einen hohen Flaggenmast zu errichten und von demselben ihr Wahrzeichen wehen zu lassen. Als das Werk fertig war, und zum ersten Mal die alte Samoa-Flagge gehißt wurde, war allgemeiner Jubel in Apia, und es wurde ein großes Fest veranstaltet, bei dem die Häuptlinge und Aeltesten viele gebratene Ferkel verzehrten und Böllerschüsse gar kriegerisch über die Bucht hindonnern ließen, um den Steinbergeranern auf Molinu zu verkünden, daß der Muth bei „Alt-Samoa" noch groß sei. Diese Kanonade hatte solchen Beifall gefunden, daß beschlossen wurde, es sollte auch in Zukunft jedes Mal, wenn Abends bei Sonnenuntergang die Flagge niedergeholt würde, ein Schuß abgefeuert werden, was fortan auch mit großer Pünktlichkeit geschah. Es gewährte uns immer ein komisches Schauspiel, wenn wir von Bord aus auf der einen Seite der Bucht die Flagge der Steinbergeraner, auf der andern Seite die der Alt-Samoaner Abends niedergehen sahen und den Schuß donnern hörten, denn wir hatten dabei das Gefühl, daß die Krähwinkeli überall auf der Welt anzutreffen sei. So weit von den politischen Zuständen auf Samoa.

Was die religiösen Verhältnisse anbetrifft, so ist schon vorhin bemerkt worden, daß die ganze Inselgruppe christlich ist. In den dreißiger Jahren brachte Missionär Williams das Evangelium nach den Samoas, und wenn auch anfangs unter vielen Kämpfen und Verfolgungen, hat es sich doch schnell über alle Inseln verbreitet. In allen Dörfern finden sich Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern, die zum allergrößten Theile Eingeborene sind. Upolu ist, wie in kommerzieller und politischer Beziehung, so auch in kirchlicher Hinsicht als die Hauptinsel zu betrachten. Hier besteht in dem Orte Malua ein Seminar zur Heranbildung von Predigern und Lehrern, von Rev. Tur-

Digitized by Google

ner geleitet, der schon seit langen Jahren auf den Samoas thätig ist. In Apia wohnt sein Sohn, der sowohl Prediger als auch Hubirter Arzt und sehr geschickter Operateur ist. Außer ihm befinden sich dort noch zwei eingeborene Geistliche mit eben so vielen Kirchen.

Im Jahre 1845 wurden von einem französischen Kriegsschiffe katholische Missionäre nach den Samoas gebracht, und in Apia, wie schon früher erwähnt, ist jetzt eine katholische Kirche mit einem Bischof und mehreren Geistlichen. In der Nähe des Ortes liegt an dem Abhange des Vaia-Berges auch ein Seminar. Gleichwohl aber hat der Katholicismus nur geringe Ausbreitung auf der Insel gefunden; er zählt etwa 3000 bis 4000 Bekenner, während die übrigen 32 000 bis 33 000 Bewohner evangelisch sind.

Die Londoner Missions-Gesellschaft, von welcher die Christianisirung der Samoaner ausgegangen und durchgeführt ist, braucht schon seit Jahren für dieselben keinerlei Geldunterstützung mehr zu senden, da die Bewohner ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten und sogar schon für Missionszwecke auf anderen Gebieten namhafte Beisteuern entrichten; das religiöse und kirchliche Leben muß als sehr blühend bezeichnet werden. Dabei aber soll es keineswegs verschwiegen werden, daß in dem Hauptorte Apia die sittlichen Zustände sehr viel zu wünschen übrig lassen, denn Apia macht hierin eine unrühmliche Ausnahme von allen anderen Orten. Aber das hat seine naheliegenden Gründe, die auch dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen springen müssen. Man bedenke nur, daß Apia das Emporium für alle umliegenden Inselgruppen ist, daß sich hier der lebhafteste Import- und Exporthandel concentrirt, daß also eine große Anzahl von Schiffen jährlich ein- und ausläuft, und daß einige oft Monate lang im Hafen liegen und auf Befrachtung mit den verschiedenen Produkten warten. Außer den Kauffahrern aber liegen fast fortwährend auch ein oder mehrere Kriegsschiffe im Hafen. Wo also so viele fremde Menschen, die doch im Allgemeinen nicht zu den seidensten zu gehören pflegen, zusammenströmen, an Land gehen, ihre Erquickungen suchen, da wird die Sittlichkeit nicht gerade besonders wohl stehen. Es giebt in dem kleinen Orte eine Menge Kneipen, die selbstverständlich immer ihre Tanzlokale haben, und da kann man fast allabendlich die Musik der Handharmonikas, welche die zweideutigen oder eigentlich unzweideutigen Tänze und Amüsements begleitet, herausschallen hören. Das männliche Kontingent zu diesen Erquickungen liefern die fremden Schiffe und auch die fremden Ansiedler, das weibliche liefert Apia. Meistentheils sind es lediige Frauenzimmer, welche diese Lokale besuchen, aber manchmal, wenn ein größerer „Ball“ abgehalten wird, findet man auch die half-caast-Frauen dort, mit denen einige Europäer verheirathet sind.

Daß bei diesen Gelegenheiten allerlei spirituose Getränke in Menge genossen werden, ist selbstverständlich, denn sonst wäre dabei für den Besitzer des Lokals kein Geschäft zu machen, und gerade dieser Punkt ist mit eine Hauptursache der sittlichen Verkommenheit. Aber nicht bloß die eigentlichen Kneipen, sondern jeder Kramladen hält Spirituosen, und die Neigung zum Trunke zeigt sich unter der jüngern Generation der Eingeborenen in einem bedenklichen Grade. Dieser sittliche Verfall kommt lediglich auf Rechnung der „Civilisation“, d. h. derjenigen, welche von gewissenlosen Händlern eingeführt wird. Aber es muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß solch ein Verfall der sittlichen Zustände unter den jungen Leuten sich nur in Apia findet, und daß man davon keinen Schluß auf die übrige Bevölkerung machen darf.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere.

Von **F. Ratzel.**

II.

Peschel vergleicht auch [1]) die Hausthiere, „d. h. Thiere, die wirklich gezähmt worden sind, und solche, von denen man vermuthen darf, daß sie hätten gezähmt worden können.“

Alte Welt.	Neue Welt.
Renthier, Rinderarten, Kameel, Dromedar, Schwein, Elephant, Hund, Katze, Schaf, Ziege, Roß, Esel. — Haushuhn, Gans, Ente.	Renthier, Llama, Vicuña, Nabelschwein, Wasserschwein, Tapir, Hund. — Truthahn, Hoccohühner, Moschusente.

Auch diese Liste läßt Vervollständigung zu, wiewohl beim Mangel wilder Pferde, Rinder, Kameele, Ziegen, Elephanten kein Zweifel sein kann, daß im Bezug auf nutzbare Thiere Amerika sehr weit hinter der alten Welt zurücksteht. Man hat zwar vielerlei Zähmungsversuche gemacht, aber über Hund und Truthahn ist man in Nordamerika nicht hinausgekommen. Von Interesse wegen der Erfolge, die möglich gewesen zu sein scheinen, sind jedoch noch immer die Versuche, den Büffel zu zähmen.

[1]) Völkerkunde. 3. Aufl. 1876, 442.

Die Zähmung des amerikanischen Büffels (Bison americanus) ist nämlich erfahrungsgemäß möglich, scheint aber in neuerer Zeit nicht mehr mit derselben Aufmerksamkeit betrachtet worden zu sein wie in früheren Jahren, wo die Einfuhr europäischen Rindviehs nicht so leicht und der Sinn überhaupt mehr auf die Ausbeutung der dem Lande ursprünglich eigenen Schätze gerichtet war als heute. Allen hat in seiner Monographie, „The American Bisons“ (Cambridge 1876), zahlreiche Beispiele von Zähmung dieser Thiere gegeben. Einzelne Versuche in dieser Richtung waren schon von Indianern gemacht worden, so nach Woodhouse von den Creeks, und von Zähmung zum Zweck sei es der Ackerarbeit und Milchgewinnung oder der Mischung mit zahmen Rindern, liegen besonders aus der Zeit der ersten Besiedelung sichere Nachrichten vor, die großentheils nicht ungünstig lauten und sogar den ungemischten Büffeln als Zugthieren, wegen größerer Kraft, den Vorzug vor den Rindern geben und besonders beim Pflügen; als Milchvieh scheinen sie sich weniger bewährt zu haben und ihr Fleisch steht im Ganzen zurück hinter dem des zahmen Rindes. Die Halbblut-Mischrace stand an Größe und Kraft weit vor den allerdings meist sehr verwahrlosten Rinderraeen der westlichen Farmer.

Digitized by Google

Ueber die Fortpflanzungsfähigkeit dieser Mischlinge gehen die Meinungen auseinander, während ihre Fähigkeit mit zahmen Rindern fruchtbare Nachkommenschaft zu erzielen nicht angezweifelt wird; die Fruchtbarkeit der Halbblutkuh wird von der besten Autorität behauptet [1]), während die des Halbblutstieres angezweifelt wird. Jedenfalls vermischen sich die Büffelstiere ohne Schwierigkeit mit zahmen Kühen, während die zahmen Stiere die Büffelkuh zu vermeiden scheinen. Als ein weiterer Vortheil der Büffel erscheint ihre größere Schnelligkeit und die Fähigkeit Hitze zu ertragen, welche die zahmen Rinder nicht besitzen. In neuester Zeit scheinen die Versuche Büffel zu viehzüchterischen Zwecken zu zähmen in denselben Maße seltener geworden zu sein, wie die Heerden immer weiter nach Westen gedrängt wurden. Mit dem Elenthier, ihrer Woose genannt (Alces americanus), sind gleichfalls Zähmungsversuche gemacht, aber doch mehr nur in spielender Weise. Man hat einzelne soweit gebracht, daß man mit ihnen fahren konnte, aber als Hausthier lassen sie sich nicht benutzen. Bemerkenswerth ist, daß die nordamerikanischen Hyperboräer das Renthier (Tarandus rangifer), wiewohl von gleichen Eigenschaften wie das europäische, nicht gezähmt haben.

Der Edelhirsch oder Elk (Cervus canadensis) ist mit Erfolg gezähmt worden wie das Elenthier. Eine Zeit lang wurde die Idee besprochen, die Stellen, wie sie z. B. im nördlichen Neuyork vorkommen, und welche beim heutigen Stande der Kultur selbst noch nicht mit Vortheil zur Viehzucht verwandt werden können, mit Edelhirschen zu besetzen, und ein gewisser Lorenzo Stratton, der mit Erfolg sich der Hirschzähmung gewidmet hatte, wies in einem Briefe nach, der 1859 durch die Blätter ging, daß Neuyork allein mindestens 100 000 Elks auf sich, unbenutztem Laude erwähren könnte. Die Anregung hat aber keine Nachwirkung gehabt.

Der kleinere Hirsch (C. virginianus) ist in allen den Gegenden noch häufig, die erst im Anfang der Besiedelung stehen. Vermehrt sich aber mit der Bevölkerung das Holzfällen, Schießen, die Hunde und dergleichen, dann ziehen sie sich nach ungestörteren Gegenden zurück. Nicht selten weiden sie den jungen Hafer des Ansiedlers ab oder leisten seinen Kühen Gesellschaft, wenn diese im Walde grasen. Wenn im Winter das Reisig auf den Klärungen angesteckt wird, ziehen sie sich oft in großen Rudeln wärmesuchend herbei und fressen das Moos und die Knospen des Gesträppes ab.

Von den Wiederkäuern der Gebirge und Steppen des Westens, den Antilopen und Bergschafen (Antilocapra Ipiocerus, Ovis), sind nur die Antilopen wegen ihrer Häufigkeit in nahrungsarmen Steppen von Bedeutung für den Menschen. Das wilde Schaf der Felsengebirge ist kein Wolltrager.

Von anderen durch Nutzen oder Schädlichkeit für den Menschen bedeutsamen Thieren seien noch folgende genannt: Hasen sind vorzüglich in zwei Arten häufig. Der nördliche Hase (Lepus americanus) lebt zwischen dem 40. und 60. Breitegrad. Im Sommer röthlichbraun, wird er im Winter fast weiß. Er ist der größere von beiden, wird bis $1/2$ m lang, ist ein Waldbewohner und hält sich am liebsten im jungen Tannengebüsch auf. Der kleinere graue Hase (L. sylvaticus) ist im Gegensatz zum vorigen am häufigsten in Gegenden, wo Lichtungen und dünner Wald mit einander wechseln, und soll mit den Farmern sich sogar über die Prärien verbreitet haben. Das Thier ist unserm Kaninchen ähnlich und richtet gleich diesem manchmal Schaden in den Anpflanzungen der Farmer an. In den sumpfigen Gegenden des untern Mississippigebietes kommt eine Art vor, welche Wasserhase genannt wird, Floridа hat seinen Sumpfhasen, und in den Steppen und Gebirgen des Westen giebt es noch eine ganze Reihe von Hasen, welche meist ziemlich häufig sind.

Von anderen größeren Nagethieren sind die Biber (Castor fiber) auf den bewohnten Theilen der Vereinigten Staaten längst verschwunden. Als kostbares Pelzthier ersetzt ihn die Moschusratte (Fiber zibethicus), welche gleich ihm ein Wasserthier ist, aber in Höhlen des Ufers wohnt.

Eichhörnchen sind in einer großen Anzahl von Arten vorhanden. Vom Fuchseichhorn, dem schwarzen und dem grauen, welche größer sind als unsere mitteleuropäischen Arten, ist das Fell von erheblichem Werth, und sie werden auch des Fleisches wegen gegessen. Die Grunzhörnchen (Tamias) und Gophers oder Taschenmäuse (Saccomys) thun den Feldfrüchten Schaden ähnlich wie bei uns die Hamster. Dasselbe gilt von dem murmelthierähnlichen Woodchuck. Vom Stachelschwein (Erethizon dorsatus) wird das Fleisch gegessen. Ebenso vom Opossum (Didelphys virginiana). Vom Stinkthier (Mephitis virginiana) und von dem auf den Prärien zwischen 35 und 58° nördl. Br. häufigen Dachs (Taxidea americana), dem Wappenthier Wisconsins, wird das Fell geschätzt (l. u.). Dasselbe gilt von dem Waschbär oder Racoon (Procyon lotor), welcher zu den verbreitetsten unter den gejagten und jagdbaren Säugethieren der Vereinigten Staaten gehört; er ist indessen gleichzeitig einer der schädlichsten durch seine Vorliebe für den Mais. In den jungen noch thierreichen Gegenden des Westen haben kleine Farmer den Maisbau geradezu seinetwegen aufgeben müssen. Von den Pelzthieren ist der Bielfraß (Wolverene, Gulo luscus) früher im Osten bis 43 bis 42 und im Westen bis 40 bis 39 Grad nördl. Br. verbreitet gewesen. Er kommt dort nur in öbesten, waldreichsten Gegenden vor und ist jetzt so vereinzelt, daß er seit Jahren nicht mehr zuverlässig nachgewiesen ist. Dagegen ist er im Westen in den Black Hills, im Felsengebirge von Montana und am Großen Salzsee bestimmt noch vorhanden. Der Zobel (Sable, Mustela americana) hat sein Verbreitungsgebiet hauptsächlich in Britisch Nordamerika, geht aber südwärts im Osten bis Pennsylvania und im Westen bis in die Parklandschaften des Felsengebirges von Colorado und bis an den nordcalifornischen Yubaflusß. Er gehört zu denjenigen Thieren, welche nicht abwarten, daß der Neuansiedler Jagd auf sie mache, sondern welche sich schon von selbst zurückziehen, sobald die Ansiedler mit Waldlichtung und Ackerbau in ihr Gebiet vorschreiten. Das Hermelin (Stoat or Ermine, Putorius erminea) hat eine weitere Verbreitung, denn es ist in den Gebirgen von Südcarolina, in Illinois und im mittlern Californien nachgewiesen. In seinen südlichen Verbreitungsgebieten soll es den Winter hindurch ganz oder theilweise braun bleiben. Der Mink (Putorius vison) ist über alle nicht völlig wasserarmen Theile von Nordamerika verbreitet. Das Stinkthier (Skunk, Mephitis mephitica), welches über alle Theile Nordamerikas verbreitet ist, welche gemäßigtes Klima haben, ist im Westen mit dem Fortschreiten der Ansiedelungen entschieden häufiger geworden und wird viel öfter in der Nähe menschlicher Wohnungen als in Oeden gefunden. Dagegen hat in den altbesiedelten Theilen der Vernichtungskampf, der gegen es geführt wird, überall eine erhebliche Verminderung zur Folge gehabt und zumal seitdem das Fell als „Alaska-

[1]) Mr. Wichtige in brieflichen Mittheilungen an Audubon und Bachmann, J. deren Quadrupeds of N. Am. II, 52. Auf seine Angaben fußet fast alles zurück, was leider in dieser Sache berichtet wird. Die ausführlichste Zusammenstellung alter und neuer Nachrichten über Zähmung des Bison americanus hat Allen in seinem oben erwähnten Werke 215 bis 221 gegeben.

Digitized by Google

zobel" einen gesuchten Handelsartikel bildet. Zwei andere Stinkthierarten, das kleine Stinkthier (Mephitis putorius) und das weißrückige Thier (Conepatus mapurito), finden sich außerdem in den Vereinigten Staaten, jenes häufig in den südlichen und mittleren Staaten, dieses nur in Texas. Der Dachs (Badger, Taxidea americana) ist ein Thier des Westens, war aber früher ostwärts bis Ohio und Indiana verbreitet, wo er noch vor 20 Jahren vorkam, aber heute ausgerottet ist. Es ist zweifelhaft, ob er heute noch östlich vom Mississippi überhaupt vorkommt. Dagegen ist er im Westen bis zum Stillen Ocean noch immer ein häufig vorkommendes Thier. Die Otter (Lutra canadensis) ist über ganz Nordamerika verbreitet, wenn auch nirgends in großer Zahl. Ihre Zahl nimmt in den altbesiedelten Theilen sehr rasch ab, aber sie verschwindet, beginnstigt durch ihre bekannte schützende Lebensweise, nirgends ganz. Doch ist sie überall in den nördlichen und mittleren atlantischen Staaten selten geworden. In den Gewässern des Kaskadengebirges, wo die Pelzthierjagd nie sehr stark betrieben worden war, ist sie noch heute wohl am häufigsten. Spärlich ist sie auch im ganzen Missourigebiet, jedenfalls wegen der Armuth desselben an Fischen. Die Seeotter (Enhydris canadensis) bewohnt Küsten und Inseln des nördlichen Stillen Oceans, wo sie nach den früheren Nachrichten so häufig war, daß z. B. die ersten Entdecker der Pribilow-Inseln, Lukannon und Kajekow, im ersten Jahr 5000 tödteten. Aber hier waren sie nach sechs Jahren ausgerottet und zwar für immer. 1804 fandte Baranow aus Alaska nach Ochotsk 15 000 Seeottersfelle. Als Russisch-Amerika als Territorium Alaska an die Vereinigten Staaten kam, betrug die Zahl der Seeottern, die jährlich auf dem ganzen Strich von den Aleuten bis Washington Territory getödtet wurden, 700 bis 900. Die Amerikaner haben seitdem die Seeotterjagd mit aller Energie wieder aufgenommen und 1873 4000 Felle gewonnen. Aber bei ihrer Methode wird ohne Zweifel dieses Thier in kurzer Frist vertilgt sein. Ein Regierungskommissär, der nach Alaska zur Untersuchung der Pelzthierjagd gesandt war (H. W. Elliott), schlug eine Schonzeit und das Verbot von Feuerwaffen in der Seeotterjagd vor.

Von großen Raubthieren ist der Schwarze Bär (Ursus americanus) in erster Linie zu nennen, welcher noch heute im Westen, vorzüglich in der obern Mississippi- und Missouri-Region, nicht selten ist. Noch vor zehn Jahren wurden seine Felle zu 9 bis 10 Doll. verkauft, ein Beweis, daß er noch nicht allzu selten geworden war. Es beruht wahrscheinlich auf der Verwechselung mit einer hellern Art, dem sogenannten Cinnamon Bear (var. isabellinus), wenn man sogar den Eisbär in Wisconsin gesehen haben will. Der Grizzly (U. ferox) der Sierra Nevada und des Küstengebirges gilt für das stärkste und gefährlichste von den nordamerikanischen Raubthieren. Der Vielfraß (Gulo luscus), der selbst in den nördlichsten Staaten, wie Michigan, das einst nach ihm genannt wurde, selten ist, gehört nicht zu den angreifenden, oder zu den reißenden Raubthieren, vertheidigt sich aber, wenn angegriffen, mit Wildheit. Vom Wolf giebt es den größern, dunkelgefärbten Waldwolf oder Black Wolf (C. lupus) in der Wald- und den Prairiewolf oder Coyote (C. latrans) in der Steppenregion [1]. Nur der erstere greift den Menschen an, wenn er vom Hunger dazu getrieben wird, was nur in den bevölkerten Gegenden und im Winter geschieht. Dagegen sind beide den Herden gefährlich und in einigen der nördlichen Staaten sind Preise von 3 bis 5 Doll. auf die ersteren gesetzt. Der Fuchs der östlichen Staaten (Vulpes fulous) ist dem unsern ähnlich, doch etwas kleiner, aber reichlich ebenso schlau. Dem Federvieh der Farmer stellt er eifrig nach und wird mit Leidenschaft gejagt. Es giebt außerdem noch sechs Arten im Westen und Süden. Die Otter (Lutra canadensis), die bis zur Schwanzspitze reichlich 1 m lang wird, ist in Gestalt, Färbung und Sitten der unsern ganz ähnlich.

Aus der Familie der Katzen ist der Panther, der von dem Farmer als Painter angesprochen wird, die gefährlichste; im Süden und Südwesten heimisch, streift er in den zusammenhängenden Wäldern, vorzüglich der Gebirge, so weit nach Norden, daß er z. B. selbst in den Adirondacks ein nicht seltenes Jagdthier darstellt. Seine Nordgrenze ist bei 55° nördl. Br. Der Puma oder amerikanische Löwe (F. concolor) gehört dem Südwesten an. Die Wildkatzen, wie verschiedene kleine kurzschwänzige Luchse genannt werden, gehen als nicht eben häufige Raubthiere durch die ganze Waldregion.

Vögel. Von den Vögeln berührt nur eine geringe Zahl die wirthschaftlichen Interessenkreise des Menschen, wogegen viele bedeutend mehr als die Säugethiere zu den Einbrüchen beitragen, welche die umgebende Natur auf ihn macht. Man kann ihnen eine fast weitesten Sinn) mehr ästhetische Rolle zuschreiben. Von den Raubvögeln nährt sich der größte, der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leutocephalus), vorwiegend nur von Fischen. Seine Spannweite beträgt 2 m. Er ist das Wappenthier der Union [1]. Sperber, Bussarde, Falken fügen höchstens, wie bei uns, den Hühnerhöfen Schaden zu. Von den zahlreichen Eulen ist die größte und kräftigste die Ohreule (Otus vulgaris), welche sogar ausgewachsene Truthähne raubt. Aasgeier (Cathartes atratus) kommen nur im Süden vor, wo sie wegen ihres vermeintlichen Nutzens durch die Ausübung des Aases vom Gesetze geschützt werden. Es wäre wahrscheinlich besser, diese unreinlichen Vögel zu schießen und das Aas dafür zu begraben. Den Saaten schädlich sind vorzüglich die Häher (Jay, Arten von Cyanurus und Ipheleocoma), von welchen einige sehr schönes himmelblaues Gefieder haben, die glänzend schwarzen Dohlen oder Saatkrähen, die Black Birds der Amerikaner (Corvus americanus), der Erosbill oder Kernbeißer (Loxia curvirostra) und der Seidenschwanz. Dagegen gehören zu den nützlichen, als Insekten und Würmervertilger, die Singdrossel oder der Robin (Turdus migratorius) und andere Drosselarten, der Blauvogel, Blue Bird der Amerikaner (Siala-Arten), der King Bird (Tyrannus carolinensis), die zahlreichen Spechte, von denen der größte, der Schwarzspecht (Hylotomus pileatus), fast so groß wie eine Krähe ist. Durch ihren Gesang beleben die Landschaft der Oriol oder Pirol (Icterus-Arten), die Drosseln, von denen sechs Hauptarten und mindestens doppelt soviel Abarten unterschieden werden, der Spottvogel (Mimus polyglottus), der indessen nur in den Südstaaten häufig ist, dann der Blauvogel und Katzenvogel (Mimus carolinensis). Als der vorzüglichste Sänger des Nordens der Reisvogel oder Bobolink (Dolichonyx oryzivorus). Zur Belebung durch ihre Farben und Beweglichkeit tragen in hervorragendem Maße die kleinen Papageien des Südens, der einzigen Art

[1] Ueber die Abstammung des Indianerhundes von einheimischen Wolfsarten kann kein Zweifel sein. „Ich habe," sagt Richardson (Fauna. Bor. Am. 1829, p. 64), „mehr als einmal eine Bande von Wölfen für die Hunde einer Indianerschar angesehen, und das Gebell beider ist so genau in derselben Tonart hinausgezogen, daß selbst das geübte Ohr des Indianers es nicht zu unterscheiden vermag." Weitere Beweise bei Darwin, Animals and Plants and Domestication 1868, I, p. 21.

[1] Ueber die Varietäten dieses für die Nordamerikaner begreiflicher Weise sehr interessanten Thieres ist viel gestritten worden. Vergl. J. A. Allen, „What is the Washington Eagle" in Am. Naturalist 1871, 524.

Digitized by Google

angehörend, der Prachtfink, Rebhird oder Kardinal (Cardinalis virginianus), die Prairielerche, Horned Lark (Eremophila alpestris) und die Feldlerche (Sturnella magna) bei. Die ungemein zahlreichen Staare, auch Black Birds genannt, unter denen der Kuhvogel (Molothrus pecoris) einer der bekanntesten, der Kolibri (Trochilus colubris) [1], die sogenannte deutsche Fahne, ein schwarzer Vogel mit roth und gelber Flügelbinde, endlich die zahlreichen Schwalben, welche besonders auch auf die Prairien hinaus den Ansiedelungen folgen, und ganz wie bei uns zu den Freunden des Menschen gezählt werden. Zu den lautesten gehört ein Ziegenmelker (Anthrostomus vociferus), von den Amerikanern Whippoorwill genannt, der in den Sommernächten unaufhörlich das Geschrei ausstößt, von welchem er seinen Namen hat. Von den größeren jagdbaren Vögeln ist der Truthahn heute nur noch in den Südstaaten häufig. Im Norden ist er schon seit etwa 30 Jahren ausgerottet. Er ist dunkeler von Farbe und Größe als der gezähmte [2]. Die Tetraoninae, Grouse (Auerhahn, Birkhahn, Haselhahn ꝛc.) erreichen ihre größte Entwickelung in Nordamerika. Cones zählt neun Hauptarten auf. Hierher gehören verschiedene Haselhühner, Buschhühner, auch fälschlich Partridges genannt, etwas größer als unser Rebhuhn, ein Waldbewohner. Das Prairiehuhn, Prairie-Hen (Cupidonia Cupido), ist ungefähr von derselben Größe, und häufig in der Prairieregion. Das eigentliche Rebhuhn der Amerikaner, von ihnen Quail genannt (Ortyx virginianus), ist kleiner als das europäische Rebhuhn, größer als unsere Wachtel, von vorzüglichem Fleisch. Der ausgiebigste Jagdvogel unter den Laubbewohnern ist jedoch die Wandertaube (Ectopistes migratoria), welche in jedem Frühjahr in großen wolkenartigen Schwärmen erscheint; sie ist wenig kleiner als unsere zahmen Tauben und sehr wohlschmeckend. An ihren Brutstätten in den Wäldern sitzen sie zu Hunderttausenden bei einander, so daß manche Farmer, wie man sagt, mit den herausgefallenen Eiern und Jungen ihre Schweine mästen. An Sumpf- und Wasservögeln ist in einem so wohlbewässerten Lande, wie es der Osten und Norden der Vereinigten Staaten ist, natürlich kein Mangel. Am häufigsten sind Enten, von denen die sogenannte Canvas-back (Fuligula vallisneria) die geschätzteste, die im Gefieder schönste die Waldente (Aix sponsa) ist. An Schnepfen und Becassinen (Snipes, Woodcocks, Plovers, Gallinago-, Tringa-, Totanus-Arten und anderen) ist kein Mangel. Unter den Tauchern ist der Loom oder Wassertruthahn (Colymbus torquatus) der größte, ein beliebter Jagdvogel der Seeneregion.

Reptilien. Von Krokodilen hat nur der Süden der Vereinigten Staaten zwei Arten, ein echtes Krokodil und einen Alligator. C. Halteras an der atlantischen Seite und die Arkansas-Mündung auf der des Mississippi können als die nördlichsten Punkte bezeichnet werden. Von Schildkröten kommen Riesenschildkröten an den Küsten der Südstaaten und außerdem zahlreiche Emyden und Trionychiden (Weichschildkröten) in Süßwassern durch das ganze Gebiet vor. Mehrere davon sind eßbar. Diese Familie ist im Osten des Landes ebenso reich als im Westen spielend vertreten. Von Schlangen sind vier Arten Klapperschlangen (Crotalidae) und die Mokasin-Schlange als sehr giftig hervorzuheben. Die letztere ist eine Wasserbewohnerin, während jene anderen auf sonnigen Lichtungen, vorzüglich aber auf den höheren trockenen Punkten der Prairien und in den Steppen gefunden werden.

Amphibien. Der Osten allein übertrifft weitaus Europa an Formenreichthum dieser Klasse. Für den Naturcindruck ist es von Bedeutung, daß die Stimmen der ungemein zahlreichen Frösche ganz anders tönen als bei uns. Die kleineren Arten lassen einen Gesang ertönen, der „einem Schellengeklingel oder dem hundertstimmigen Piepconcert kleiner Vögel“ gleicht. Die größte Art ist der Ochsenfrosch oder Bullfrog, der einen dumpfen Ochsenlaut von sich giebt. Gegessen wird nur von den Negern eine im Aeußern auf ähnliche Siren-Art des Südens.

Fische. Der Reichthum an nahbaren Fischen ist im Osten und Süden ein sehr großer, während er in der Felsengebiets- und pacifischen Region gering ist. Alles in allem genommen enthalten die Flüsse und Seen der Osthälfte Nordamerikas wohl nicht weniger Nutzfische als diejenigen von Nord- oder Mitteleuropa und großentheils gehören sie denselben Familien an. Am reichsten, viel reicher als in Europa, sind die Welse vertreten. Wenn auch ihre verschiedenen Gattungen, Amuirus, Hopladelos und andere, nicht so beliebt als Speisefische sind wie unser Donauwels, so fällt dagegen ihre große Zahl und die Größe der Individuen für die Ernährung der niederen Klassen stark ins Gewicht. Der weitverbreitete sogenannte „Cat Fish“ ist in dieser Beziehung besonders wichtig. Von Barschen ist der kleine „Yellow Perch“, der bis ½ m lang werdende „Pike Perch“, dann „Rock Fish“, „White Bas“ und „Black Bas“ hervorzuheben. Die Bas-Arten (Roccus und Labrax) gehören zu den feinsten Fischen Nordamerikas. Unter den Hechten ist zunächst unser Esox lucius als „Great Pickerel“, der in den Großen Seen vorkommt, dann „Muskalonge“ und „Common Pickerel“ zu nennen. Von den Lachsen beherbergen die Gebirgsseen des Nordostens einige Seeforellen, die entschieden an unsere Saiblinge und Rötheln erinnern, aber große Wichtigkeit erlangen sie erst in den pacifischen Flüssen, wo sie massenhaft und in riesigen Exemplaren vorkommen. Bekanntlich versorgt Oregon sogar Europa mit präferivirtem Lachs. Die Weißfische haben in einigen Corregonus-Arten der Großen Seen massenhaft vorkommende und sehr wohlschmeckende Vertreter. „Shad“ ist ein berühmter Fisch dieser Familie, mit dem in neuerer Zeit auch in Europa Akklimatisationsversuche gemacht worden sind. Eigenthümlich amerikanisch sind die Sonnenfische (Centrarchidae), von denen „Goggle Eye“ oder „Rock Bas“ und „Groß Bas“ häufig und nützlich sind. Die Muschelthiere, an denen die Flüsse und Seen Nordamerikas so reich sind, dienen den Indianern in

[1] Von den deutschen Farmern mit dem unpoetischen Namen Schnurrvogel belegt.

[2] Die Herkunft des Truthahns (Turkey) ist nicht ganz klar, wiewohl über den amerikanischen Ursprung des Vogels kein Zweifel sein kann. Die Schwierigkeit liegt in der Abweichung der Eigenschaften des domesticirten Truthahnes von denen des wildlebenden Melegris gallopavo, der im östlichen Nordamerika vorkommt. Es ist vorzüglich die Färbung, welche erheblich verschieden ist. Der Haustruthahn hat die Spitzen der Federn, die an der Schwanzwurzel und am hinteren Theil des Rückens liegen, rahm- oder gelblichweiß, während dieselben beim wilden Truthahn des östlichen Nordamerika kastanienbraun sind. Auch andere Unterschiede, welche weniger hervortreten, scheinen die beiden von einander zu trennen. Seitdem indessen zuerst Gould (Proc. Zool. Soc. London 1856, 61) und später auch die beste Autorität in diesen Dingen, Spencer F. Baird (Pacific R. R. Rep. IX, 618), einen im westlichen Nordamerika, und zwar besonders in Texas, Neu-Mexico und Arizona, und außerdem in Mexico vorkommenden wilden Truthahn, M. mexicanus, beschrieben hat, welcher in allen Eigenschaften, aufgenommen nur die geringere Entwickelung der Fettlappen am Kopfe, mit dem gezähmten Thiere übereinstimmt, scheint die Annahme berechtigt, daß der letztere von dem westamerikanischen und mexicanischen Truthahn abstamme. Damit stimmen übrigens auch die geschichtlichen Zeugnisse, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß aus Mexico der Truthahn von den Spaniern nach Europa, Westindien und ihren Niederlassungen auf dem nordamerikanischen Festland gebracht worden sei. Der mexicanische Truthahn hat auch weißliches Fleisch wie der gezähmte, während das des wilden nordamerikanischen von dunklerer Färbung ist.

Digitized by Google

großer Ausdehnung zur Nahrung, stellenweise auch den Negern. Aber für die Weißen sind sie von keinem Werthe. Dafür deuten diese den ungeheuren Austernreichthum vorzüglich der atlantischen Küste aus, die in dieser Beziehung von keiner europäischen erreicht wird, und die Austern sind in zahllosen Formen zubereitet durch die ganze Union hin ein sehr wichtiges Volksnahrungsmittel. Außer auf den nahgelegenen Neufundlandbänken ist der Fischreichthum besonders groß über kleinen Bänken auf Kalkfelsen, die in geringer Entfernung von der Küste auf der ganzen Strecke zwischen Nordcarolina und Florida auftreten. Sie werden von den Einwohnern „Fishing Banks“ genannt.

Insekten. Es seien nur die verbreitetsten unter den schädlichen genannt. Von Käfern wird ein Curculio den Blüthen und Früchten der eingeführten Pflanzenarten so schädlich, daß mancherorts die Zucht derselben aufgegeben werden mußte. Ein etwas dunkler gefärbter Gattungsgenosse des Maikäfers wird von Jahr zu Jahr in den besetzten Strichen zahlreicher und durch seine dem Engerling völlig gleiche Larve den Wiesen, Kartoffel- und Rübenäckern gefährlicher. Der in dieselbe Sippschaft gehörige Colorado-käfer ist seit einigen Jahren auch bei uns zur Genüge bekannt geworden. Den Kürbis-, Gurken- und Melonenpflanzen wird ein kleiner, schwarz und gelbgestreifter Käfer verderblich, indem er die Blätter durchlöchert. Die bohrenden Larven der Holzkäfer richten besonders unter den Nadelhölzern großen Schaden an, sind aber bei der verhältnißmäßig geringen Ausnutzsamkeit, die man bisher der Waldcultur schenkte, nur wenig bekannt. Von den Schmetterlingen wird die Eudraupe eines kleinen grauen Nachtschmetterlings, die als Cottonworm oder Cutworm bekannt ist, den zarten Schößlingen des jungen Mais und fast aller Gartenpflanzen in hohem Grade verderblich. Gewisse Spinnerraupen sind den Obstbäumen schädlich. Die schädlichste Raupe ist aber die von der Motte Aletia argillacea, der Cotton-Worm, welcher fast alljährlich Millionen Werthe in den Baumwollpflanzungen zerstört[1]). Von den Orthopteren sind die Heuschrecken der Schrecken der Prairie- und Steppengegenden, über die sie in manchen Jahren in ebenso gewaltigen Mengen herfallen, wie man es aus dem Silbosten Europas, aus Westasien und Nordafrika kennt. Sie kommen auch manchmal, wenn auch in geringerem Zahl, bis in die Mittel- und Nordoststaaten. Der gefürchtete von den Zweiflüglern ist die sogenannte Hessenfliege, Cecidomyia destructor, von der die Sage geht, daß sie von den verkauften Hessen während des Unabhängigkeitskrieges herübergebracht worden sei. Dieselbe ist der ärgste Feind des Weizens, in dessen jungen Halmen ihre Maden leben. Von Milben ist eine Borkenlaus, Aspidotus conchiformis, den Obstbäumen gefährlich. Die dem Menschen, wenn auch nicht gefährlichen, so doch unangenehmen Mosktos, unseren Stechmücken vergleichbar, dann die noch viel beschwerlicheren Schwarzmücken (Black Flies) sind in allen feuchten und frisch gelichteten Gegenden Nordamerikas häufiger und lästiger als bei uns. Es scheinen für sie, wie für andere Insekten, schädliche und unschädliche, die größeren Niederschlagsmengen wenigstens der östlich vom Mississippi gelegenen Gegenden und dann die höheren Sommertemperaturen günstig zu sein. Auch unsere Hausplagen: Stubenfliegen, Wanzen, Flöhe u. s. f., sind verbreitet. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß mit dem Fortschreiten der Cultur die Menge des Ungeziefers zunimmt. Glücklicherweise gilt aber dieselbe Regel auch für eine große Zahl von insektenfressenden Vögeln.

[1]) Die Baumwollpflanzer berechneten 1877 den durch den Cotton-Worm verursachten Verlust auf 15 Mill. Doll. (Rep. Dep. Agr. s. 1877, S. 156).

Aus allen Erdtheilen.

Sagen der Lausitzer Wenden.

Es mag gegenwärtig noch 120000 wendisch redende Leute in der Ober- und Niederlausitz geben; ihre Zahl ist nicht genau zu bestimmen, da in Preußen eine Volkszählung nach der Sprache lange nicht stattfand. In Sachsen zählte man 1875 noch 50000 wendisch redende, die alle auch deutsch sprechen konnten. Eine allmälige Abnahme des Wendischen ist überall bemerkbar und ein endliches Erlöschen vorauszusehen. Es ist daher erfreulich zu sehen, wie man jetzt beginnt noch alles zu sammeln, was auf dieses Völkchen, den Ueberrest der einst mächtigen von Böhmen bis zur Ostsee wohnenden Slawen, Bezug hat. Deutsche Forscher sind es, welche sich hier Verdienste erwerben. Haupt, dem der Wende Schmaler zur Seite stand, sammelte vor vierzig Jahren die Volkslieder; eine ethnographische Schilderung nebst historischer Sprachkarte veröffentlichte R. Andree; daß die urgeschichtlichen Zeugen der Lausitz untersucht wurden, dazu gab namentlich Virchow den Anstoß, und auch das Gebiet der Sagen, Märchen und der abergläubischen Gebräuche ist jetzt von zwei Deutschen gleichzeitig bearbeitet worden.

Dr. Edmund Veckenstedt, längere Zeit Gymnasiallehrer in Kottbus, sammelte aus dem Munde des Volks und gewann eine reiche Ausbeute, die in dem Werke: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche (Graz, Leuschner und Lubensky 1880) jetzt uns vorliegen. Veckenstedt, auf dem Boden der vergleichenden Mythologie und Sagenforschung stehend, führt in seinem 500 Seiten umfassenden Buche eine unsehnliche Fülle von neuen Sagengestalten und mythischen Namen in die Wissenschaft ein. Wir finden da, bisher noch nicht genannt, den Posserpane, Serp, Serpel, die Pozypowniker, den Zeb, die glühende Frau u. s. w. Dazu gesellen sich die Drachenbäume.

Die Tradition bei den Lausitzer Wenden ist noch eine sehr ursprüngliche und dadurch erhält man die Gewißheit, daß arische Urmythen nicht nur vielfach in der Wendensage lebendig, sondern auch sehr deutlich erkennbar sind. Der persischen und römischen Königssage vergleichbar tritt uns der mythische Wendenkönig entgegen. Nicht weniger als 107 Nummern bringt Veckenstedt über denselben. Er erscheint als der Messias der Slawen im Herzen Deutschlands von leuchtender Hoheit, wie Sigfrid oder König Artus. Die wendischen Nixen und Schwanenmädchen sind Schöpfungen, welche der Duft echter Poesie umweht. Aber schon beginnt das Deutschthum den ursprünglichen Gehalt zu verdunkeln, und der lustige slawische Zwergkobold in der Wendei erhält den Namen Till Eulenspiegels (Hausschpiwel, wie bei den Tschechen). In den Wendenstreichen waltet eine lustige Ironisirung der Vergangenheit des Volks selbst; die Herren, welche selbst vor der Parodirung des Abendmahls nicht zurückschrecken, treiben ihr unholdes Wesen in der Tradition

Digitized by Google

der Lausitzer Wenden. Gering ist die Anzahl der Riesensagen; die Fülle der Ludki (Leutchen-) Sagen aber beweist, daß dem Wenden fast in allen Beziehungen Zwerg- und Ahnenkultus identisch sind. Eine Art unsers war den Wenden bekannt, dafür spricht der Plaskiwej des Wendenkönigs; reich und ursprünglich erscheinen die Thiersagen. Weniger originell der Aberglauben. Die Gestalt des Vampyrs ist — wenigstens nach dem mitgetheilten Material — bei den Wenden nicht so ausgearbeitet, als bei den übrigen Slaven, bei denen gerade der Vampyrglaube seine größte Entwickelung hat. Er wird übrigens nicht unschädlich durch das Durchbohren der Leiche mit einem Pfahl oder gewöhnlichen Nagel (was sonst hilft, sondern die Leiche muß noch verbrannt werden. Die wendischen Verwahrsagen decken sich mit den deutschen (z. B. aus Hessen und Ostfriesland) und masurischen so sehr im Detail, daß eine gemeinsame Quelle sicher erscheint. Leider giebt der Verfasser die wendischen Namen für Vampyr und Werwolf nicht an, was des Vergleichs halber werthvoll gewesen wäre. Er geist überhaupt nach dieser Richtung hin. Das Ganze ist ein Werk echt deutschen Fleißes, für das namentlich die Slaven ihm dankbar sein können.

Gleichzeitig mit dem vorstehenden Werke erschien ein anderes auch sehr verdienstvolles, welches denselben Gegenstand behandelt: „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald von Wilibald van Schulenburg.“ (Leipzig, Brockhaus 1880.) Herr von Schulenburg ist ein Hesse, der sich zu Burg im Spreewalde niederließ, dort mit den Wenden verkehrte, in ihr innerstes Leben eindrang und ihre Sagen und Erzählungen sammelte. Es ist das kleinere Stück, denn bekanntlich sind die Wenden gegen Fremde sehr verschlossen. Der Deutsche aber eignete sich des Volkes Sprache an, verkehrte mit ihm in seiner Weise und hob den Schatz, den er hier mittheilt. Im Ganzen ergiebt sich die wünschenswerthe Uebereinstimmung mit Beckenstedt, ja daß die Bücher sich gegenseitig contrahiren, doch ist Schulenburg vielseitiger, Beckenstedt wissenschaftlicher. Ersterer faßt die Sagen in weiterem Sinn und liefert damit ein volksthümlicheres Buch. Wie er in der Vorrede mittheilt, ist sein ihm noch ein neues Buch zu erwarten, welches mehr das äußere Leben der Spreewaldwenden umfassen soll, ihr Thun und Treiben, Sinnesweise, Feste, Trachten; also wohl eine Ergänzung zu den Schriften von Haupt und Schmaler und Andree.

Wie sehr die Sprache der Wenden sich bereits gewandelt, erkennt man aus vielen bei Schulenburg mitgetheilten Proben, so z. B. aus der Zauberformel gegen den Herzspann, die wir hierher setzen wollen:

Ercspan ty sy napinaty,
Herzspann, du bist geschwollen,
Ty sy nadymaty,
Du bist aufgebläht,
Wichowi wot twojogo christogrego brusta,
Weiche von deiner christlichen Brust,
Twója muterka ma zäues palcow,
Deine Mutter hat zehn Finger,
Te si budu strychowas,
Die werden Dich streichen,
Ty dejs wichowas etc.
Du sollst weichen.

Europa.

— Nach dem neuesten Berichte der Handels- und Gewerbekammer zu Plauen i. V. wurden in den Jahren 1877 und 1878 im Königreiche Sachsen gestickt: 79 helle, 53 halbhelle, 21 Sand- und 55 verdarbene Perlen, zusammen 208 und zwar 96 im Jahre 1877 und 112 im Jahre 1878. Diese Erträge sind gering im Gegensatz zu den Jahren 1866 bis 1876, wo durchschnittlich jährlich 178 Stück gewonnen wurden. Für den Zeitraum von 1866 bis 1878 stellt sich nun folgendes Gesammtresultat heraus: 973 helle Perlen, 394 halbhelle, 288 Sandperlen und 304 verderbene Perlen, zusammen 1958 Perlen; außerdem noch 122 Muscheln mit eingewachsenen Perlen.

— H. Adamy, Schlesien nach seinen physischen, topographischen und statistischen Verhältnissen (Breslau 1880). Behandelt in der ersten Abtheilung die Gebirge, Gewässer, Pflanzen, Thiere und Bewohner des Landes und giebt in der zweiten ein Verzeichniß der bemerkenswerthen Ortschaften nach Kreisen. Namentlich letzteres verleiht dem billigen (1,60 M.), bereits in 5. Auflage erschienenen Buche seinen Werth, weil es rasch über statistische Verhältnisse, gewerbliche Anlagen, historische Bedeutungen u. s. w. orientirt und stets auf dem Laufenden erhalten wird. Es ist nicht ganz so ausführlich, aber begreiflicher Weise richtiger, als der entsprechende Abschnitt in Bappäus' Handbuch der Geographie und Statistik. Die beigegebene Karte läßt in Bezug auf Terrain und Eisenbahnen sowie auf Technik manches zu wünschen übrig.

— Die Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina, welche die österreichische Regierung im vergangenen Jahre vornehmen ließ, weist nach den officiellen Daten für diese Länder die Gesammtzahl von 1 142 147 Seelen aus; davon sind 599 026 männliche und 543 121 weibliche Bewohner. Der Religion nach giebt es 487 022 Griechisch-Orientalen, 442 500 Mohammedaner, 208 950 Katholiken und 3426 Juden; dem Stande nach zählte man 627 414 ledige, 446 138 verheirathete und 68 595 verwittwete Personen. Am stärksten bevölkert ist der Bezirk von Banjaluka mit 85 753 und der Bezirk von Jaice mit 46 473 Einwohnern. Die Zählung ergab ferner, daß in den Ländern 1062 Geistliche, 678 Muzzi's, 257 Lehrer, 94 Sanitätspersonen, 94 383 Grund-, Haus- und Rentenbesitzer, 83 402 Grundbalben, 10 876 Fabrikanten, Handels- und Gewerbetreibende und 54 779 Hilfsarbeiter, Taglöhner und Diener leben. Die Bewohner leben in 87 Städten, 3 Vorstädten, 34 Märkten und 4894 Dörfern mit 187 510 Häusern, welche 196 186 Wohnungen enthalten. Die wichtigsten Städte zählen: Sarajevo 21 377 Einwohner mit 2077 Israeliten und der Mehrzahl Mohammedanern, Mostar 10 845 Einw., darunter 6421 Mohamm., Banjaluka 9650 Seelen mit 6474 Moham., Bjelina 6090 mit 4560 Moham., Travnik 5857 mit 3482 Moham., Dalnja Tuzla 5119 mit 3919 Moham. und Livno 4597 mit 2394 Mohammedanern. An Vieh zählte man 831 285 Schafe, 754 877 Stück Rindvieh, 514 990 Ziegen, 427 091 Stück Borstenvieh, 155 980 Pferde, 109 572 Bienenstöcke.

— Wir erhalten von Herrn Regierungs-Baumeister Blau in Neustadt a. O. eine Zuschrift, in welcher es unter Anderm heißt: „Mit großem Interesse lese ich soeben in Nro. 18 des „Globus“ (Bd. XXXVI) den Aufsatz über die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nach Klaić's Bosna. So vollständig ich in fast allen Hauptsachen in diesem Aufsatz meine vor 12 Jahren an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen bestätigt finde, um so mehr frappirt mich ein augenscheinlicher Irrthum am Schlusse des gedachten Artikels.

Es heißt da: es sei den Juden bis in die neueste Zeit verboten gewesen, den Todten Gedenksteine auf die Gräber zu setzen. Das ist unmöglich ganz richtig. Unter Führung meines Bruders, des ehemaligen Consuls in Serajewo Dr. O. Blau, habe ich im Jahre 1868 einen jüdischen Begräbnißplatz bei Serajewo, am Abhange des Trebović gelegen, besucht, und in meinem Reisetagebuche eine Skizze charakteristischer dort vorhandener Grabsteine gezeichnet. Die zum Theil weit vorgeschrittene Verwitterung der Steine (Kalkstein aus den umliegenden Brüchen) schien mir entschie-

Digitized by Google

den darauf zu deuten, daß dieselben nicht erst der neuesten Zeit angehören."

— Der im französischen Unterrichtsministerium bestehende Ausschuß für wissenschaftliche Reisen und Missionen hat nach der „N. Z." in seiner letzten Sitzung unter anderen folgende Aufträge ertheilen: Ch. Tournault: Abgleichung der seit zwei Jahren in den schweizerischen Seen entdeckten und in den dortigen Museen, namentlich in Lausanne, ausgestellten Alterthümer des Bronze- und Steinzeitalters; A. Carnoy, Mission nach Italien behufs Vergleichs der dortigen Denkmäler mit den gallo-römischen; Brau de Saint-Pol Lias und E. de la Croix, ethnographische Forschungsreise nach Sumatra; Schrader, orographische Forschungsreise in die Pyrenäen. Ferner wurden nur im Principe beschlossen und bedürfen noch der Bewilligung Seitens der Kammern folgende vier Reisen: D. Charnay (von dem der „Globus" nächstens einen illustrirten Bericht über Java bringen wird): Mission nach Incatan und Palenque behufs photographischer Aufnahme der dortigen Bauten, Basreliefs und Inschriften und Nachgrabung nach Schädeln und Skeleten; der unseren Lesern bekannte de Ujfalvy: Mission nach Südrußland, Armenien, Nordwest-Persien, zu den Turkomanen, in das Becken des obern Oxus und das ostbonische Turkestan nebst dem Pamir-Plateau behufs geographischer, anthropologischer, ethnographischer, archäologischer und naturgeschichtlicher Studien; Cahun (von ihm erschient im „Globus" demnächst eine Reise im Gebiete der Nosairier im nördlichen Syrien): botanische Reise nach Syrien, und Crevaux: Forschungsreise in das äquatoriale Südamerika, von Buenosaires nach dem Amazonenstrome. Namentlich die letzteren vier Unternehmungen dürfen des Beifalls der Geographen und Ethnographen gewiß sein.

Asien.

— Eine nicht unbedeutende Rolle spielen in Kleinasien die amerikanischen Missionäre, welche dort jetzt seit fast einem halben Jahrhunderte am Werke sind. Der erste von ihnen kam 1831 in Konstantinopel an; viel Zeit brauchten sie anfangs, Land, Volk und Sprache kennen zu lernen und die Vorurtheile und den Fanatismus der zuerst mißtrauischen Einwohner zu überwinden. Ein wichtiges Hülfsmittel für sie war die Presse; nicht nur die Bibel und religiöse Schriften, sondern auch populärwissenschaftliche Werke über Arithmetik, Geographie, Grammatik, Geschichte z. B. der Reformation, Pädagogik, Algebra ꝛc. und verschiedene Zeitungen sind in türkischer, arabischer, armenischer, bulgarischer und spanisch-hebräischer Sprache erschienen und erscheinen noch. So manche Korrespondenz und so mancher Leitartikel der „Times" wird dort übersetzt und findet seinen Weg in fremder Zunge an die Ufer des Tigris oder in ein Bergnest in Kurdistan. Großen Werth legen die Missionäre auf die Bildung selbstständiger einheimischer Kongregationen und Kirchen unter einheimischen Geistlichen, die ihre Bedürfnisse für Schulunterricht und Gottesdienst wenn möglich selbst aufbringen und nur zu einem Theile unterstützt zu werden brauchen. Solcher Protestanten giebt es in Kleinasien jetzt 24 975 in 225 Gemeinden mit 116 Geistlichen und 312 Lehrern, 283 Schulen und 9621 Schülern, welche Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Grammatik und mitunter Algebra, Physiologie und Englisch lernen. An Sonntagsschulen, welche nur die Kenntniß der Bibel verbreiten, giebt es 176 mit 15 423 Besuchern. Einen Beweis für den Eifer dieser Leute, denen sich nur sehr wenig Wohlhabende angeschlossen haben, giebt der Umstand, daß sie im Jahre 1878 für ihre Kirchen und Schulen die Summe von 468 247 Piastern (etwa 85 600 M.) aufgebracht haben, und daß ein lebhaftes Verlangen nach Schulen, Seminarien und Gymnasien sich zeigt. Wohlbedacht sind das Robert-College in Konstantinopel und das syrische protestantische Kolleg in Beirut; zu nennen sind ferner unter anderen die Mädchenpensionate in Marsovan, Brusa, Bitlis, Mardin, Charput und Aintab, die theologischen Seminare in Marasch, Charput und Mardin und die beiden kürzlich eröffneten Gymnasien in Aintab und Charput. Das ist entschieden ein richtiger Schritt nach dem Ziele, tüchtige und ehrliche Beamte heranzubilden, an denen es im türkischen Reiche ja fast ganz fehlt; denn jene Schulen sind jungen Leuten jeden Glaubens geöffnet und bei allen wird auf Wahrheitsliebe und Sittlichkeit ein Hauptnachdruck gelegt.

(Nach der „Mail", 21. Januar 1880.)

— Der Hafen von Hongkong nimmt für China dieselbe Stellung ein wie für Japan Osaka, wo sich der ganze Handel des innern Landes konzentrirt. Dort ist die Niederlage aller Waaren, die aus Osten und Westen, aus Europa, Amerika und Australien kommen; vielleicht ist der großartige Ausdehnung eine Folge der Freiheit des Austausches, denn in Hongkong existirt keine Zollbehörde. Daher kann man auch keine regelmäßigen Statistiken über den dortigen Handel geben, sondern darüber nur aus dem Berichte auf der Börse urtheilen. Während des Jahres 1877 fuhren in Hongkong ein 2869 fremde Schiffe mit einem Gehalt von 2 445 755 Tonnen und 25 500 chinesische mit 1 798 788 Tonnen. Der Import erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwollengewebe und Eisen aus Europa; Quecksilber, Ninjin (eine medicinische Pflanze), Petroleum, Mehl aus Amerika; Kohle aus Australien; Opium und bengalisches Rohr aus Indien; Reis und Salz aus Saigon; Zucker, Thee, Seide, Kampfer, Kohle aus dem innern China; endlich Reis, Getreide, Kupfer, Kampfer, Schwefel, medicinische Pflanzen aus Japan. Bei diesem Verkehr erscheint Hongkong berufen, für den Stillen Ocean im Orient das zu werden, was im Occident für ihn San Francisco bereits ist.

— Briefe aus Japan melden, daß man dort noch die Hoffnung hegt, den im August 1879 an der Küste von Jezo gestrandeten Dampfer „Nordenskiöld" (s. o. S. 16) zu retten. Nach Angabe des russischen Konsuls in Jokohama ist das Schiff flott geworden und etwa 30 Seemeilen fortgetrieben, wo es jetzt vor Wind und Seegang geschützt liegt. Seine Besatzung, welche schon die Heimreise nach Europa angetreten hatte, ist deshalb nach Jezo zurückgekehrt, und sein Eigenthümer, Hr. Sibirjakow, hat den wohlbekannten Eismeerforscher E. Johannesen, der 1878 die Insel „Einsamkeit" entdeckte, zum Kapitän ernannt mit dem Auftrage, den „Nordenskiöld" wenn möglich nach Jokohama zu bringen und auszubessern, um im günstigen Falle nächstes Jahr die nordöstliche Durchfahrt im umgekehrten Sinne auszuführen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Insel Rotuma, etwa 300 Seemeilen nördlich vom Fidschi-Archipel gelegen, ist unlängst (Oktober 1879) von dem englischen Gouverneur des letztern, Sir Gordon, vorbehaltlich höherer Bestätigung annektirt worden. Auf der Insel, welche einige tausend Einwohner zählt, überwiegt die Zahl der Frauen diejenige der Männer, weshalb die Regierung von Hawaii, wo das Verhältniß ein umgekehrtes ist, große Anstrengungen machte, die Eingeborenen zur Auswanderung nach ihrem Reiche zu bewegen. Mehrere Hunderte derselben sind bereits auf den Plantagen der Sandwich-Inseln beschäftigt.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika. I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Wesselberg: Die Samoa-Inseln. III. — F. Ratzel: Nordamerika's nutzbare Pflanzen und Thiere. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Sagen der Lausitzer Wenden. — Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 24. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

II.

Kurz vor Popayan nehmen gewöhnliche Pallisaden die Stelle der prächtigen lebendigen Hecken ein, und die Aussicht auf den Gebirgskranz ringsum wird frei. Auf einem Hügel zur Linken liegt vereinzelt zwischen Bäumen die kleine Belen-Kirche; den Hintergrund nach Osten zu bilden Hügel und Berge mit Weiden, und darüber die Kette der Anden, beherrscht von den Gipfeln der beiden Vulkane Purace und Sotara. In einem Bogen umfließt der Rio del Molino die Stadt, ehe er in das fruchtbare, angebaute Thal tritt, in welchem er sich mit dem Cauca vereinigt. Unmittelbar am Fuße der Stadt überschreitet man ihn auf einer neuen mehrbogigen 1868 erbauten Brücke; etwas weiter unterhalb steht noch die alte schmale zerfallene Brücke, dicht bedeckt von den rankenden Zweigen und violetten Blüthen einer Bignoniacee (Tourretia lappacea). Von dieser Brücke steigt der Weg in die Stadt ziemlich steil an zwischen hohen stattlichen Häusern, deren oberes Stockwerk von Arkaden durchbrochen ist, und führt auf einen großen, mit Gras bewachsenen Platz, in dessen Mitte ein Brunnen steht, der, anstatt die Einwohner zu erquicken, von allen Gassenjungen besudelt wird. Die eine Seite des großen Viereck nehmen die großen Wandflächen einer alten Kirche aus Backstein ein, was keineswegs das trübe Aussehen des Platzes mildert.

Popayan (2° 26' nördl. Br., 79° 9' westl. L. Paris) hat ein köstliches Klima; die Temperatur schwankt zwischen 18° und 24° und hielt sich während André's Anwesenheit gleichmäßig auf 18°. Mit Ausnahme der Regenzeiten, d. h. von März bis Mai und von Oktober bis December, ist der Himmel fast stets klar; der Regen stellt sich meist in Gestalt von Ungewittern von sehr großer Heftigkeit, aber kurzer Dauer ein.

Die Stadt wurde im December 1538 von Belalcazar gegründet, als derselbe von Quito aus mit 200 Soldaten, 80 Pferden und 4000 Mann indianischer Hülfstruppen einen Zug nach Norden unternommen hatte. Er machte sie zum Stützpunkte seiner Eroberungen; und in Folge ihrer Lage wurde sie der Schauplatz wichtiger Ereignisse in der Geschichte Neu-Granadas. Zwanzig Jahre nach ihrer Gründung verlieh ihr der König von Spanien den damals viel bewirbelten Titel „muy noble y muy leal" und ein Wappenschild. 1547 machte sie Papst Paul III. zum Bischofssitz, und damals wurden ansehnliche Kirchen gebaut, so vor den Jesuiten die Kathedrale mit ionischen Säulen und von den Frates der Propaganda die Kirche San Francisco und andere. Durch die Fruchtbarkeit ihrer Umgebung und durch den Handel, den ihre Lage in der Mitte zwischen Quito und dem untern Cauca begünstigte, blühte Popayan auf; berühmt wurde sie durch ihre Universität, ihre Schulen und einzelne hervorragende Männer, welche dort geboren wurden, wie der Astronom Caldas, Humboldt's Zeitgenosse, und Mosquera, der Geograph, General, Diktator und Präsident von Colombia. Aber unaufhörliche politische Umruhen haben die „sehr edle und sehr loyale" Stadt tief herunter gebracht, so daß sie vor einigen Jahren nur noch 7000 Einwohner zählte. Auch ist ihr der Vulkan Purace ein gefährlicher Nachbar. 1837 wurde sie durch ein Erdbeben zum Theil zerstört, und im Laufe des letzten Jahrhunderts hat man nicht weniger als 120 schreckliche Erdstöße gezählt.

Nachdem André am Tage nach seiner Ankunft, dem Ostersonntage, die wohlbekannten und oft beschriebenen Processionen und sonstigen Festlichkeiten angeschaut, that er sich näher in der Stadt um. Von Interesse waren zwei Semi-

Digitized by Google

narien, ein großes und ein kleines, welche auf Betreiben des Bischofs Bermudez von Popayan vor sechs Jahren durch Lazaristen-Patres errichtet wurde. Der Leiter ist der französische Abbé Foin, der sich der schweren Aufgabe unterzogen hat, eine Musterschule für colombianische Priester zu gründen und den Volksunterricht zu regeneriren. Man fing mit 18 Zöglingen an und hatte damals (1876) 120; das alte Jesuitenkloster, in welchem sich die Anstalt befindet, ist schöner, als es je gewesen, hergerichtet worden, und in dem anstoßenden Garten werden Versuche mit der Akklimatisation europäischer Obstbäume gemacht. Weitere Einrichtungen sind ein physikalisch-chemisches Kabinet, worin französisch unterrichtet wird, und ein von den Damen der Stadt unterstütztes Krankenhaus. André erwartet von dem Wirken dieser Priester — vorausgesetzt, daß sie in ihrem Wirken nicht gewaltsam unterbrochen werden —, daß sich in Colombia, wo bis jetzt nur von nordamerikanischen, englischen und deutschen Unternehmungen die Rede gewesen ist, im nächsten Menschenalter auch französischer Einfluß fühlbar machen wird.

Bemerkenswerth ist, daß sich in Popayan eine reiche Privatbibliothek befindet, Eigenthum des Don Manuel Maria Mosquera, welcher dreißig Jahre lang sein Heimathland in Europa vertreten hat und hier in diesem versteckten Winkel der Andes, wo man solches am wenigsten vermuthen dürfte, ein geistig angeregtes Leben führt. In Popayan leben auch die Gebrüder Reyes, deren einer sich durch seine Befahrung des Putumayo (Jca) einen Namen gemacht hat; bekanntlich strebt er danach, durch diesen Fluß eine direkte Verbindung zwischen Colombia und dem Amazonenstrome herzustellen.

Nachdem André einige Tage in Popayan verlebt und dessen Höhe zu 1813 m ermittelt hatte, rüstete er sich zu einigen botanischen Ausflügen in die Umgegend, besonders nach den reichen Schluchten am Fuße des Vulkans Purace. Denselben zu besteigen war nach den Sammlungen, die Hartweg dort gemacht, und den Beobachtungen Boussin-

Häuser am Eingange von Popayan.

gault's im Jahre 1831 unmöthig; aber seine Abhänge wollte er doch besuchen und brach deßhalb eines Morgens in Gesellschaft seines Dieners Jean Rögli nach Osten, in der Richtung auf Coconuco, auf. Der Weg führt bei der Belen-Kirche vorbei durch bewaldete Schluchten, dann auf halber Höhe der Hügel, endlich steil bergan durch Wald, in welchem eine gute Art Quinaquina gedeiht. In den Schluchten über zog eine üppige Vegetation den Boden, die Baumstämme und die Felsen bis hinab zum Bachbette in gleicher Weise. Beim Uebergange über den Rio del Molino zogen zahlreiche Arvideen von unbekannter Art die Blicke des Botanikers auf sich. Ein großer Baum, eine Melastomacee von 20 m Höhe, stand dort und hatte den Boden mit seinen herrlichen violetten Blüthen überstreut; malerisch gewundene und selbst wieder mit Parasiten bedeckte Lianen umgaben den Stamm, und wo sich Aeste von demselben abzweigten, hatte sich in den so gebildeten Winkeln die herrlich purpurroth blühende Orchidee Epidendrum paniculatum eingenistet.

André war bei dem schönsten Sonnenscheine aufgebrochen. Bald nach Mittag bezog sich plötzlich der Himmel, ein schwarzer Wollenmantel verhüllte den Purace, und man fühlte an der Unruhe, welche die elektrische Sättigung der Atmosphäre in allen Gliedern des Körpers erzeugte, daß ein schreckliches Unwetter im Anzuge war. In der Nähe des Aequator verdünnt bald nach der Kulmination der Sonne die in den stillen Thälern erzeugte Wärme die Luft, ringt mit den frischen Brisen, die um die Bergspitzel wehen, und verursacht eine Störung des Gleichgewichts, welche heftige Stürme zur Folge hat. Wehe den Leuten, welche sich in solchen Augenblicken in den Engpässen der Cordilleren befinden: die mit rasender Gewalt losbrechende Windsbraut, deren Schnelligkeit stetig zunimmt, reißt sie mit sich fort.

In weniger als einer halben Stunde befanden sich die beiden Reiter mitten in der „tormenta". Im Augenblick erreichte der Sturm seine größte Gewalt: wie Strohhalme wurden die Bäume niedergebogen und umgebrochen; ohne Unterlaß folgten sich die zuckenden Blitze und die tausendfach von den Bergen zurückgeworfenen Donner, daß der Boden unter den Hufen der aufs Geräthewohl vorwärts tretenden Maulthiere zitterte, und die Luft mit Schwefeldunst erfüllt

wurde. Zwischen den nackten Felsen, von denen der Regen in gelben Strömen herabrann, gab es keine Zuflucht: man mußte vorwärts streben und dem Unwetter Trotz bieten. Es hielt zwei Stunden an, um dann ebenso rasch nach Westen hin zu verschwinden, als es durch einen Windstoß von den Höhen des Sotara und Purace im Osten herbeigeführt worden war. Zuerst zeigte sich in derselben Himmelsrichtung ein hellerer Schein, war erst grau, wurde dann weiß, endlich blau, und kurz darauf war der ganze Himmel so heiter wie zuvor, und mit unsäglichem Behagen athmeten die Lungen die köstlich reine Luft. Ebenso rasch verlief sich das Wasser, so daß bald nur noch die schweren Thautropfen an den Pflanzen von dem sintfluthartigen Guß übrig blieben. Als sie aber Abends nach Popayan auf dem Wege über Besen zurückkehrten, fanden sie denselben bestreut mit abgebrochenen Aesten und hier und da versperrt durch die vom Blitz zerschmetterten Stämme der Bäume, über deren dunkelen Schatten sie sich am Morgen gefreut hatten. In der Stadt selbst wurde ihnen berichtet, daß der Blitz an zwölf Stellen eingeschlagen hatte, was dort freilich etwas sehr Gewöhnliches ist.

Der Purace war der erste thätige Vulkan, den André auf seiner Reise antraf. Von jedem hohen Punkte in der Nähe von Popayan fällt seine schöne Pyramide in die Augen, wenn sie nicht, was meistens der Fall, in Wolken gehüllt ist. Noch vor dreißig Jahren war seine Gestalt halbkreisförmig; allein im Jahre 1849 erfolgte ein fürchterlicher Ausbruch, dann ein Erguß von Schlamm, Asche und anderen Stoffen, und es bildete sich ein Krater von 100 m Durchmesser, dem beständig, wie beim Vesuv, eine dicke Rauchwolke entströmt. Damals wurden die Dörfer Purace, Tambo, Coconuco, San Isidro und die meisten einzelnen Häuser jener Gegend zur Hälfte von Asche begraben, und wenig fehlte, so hätte das 27 km entfernte Popayan das Schicksal Pompejis getheilt. Seitdem ist auch der übrigens unersteigliche Gipfel des Berges abgestumpft.

André hielt es, wie gesagt, für unnöthig, die merkwürdigen vulkanischen Erscheinungen auf und um Purace zu besuchen, wie die verschiedenen warmen Schwefelquellen, die Dampfausströmungen in 4359 m Höhe, den „Essigfluß“ (Rio Vinagre) und seinen 80 m hohen Sturz, welcher nach Boussingault alle 24 Stunden 38 600 kg Schwefelsäure und 1600 kg Salzsäure nutzlos mit sich hinabführt und auf 60 km weit abwärts im Rio Cauca seinen Fisch aufkommen läßt, und brach schon am 19. April nach Pasto auf. Jean blieb noch einen bis zwei Tage zurück, um eine Sendung von Kisten nach Europa zu expediren, während André statt des gewöhnlichen Weges über Ninaguer und Bolivar den wenig betretenen, westlichern im Thale des Rio Patia einschlug. Dieses ganze Thal ist sehr ungesund, weil es, zwischen hohen Gebirgen eingeschlossen, unerträglich heiß ist; in Folge dessen entstehen nach jeder Ueberschwemmung Miasmen, deren tödtliche Keime von den Winden weithin verbreitet werden, so daß sich wenige Reisende rühmen können, den schrecklichen Fiebern des Patia entgangen zu sein.

Schmarotzerpflanzen am Rio del Molino.

Gleich hinter Popayan beginnt ein angenehm schattige Saumpfad rasch zwischen den Vorstädten an. Fast jedes Haus ist eine tienda (Laden), auf deren Verkaufsbrettern bald ein Bündel Kürbisse und spanischer Pfeffer, bald Bananen oder rother und grüner Achiote, die großen weit berühmten Chirimoyas, banapanela (roher gelber Zucker), Zwiebacke, Maisbrote oder allerlei Früchte ausliegen.

Das hier wohnende Volk, mit spanischem Blute gemischte Indianer, unterscheidet sich wesentlich von dem, welches der Reisende bis jetzt kennen gelernt hatte. Jedes Negerblut ist verschwunden; alle Leute auf dem Wege zeigen eine dunkel chokoladenbraune Hautfarbe, kurze Beine, aufrechte Haltung,

Digitized by Google

fleiſchige muskulöſe Glieder und nicht mehr jene ungraciöſe geſchwungene Linie, welche ſo weit von Hogarth's „Schönheitslinie“ entfernt iſt. Die gebogenen Naſen mit den weiten Naſenlöchern, die kleinen eng zuſammenſtehenden Augen und die ſtraffen dicken ſchwarzen Haare machen ſie den Wilden vom Amazonenſtrome und den öſtlichen Andesabhängen ähn-

Rückkehr nach Popayan nach dem Unwetter.

Küche in Alto de Encinitas.

licher, als den Quichuas oder der ſpaniſch-afrikaniſchen Miſchrace. Ihre Hütten ſind von kleinen, nüßig gepflegten Gärten umgeben, deren Zäune nicht ſonderlich dicht ſind. Um die überall frei umherlaufenden Schweine am Hindurchſchlüpfen zu verhindern, legt man denſelben ein aus rohen Baumäſten zuſammengebundenes Dreieck um den Hals, welches ſich bei etwaigen Einbruchverſuchen in die Batatenund Yuca-Gärten zwiſchen den Stäben der Zäune verfängt:

Digitized by Google

Landschaft bei Popayan mit dem Vulkan von Purace.

Digitized by Google

die so gehinderten Rüsselthiere bieten oft die ergötzlichsten Schauspiele.

Der Weg war anfangs sehr gut und prächtig im Stande. Schon wunderte sich André darüber, als sich das Räthsel löste: eine Abtheilung Gefangener, die an Hand und Fuß gefesselt waren und von einigen Soldaten bewacht wurden, war mit dem Straßenbau beschäftigt. Soldaten und Gefangene standen mit einander auf dem besten Fuße, sangen, tranken und tauchten mit einander und bettelten den Reisenden an. Den Sträflingen dünkt dies Leben durchaus angenehm, und keiner denkt an Entfliehen; leider aber müssen sie sich jeden Abend in Popayan wieder einfinden, in Folge wovon der arme „camino real" (königliche Heerstraße) schon nach wenigen Kilometern in seine gewöhnliche Erbärmlichkeit zurücksinkt. Um so schöner aber war die üppige Vegetation zu beiden Seiten.

Der Königscondor in der Schlucht von Guayita.

Um Mittag überschritt der Reisende den kleinen Quellfluß des Rio del Roblé (1817 m), so genannt nach der an seinem Ufer häufigen Humboldtiche, eine halbe Stunde später den größern Arm und stieg dann zur cuchilla del Tambo hinauf, der Wasserscheide zwischen Cauca und Patia, zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean. Sich umwendend erblickte er noch einmal gegen Norden die im Dunste verschwindende Ebene des Cauca und in der mittlern der drei Cordilleren die Gipfel des Teta, Chapa und Munchiqué. Im Süden dagegen zeigten sich zum ersten Male die kahlen, zum Patia-Flusse abfallenden Hänge. Unweit von diesem Punkte, dort, wo heute das Dorf Tambo liegt, schlug und unterwarf Belalcazar die Indianer endgiltig. Ueber den Rio Timbio (1868 m) und das gleichnamige Dorf (1893 m) ging es dann in das Gebiet des Patia; gegen Abend wurde der Alto de Cuevitas (über 2000 m) erreicht, von dem aus sich bei Sonnenuntergang eine herrliche Aussicht darbot. Im Westen hoben sich die Gipfel der Cordillere dunkelblau ab von dem grauen Himmel, den die Sonne von unten herauf vergoldete. Ganz vorn zog sich in Augenhöhe eine bewaldete Hügelkette hin, hinter welcher in tiefen Thale der Rio Patia strömt. Aus letzterem aber stiegen langsam Wolken empor, so weiß und so scharf begrenzt, daß man sie für Schneeberge hätte halten können; ein leiser Hauch trieb sie unmerklich nach Norden. Aus allen Himmeln aber fiel André, als er bei Einbruch der Nacht in den über alle Beschreibung elenden und schmutzigen Rancho trat. Zwei halbnackte Kinder hielten abwechselnd eine Kerze von grünem Wachse; das war die Beleuchtung. Auf der einen Seite stillte eine Frau ihr Kind, ihr gegenüber rupfte die Wirthin eine junge, eben geschlachtete Pute mit den Zähnen, und über dem Feuer stand ein zerbrochener Topf, in welchem Reis aus des Reisenden Reservevorräthen brodelte. Draußen wie drinnen bedeckte eine dicke Kothschicht den Boden. Zwei Stunden dauerte es, bis der magere Vogel gar war; dann verzehrten ihn die acht Anwesenden und streckten sich auf den naßkalten Boden aus.

Der folgende Morgen brachte zunächst einen abscheulichen Abstieg über Schieferthon. Als sie dann um 11¼ Uhr den Rio Quilcasé (1388 m) überschritten hatten und mühsam auf seinem linken Ufer hinaufkletterten, geriethen sie in eine Wolke von Heuschrecken. Die Weibchen hatten schon gelegt, waren gestorben und erfüllten die Luft mit ekelhaften Dünsten. Aber unterhaltend war, was sich die Knechte von den Thieren erzählten, daß sie sich in Fledermäuse verwandeln, daß sie aus dem Koth entstehen, daß im Jahre 1855 der Doktor Moralés in Antioquia sie durch Beschwörung vertrieben hat u. s. w. Alle aber waren einstimmig der Ansicht, daß die Landplage seit vierzig Jahren nicht so schlimm aufgetreten sei, wie damals. Gleich darauf wurde Fritz von Scherff

Digitized by Google

so heftig vom Fieber ergriffen, daß man ihn vom Maulthiere heben und auf die Erde legen mußte. Als der erste Anfall vorüber war, erreichte man glücklich das kleine arme Dorf Dolores, zubenannt la Horqueta (1819 m), wo eine gute Empfehlung den Reisenden ein treffliches Quartier verschaffte. Am folgenden Morgen befanden sie sich schon vor 7 Uhr im dicken Nebel auf der Straße nach los Arboles, einem über Gebühr schlechten Wege, auf welchem die Maulthiere ohne Aufhören ausrutschten und zu Falle kamen. Nicht ein einziger Mensch, nicht ein einziger Arriero mit einem Thiere begegnete ihnen auf der „Königlichen Heerstraße“; eine Folge der colombianischen Mißwirthschaft, die in elenden Revolutionen ihr höchstes Ziel erblickt, anstatt für leidliche Wege zu sorgen. So blieb es den ganzen Tag; man überschritt den Rio Comita (1250 m) und den Rio S. Tomas (1192 m), an dessen Ufern eine solche Fülle neuer und interessanter Pflanzen wuchs, daß Andrés sich völlig verirrte und erst spät sich mit Hülfe des Kompas wieder zurechtfand. Das Nachtquartier, los Arboles (1496 m), war überfüllt mit unruhigen Reisenden, die den Botaniker zu seinem Arbeiten und wenig zum Schlafen kommen ließen. Am nächsten Tage, dem 23. April, passirte er Puertica (1459 m), zwei einzelne Häuser, und das etwas höher gelegene Santa Lucia, das nur aus einem einzigen Hause besteht. Das Terrain senkt sich dort gegen Süden; der kahle, trockene Rasenboden wirft die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurück und es herrscht eine erstickende Hitze. Wieder geht es aufwärts zum Alto de San Francisco (1610 m); aber das ändert nichts an dem traurigen Aussehen der bezigen, kahlen Landschaft, in welcher sich kein Vogel zeigt, Geier ausgenommen, die auf das Stürzen eines Maulthieres warten, um es, noch zuckend, zu zerfleischen.

San Francisco besteht aus einigen Häusern am Fuße des gleichnamigen Alto, in welchen wenige Leute wohnen, die auf bereiteltem Lande Reis bauen. Eine junge Frau, die Andrés bei der Arbeit traf, gab ihm Auskunft über die Art des Anbaues. In der Zeit vom Juni bis August wird das Land bewässert; dann braunt man die Pajouales ab und säet gegen den 24. September. Sechs Monate später wird geerntet, das sehr trockene Korn in Mörsern gestoßen und enthülst und in Säcke aus Rindshaut von besonderer Form, die 2 m hoch, 65 cm breit und oben schräg geschlossen sind, gefüllt. Jeder Sack enthält 24 Arroben (= 300 kg) Reis, deren eine zu 20 Realen (8 M.) verkauft wird. Dieser Preis ist so hoch, daß sich die Ausdehnung des Reisbaues als etwas sehr Vortheilhaftes empfiehlt.

Von San Francisco erreichten die Reisenden in drei Stunden die malerische, aber beschwerliche Felsschlucht von Guavita (1098 m), die zu beiden Seiten von senkrechten Wänden eingeschlossen ist. Ein großer Andes-Condor (Sarcoramphus Papa) hielt dort sein Festmahl an einer verendeten Kuh, und genau so, wie Andrés es schon in Cartago gesehen, war er von einer Schar seiner Geier umgeben, welche ungeduldig auf seine Sättigung lauerten, ohne ihn trotz ihrer Ueberzahl anzugreifen zu wagen. Nachmittags erfolgte noch ein Unwetter; dann ein langer Ritt längs des malerischen Rio Guachicono, der zur Linken in einem tief eingeschnittenen Thale floß, und nach einer Tagereise von mehr als 40 km wurde noch vor 6 Uhr Abends das Dorf Boebo erreicht.

Kaschgarien[1]).

I.

L-z. Im Jahre 1876 fiel eines der ältesten Chanate Centralasiens — Kokan. Nachdem die siegreichen russischen Truppen eine Stadt des Chanats nach der andern erobert hatten, rückte im Februar 1876 der junge General Skobelew, dessen Name bald weithin berühmt werden sollte, an der Spitze seiner Truppen in die Hauptstadt Kokan ein. Im Laufe weniger Monate war das Chanat in einen russischen Bezirk umgewandelt und als Fergana'scher dem turkestanischen Gebiete einverleibt. Bald war die festhafte Bevölkerung des Chanats völlig beruhigt worden, und schon im April 1876 konnte man unbewaffnet durch den ganzen Fergana'schen Bezirk reisen.

Größere Schwierigkeiten bot die Unterwerfung der an den Abhängen des Tianschan nomadisirenden Bevölkerung dar; die Kara-Kalpaken und Kirghizen, an Unabhängigkeit gewöhnt und die Oberhoheit der schwachen Herrscher Kokans nur nominell anerkennend, wollten sich der russischen Macht nicht unterwerfen; es bedurfte noch ferner wiederholter Kämpfe und Streifzüge, um auch diesen Theil der Bevölkerung des eroberten Chanats zu unterjochen. Erleichtert wurde den Steppensöhnen der Widerstand vorzüglich durch den Umstand, daß sie leicht in großen Mengen über den Tianschan nach Kaschgarien flüchten konnten, wo sie stets sicher waren, von Jakub-Beg mit offenen Armen empfangen zu werden. Diese Bevölkerung machten es nothwendig, zwischen dem neueroberten Gebiete von Fergana und Kaschgarien eine Grenze zu fixiren; zwischen Kokan und Kaschgarien hatte eine solche zwar schon seit lange bestanden, doch war sie vor etwa 15 Jahren von Jakub-Beg vorgeschoben worden, welcher, die Schwäche des damaligen Herrschers von Kokan, Chudajar-Chan, benutzend, sein Reich weit nach Norden ausgedehnt und das Fergana von Kaschgarien trennende Berggebiet annektirt hatte.

Aus dem erwähnten Grunde sah sich der Generalgouverneur von Turkestan, Generaladjutant v. Kaufmann, veranlaßt, im Mai 1876 eine Gesandtschaft an Jakub-Beg zu schicken, um mit demselben Unterhandlungen wegen einer Grenzregulirung einzuleiten.

Zum Chef der Gesandtschaft wurde der Oberst vom Generalstabe A. Kuropatkin ernannt und ihm die Offiziere N. Kuropatkin — sein Bruder —, Starzew und Sunargulow beigestellt. Die Gesandtschaft begleitete ein Schutzconvoi von 15 Kosaken. Da das Grenzgebiet zwischen Fergana und Kaschgarien noch sehr wenig bekannt war, so wurde die Gesandtschaft zugleich beauftragt, dasselbe zu untersuchen und in ihm für eine Grenze geeignete Punkte zu fixiren; schließlich sollte sie Nachrichten über

[1]) Frei bearbeitet nach dem in russischer Sprache erschienenen Werke: Kaschgarien. Historisch-geographische Umriß des Landes, seine militärischen Kräfte, seine Industrie und sein Handel von A. Kuropatkin. Herausgegeben von der k. k. Geographischen Gesellschaft. Petersburg 1879.

Digitized by Google

Kaschgarien einsammeln, namentlich über die Handelsverhältnisse des Gebietes und über die militärischen Kräfte Jakub-Beg's.

Die Nachrichten, welche man zu der Zeit über Kaschgarien besaß, waren höchst dürftig und unvollständig, die Macht Jakub-Beg's wurde, wie die Expedition Kuropatkin's nachwies, weit überschätzt. Man hielt damals das Chanat für ein mächtiges mohammedanisches Reich, von dem man fürchtete, es dürfte einst ein Krystallisationsstern für alle moslemischen Reiche Centralasiens werden, sowohl für die zur Zeit noch unabhängigen, als auch für die bereits unterworfenen. Unterstützt wurde diese Ansicht durch die vielfachen Bestrebungen, welche England machte, um das Chanat in sein Interesse zu ziehen und seinen Einfluß dort zur Geltung zu bringen. Hinzu trat dann noch der Charakter des Herrschers, Jakub-Beg's, dessen gewaltige persönliche Erfolge wohl geeignet waren Befürchtungen zu erwecken. Das Glück, mit welchem er sich von einem Batschi, einem Tänzer in Weiberkleidern, zu einem unumschränkten Herrscher eines bedeutenden Landes emporgeschwungen, die Energie, mit welcher er seine inneren und äußeren Feinde niedergeworfen hatte, umgaben seinen Namen mit wohlverdientem Nimbus, und man war vielfach geneigt, in ihm einen Eroberer Asiens von dem Schlage Timur's zu sehen. Es war daher erforderlich, durch Autopsie festzustellen, über welche Mittel Jakub-Beg verfügte, und in wie weit seine Macht für Turkestan gefährlich werden konnte.

Durch frühere indische und russische Reisende waren die südlichen und südöstlichen Theile Kaschgariens erforscht worden, unter ihnen die Städte Jarkend, Kaschgar, zum Theil auch Chotan; der ganze übrige noch sehr beträchtliche Theil des Chanates, östlich von der Stadt Kaschgar bis Kuná-Turfan und zum Lobnor, war unbekannt. Diesen Theil durchreiste die Kuropatkin'sche Expedition und nahm denselben auf, von Osch bis Kaschgar und von dort über die Städte Aksu, Kutscha, Bai, Kurlja bis zur Festung Kara-Schar und zum See Bagraschch-Kul.

Fast gleichzeitig mit Kuropatkin erreichte ein anderer Offizier des russischen Generalstabes, der berühmte Reisende Prschewalsky, den Lobnor von Kuldscha aus über Kurlja, so daß mit diesen zwei Reisen fast das ganze Gebiet Kaschgariens erschlossen worden ist.

Die Resultate seiner Forschungen hat A. Kuropatkin in dem Eingangs erwähnten Werke bekannt gemacht. Auf 216 Seiten umfaßt dasselbe acht Kapitel und auf den folgenden 219 Beilagen verschiedenen Inhaltes. In dem ersten Kapitel giebt der Verfasser eine geographische Beschreibung des Landes und schildert dessen Einwohner; das zweite Kapitel behandelt die administrative Verwaltung des Landes; das dritte seine Handelsverhältnisse; die folgenden drei Kapitel sind der Geschichte Kaschgariens gewidmet; das siebente den militärischen Kräften desselben; im achten endlich bespricht der Verfasser die Ereignisse seit 1877 bis auf den heutigen Tag. Fünf Beilagen geben detaillirte Itinerare der Wege, welche theils von der ganzen Expedition, theils von einzelnen Mitgliedern derselben zurückgelegt wurden. Dann folgen statistische Nachweise für den innern Handel des Chanats und Tabellen über Ein- und Ausfuhr der Waaren. Dem Werke ist eine schöne Karte beigefügt nebst einer kritischen Besprechung des Materials, nach welchem sie ausgeführt worden, sowie ein Verzeichniß astronomisch bestimmter Orte und Höhen.

Seit 1876 haben sich die Verhältnisse in Kaschgarien freilich geändert, und das Bild des Landes, wie es uns Kuropatkin entwirft, paßt auch entfernt nicht auf den heutigen Zustand desselben; Jakub-Beg, der mächtige Herrscher des Landes, ist einem Schlaganfalle erlegen, sein Land von den Chinesen bis auf wenige Orte, die noch heute dem Andrange des Feindes widerstehen, unterworfen. Das Werk Kuropatkin's bietet indessen so viel Interessantes über jenes wenig bekannte Chanat, daß ein kurz gefaßter Auszug aus demselben nicht unwillkommen sein wird. Zudem sind Ereignisse, wie sie in Kaschgarien seit 1876 eingetreten, dort nicht neu; nicht das erste Mal ist das Land von Nachbarstaaten, auch von China, unterworfen worden; stets aber hat sich eine mächtige Hand gefunden, die das Volk und der Knechtschaft zur Selbständigkeit geführt hat. Bruderzwist und Zersplitterung der Kräfte hat auch diesmal, wie früher, Kaschgarien in die Hand des Feindes gegeben, Einigkeit unter einem kräftigen Führer hat es aber stets wieder befreit, und auch diesmal läßt sich wohl derselbe Gang der Ereignisse erwarten. In einem selbständigen Kaschgarien werden sich aber die Verhältnisse wiederum so gestalten, wie Kuropatkin sie beschreibt; denn sie sind nicht das Machwerk eines Einzelnen, sondern folgen mit Nothwendigkeit aus dem Komplex vieler Bedingungen.

Der Anfang der russischen Gesandtschaftsreise fiel unglücklich aus. Am 28. Juli rückte die Expedition von Osch aus, in der Richtung nach Gultscha. Auf halbem Wege wurde sie von einem Trupp Kirgisen hinterrücks überfallen und entging einer Niedermetzelung nur durch den glücklichen Umstand, daß es N. Kuropatkin gelang, den Führer der Bande zu tödten. N. Kuropatkin war beim Kampfe verwundet worden und mußte, nach Osch zurückgekehrt, sich einer Operation unterziehen, so daß er erst am 19. Oktober von Neuem seine Reise antreten konnte. Nun schlossen sich der Gesandtschaft noch der Arzt Ehren und der Naturalist Wilkinson an, und der Gesellschaftonwoi wurde auf 25 Kosaken und Schützen vermehrt. Die ganze Expedition, mit Führern, Dolmetschern, Bedienung u. s. w., bestand nun aus 60 Mann und 104 Pferden.

Die Karawane ging über den Paß Terek-Dawan (12 650 Fuß) und erreichte am 6. November die Stadt Kaschgar (4000 Fuß), wobei sie 400 km in 18 Märschen zurücklegte. Bis Terek-Darwan führte der Weg anfangs durch breitere, dann immer enger werdende Schluchten, endlich steil hinauf. Der Paß war mit Schnee von 1 Fuß Tiefe bedeckt, der im Sommer nur auf wenige Tage schmelzen soll. 500 Fuß über dem Paß liegt schon enger Schnee. Vom Paß bis Kaschgar geht der Weg weniger steil durch Schluchten, die sich allmälig erweitern. In Kaschgar blieb die Gesandtschaft, bis vom Badaulet (Jakub-Beg's Titel) die Erlaubniß zur Weiterreise eingeholt war. Anfangs wurde sie streng bewacht und wurde ihr feinerlei freie Bewegung gestattet. Erst die Drohung sich einer solchen Behandlung nicht aussetzen zu wollen und lieber heimzukehren, verschaffte der Gesandtschaft Freiheit in ihren Bewegungen, die sie reichlich benutzte, um sich mit der Stadt und ihren Märkten bekannt zu machen.

Den 3. December erfolgte die Abreise aus Kaschgar nach Aksu über Maral-Baschi. In 19 Märschen legte die Karawane 466 km zurück und erreichte Aksu (3500 Fuß) am 22. December. Der Weg führte beständig in der Ebene, theils zwischen Ackerland, dann durch Pappelwälder, dann wieder über Salzboden. Die Stadt Aksu hat etwa 2 km Umfang und ist von einer recht starken Mauer umgeben. Hier hielt sich die Gesandtschaft eine Woche auf, um sich mit dem Handel der Stadt bekannt zu machen und verschiedene Nachrichten zu sammeln. Am 30. December reiste sie ab; der Weg führte über die Städte Bai (3800 Fuß) und Kutscha (3200 Fuß) nach Kurlja

Digitized by Google

(3100 Fuß), das am 22. Januar erreicht wurde; die Karawane legte diese 521 km in 19 Märschen zurück. 180 km weit führte ein schöner Weg mit gut unterhaltenen Brücken durch Dörfer und Kulturland; 30 km hinter Bai beginnt Salzwüste, die hier indessen nur wenige Kilometer breit ist, worauf wieder schönes fruchtbares und kultiviertes Land begann, das indessen öfter durch schmale Streifen der Salzwüste durchschnitten wurde. Im Ganzen hatte die Gesandtschaft von Osch bis Kurlja 1387 km in 56 Tagemärschen zurückgelegt, größtentheils, von Kaschgar aus durchgehend, auf schönen, gut unterhaltenen Wegen. Am 23. Januar 1877 wurde A. Kuropatkin von Jakub-Beg empfangen, am 1. Februar begannen die Unterhandlungen, am 11. waren sie abgeschlossen, den 18. verließ die Gesandtschaft Kurlja und erreichte am 9. April wieder Osch.

Während sich der Gesandte in Kurlja aufhielt, machten N. Kuropatkin und Wiktinson einen Ausflug an den Süßwassersee Bagratsch-Kul (Bostan-Nor der früheren Karten), in welchen der Fluß Chandu-Gol mündet, und aus dem der Chandyn-Kua, auch Kontsche-Darja genannt, ein Zufluß des Tarim, fließt (vergl. die Karte „Globus" XXXIII, S. 201). Der See ist etwa 20 km breit, seine Länge konnte nicht ermittelt werden, beträgt aber nach der Karte etwa 110 km. Die Längsachse ist S.-W. — N.-O. gerichtet und nicht W. — O., wie in älteren Karten angegeben ist. Das nördliche Ufer des Sees ist flach; an das südliche tritt ein unbedeutender Höhenzug, der kleine Churtuk, heran, hinter welchem in einer Entfernung von 12 bis 15 km ein zweiter stattlicher Bergzug liegt, der große Churtuk. Das S.-W.-Ende des See's ist sumpfig, von Schilf umwachsen und bildete zur Zeit drei kleine Seen, die bei höherem Wasserstande mit dem Bagratsch-Kul verbunden sind. Der See friert gegen Neujahr zu und verliert sein Eis gegen Ende März oder Anfang April. Der obere Theil des Chandyn-Kua friert etwa zwei Wochen früher. Die Reisenden fanden sowohl den See als den Chandyn-Kua ebenso wie den Chaidu-Gol mit festem Eise bedeckt.

Gehen wir nun zur Beschreibung Kaschgariens in geographischer, administrativer und handelspolitischer Beziehung über, wobei wir dem Werke Kuropatkin's nur die Angaben von allgemeinerem Interesse entnehmen wollen.

Kaschgarien umfaßt das Gebiet zwischen dem 35. und 43. Breitengrade und dem 102. und 120. Meridiane von Greenwich, sein Areal beträgt circa 19 000 Quadratmeilen. Im Allgemeinen bietet es das Bild eines Plateaus dar, das im Westen bis etwa 4000 Fuß, im Osten bis 2500 Fuß engl. (Höhe des Lob-Nor) hoch ist. Das Plateau wird durch mächtige Gebirge eingefaßt: im Norden durch den Tian-Schan, im Westen durch den Pamir, im Süden durch den Klen-Lün und im Osten (richtiger Südosten. Red.) endlich durch den von Prschewalsky entdeckten Altyn-Tag. Diese Gebirge sind von ewigem Schnee bedeckt und strecken ihre Spitzen bis über 20 000 Fuß engl. in die Höhe, die Pässe über die Gebirge sind schwierig, oft in ewigen Schnee gehüllt und liegen bis über 14 000 Fuß hoch. Tausende von hurtigen Bächen entströmen diesen mächtigen Bergen und befruchten Kaschgarien, in welchem sie einige scharf begrenzte Stromgebiete bilden, wie den Chotan-Darja, Jarkend-Darja, Kaschgar-Darja, Aksu-Darja, Kutscha-Darja, Chaidu-Gol. Zusammen bilden alle diese Flüsse das Stromgebiet des Tarim, der in den Lob-Nor mündet. Die Länge dieser Ströme ist beträchtlich, von 1000 bis 1500 km, der Wasserreichthum aber weit geringer als der des Amu-, selbst des Syr-Darja. Im obern Laufe haben sie eine rasche Strömung und sind tief in den Boden eingeschnitten, später wird die Stromgeschwindigkeit geringer, die Ufer werden flacher, von Schilf bestäumt, oft sumpfig; häufig bilden die Flüsse mit Schilf bewachsene Seen.

Der Boden Kaschgariens ist salzhaltig, Kulturland ist in Oasen vertheilt. Im Süden giebt es viel Triebsand, der oft in Hügeln von beträchtlicher Höhe zusammengeblasen erscheint, im Norden wird Triebsand selten getroffen. Das Klima ist äußerst trocken mit sehr heißem Sommer und recht mildem Winter. Im Herbst 1876 gab es gar keinen Regen, im Winter fiel dreimal Schnee, der jedoch sogleich fortschmolz. Im Frühjahre 1877 war der Himmel oft bewölkt, aber Regen fiel nur einmal, Nebel kamen dagegen häufig vor.

Ein schmaler Saum, der, das Gebiet Kaschgariens umgrenzend, sich am Fuße des Tian-Schan, Pamir und des Klen-Lün hinzieht, bildet das Kulturland des Chanats, der übrige Theil ist unbewohnbare Wüste. Aber auch dieser Kulturstaum ist nur schmal und, da er zudem durch Wüstenstriche quer durchzogen wird, so wird das Kulturland aus Oasen gebildet, aus Inseln in der Wüste, deren Lage durch den Lauf der Flüsse bedingt wird. Die Entfernungen zwischen den Oasen sind sehr verschieden, zuweilen nur wenige Kilometer, dann aber auch 100 und mehr Kilometer. Durch den ganzen Saum kultivierten Landes führt eine schöne Kunststraße für Räderfuhrwerke (Arba), welche die Oasen unter einander verbindet. Wo diese Straße durch die Wüste führt, findet man Poststhäuser mit einigen Bewohnern.

Die Oasen werden künstlich bewässert, zu welchem Zwecke an allen Flüssen Dämme angebracht sind, die den Fluß in Arme theilen, welche durch unendlich viele Kanäle auf die Felder ausstaunen. Die Oasen sind scharf begrenzt: soweit das Wasser reicht, ist Leben, wo es aufhört — Wüste. Wasser ist in Kaschgarien in überreicher Menge vorhanden, der Boden in hohem Grade kulturfähig, ja selbst Salzboden giebt bei anhaltender Bewässerung vorzügliches Ackerland. Die Schwäche der Bevölkerung ist Ursache der schwachen Kulturentwickelung des Landes, nicht umgekehrt.

Jede größere Oase enthält eine Stadt als Mittelpunkt, und mehrere Kyschlaf (Dörfer) und Gehöfte. Die Einwohner leben theils dicht gedrängt in den Dörfern, theils weit zerstreut in Farmen.

Außerhalb der Oase ist Wüste, bald ans Triebsand bestehend, bald aus steinigem, dann wieder aus Salzboden. Auf letzterm wachsen Tamarisken und Tugrak, eine Art Pappeln, die häufig als schmaler, langgezogener Wald die Flüsse umsäumen. Ein solcher Wald zieht sich dem Kissil-Su (Kaschgar-Darja) entlang, ein anderer folgt dem Lauf des Tarim bis zum Lob-Nor; ebenso soll es mit dem Jarkend-Darja und mit dem Chotan-Flusse sein. Diese Bäume und die Wurzeln der Tamarisken, welche die Hügel salzhaltigen Bodens durchziehen, liefern den Einwohnern Kaschgariens das nothwendige Brennholz.

Der Bodenreichthum Kaschgariens ist noch wenig erforscht, scheint aber mannigfaltig und beträchtlich zu sein, namentlich was mineralische Reichthümer betrifft. In der Gegend von Keria wird Gold gefunden, in Aksu, Sairam und Kuschka Kupfer, in Kutscha Eisen, Steinkohlen, Schwefel, Alaun und Salmiak. Die Umgebung der Stadt Kaschgar liefert Steinkohle und Blei; bei Chotan findet man Nephrit; in Kalpin Schwefel, in der Umgegend von Bai Salpeter.

An Rohprodukten wird, außer Korn, vorwiegend Baumwolle und Seide gewonnen; aus ersterer wird ein Gewebe, „Mata", bereitet, welches weithin nach Westen, bis Orenburg, ausgeführt und von Kirghizen getragen wird. Mata

Digitized by Google

wird besonders im kaschgarschen Kreise producirt, rohe Baumwolle gewinnt man vorwiegend im chotanschen und kuna-turfanschen, Seide besonders im chotanschen. Seidengewebe werden fast gar nicht exportirt, um so mehr Kokons, die besonders nach Indien gehen. Berühmt sind ferner Teppiche aus Chotan, Stiefel aus Jarkend, Leder- und Kupferfabrikate aus Aksu, Eisengeräthe aus Kutscha. An Früchten ist Jarkend besonders reich, an Tabak Aksu, an Wolle Kuna-Turfan. Jarkend liefert Haschisch, der besonders nach Kaschmir und in den Pandschab ausgeführt wird.

An Hausthieren werden in Kaschgarien gezüchtet: Rindvieh, Schafe, Pferde, Esel und Maulesel; Kameele findet man wenig.

Der Handel im Innern Kaschgariens wird auf der Hauptverbindungsstraße, von der schon oben die Rede war, auf Fuhrwerken betrieben, der Export geht auf Saumpfaden, welche aus den Gebirgen auf diese Straße auslaufen. Mit Ferghana wird der Handel fast ausschließlich auf Lastpferden besorgt, Kameele werden hierzu fast nie verwendet. Wasser findet man im Tian-Schan in Ueberfluß, Futter aber giebt es wenig; Lebensmittel trifft der Reisende nirgends an; nur hin und wieder gelingt es, von nomadisirenden Hirten ein Schaf zu erhandeln.

Die Urbevölkerung Kaschgariens und Ost-Turkestans hat nach einigen Forschern (Klaproth, Ritter und Anderen) aus einem arischen Stamm bestanden. Im 2. Jahrhundert v. Chr. wurde das Land von Mongolen überschwemmt, welche die Urbewohner theils vertrieben, theils unterwarfen und sich mit ihnen mischten. Aus dieser Kreuzung entstand der Kern der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes. Häufige Kriege mit China brachten viel chinesisches Blut in die Bevölkerung, wie das besonders im Osten Kaschgariens sehr merklich ist. Die arische Race hat sich am reinsten in den wenig zugänglichen Gebirgen im Süden und Südwesten von Kaschgarien erhalten, der mongolische Typus waltet am stärksten vor bei den Kalmücken in der Umgebung Kaschgars und im Thale des Chandyn-Kua.

Die Bewohner Kaschgariens sind in den Oasen festsaß geworden und haben die Namen der Oasen angenommen; so unterscheidet man im Chanate Kaschgaren, Jarkender ꝛc. Indessen besitzen sie alle denselben wenig schönen Typus, in welchem bald mehr der türkische, mongolische oder chinesische hervortritt. Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus reinen Chinesen, Dunganen und Einwohnern West-Turkestans, besonders Kokans, sie werden mit dem Kollektivnamen Andijanen bezeichnet. Inder sind nur in geringer Zahl vorhanden. Die Nomaden gehören zu den Kara-Kirgisen und leben in den Kaschgarien umgebenden Bergen.

Die Einwohnerzahl Kaschgariens läßt sich mit Genauigkeit nicht angeben, doch wird man von der Wahrheit kaum zu weit abweichen, wenn man sie auf 1 200 000 Köpfe schätzt, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 65 Einwohnern auf die Quadratmeile entspräche.

Die seßhafte Bevölkerung bearbeitet vorwiegend die Felder. Es wird gezogen: Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Reis und Baumwolle. Wie stets bei künstlicher Berieselung, ist der Ertrag derselben sehr beträchtlich. Auch die Nomaden treiben ein wenig Ackerbau (Gerste), doch ohne die Felder künstlich zu bewässern, da es in den Bergen an Regen nicht mangelt.

Montanindustrie wird fast gar nicht betrieben, sie beschränkt sich auf ein wenig Kohle und Eisen. Vor der Besreiung Kaschgariens durch Jakub-Beg gewannen die Chinesen Gold und Nephrit in nicht unbeträchtlicher Menge; die Ausbeute an ersterm hat seitdem bedeutend abgenommen, obgleich sie auch noch jetzt den Gouverneuren von Chotan eine beträchtliche Einnahme sichert. Die Kleinindustrie Kaschgariens ist ziemlich entwickelt, den bedeutendsten Zweig derselben bildet die Anfertigung von Mata, Kleidern, Beschuhung, Teppichen und die Verspinnung von Seide; dann folgt die Bearbeitung von Metallen, Bereitung von Feldgeräth, Waffen. Außer Mata und einigen anderen Kleiderstoffen wird fast ausnahmlos für innern Bedarf des Chanats gearbeitet. Ausfuhrartikel bilden: Rohseide, Baumwolle, Opium, Alaun, Salmiak und Schwefel; von Fabrikaten: Mata, Chalata (der lange orientalische Rock), Maschrup (ein Stoff aus Halbseide), Teppiche, Schuhwerk. Einfuhrartikel bilden: Baumwollenstoffe, Tuch, verarbeitetes Eisen, Zinn, Thee, Zucker, Farbstoffe, Streichhölzer, Sättel, Riemen, Leim, Früchte, Tabak. Auf den Märkten Kaschgariens walten russische Manufakturen vor, englische und indische Waaren konkurriren mit den ersteren erfolglos; wohl sind die indischen Baumwollenzeuge in den Zeichnungen schöner als die russischen, sie sind aber weniger farbenbeständig und theurer. Englischer Musselin ist in Kaschgarien, wie in ganz Centralasien, sehr verbreitet; in letzter Zeit beginnt aus Indien eine starke Einfuhr von Thee. Die wesentlichsten Ausfuhrartikel nach Indien bilden Opium und Silber in Barren.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

IV.

Ich will nun auf etwas Charakteristisches für die Lebensweise der Samoaner aufmerksam machen, nämlich auf die Gewohnheit des „Kawa-Trinkens“. „Kawa“ ist ein Strauch, der vielfach in den Wäldern wächst, und aus den getrockneten Wurzeln desselben, die häufig die Dicke eines Armes haben, bereitet man eben besagtes Getränk, das allgemein beliebt ist. Diese Zubereitung ist aber höchst eigenthümlich, wenn auch nicht sehr appetitlich. Die Kawawurzel nämlich wird in kleine Stücke gespalten und dann von einem jungen Mädchen gekaut. Der so hergestellte Brei wird sodann in eine große hölzerne Schüssel mit Wasser gespieen und mit dieser Procedur so lange fortgefahren, bis nach dem Urtheil der Kawerin eine hinlängliche Masse in dem Wasser enthalten ist. Darauf wird Alles mit den Händen gehörig durch einander gerührt, damit der Saft des Breies vollständig vom Wasser aufgenommen wird, welches dadurch ein trübes, lehmiges Aussehen erhält. Nachdem nun noch mit einem Quaste aus Kokosnußfasern die feinen Holztheilchen mög-

Digitized by Google

lichst herausgefischt worden sind, ist der Trank fertig und wird in Kokosnußschalen der Gesellschaft von den ebenerwähnten jungen Mädchen, welche ihn bereitet hat, präsentirt. Notabene aber, diese ganze Zubereitung geschieht nach allgemeiner Sitte immer vor den Augen derer, für die das Getränk bestimmt ist, und man wird sich vorstellen können, daß dadurch einigermaßen der Ekel erregt wird, zwar nicht bei den Eingeborenen, aber doch bei Unsereinem. Ich konnte mich daher nicht entschließen, als ich einst mit einigen anderen Herren von unserm Schiffe bei einem Häuptlinge in der Hütte saß, etwaß von dem Kawatrank zu genießen, obgleich schon aus Rücksicht auf aus die Wurzel nicht gekaut, sondern gerieben worden war. Uebrigens darf die Zubereitung Niemand anders als ein junges Mädchen vornehmen.

Aber nicht bloß bei den Eingeborenen, sondern auch bei vielen dort wohnenden Europäern ist das Kawagetränk beliebt, und manche genießen es jeden Abend als eine angenehme Erquickung, und behaupten auszerdem, daß es sehr gesund sei, während andere freilich das Gegentheil konstatiren. Der Geschmack ist aromatisch bitter, wie ich mich durch das Kauen der Wurzel überzeugt habe, etwa ähnlich wie Muskatnuß. Läßt man das Kawawasser mehrere Tage stehen und gähren, so bekommt dann das Getränk eine berauschende Wirkung.

Wie bei manchen anderen wilden Völkern, so findet sich auch bei den Samoanern als Volkssitte ein eigenthümlicher Tanz, der freilich mit unseren Tänzen wenig Aehnlichkeit hat und vielmehr eine mimische Darstellung und eine Art Singspiel ist. Ich hatte eines Tags Gelegenheit, einen solchen zu beobachten. Eine Anzahl junger Männer saßen in mehreren Reihen, etwa zehn in jeder Reihe, hinter einander auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen, wie die gewöhnliche Art des Sitzens ist, alle geschmückt mit Stirnbändern von Muscheln und mit Blumen und Ranken im Haare. Hinter diesen saßen noch Andere, auch Frauen und Mädchen, die aber weniger Acteurs zu sein schienen. Ein Vorsänger aus der ersten Reihe begann eine weiche und angenehm klingende Melodie, die eher schwermüthigen als heiteren Charakters war, die Uebrigen begleiteten den Gesang durch taktmäßiges Händeklatschen und fielen dann am Schluß der Strophe als Chor ein. Die erste und zweite Reihe, die eigentlichen Mimen, geriethen darauf in Bewegung, wippten mit den Beinen taktmäßig auf und nieder, führten mit Hals, Kopf, mit den Armen und Händen oder auch mit dem ganzen Oberkörper die verschiedensten Wendungen nach vorn, rückwärts und beiden Seiten aus, Alles mit solcher Gleichmäßigkeit und mit solchem Rhythmus, als wären sie in einer Balletschule gewesen. Die Bewegungen waren abgerundet und schön, bald sanft, bald wild und aufgeregt, ebenso der begleitende Gesang.

Der Tanz hatte verschiedene Touren, zwischen denen eine kurze Pause den Darstellern Erholung von ihrer Anstrengung gönnte. Häufig sollen es Obscönitäten sein, welche dem Ganzen zu Grunde liegen und in der Darstellung hervortreten, jedoch konnte ich dies Mal davon nichts wahrnehmen. Bisweilen schienen es nur Nachahmungen von den Bewegungen der Fische im Wasser, von dem Hin- und Herschießen derselben, wenn sie mit einander spielen oder einander verfolgen. Andere Touren schienen mit wieder mehr die Bewegungen fliegender Thiere auszudrücken. So sah ich auch ein anderes Mal von einem Einzelnen eine mimische Darstellung, welche offenbar das Flattern eines Schmetterlings oder das Schwirren einer Biene vor einer Blume bedeuten sollte. Ohne Zweifel zeugen diese Tänze von einem großen körperlichen Geschick und von einer außerordentlichen Gewandtheit, sowie von feiner und verständnißvoller Beobachtung der Natur.

Die körperliche Reinlichkeit ist eine Eigenschaft, durch welche sich die Samoaner vor vielen als civilisirt geltenden Völkern vortheilhaft auszeichnen. Man kann fast zu jeder Tageszeit, besonders aber gegen Abend, ganze Gruppen baden sehen, aber nicht in der See, sondern in den Flüssen. Das Seewasser ist wegen seines großen Salzgehaltes auch wenig geeignet, den Körper zu reinigen, vielmehr läßt es auf der Haut einen schmierigen Ueberzug zurück, den man nicht anders als im süßen Wasser wieder los wird. Aus letzterm ist nun auch kein Mangel, denn es giebt wohl keinen Fleck Erde, der so reich an Flüssen ist wie Samoa. Besonders ist es der Sigâgo (spr. Singango), welcher unmittelbar bei Apia in die Bai fallend wegen seiner Wassermenge und sonstigen Eigenschaften sich besonders zum Baden eignet, denn er bildet vor seiner Mündung ein weites und ziemlich tiefes Becken, von grünen und buschigen Ufern umgeben. Hier sieht man Alt und Jung im Wasser plätschern, und dieser Platz wurde auch von unseren Mannschaften benutzt, wenn sie zu bestimmten Zeiten zum Baden an Land geführt wurden.

Mehrere aber von unseren Offizieren hatten sich zu diesem Zwecke noch eine andere Stelle dieses Flusses etwas weiter oberhalb im Walde ersehen, und frequentirten dieselbe mit solchem Vergnügen, daß einige erklärten, das Baden sei überhaupt das Schönste von ganz Samoa. Ich will den Leser dahin führen, und er mag mich in seiner Phantasie auf solch einem Badespaziergange begleiten. Ganz früh am Morgen, wenn kaum der Tag graut, fahren wir von Bord an Land, denn wenn die Sonne aufgegangen ist, wird es bald zu heiß. Nicht weit von der englischen Kirche zwischen den Hütten der Eingeborenen hindurch führt ein fußsteig dem Walde zu, und diesen schlagen wir ein. Es ist Alles noch still in Apia, auch die Hütte Saimamatafa's, eines unserer befreundeten Häuptlinge, der meistens recht früh aufzustehen pflegt, ist noch mit den Palmblätter-Jalousien verschlossen, ein Zeichen, daß drinnen noch Alles im Schlummer liegt. Aber am Eingange des Waldes erschallt aus einer hinter Bananengebüsch ganz versteckten Hütte feierlicher Gesang, denn dort versammelt sich jeden Morgen in aller Frühe eine Anzahl Kanakas und hält ihre Andacht.

Es ist eine köstliche, wunderbar erfrischende und duftige Luft im Walde. Zu dem Kraut und Gebüsch hängt in großen Perlen der Thau. Sanft rauscht der Morgenwind durch die Wipfel der Palmen und spielt mit den großen Blättern der Bananen. Die Vögel begrüßen vielstimmig den neuen Tag, besonders ammutig flötet eine Drosselart, und die Tauben, in den hohen Palmenwipfeln verstreckt, erfüllen mit ihrem Girren weit und breit den Wald.

Der Fußsteig führt in gewundenen Linien sanft aufwärts, bald auf hartem an die Oberfläche herausstretenden Fels, bald auf weichem schwarzen Boden hinlaufend, aber sin schlafstrunkene Wanderer höchst unbequem durch die vielen querüber liegenden Palmenzweige, über deren dicke Rippen man ein über das andere Mal stolpert. Zwischen den schlanken grauen Stämmen der Kokospalmen und der Brotfruchtbäume winken und nicken große Blattpflanzen mit hübschen rothen und gelben Blumen, und die seltsam geformten Blüthen des Schlinggewächses hängen zwischen dem Gezweig herab. Nach etwa 20 Minuten hört man von links her das Rauschen des Sigâgo, der gerade hier einen seiner vielen Wasserfälle bildet. Nun biegt man durch hohes Kraut auf einen kaum erkennbaren Seitenpfad ab und steht nach einer kurzen Strecke an den waldumschlossenen Ufern des Flusses.

Der Sigâgo theilt im Allgemeinen die Natur der übrigen Flüsse der Insel, ist aber ohne Zweifel einer der schönsten, wenn nicht überhaupt der schönste derselben. Auf dem Kamme

Digitized by Google

des Gebirges entspringend, stürzt er etwa auf dem ersten Drittel seines Laufes über eine hohe Felswand hinunter, die aber wie das ganze Gebirge mit dichtem Wald bedeckt ist, und von Weitem gesehen erscheint er wie ein Silberband, welches zwischen den Wipfeln der Bäume tief in die Schlucht herabhängt. Eilendes Laufes rauscht er in seinem schwarzen Basaltbette mit oft ganz steilen und schroffen Ufern hernieder, an ebeneren Stellen über Gerölle oder durch Felsblöcke in Strudeln schäumend, bis er wieder an einen steilen Absang kommt, über den er sich in einem Wasserfall herunterstürzt, um dann gleichsam sich erholend und rastend tiefe und stille Kolke und Becken zu bilden. Wo seine Ufer allmälig abfallen, werden sie oft von hohem Gras und Schilf umsäumt, das zwischen Buschwerk und Bäumen bis zum Wasser herabsteigt. An anderen Stellen wiederum fließt er unter dem Dunkel breiter und hoher Baumkronen, die sich über ihm zusammenwölben, dahin, und die Lianen hängen wie lange Seile bis in das strudelnde Wasser herab.

Wo der vorhin beschriebene Fußpfad zum Sigâgo führt, bildet dieser ein tiefes, stilles Becken mit überall steilen Ufern, aber einige natürliche Stufen in dem Basalt erlauben ein einigermaßen gefahrloses Hinabsteigen. Das Wasser erscheint durch die Spiegelung der dichten Laubkronen dunkelgrün, ist aber so durchsichtig, daß man auf dem Grunde in einer Tiefe von 20 Fuß jedes Steinchen erkennen kann. Diese Badestelle ist nur für Schwimmer geeignet. Wer aber ein solcher nicht ist, geht ein Stückchen weiter hinauf, wo der Sigâgo gerade oberhalb des Wasserfalls zwischen Felsblöcken hindurchschäumt und ein Strudelbad bildet, wie es kein schöneres geben kann. Man muß sich dort allerdings über die scharfen Kanten der Felsen vorsichtig mit Händen und Füßen hinüberlassen, oft auch auf allen Vieren kriechen, bis man in die Mitte des Bettes gelangt ist, wo man sich in eine natürliche Mulde des Felsens legt, und das Wasser über sich fortbrausen läßt.

Das Wohlgefühl und die Erquickung eines solchen Bades sind gar nicht zu beschreiben. In unserm Klima hat man keine Vorstellung und Empfindung davon, da der Körper jedenfalls nicht so empfänglich dafür ist. Das Wasser im Sigâgo ist, weil es immer im Waldesschatten fließt, verhältnißmäßig kühl, aber man kann länger als eine halbe Stunde darin liegen, ohne sich zu rühren, und doch fühlt man kein Frösteln, sondern nur eine Kühlung, die durch nichts in den Tropen zu ersetzen ist. Und dazu die Umgebung des prächtigen Waldes, an dem das Auge sich nicht satt sieht, und die balsamische, weiche und doch so frische Luft, daß man nicht genug davon athmen kann! In der That, man badet eigentlich nicht einfach, sondern dreifach zu gleicher Zeit.

Mittlerweile aber ist die Sonne aufgegangen, und spielt mit ihren Lichtern auf den Blättern. Darum huschen dann auch gleich die munteren Eidechsen aus ihrem Versteck hervor und suchen sich ein passendes Plätzchen auf dem Felsen am Ufer, wo sie sich sonnen können. Aber auch die Fliegen, diese unausstehlichen Plagegeister, werden lebendig, und es dauert nicht lange, dann summen sie Einem um den Kopf, und damit ist das Vergnügen zu Ende.

Aber wie neu geboren steigt man aus dem Wasser, kleidet sich behaglich an und schreitet dann wohlgemuth durch den Wald nach Apia zurück. Saimanutafa und seine Frau Fatulia haben nun die Jalousien vor ihrer Hütte aufgezogen. Wir setzen dort nach unserer Gewohnheit ein und legen uns auf die Matten. Saimanu aber, der unser Begehren schon kennt, winkt einem Jungen, und der bringt für Jeden eine frische Kokosnuß. So trinken wir denn nun auch unseren „Brunnen“, wie es richtigen Badegästen zukommt. Gegen 8 Uhr kehren wir an Bord zurück, und die ganze Meute wundert sich dann, daß wir nun zum Frühstück einen so großen Appetit mitgebracht haben.

* * *

Werfen wir aber nun noch einen Blick auf die Kolonisationsverhältnisse der Insel. Die große Bedeutung der Samoas, speciell Upolus, für den deutschen Handel liegt in dem ausgedehnten Länderbesitz, welcher früher der Firma Godeffroy gehörte, und der vor Kurzem in die Hände der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee“ übergegangen ist. Letztere freilich soll in allernenester Zeit der schwierigen Finanzlage wegen wieder durch eine neue „Gesellschaft“ ersetzt werden, um den Besitz nicht in die Hände englischer Farmer übergehen zu lassen. Die weiten Ländereien sind zur Zeit allerdings noch größtentheils mit Wald bestanden, und es wird noch lange dauern, ehe sie urbar gemacht und in Plantagen verwandelt sind. Aber wenn nur die nöthigen Geldmittel nicht fehlen, hat sicherlich die Kolonie eine bedeutende Zukunft. Denn Upolu eignet sich wegen der Fruchtbarkeit des Landes und wegen der klimatischen Verhältnisse zur Kultur nicht bloß der Kokospalmen und der Baumwolle, sondern eben so sehr auch des Kaffees, des Kakaos, des Zuckerrohres und des Tabaks.

Eine der bedeutendsten Plantagen des ehemaligen Godeffroy'schen Besitzes ist Vai-Ulli. Sie liegt etwa 1½ deutsche Meilen von Apia entfernt an der Küste. Da es für den Leser interessant sein dürfte, die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, so mag er mit mir kommen. Zu Fuß aber den Weg zurücklegen ist wegen der immensen Hitze sehr anstrengend, und so steigen wir denn lieber zu Pferde und reiten zunächst um die Bucht von Apia herum. Man könnte zwar einen Pfad direct durch den Wald einschlagen, aber da es dort erschlend heiß ist, thut man besser, immer am Strande zu bleiben, wo die frische Seebrise die Temperatur bedeutend ermäßigt. Auch ist der Weg am Strande viel hübscher und reizvoller, denn die Küste bietet einen beständigen Wechsel von flacher oder tiefer in das Land einschneidenden Buchten, welche von der schönsten Vegetation, meist Palmenwald, umgeben sind. Der Pfad führt streckenweise auf festem Ufersstrande hin, besonders wenn zur Ebbezeit das Wasser weit zurücktritt; es ragen aber hier und da schwarze Basalsfelsen hervor, und große Baumstämme mit ihrem Gezweige liegen von Stürmen umgestürzt halb im Sande vergraben und machen oft den Strand unpassirbar, oder die Küste tritt auch in einem steilen felsigen Vorsprunge weit ins Wasser vor und verspernt so den Weg. Bei solchen Hindernissen schlägt man sich rechts in den Wald, bis man wieder freie Bahn am Ufer hat. Hier und da trifft man vereinzelte Hütten, die zum Theil ein recht jämmerliches Aussehen haben und in der schlechten Jahreszeit dem Bewohnern nicht einmal Schutz vor dem strömenden Regen gewähren. Fast in jede Bucht münden ein oder zwei Flüsse, die aus den tiefen Waldschluchten hervorkommen und von der großartigsten und üppigsten Vegetation umschlossen und überwölbt sind. Man muß sie natürlich, da es Brücken nicht giebt, durchreiten, aber das hat auch gar keine Schwierigkeit, denn sie sind an ihrer Mündung, wo immer eine Barre vorgelagert ist, so flach, daß das Wasser den Pferden höchstens bis an den Sattelgurt reicht.

Die letzte Bucht vor unserm Ziele können wir nicht umreiten, denn das Ufer ist überall eine steile und vielfach zerrissene Basaltwand, wir biegen deshalb rechts ab und gelangen auf eine mäßige Anhöhe. Dort unter dem Dickicht empfängt und aber eine wahre Gluthhitze, und der Schweiß rieselt und von Gesicht und Händen, denn jeglicher Lufthauch

Digitized by Google

ist im Walde sofort wie abgeschnitten. Nach einer kurzen Strecke aber treten wir in eine breite Allee von Kokospalmen ein und befinden uns nunmehr auf dem Terrain der Plantage Wai-Lilli.

Zu beiden Seiten der Aller dehnen sich weite Lichtungen mit Baumwollen-Pflanzungen aus. Die Sträucher sind etwa 5 bis 6 Fuß hoch, und aus den trockenen und aufgesprungenen Samenkapseln quillt die schneeweiße Baumwolle in großen Flocken hervor, ebenso hängen aber auch an den feinen Zweigen die zartgelben, malvenartigen Blüthen, denn der Baumwollenstrauch trägt Blüthe und Frucht zu gleicher Zeit. In regelmäßigen Zwischenräumen erheben sich aus den Sträuchern junge Kokospalmen, die augenscheinlich erst wenige Jahre zählen. Diese Art der Kultur, auf demselben Boden zugleich Baumwolle und Kokosnüsse zu ziehen, ist eine sehr rationelle. Denn der Baumwollenstrauch trägt schon nach einem Jahre, hält aber nicht länger als sieben Jahre hinter einander auf demselben Boden aus, wenigstens bringt er, wenn er länger steht, nur geringen und schlechten Ertrag. Deshalb pflanzt man gleichzeitig mit dem Baumwollensamen auch Kokosnüsse, und wenn dann nach sieben Jahren die Baumwollen-Plantage abgewirthschaftet ist, sind die Kokospalmen soweit, daß sie Früchte tragen, und es ist an Stelle jener eine Kokosplantage getreten.

Inzwischen hat uns aber die breite schattige Allee, von welcher wir uns die Pflanzungen angeschaut haben, nach Wai-Lilli selbst geführt und läuft dort auf einen großen, grasbewachsenen, von dichtem Wald umschlossenen Platz aus, auf dem sich regellos mehrere umfangreiche und hohe hölzerne Gebäude und Schuppen erheben. Ein paar braune Jungen kommen herbeigelaufen und nehmen uns die Pferde und über nassen Pferde ab, und wir schreiten auf das Wohnhaus des Mr. Branker zu, das etwas weiterhin ganz versteckt hinter dichten Bäumen und Büschen liegt.

Mr. Branker ist ein Engländer, der die Plantage in Pacht hat. Schon früher hat er uns bei einem zufälligen Zusammentreffen in Apia eingeladen, ihn zu besuchen, und er empfängt uns nun mit der biedern Herzlichkeit, die dem englischen Gentleman eigen ist. Das Haus ist nicht groß, aber höchst gemüthlich eingerichtet. Nachdem wir uns im Schlafzimmer von Staub und Schmutz gereinigt und unsere herumtergekommene Toilette, so viel es möglich war, in Ordnung gebracht haben, führt er uns zu seiner Frau, einer eben so schönen als liebenswürdigen Dame, welche unsere Entschuldigungen wegen unseres desolaten Aeußern so freundlich aufnimmt, daß man dadurch aller Verlegenheit überhoben wird, denn sehr besuchsmäßig ist unsere Erscheinung gerade nicht.

Nach eingenommener Mahlzeit treten wir auf die schattige Veranda hinaus und werden nun erst gewahr, daß das Haus ganz nahe am Meere liegt, was uns vorher bei unserm Eintritt von der hintern Frontseite ganz entgangen ist. Ein Rasenplatz, mit Rohr und Oleander bepflanzt, dehnt sich vom Hause bis zum steil abfallenden Ufersrande aus, der von dichtem Gebüsch und schattigen großen Bäumen eingefaßt ist. Durch die hier und da gelassenen Lücken glänzt das blaue Meer mit seinem hier nicht so fernen schäumenden Riffe herauf, und der Passat weht mit seiner erquickenden Kühle herein.

Da es uns aber sehr darauf ankommt, die Plantage näher kennen zu lernen, so führt uns Mr. Branker bereitwillig umher und unterrichtet uns über alle Verhältnisse. Die Hauptexportartikel sind Baumwolle und Kopra. Die Zeit der Ernte für erstere dauert 7 Monate lang, d. h. in dieser Zeit tragen die Sträucher Blüthen und Früchte zugleich, und jeden Tag wird so viel von letzteren eingesammelt, als reif ist. Das Zeichen für die Reife ist das Aufspringen der Kapseln und das Herausdrängen der Baumwolle. Der tägliche Ertrag wird dann in großen luftigen Speicherräumen nach ein paar Tage zum Trocknen ausgebreitet, um darauf in Säcke gepackt und, wenn eine genügende Menge vorhanden ist, in Booten nach Apia gesandt zu werden. Dort wird die Baumwolle in den Godeffroy'schen Etablissements auf Maschinen von den Samenkörnern, welche wie trockene Wachholderbeeren aussehen, gereinigt und so zur Ausfuhr fertig gemacht. Die Qualität derselben ist ganz vorzüglich und an Glanz, Zartheit und Feinheit der Seide ähnlich. Deshalb geht auch der größte Theil davon nach Marseille und von da weiter nach Lyon hinauf, wo sie dann mit zu Lyoner Seidenzeugen verarbeitet wird. Die Kopra ist der (hohle) Kern der Kokosnuß, welcher in Streifen geschnitten an der Sonne trocknet und dann in großen Schiffsladungen nach Hamburg gesührt wird, um dort zur Gewinnung des Kokosnußöls zu dienen, während die Rückstände als Viehfutter benutzt werden.

Die Arbeiter auf der Plantage Wai-Lilli sowie auch auf den anderen, sind keine Samoaner, sondern Eingeborene von den weiter nördlich gelegenen Radak-, Modlock-, Ellice-Inseln und von den Carolinen. Sie werden von den Schiffskapitänen, welche jene Gruppen besuchen, um Kopra, Trepang und Schildpatt zu holen, mit Hülfe der dort lebenden Agenten angeworben. Sie verpflichten sich auf fünf Jahre und werden nach Ablauf dieser Zeit wieder in ihre Heimath zurückgebracht, falls sie nicht länger bleiben wollen. Ob es bei diesen Anwerbungen immer so ganz gewissenhaft zugeht, lasse ich dahin gestellt sein, möchte es aber doch nach dem Charakter der weißen Leuten, welche als Agenten und auch sonst in jenen Inselgruppen sich herumtreibenden Kapitäne bezweifeln, und möchte eher der Vermuthung Raum geben, daß die Eingeborenen häufig genug durch Vorspiegelungen und Geschenke verlockt auf die Schiffe gehen, sich dort zu einem Kontrakte verpflichten, dessen Inhalt sie gar nicht verstehen und so nach Upolu kommen, wo sie natürlich, auch wenn es ihnen dort gar nicht gefiele, nicht entweichen können.

Der Lohn dieser Kulis ist sehr gering und wird ihnen nicht in Geld, womit sie auch nichts anfangen könnten, sondern in allerlei Waaren und Industrie-Erzeugnissen, wonach sie sehr begierig sind, entrichtet. Besonders sind es alte Kleider, Tabak, Beile, Messer und sonstige eiserne Werkzeuge, die sie erhalten und mit denen nach Ablauf der Kontraktzeit in die Heimath ziehen. In einem Schuppen sahen wir eine Menge ausgedienter preußischer Infanteriejacken hängen, die bei uns irgend wo auf einer Auktion aufgekauft und nach Upolu geschickt sind, und dort von den mikronesischen Kulis auf Wai-Lilli als seltener und begehrter Schmuck durch Arbeit erworben werden, denn das blaue und rothe Tuch und die blanken Knöpfe gefallen den braunen und schwarzen Menschenkindern ganz ungemein, und wenn sie auch wer weiß wie sehr darin schwitzen, so stolzieren sie doch an Feiertagen mit großem Wohlgefallen darin umher.

Es soll oft geschehen, daß die Kulis nach Ablauf ihres Kontraktes sich auf weitere fünf Jahre verdingen, oder daß hierzu gezwungen, welche in ihre Heimath zurückgekehrt sind, es dort nicht aushalten und bei nächster Gelegenheit wieder nach Upolu kommen. Daraus wird man also schließen müssen, daß es ihnen auf der Plantage gut gefallen hat und daß ihr Loos dort keinesweges ein hartes und trauriges ist. Andererseits muß man freilich berücksichtigen, daß wenn eine Familie nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach ihrer heimathlichen Insel zurückkehrt, sie dort vieles verändert findet, wodurch ihr das Bleiben erschwert wird. Ihre Hütte ist verfallen, der Verwandte haben dieselbe annektirt, ihre Frucht-

Digitized by Google

bäume und Pflanzungen sind auch entweder vernachlässigt oder in andern Besitz übergegangen, ihr Canoe, das zu ihrer Existenz eben so nöthig ist wie eine Hütte, ja noch nöthiger, denn sie leben ja zum großen Theil von Fischfang, ist ebenfalls nicht mehr vorhanden. So finden denn die Rückkehrenden nichts von ihrem Eigenthum. Was sollen sie also thun? Alles wieder neu herstellen und bauen? Das ist nicht so leicht und würde Monate lang dauern. Daher fassen sie den Entschluß nach Samoa zurückzukehren, denn dort finden sie Unterkommen und Unterhalt. In diesem Umstande liegt, wie ich glaube, mit ein Hauptgrund dafür, daß die Eingeborenen jener Inselgruppen von Neuem ihre Heimath verlassen und wieder Arbeiter auf der Plantage werden.

Die Art und Weise, wie dieselben dort wohnen, ist zwar dem Klima ganz angemessen, macht aber doch einen jämmerlichen Eindruck und erscheint nicht recht menschenwürdig. Sie sind nämlich sämmtlich in einem großen Schuppen untergebracht ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Ich will es in kurzen Worten beschreiben. Durch das umfangreiche auf allen Seiten offene Gebäude läuft in der Mitte der Länge nach ein breiter Gang. Rechts und links von demselben sind kleine Abtheilungen durch Pfosten bezeichnet, in denen die Familien oder die ledigen Individuen wohnen. Nirgends aber sind die einzelnen Abtheilungen durch Verschläge getrennt, sondern ein jeder kann aus seiner Abtheilung alle übrigen überblicken. Dies ist die untere Etage. In der halben Höhe der Pfosten ist ein Boden gelegt, wodurch noch eine zweite Etage gebildet wird, die sich aber sonst in nichts von der ersten unterscheidet. Die einzelnen Abtheilungen sind sehr klein, und man begreift nicht, wie eine ganze Familie darin existiren kann, es wird eben nur dadurch möglich, daß Mann, Weib und Kinder sich neben einander auf den Boden hinstrecken, wenn sie schlafen oder ruhen wollen. Zur Nachtzeit pflegen sie zwischen den Pfosten Matten aufzuhängen und so einigermaßen sich abzuschließen, wenn es auch nur mehr der Idee nach ist. Im Großen und Ganzen hat man jedenfalls den Eindruck, daß diese Kulis mehr wie Thiere denn als Menschen wohnen. Ich habe einmal auf Cuba in der Nähe der Stadt Matanzas eine Zuckerplantage besucht und die Hütten der Sklaven gesehen, die das Elendeste waren, was man sich unter menschlichen Wohnungen vorstellen kann, nur die Strauchhütten der Eingeborenen Australiens sind noch elender — aber Eins hatten sie doch, was bei Menschen immer berücksichtigt werden sollte: jede Familie wohnte für sich. Es ist aber wohl möglich, daß es jetzt in Wai-Vili auch besser in dieser Hinsicht geworden ist.

Für ihren Unterhalt sorgen die Kulis selbst. Sie bauen auf den Stücken Land, die ihnen angewiesen sind, Yams und Taru, haben ihre Kokospalmen und Brotfruchtbäume und fangen sich Fische auf dem nahen Riff, so daß sie in dieser Hinsicht durchaus keine Noth leiden.

Von den Samoanern unterscheiden sich diese Eingeborenen in Bezug auf ihre Körperbildung ganz bedeutend. Sie haben meist eine kleine, gedrungene Statur, krause oder kruppige Haare und eine oft ganz schwarze Farbe. Der Gesichtsausdruck verräth häufig große Stupidität. Sie unterscheiden sich aber auch unter einander wiederum nach den Inselgruppen, von denen sie stammen.

Die Plantage erstreckt sich von der Küste bis weit hinauf nach den Bergen, und große Theile liegen noch unkultivirt. Wenn ein neues Stück in Kultur genommen werden soll, so wird der Wald an mehreren Stellen in Brand gesteckt. Die großen Stämme, welche nicht ganz verbrannt sind, werden dann leicht umgelegt, und damit ist das Land zur Bepflanzung mit Baumwollensträuchern und Kokospalmen fertig. Viel Mühe und Arbeit aber macht das üppig aufschießende Unkraut, welches immer wieder ausgerittt werden muß, damit die jungen Baumwollenpflanzen nicht gänzlich überwuchert und todt gemacht werden. — Das ist Wai-Lili.

Nun zum Schlusse noch Einiges über die meteorologischen Verhältnisse der Samoas. Die angenehmste Temperatur herrscht in den Monaten Mai bis September, also in der dortigen Winterzeit. Der Südost-Passat weht dann mit großer Stetigkeit und Lebhaftigkeit, der Himmel ist klar, die Luft frisch, Regen fehr selten und nur in kurzen Schauern. Die schlechteste Jahreszeit ist von December bis März, also im dortigen Sommer. Der Südost-Passat ist dann häufig unterbrochen von Windstillen oder Südwestwinden, die von heftigen und andauernden Regengüssen begleitet werden. In dieser Zeit kommen auch häufige Stürme vor, die in manchen Jahren als äußerst heftige Orkane auftreten und großen Schaden auf den Inseln anrichten. Da sie gewöhnlich aus nördlichen Richtungen zu wehen pflegen, so ist der Hafen von Apia dann wenig gegen sie geschützt und eine gewaltige See wälzt sich durch den Eingang des Risses herein und brandet über das Binnenriff des Hafens und über das Ufer hin. Im Jahre 1865 wurde bei solch einem Orkane ein deutscher Kauffahrer, der im Hafen vor Anker lag, auf das Riff getrieben und sank mit Allem, was darauf war, nur ein Mastrose wurde von dem Wogenschwall aufs Land geworfen.

Wenn die schlechte Jahreszeit anfängt, sieht man oft schwere blauschwarze Wolkenmassen über den Kuppen der Berge gelagert, die sich dann loslösen und einen fürchterlichen Platzregen herniedersenden. Auch auf der See stürmen sie sich, von Norden herkommend, auf und treiben ebenfalls unter heftigen Regengüssen gegen die Höhen der Insel.

Obgleich die Samoas durchaus in der Region des Passates liegen, so ist doch auch den verschiedenen Jahreszeiten eher ein monsunartiger Wechsel der Winde wahrzunehmen, wie er nicht blos an den asiatischen Küstengegenden herrscht, sondern auch auf Inseln, die keineswegs so nahe an der Küste gelegen sind, wie z. B. auf den Carolinen und Palau-Inseln. Ueberhaupt scheint der Passat im Großen Ocean nicht so regelmäßig zu wehen wie im Atlantischen Ocean.

Die Atmosphäre auf den Samoas ist ungemein feucht. Auch in der trockenen Jahreszeit thauet es des Nachts so start, daß Gebüsch und Gras im Walde Morgens triefen. Durch diesen starken Feuchtigkeitsgehalt der Luft erklärt sich die so üppige Vegetation, welche die Inseln vom Meeresstrande bis auf die höchsten Spitzen der Berge bedeckt. Und da nun wieder die dicht bewachsenen Höhen alle Feuchtigkeit wie ein Schwamm auffangen, so wird daraus der Reichthum an Flüssen begreiflich.

* * *

Wenn der Leser nun nach Allem, was gesagt worden ist, den Eindruck bekommen haben wird, daß die Samoas wunderschöne Inseln sind, so fragt es sich aber doch, ob es gerathen wäre, von Reichswegen dort Kolonien anzulegen oder die Inseln in Besitz zu nehmen, worauf Stimmen in den öffentlichen Blättern hinzudeuten scheinen. Wir wollen ganz davon absehen, daß die Amerikaner auf Tutuila im Hafen von Pagopágo (spr. Pangopango) eine Kohlenstation zu errichten im Begriff stehen, daß die Engländer zu demselben Zwecke einen Vertrag mit den Eingeborenen in Apia abgeschlossen haben, und daß diese beiden Nationen sich Annektirungsversuche unserserseits schwerlich würden gefallen lassen. Wir wollen annehmen, es stände uns vollkommen frei, die Samoas in Besitz zu nehmen, so wäre das doch nach meinem unmaßgeblichen Urtheil keine gute Requisition.

Digitized by Google

Denn man muß erstens bedenken, daß die Anlegung von Kolonien sehr viel Geld kostet, und das haben wir doch nicht übrig. Zweitens muß man bedenken, daß Kolonien dem Staate direkt gar keinen Vortheil bringen, oder man müßte es verstehen wie die Holländer, die allerdings aus ihren Besitzungen auf den Sunda-Inseln reichen Gewinn pressen, aber sie pressen ihn auch eben heraus, und das wird man uns doch nicht zur Nachahmung empfehlen. Indirekt können Kolonien allerdings einem Staate großen Vortheil gewähren, indem sie Absatzgebiete für die heimische Industrie darbieten und dadurch also dieser und dem Handel zu Gute kommen. Aber als Absatzgebiete sind die Samoas nicht groß genug, und die geringe Bevölkerung braucht von unseren Industrie-Erzeugnissen doch zu wenig. Aus demselben Grunde sind die Inseln auch nicht geeignet, unsern Auswanderungsstrom dorthin zu lenken, was sich außerdem auch durch das heiße Klima verbietet. Ja, würde man die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul annektiren, so wäre das etwas anderes; das ist ein großes Land mit gutem Klima, dort könnte sich eine für das Mutterland segensreiche Kolonie etabliren, aber nicht auf den Samoas.

Endlich aber muß man bedenken, daß Kolonien einen Staat in viele Verwickelungen bringen, von denen er frei bleibt, wenn er keine Kolonien hat. Und er will sie doch nicht bloß in Friedenszeiten besitzen, sondern auch in Kriegszeiten behaupten, dazu gehört aber eine große Seemacht, die anderen seefahrenden Nationen gewachsen sein muß. Würde Deutschland seine Kolonien mit seiner Seemacht in einem Kriege gegen England oder Frankreich schützen und behaupten können? Das wird wohl kaum jemand glauben. Darum aber scheint es besser, daß wir keine Kolonien haben und auch in Zukunft keine erwerben [1]).

[1]) Die Redaktion betont ausdrücklich, daß sie diesen Ausführungen ihres geehrten Mitarbeiters nicht durchweg zustimmt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Votivgaben von Kevelaer.

Sie sind durch Heinrich Heine berühmt geworden, der in einem seiner schönsten Gedichte von ihnen sagt:

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer ein Wachsherz opfert,
Dem wird das Herz gesund.

Die berühmte Muttergottes, zu der alljährlich Tausende von Pilgrimmen wallfahrten und die zu jenem Gedichte Anlaß gab, ist nun freilich noch sehr jung, zumal im Verhältniß zu vielen anderen Muttergottesbildern. Sie stammt nämlich erst aus dem dreißigjährigen Kriege, wurde 1642 von einem Kaufmann aus Geldern aufgestellt und verrichtete bald eben solche Heilungswunder, wie wir sie jetzt in Lourdes kennen gelernt haben.

Die Votivgaben, welche der Mutter Gottes dargebracht werden, sind meistens aus Wachs hergestellt, werden in Kevelaer fabricirt und sind dort käuflich zu haben. Welcher Art sie sind, erkennt man aus den Abbildungen. Da ist z. B. der rohe Kopf Fig. 1, den man kaum für ein menschliches Gesicht halten sollte; er wird dargebracht bei Kopfleiden. Ist das Leiden aber ein universelles, so opfert man einen ganzen Körper, wie er sich in Fig. 2 repräsentirt. Probatum est. Kopirt sind diese Figuren nach den von P. Ascherson in der Zeitschrift für Ethnologie mitgetheilten Abbildungen.

Die Sitte, daß man Abbilder der leidenden Körpertheile der Gottheit oder den Heiligen widmet, wenn man sich im Gebete um Heilung von Krankheit an sie wendet, ist eine uralte und weitverbreitete. Sie ist nicht auf die katholische und griechische Kirche allein beschränkt, sondern findet sich auch im Buddhismus, der in den Aeußerlichkeiten (Priesterwesen, Rosenkränze ꝛc.) überhaupt mit dem Katholicismus manches Aehnliche hat. Die Chinesen haben z. B. Tempel für die verschiedensten Zwecke, und wer in Kanton jenen der unglücklichen Frauen betritt, wird darin Papierstücken in Form von Männern ausgeschnitten finden; sie sind am Altar befestigt und die Frau, welche sie hier dem Gotte darbrachte, betete zugleich um Besserung des bösen Mannes. Das wird auch symbolisch so dargestellt, daß die Figur mit den Füßen nach oben aufgehängt wird, womit angedeutet werden soll, daß das Herz sich wenden möge. Auch die Wachsglieder als Votivgaben kennt der Buddhismus. Näheres in Mrs. Gray, Fourteen Months in Canton. London 1880.

Wie uralt solche Gebräuche sind, sieht man daraus, daß bereits Griechen und Römer sie kannten; Euchai hießen sie

Fig. 2.

Fig. 1.

Votivgaben aus Kevelaer.

bei ersteren, Vota bei letzteren. Das Gelobte wurde gewöhnlich mit Abbildungen auf Wachstafeln geschrieben und versiegelt den Götterbildern an die Knie geheftet. Außer den öffentlichen Gelübden brachte man Privatgelübde der verschiedensten Art dar, bei Krankheiten dem Asklepios und auch den Dioskuren. Votivtafeln mit Darstellung kranker Glieder, theils zum Zwecke ihrer Genesung zu erflehen, theils um für die erlangte Gesundheit zu danken, waren sehr häufig und Schiffbrüchige weiheten Gemälde des Schiffbruchs in den Tempeln des Neptuns.

Digitized by Google

Ja, noch viel weiter lassen sich diese Vativaaben zurückverfolgen. Im fünften und sechsten Kapitel des ersten Buches Samuelis steht zu lesen, wie die Philister die Bundeslade nahmen und sie gen Asdod entführten. Da ward die Hand des Herrn schwer über ihnen und schlug sie mit Krankheiten. Um aber gesund zu werden lehrten ihnen ihre Weissager und Priester, daß sie goldene Abbilder der kranken Körpertheile machen und in die Bundeslade legen sollten. Mit diesen Kleinodien beschwert wurde die Lade den Israeliten wiedergebracht.

Asien.

— Mit dem zu Anfang dieses Jahres ausgegebenen 4. Bande der „Reisen in Indien und Hochasien“ liegt Hermann van Schlagintweit-Sakünlünski's großes Reisewerk (Jena, H. Castenable) nunmehr vollendet vor. Derselbe behandelt Ostturkestan und seine Umgebungen, aber nicht allein nach den Resultaten des Verfassers's und seiner Brüder, namentlich des in Kaschgar ermordeten Adolph, sondern unter Heranziehung sowohl der älteren Reisewerke eines Fa Hian, Hiuen Thiang, Marka Polo und Pater Goëz, als auch der neueren und neuesten, namentlich englischen und russischen, die auch ihrem Verlaufe wie nach ihren Ergebnissen eingehend besprochen werden. Das verleiht dem an sich schon bedeutenden Buche einen höhern Werth, als wenn es sich auf die fast ein viertel Jahrhundert zurückliegenden Schlagintweitschen Reisen allein bezöge. Beigegeben sind auf S. 405 bis 553 „Wissenschaftliche Beilagen mit Zahlentabellen“, enthaltend die wichtigsten Höhenbestimmungen in Indien und Hochasien und eine längere Abhandlung über die Temperatur, die Isothermen und Klimatischen Zonen jener Länder.

Vermischtes.

Nachtrag zu dem Aufsatze des Herrn Karl Haberland über „Die Barbedeutungen am eigenen Körper“ („Globus“ XXXV, S. 58).

Dem Aufsatze des Herrn K. Haberland, der den volksthümlichen Abergläuben der Heimath mit den Ueberlieferungen entlegenster Völker in eine sehr belehrende Verbindung bringt, wabei auch Schlesien mehrfach vertreten ist, habe ich zur Ergänzung Einiges anzufügen, was dem Volksbrauch Schlesiens und der Oberlausitz entnommen ist.

I. Zu Bezug auf das Niesen.

1. Wer nächtern niest, kriegt ein Geschente,
   Doch nach dem Frühstück — ein Gegänk (schles.).
2. Niest Jemand beim Schuhanziehen, so bedeutet es ein Unglück. Auch ruft man dem unglücklichen niesenden Schuhanzieher zu: Halt hinten fest (scil. in positivo. Die Befolgung dieser Ermahnung soll wahrscheinlich die Verhütung noch größern Unglücks bewirken). (Breslau.)
3. Wenn ein Kind unter'm Jahre niest, so sagt man: Gott stärke Dich (schles.).

II. Zu Bezug auf das Gähnen.

Wenn ein Jahrkind gähnt, so macht man ihm mit der Hand ein Kreuz über den Mund (oberschles.).

III. Zu Bezug auf das Schlucken.

1. Wenn ein Mädchen „der Schlucken rührt“, so ist das immer eine Erinnerung an ihren (abwesenden) Liebhaber. Im Gedanken an ihn sagt sie dann:

   Schluck, Herzel, und drich nicht,
   Vergiß Alles, nur mich nicht (schles.).

oder auch:

2. Ich muß schlucken,
   Mein Schatz wird sich bucken(?) (schles.).

IV. Zu Bezug auf Jucken und Krimmern.

1. Meine Nase krimmert; ich werde heute noch Kuchen kriegen.
2. Juckt das rechte Auge, so wird man was gern sehen, juckt das linke Auge, so wird man was ungern sehen (schles.).
3. Krimmert einem das rechte Auge, so spricht das andere: es wird Dir einer ein Ruhbäumel ins linke legen — und umgekehrt. (Ein höchst seltsamer Gebrauch. Die bekannte erotische Bedeutung der Nüße giebt auch keinen Anhalt zu einer einigermaßen plausibeln Erklärung.) (Breslau.)
4. Juckt die rechte Hand, so wird man Geld — zahlen müssen; juckt die linke, so wird man Geld einstreichen (Oberlausitz. Schles.).
5. Wenn einem Weibe der Hals juckt, so wird sie bald Pathe stehen oder zur Hochzeit gebeten werden (hier ist wohl der Hals sehr materiell das schlingende Organ, das den bevorstehenden Schmaus andeutet) (Lauf.).
6. Wenn einem Manne der Hintere juckt, so wird er bald zu Gevatter gebeten (Vorbedeutung einer langen und schweren Sitzung) (Lauf.).
7. Wenn Jemandem der Hintere juckt, so sagt man: Deine Schwiegermutter wird Zähne haben. (Wahrscheinlich ist die Bedeutung: Deine zahnlose Schwiegermutter wird „beißen“, d. i. zanken, nämlich weil Du dem Zucken nachgiebst, d. h. so lange in der Schenke sitzest: ein höchst interessantes Beispiel der vollsthümlichen Bildersprache.) (Schles.)

V. Zu Bezug auf Wärmegefühl.

1. Kalte Hände, warme Liebe (schles. und lauf.).
2. Glüht Jemandem die rechte Wange, so wird Gutes, ist's die linke, so wird Böses von ihm gesprochen (schles.).
3. Dasselbe gilt vom Ohrläppchen.

Hierher gehören auch noch folgende Barbedeutungen:

1. Eine ins Ohr summende Fliege bringt eine Neuigkeit (schles.).
2. Die weißen Flecke auf den Fingernägeln der rechten Hand bedeuten Glück, auf der linken Unglück. So in Schlesien. In der Lausitz macht man keinen Unterschied zwischen rechts und links, sondern meint im Allgemeinen: bei jungen Leuten bedeuten die halbrunden Fingernägelflecke, daß sie künftig eigenes Brod haben werden (wahl wegen der brotförmigen Form dieser Flecke).
3. Bei einem jungen Mädchen bedeutet eine gespaltene Nasenspitze (Nasenknöppel) das entweder schon verlorene oder im Laufe des folgenden Jahres verloren gehende Kränzlein (Schles.).
4. Dieselbe Bedeutung hat eine zwischen dem Zeige- und Mittelfinger anhebende und senkrecht nach dem Handteller verlaufende Furche (Schles. u. Lauf.).

Karl Haupt.

Inhalt: Eduard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Kaschgarien. I. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. IV. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die Votivgaben von Kreuzer. (Mit zwei Abbildungen.) — Asien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen, betreffend: 1. Prospectus: Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Herausgegeben von Otto Kersten. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg. — 2. Literarischer Anzeiger: Geographische und naturwissenschaftliche Lehrbücher aus dem Verlage von Ferdinand Hirt's Königlicher Universitäts- und Verlags-Buchhandlung zu Breslau.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

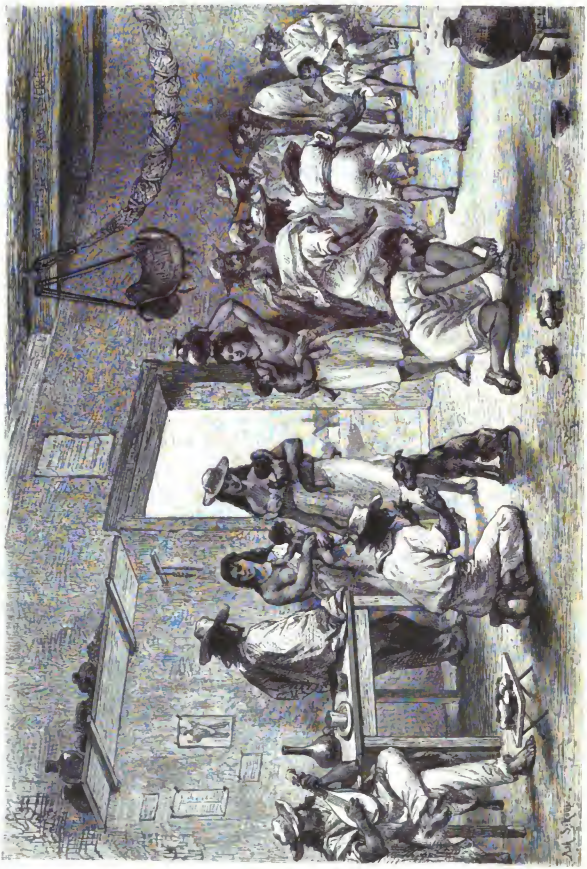
Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

III.

Der Rio Patia ist einer der merkwürdigsten und malerischesten Flüsse der Erde. Er entspringt am Abhange des Vulkans Sotará in der mittlern Cordillere und stürzt sich sofort in einem jierlichen Falle über einen schroffen Felsen. Unweit davon liegen in dem Paramo del Buei die Quellen zweier mächtigen Ströme, des Magdalena und Cauca, was an den Gebirgsstock der Lepontischen Alpen erinnert, auf welchem ebenfalls die Ursprünge dreier Flüsse, des Rheines, des Rhone und des Tesino, sich befinden. Von seiner Gesammtlänge im Betrage von mehr als 450 km legt er etwa 80 unter den Namen Rio Sotará und Rio Quilcasé zurück; erst nach seiner Vereinigung mit dem Timbio heißt er Patia. Dieser zwischen hohen, steilen Bergen eingeschlossene Oberlauf beschreibt einen gewaltigen Bogen von Osten nach Norden und Südwesten, und eine Anzahl ebenso gestimmter Nebenflüsse laufen ihm genau parallel. Nachdem er zwischen den beiden Hauptketten der Cordilleren eine weite Strecke hindurch seine südwestliche Richtung beibehalten und unter anderen den Guachicone, Mayo, Inanambú und Guaitara aufgenommen hat, biegt er plötzlich kurz nach Nordwesten um und durchbricht die westliche Cordillere, wird dann schiffbar und ergießt sich, ein ausgedehntes Delta bildend, in den Stillen Ocean.

Betrachtet man von einer Höhe bei dem Dorfe San Francisco oder Bordo die Berge und Thäler ringsum, so sieht man bald, daß die tiefen Schluchten und abschüssigen Lomas einen ziemlich weichen Boden haben, der vielfach zerrissen und hinabgewaschen worden ist bis hinunter zu dem Bette des Hauptstromes, dessen Thal die Gewässer nivellirt haben. Unten im Thale des Patia sieht man, daß der Untergrund überall aus Schiefer, der mit Syenit wechselt, besteht; stellenweise finden sich Salzlager, die zum großen Nutzen für die Viehzucht der ganzen Gegend ausgebeutet werden. Noch andern Nutzen stiftet dies Mineral; namentlich heilt es durch seinen Jodgehalt die Kröpfe, welche in anderen Theilen des Staates Cauca ziemlich häufig sind. In frühern Zeiten nahm die Stelle des Oberlaufes des Patia ein gewaltiger See ein, der durch das Schmelzen der Gletscher und Schneefelder und durch den Regenfall auf ein Gebiet von 160 Quadratmeilen gespeist wurde; seine Länge betrug an 100 km, seine Breite deren 10 bis 15. Als die Wassermasse eine Tiefe von 200 bis 300 m erreicht hatte, war ihr Gewicht stark genug geworden, um den nicht überall gleich starken Widerstand der westlichen Cordillere zu brechen: bei el Castigo geschah der Durchbruch, durch welchen das Quellgebiet des Patia, von den noch fortdauernden Wirkungen des Regens abgesehen, seine jetzige Oberflächenbeschaffenheit erhielt. Mancherlei wirkt zusammen, um das Thal ganz besonders ungesund und sein Klima bei Reisenden wie Eingeborenen gefürchtet zu machen: es ist tief eingeschnitten zwischen den hohen Cordilleren und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; wegen seiner scharfen Biegungen können die Winde es nicht seiner ganzen Länge nach durchwehen und reinigen; an seinem Grunde herrscht große Hitze und in Folge dessen verdunstet das von den Bergen herabstürzende eiskalte Wasser sehr rasch. Dadurch findet man hier auch keine Indianer, wie bei Popayan; nur Neger und ihre Mischlinge vermögen den schädlichen Miasmen zu widerstehen. Zur Zeit der Viceskönige soll sich ein Trupp Neger, die als Sklaven von der Küste Angolas herübergebracht worden waren, nach

Digitized by Google



Im Dorfe Bordo.

Digitized by Google

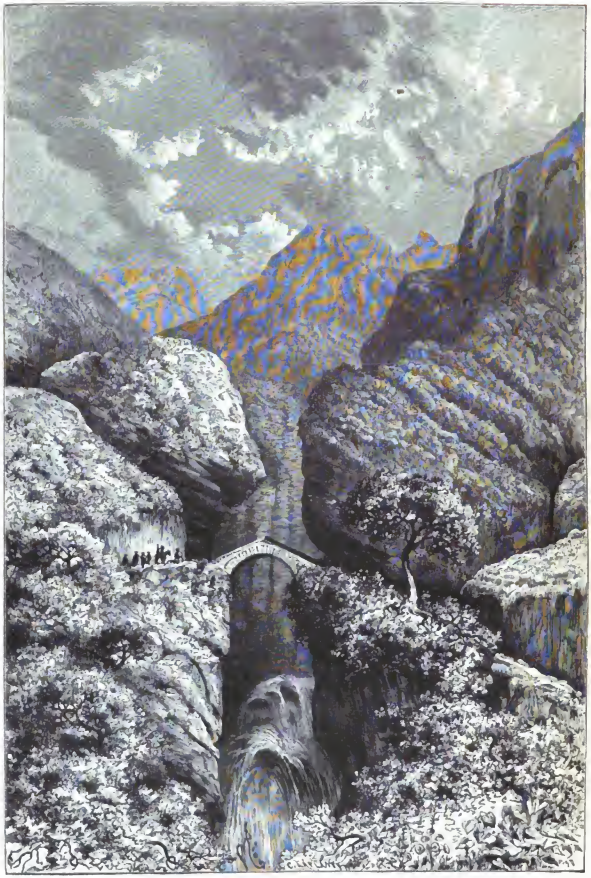
el Castigo geflüchtet und von dort nach dem Unabhängigkeitskriege ausgebreitet haben. In der ganzen Gegend dominiren sie; Widerstandskraft gegen die Malaria, sanfter Charakter, Sorglosigkeit und Genügsamkeit sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Alle, ob reinen Blutes, oder mit den Resten der von Ampudia und Velalcazar geschlagenen Cahuas-Indianer gemischt, tragen die Spuren der früher beschriebenen Hautkrankheit Caratá an sich; je nach ihrer Hautfarbe sind die betreffenden Flecken weiß, schwarz, bläulich oder roth. Weiße Leute können diese Krankheit gleichfalls bekommen, reinblütige Indianer angeblich aber niemals. Jene Neger also ließen sich im Thale des Patia nieder und vermehrten sich dort, trieben Fischfang, wuschen, oft nicht ohne Erfolg, Gold im Sande des Flusses, pflanzten Zuckerrohr, Bananen, Kaffeebäume, Kakao und Yuca und züchteten namentlich viel Vieh auf den dortigen schönen Wiesen, welche ausnahmsweise von der Plage der Nuche-Fliege, die der afrikanischen Tsetse entspricht und namentlich im Thale von Popayan sehr gewöhnlich ist, verschont sind.

Das Dorf Bordo, wo André Halt gemacht hatte, besteht nur aus etwa dreißig Hütten und einer elenden, mit Stroh gedeckten Kirche und ist so unbedeutend, daß es nicht einmal in den colombianischen Geographiebüchern erwähnt wird. Der zugehörige Gemeindebezirk, nach allen Seiten hin steil abfallend und gänzlich von Bäumen entblößt, ist so klein, daß man rings herum einen Graben gezogen und dadurch die Kosten für einen Hirten der Gemeindeherde erspart hat. Das Vieh weidet also in voller Freiheit, was in gleicher Weise für den guten Zustand der Wege wie der Grundstücke verderblich ist. Das thut aber dem Frohsinn der Einwohner keinen Abbruch. Der Tag nach André's Ankunft war ein Sonntag; da kamen die Frauen aus der Messe

Bambuco-Tanz im Dorfe Bordo.

in langen baumwollenen Kleidern von schreienden Farben und mit Schleppen, die weit im Kothe nachschleiften, das Mieder geöffnet und an den Füßen die suecos, hölzerne Sandalen von eigenthümlicher Form, wie sie unsere erste Abbildung mehrfach zeigt. Während die Frauen das Frühstück bereiteten, belustigten sich die Männer mit Spielen. Die einen, in zwei Parteien getheilt, warfen Silbermünzen nach einem aufgepflanzten Stabe, wobei es darauf ankam, möglichst nahe an denselben heran zu kommen, andere erfreuten sich am Gesange, spielten Guitarre und rauchten Cigarren von Popayan dazu. So einförmig ihre Melodien auch waren, sie genügten doch, um sie Stunden lang zu unterhalten. Im ganzen Gebiete des Patia tragen die Frauen ihre Kinder rittlings auf der Hüfte, was häßlich aussieht und den armen Kleinen oft schwere Verletzungen zuzieht, den Müttern aber den Gebrauch ihrer Arme freiläßt. Im Hause legen die Frauen ihre langen Schleppkleider ab und hantiren mit ganz oder nur wenig verhüllten Oberleibe und nackten Beinen. Wie alle Neger und deren Abkömmlinge, haben diese Leute eine große Vorliebe für glänzende Dinge, Stoffe, Bilder, Schmuck und dergleichen; nicht nur Heiligenbilder kleben sie an die Thüren und die Lehmwände ihrer Hütten, sondern auch jedes bunte Etikett einer Einmachedose oder Flasche, dessen sie habhaft werden können. Zwischen einem Heiligen Herzen Mariä und einem Mazeppa europäischen Ursprungs sieht man in lieblichem Gemische Etiketten von Alsopp's Pale Ale, Blackwell's Pickles, Corned Beef of Chicago, Sardines à l'huile etc., wie es die Reisenden eben mit sich führen. Mitunter aber findet sich doch in solcher Hütte ein Kunstgegenstand, nämlich eine oft reich verzierte, alte Vase aus massivem Silber, in welcher frisches Wasser nach der Chotolade präsentirt wird. Dieselben sind wohl bald nach der Eroberung aus Spanien herübergekommen. Neben den erwähnten europäischen Bildern und Etiketten sieht man aber auch schwarz umrahmte gedruckte Gedichte einheimischer Fabrikation mit vier Mimosendornen an die Wände geheftet. Ab und zu stellt sich nämlich ein wandernder Dichter in wohlhabenden Häusern, wo unlängst ein Familienglied gestorben ist, ein und verfertigt auf Verlangen sofort ein Trauerlied, dessen Schwung und Pathos sich nach der Bezahlung richtet. Wird es für gut befunden, so läßt er es in Popayan drucken, wobei die Kapital-Buchstaben nicht gespart werden, und sendet es gegen Erstattung des Preises ein; immer wieder und wieder liest es dann die trauernde

Digitized by Google



Die Brücke über den Rio Mayo.

Digitized by Google

Wittwe mit lauter Stimme vor, läßt aber auch unbekümmert das Blatt an der Wand hängen, wenn sie sich wieder verheirathet.

Den Nationaltanz dieser Leute, den Bambuco, hatte André im Hause eines bärtigen Negers Marco Antonio zu sehen Gelegenheit. Den lustigen Tönen der Musik folgend, trat er mit seinem Begleiter Frik von Scherff in die Hütte, deren Thüren und Fenster sämmtlich geschlossen waren, so daß um 2 Uhr Nachmittags drinnen völlige Dunkelheit herrschte. Bei ihrem Eintritte verstummte das Orchester; der Wirth aber fühlte sich durch den Besuch der Fremden geschmeichelt und ließ es von Neuem beginnen. Es bestand aus sechs Personen, die an dem einen Ende des Raumes auf einer höchst urwüchsigen Holzbank Platz genommen hatten. Da war zuerst der tiplé, eine kleine Guitarre von der halben Größe einer länglichen Melone, welche die Stelle der ersten Geige vertrat; dann der maraco, aus zwei an Stöcken befestigten Flaschenkürbissen bestehend, die mit schwarzen Samenkernen gefüllt waren und wie der Schellenbaum der Janitscharenmusik gehandhabt werden. Die Stelle der zweiten Geige und des Cello nehmen zwei Guitarren ein von derselben Gestalt, aber viersacher Größe. Der tambor, der unserer großen Trommel entspricht, liegt horizontal auf dem Boden und wird abwechselnd mit dem einen und dem andern Arme mittels eines mit Fell überzogenen Stockes geschlagen; der cuno endlich, welchem die Dienste unserer gewöhnlichen Trommel und der Schellentrommel zufallen, gleicht einem riesigen Trommelkopf, über den Papier gespannt ist; man bearbeitet ihn mit Fingern, Nägeln, Fäusten, Ellbogen und Knien. Unter dem Getöse dieser Instrumente zeigte Marco Antonio seine Tanzkünste. Der Bambuco ist nichts weiter, als eine beständige Verfolgung der Tänzerin durch ihren Gegenpart; sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff niederhängen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers

Kirche und Dorfplatz in La Union.

und widersteht all seinen Verlockungen. So geht es Stunden lang fort, bis sie erschöpft und zitternd sich ergiebt; auf seinen Armen trägt sie der Sieger in das Nebenzimmer, wo Erfrischungen in Gestalt einiger Gläser Branntewein und schwarzer Cigarren ihrer warten. Auch hier ist der Tanz eben nichts anderes, als eine mimische Aeußerung des Geschlechtstriebes; das ist nicht nur bei den uncivilisirten Völkern der Fall, sondern auch die Tänze in den europäischen Ballsälen, so verfeinert und ceremoniell sie auch sein mögen, weisen in Form und Zweck Spuren jenes Ursprunges auf.

Von Bordo führte der Pfad rasch hinunter in den Thalgrund nach dem Dorfe Patia, welches nur noch eine Meereshöhe von 635 m hat. Es herrschte dort eine drückende feuchte Hitze und eine wahre Fieberluft; die Kirche des Dorfes war verfallen, die Hütten elend, die Menschen von hagerem Aussehen und schleppendem Gange, und die Nachtruhe wurde den Reisenden durch Muskitos gestört. André eilte, den Ort zu verlassen und Pasto zu erreichen, wo er hoffte, Briefe aus Europa vorzufinden. Auf dem Wege von Patia nach Tamarindo, der über sandigen, mit dürftigen Gräsern kaum bedeckten Boden führte, passirte er Herradura in glühender Hitze: Legionen über Legionen junger Heuschrecken bedeckten dort die Erde und richteten eine vollständige Verwüstung an: so weit das Auge sehen konnte, war kein Blatt, kein Grashalm lidrig geblieben; ja, die Rinde der Bäume hatten die gefräßigen Geschöpfe angenagt. Diese Plage kehrt alle acht bis zehn Jahre wieder. Als der Reisende bei einer völlig aufgefressenen Bananenpflanzung vorbeiritt, stand dort eine arme Frau, welche die Hände zum Himmel erhob und in die Wehklagen ausbrach: „Ay, caballero, el Señor Dios nos mata!“ (O Herr, der Herrgott tödtet uns!)

Bald darauf ändert sich das Aussehen der Gegend. Dort, wo der Rio Guachicono sich mit dem gerade von Osten kommenden San Jorje vereinigt und die kleine Halbinsel „los dos Rios“ bildet, haben sich große Wasserdämpfe gebildet, denen bei der gerade herrschenden Wärme von 35° giftige Miasmen entsteigen. Dann brachte das Thal des Guachicono die Ueberraschung eines Waldes wilder Citronenbäume, wie ihn André zum ersten Male sah. Sie bilden dort die herrschende Vegetation neben Coca (Erythroxylon Coca), Goyaven, einer Ficusart, Chirimoyas mit riesigen Früchten

Digitized by Google

und Guamos. Der Boden war mit köstlichen Citronen bestreut, mit denen sich die Reisenden alle Taschen vollstopften. Reizend war der Anblick überschwemmter Stellen, wo sich die für alle Welt nutzlosen goldenen Früchte im Wasser spiegelten.

Mit vieler Mühe und nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es, die stets wechselnden Furthen in den beiden rasch dahinströmenden Flüssen Guachicono und S. Jorje aufzufinden und zu passiren. Nicht lange zuvor war dort ein correo oder Postbote elend um sein Leben gekommen. (Dieselben machen wöchentlich, oft auch nur monatlich ein Mal, ihre Tour, raschen Schritts, mit einer Lanze bewaffnet und einem Pack Briefe und Packeten belastet. Briefe aus Europa können nur bis an einen Halteplatz Colombus frankirt werden und bezahlen dann nach dem Innern des Landes einen hohen Zuschlag; Drucksachen erreichen selten ihre Adresse, illustrirte Zeitschriften niemals.) Zwei Männer hatten ihn ermordet, ausgeplündert und seinen Leichnam in den Fluß geworfen. Um das viele bare Geld, das sie gefunden, sicher fortzuschaffen, bauten sie sich aus Bambus und Rohr ein Floß, um auf demselben den Rio Patia und das Meer zu erreichen; aber gleich zu Beginn ihrer Schiffsfahrt lenkerte die Balsa in einer Stromschnelle, beide Mörder ertranken, und der Zufall fügte es, daß ihre Leichen auf derselben Sandbank angespült wurden, wo schon ihr unglückliches Opfer lag.

Der Weg führt in südlicher Richtung weiter aufwärts nach Mojarras (742 m) und über die mesa von Mercaderes, eine der traurigsten Gegenden, in welche ein Reisender gerathen kann. So weit man sehen kann, nichts als kahler Boden mit dürftigen Gräsern, hier und da von Schluchten durchfurcht, die das Regenwasser gerissen. Einst war diese Mesa, die jetzt über 800 m über dem Rio Patia liegt, der Grund des oben erwähnten Sees; als der Durchbruch zum Stillen Ocean stattfand, wurde ihre Oberfläche so glatt poliert durch das Gestein, das von den Cerros de Mayo und de Sombrerillos im Osten losgerissen und hinabgeschwemmt wurde. Auf dem Alto de Toroteo (958 m) sieht man noch deutlich die abgeschliffenen Ufer jenes ehemaligen Sees; in solcher Höhe hatte die Strömung nicht Gewalt genug, sie hinwegzuführen, während tiefer unten die Erosion viel mächtiger gewirkt hat. Von diesem Alto aus gesehen, ist die Landschaft überaus malerisch. In der Ferne erheben sich die hohen Cordilleren, von denen sich im rechten Winkel ein Seitenast ablöst, der so regelmäßig gezackt ist, wie eine Fischgräte; unten im Thal sieht man aufs Deutlichste die bald horizontalen, bald fallenden Schichten des Schiefergesteines, und jenseit des Flußthales liegt ein ganzes Meer von Bergen und Hügeln, von der sinkenden Sonne mit leuchtendem Glanze übergossen.

Nun senkt sich der Weg, steigt dann und senkt sich wieder durch eine Reihe felsiger Schluchten. Bei der Puerta de Sombrerillos (1321 m) hört die Wüste für kurze Zeit auf; steil geht es dort hinab in das Thal des Rio Mayo, wo gewaltige, horizontal gelagerte Sandsteinbänke eine imposante Wirkung hervorbringen. Man überschreitet den Fluß in 1171 m Höhe. Er ist an dieser Stelle in einen engen Cañon eingeschlossen, bildet dicht oberhalb derselben einen Wasserfall und fließt dann 20 m unter dem steinernen Bogen, der ihn hier überbrückt, dahin. Ein großartiger Anblick!

Wieder geht es aufwärts nach dem Weiler la Caldera (1493 m), wo ein Bach in zwölf Absätzen einen an 100 m hohen Wasserfall bildet. Die elenden Hütten des Oertchens haben eine besondere Eigenthümlichkeit: auf der Spitze ihres von Holzstäben festgehaltenen Strohdaches, an dessen Enden je ein Kreuz sich erhebt, sind in regelmäßigen Reihen Aloes gepflanzt, ähnlich wie in Frankreich Hauswurz die Strohdächer ziert. Immer noch steigt der Weg; bei der Hütte la Horqueta sieht Andrés zum ersten Male seit langer Zeit wieder Kartoffel- und Getreidefelder und erreicht zuletzt in 1837 m Höhe das nicht unwichtige Dorf la Union. Dasselbe besteht aus einer einzigen, steil aufsteigenden Straße, der Plaza und der Kirche. Hinter den Häusern stehen Orangen- und andere Fruchtbäume. Die Straße liegt gerade auf der cuchilla, d. h. dem Kamme des Berges, zwischen zwei tiefen steil abfallenden Thälern; der Boden ist fruchtbar, aber kaum von den Bewohnern in Angriff genommen, obwohl dieselben weniger träge sind, als ihre Nachbaren. Zu dieser dicken Ackerkrume, unter diesem gemäßigten Klima würde alles gedeihen; kaum aber sieht man hier und da eine kleine Bananenpflanzung (platanal) oder das bläuliche Grün eines Yucafeldes. Statt Ackerbau zu treiben flechten die Leute lieber Strohhüte; ein guter Arbeiter braucht sechs Tage, um einen Hut im Werthe von 1 Peso (= 4 Francs) fertig herzustellen; aber es ist ihm lieber, bei solcher Arbeit stille sitzen zu können, anstatt das Land zu bebauen, was zehn Mal mehr einbrächte.

Am Abend dieses Tages erhielt Andrés von seinem Freunde Frig, der in kürzeren Tagemärschen folgte, die Nachricht, daß Jean Rößli in Mercaderes am Fieber erkrankt sei; er solle nur vorausreilen, um in Pasto Quartier zu machen, sie wollten langsam nachfolgen.

Kaschgarien.

II.

Die Bewohner Kaschgariens sind arm, ihre Bedürfnisse außerordentlich gering, ihre Wohnungen ärmlich aus getrockneten Lehmpatzen erbaut, ohne Fenster, ohne Fußböden. Während man doch sonst in den Städten Centralasiens hin und wieder ein Haus findet, das mit Alabaster bekleidet, mit Stuck geziert ist, findet der Reisende in Kaschgarien vergeblich nach einem Gebäude, welches auch nur einige Verzierungen zeigte; nur einzelne Baulichkeiten aus der Araberzeit können seine Aufmerksamkeit fesseln; alle neueren Bauten, selbst die Wohnung des Herrschers, zeichnen sich durch äußerste Einfachheit, ja Dürftigkeit aus. Die innere Einrichtung der Wohnungen entspricht vollkommen dem dürftigen Aeußeren derselben. Man findet nur das allernothdürftigste Hausgeräth, einige rohe Bänke, niedrige Tische, etwas Geschirr aus Holz und Thon — alles ärmlich, schmutzig. Den Luxus der Künste kennt Kaschgarien gar nicht, von Architektur und Malerei besteht keine Spur, selbst eine Literatur fehlt vollständig und das ganze Land besitzt nicht eine Buchhandlung.

Die Tracht der Einwohner Kaschgariens ist die in ganz

Digitized by Google

Centralasien übliche: ein langes Hemd aus Mata, Hosen aus Schafsleder, der Chalat, Ulschig (weiche Stiefel) und auf dem Kopfe die Mütze aus Schaffell, um welche zuweilen der Turban geschlungen wird. Auch die Kleidung verräth die Armuth der Bevölkerung. Während man auf den Bazaren Asiens die reicheren Einwohner an Festtagen in Halbseide, Seide, selbst in Brokat gekleidet sieht, während dort auch selbst der Arme sich in farbenreiche europäische Baumwolle hüllt, sieht man in Kaschgarien nur Mata tragen, europäische Baumwolle erregt schon Aufsehen, Seide trifft man nur in Ausnahmefällen.

Die tägliche Kost der Kaschgarier besteht aus Tuppa, zerbröselte Macaroni mit mehr oder weniger Fleisch in Wasser gekocht, oder aber aus Schurpa, einer Schafsbrühe mit Kräutern; an Festtagen wird der in ganz Asien so beliebte Plow oder Pilau genossen, gedämpfter Reis mit Schafsbraten und Wurzeln. Getrunken wird vorwiegend Wasser, seltener Milch. Im Herbste giebt es viele Früchte zur Nahrung, besonders Melonen, Wassermelonen, Trauben, Birnen und Aepfel.

Die herrschende Sprache ist, wie in ganz Centralasien, das Turki, welches jedoch in Kaschgarien mit vielen verstümmelten chinesischen Worten so sehr vermengt ist, daß hierdurch und durch eine eigenthümliche Aussprache, ebenso durch das viele Verschlucken von Vokalen, die Sprache des Kaschgaren dem Bewohner Ostturkestans nur schwer verständlich ist.

Die herrschende Religion ist der Islam, und es wird, seit Jakub-Beg's Herrschaft, keine andere Religion geduldet. Alle unterworfenen Chinesen mußten zum Islam übertreten, nur die Kalmücken sind Heiden geblieben. Vor Jakub-Beg, unter der Herrschaft der Chinesen, bestand völlige Religionsfreiheit; nicht nur überließen die Söhne des Himmlischen Reiches einem Jeden seine Sorge um die Zukunft im Jenseits, sondern sie suchten auch die strengen Satzungen des Islam zu mildern. Der Frau wurde gestattet sich unverschleiert zu zeigen; es trat größere Freiheit der Sitten ein, die freilich nicht selten in volle Sittenlosigkeit ausartete. Die Ehe, welche schon nach Mohammed's Gesetz unschwer zu lösen ist, wurde noch lofer; es wurde die temporäre Ehe von kurzer Dauer eingeführt und besonders von reisenden Händlern eingegangen; Fasten wurden weniger strenge eingehalten, die Zahl der täglichen Gebete vermindert. Als Jakub-Beg sich die Herrschaft aneignete, legte er seine schwere Hand auch auf die volle Ausübung religiöser Vorschriften, und Mohammed's Gesetz mußten mit voller Strenge befolgt werden; er ernannte besondere Beamte, Kais, welche die Befolgung der religiösen Pflichten zu überwachen hatten. Jakub-Beg ging selbst als Beispiel frommen und einfachen Lebenswandels voran, forderte aber einen solchen auch von all' seinen Untergebenen. Er verwandelte sein Land gleichsam in ein großes Kloster, dessen Mönche im Schweiße ihres Angesichts den Boden mit größtem Fleiße bearbeiteten, um einen möglichst großen Theil des Verdienstes dem mächtigen Herrscher zur Befriedigung seiner unersättlichen kriegerischen Gelüste darzubringen. Die Vielweiberei ist in Kaschgarien selbstverständlich gestattet, doch ist sie zu kostspielig um allgemein zu sein, und nur die Wohlhabenderen können sich dieselbe gestatten. Jakub-Beg, der sonst höchst einfach lebte, nicht besser speiste als seine wohlhabenderen Unterthanen, mehr in einer Scheune, denn in einem Hause wohnte, erlaubte sich doch den Luxus eines Harems von 300 Frauen, von denen 6 ihn beständig begleiteten.

An Krankheiten trifft man in Kaschgarien vorwiegend Augenleiden, die nicht selten zu völligem Verlust des Sehvermögens führen, ferner Lungenleiden, Skropheln, Krätze und den Kropf. Augenlübel sind in ganz Centralasien sehr verbreitet und werden verursacht theils durch das grelle Sonnenlicht, mehr aber noch durch den die Atmosphäre beständig erfüllenden feinen Sand- und Salzstaub. Die Entstehung des Kropfes schreiben die Einwohner dem Genusse des Wassers zu. Nervenleiden von übermäßigem Opiumgenuß kommen auch nicht selten vor.

In administrativer Beziehung wird Kaschgarien in zehn größere und einige kleinere Bezirke getheilt, von denen jeder eine Stadt und mehrere Dörfer enthält. An der Spitze eines jeden Bezirks steht ein Hakim (Gouverneur), der seine Provinz als Arendator unumschränkt verwaltet. Er ist verpflichtet, der Regierung jährlich eine bestimmte Menge Geld und Getreide zu liefern; was er darüber an Steuern zu erpressen vermag, bildet sein Benefiz. Die Arende war in einigen Bezirken sehr hoch; so zahlte der Hakim von Chotan an Gold und Silber wöchentlich 10 000 Mark Reichsmünze, jährlich also etwa $^1/_2$ Mill., in anderen Provinzen war die Höhe der Arende geringer, in verschiedenen im Allgemeinen sehr verschieden. Von der Regierung bezog der Hakim nicht nur keinen Gehalt, sondern er war noch weiter verpflichtet sowohl die ganze Administration der Provinz auf eigene Kosten zu unterhalten als auch in jeder Stadt eine mehr oder minder beträchtliche Garnison zu kleiden, zu nähren und zu löhnen; hierzu nimmen noch jährliche Geschenke für den Herrscher an Pferden, Chalatas, Teppichen, Seidenstoffen, Thee, Zucker, Gold und Silber, entweder in geprägter Form oder in Barren. Die Höhe der Gabe war zwar nicht vorgeschrieben, doch stieg mit ihr die Gunst des Babaulet. Gewöhnlich wurden neun oder mehrere Neuner an Pferden, Ballen von Stoffen u. s. w. dargebracht. Der Herrscher feinerseits beschenkte die Hakime mehr mit Wohlwollen und Gunstbezeugungen als mit Gaben reellern Werthes; Chalate, Gürtel, Waffen sind die Gegenstände, die er sowohl dem Hakim als auch dem geringsten Beamten schenkt. Da alle direkten Abgaben wie alle Geschenke dem Säckel des Volkes erspart werden und die Hakime außerdem noch beträchtliche Reichthümer für sich zusammenlegen, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Steuerlast machen, unter der das Volk seufzte.

An der Spitze der Verwaltung stand, als in vollstem Maße unumschränkter Herrscher, der Babaulet Jakub-Beg. Obgleich derselbe aus der Zahl der Lebenden geschieden, so lohnt es doch in kurzen Zügen seine Biographie mitzutheilen, da er eine über seine Umgebung weit hervorragende Persönlichkeit gewesen und in die Geschicke Centralasiens mit mächtiger Hand eingegriffen hat.

Jakub-Beg's Vater, Jumed-Ulla, stammte aus Chodschend; in dem in der Nähe Taschkends gelegenen Dorfe Pferd heirathete er eine Tochter dieses Dorfes und wurde in demselben ansässig. In dieser Ehe wurde Jakub-Beg um das Jahr 1816 geboren. Bald nach der Geburt des Sohnes stirbt der Vater die Ehe, worauf die Mutter in eine neue mit einem Metzger trat, in dessen Hause Jakub-Beg aufwuchs. Noch als Kind verlor er Mutter und Stiefvater und verdiente sich seinen Unterhalt als Tänzer, anfangs auf der Gasse, dann in den Wohnungen Wohlhabender, bei denen er Dienste nahm. Er ging aus einer Hand in die andere, von einem Ort zum andern, bis der Knabe zum Jüngling heranzureifen begann und die Jahre den gewohnten Erwerb anfingen unsicher zu machen. Schon schaute er nach neuen Erwerbsquellen um, als ein glücklicher Umstand ihn in neue Bahnen warf und ungeahnter Größe entgegenführte. Der Hakim von Taschkend fand Gefallen an einer Stiefschwester Jakub-Beg's und nahm sie in seinen Harem. Durch ihren Einfluß stieg der Bruder rasch zum

Digitized by Google

Abjutanten, zum Führer von 50, von 100, von 500 Soldaten (Panfat). Bald darauf war aus dem Tänzer der Beg von Al-Meſchet (Fort Perowsky) geworden; hier hatte er 1852 den erſten Zuſammenſtoß mit ruſſiſchen Truppen und wurde geſchlagen. Er kehrte nach Taſchkend zurück, betheiligte ſich von nun an an allen Aufſtänden im Lande und bald galt ſein Name als der eines glücklichen und energiſchen Parteigängers. 1863 kämpfte Jakub-Beg in Taſchkend gegen die Ruſſen und, obgleich er erlag, begründete er hier doch ſeinen Ruf als umſichtiger und tapferer Führer. 1864 wurde er zum Oberkommandirenden des kaſchgariſchen Heeres ernannt, das er zu bilden und zu organiſiren beauftragt wurde. Sein Name pog viele unter ſeine Fahnen und nun, an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres, begann er die Unterwerfung Kaſchgariens, wozu er jegliches Mittel, Schwert, Tolch und Gift, in Anwendung brachte. 1867 war die Unterwerfung beendet, Jakub-Beg unangefochtener Alleinherrſcher Kaſchgariens. Nun folgten langwierige Kämpfe mit den Dunganen, die er 1872 endgiltig unterwarf. Die vierjährige Friſt bis 1876 benutzte Jakub-Beg zur Formirung und Ausbildung eines neuen Heeres. In dieſem Jahre begann der chineſiſche Krieg mit der Eroberung der Stadt Manas, welche Jakub-Beg den Dunganen entriſſen hatte. Gleich im Anfange dieſes Krieges, am 28. Mai 1877, ereilte Jakub-Beg ein Schlaganfall, wie man erzählt, in Folge eines Ausbruches von Jähzorn; den folgenden Tag ſtarb er. So endete dieſer hochbegabte, willensſtarke Mann ſein thatenreiches Leben. Nach ſeinem Tode wurde das Land von den Chineſen raſch unterworfen bis auf wenige Bezirke, die dem Feinde bis heute einen zähen, erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen.

Jakub-Beg war eine die übrigen Herrſcher Central-Aſiens in jeder Beziehung überragende Perſönlichkeit; ſeine militäriſche Befähigung hat er in vielen Kämpfen in demſelben Maße bethätigt, wie ſeinen perſönlichen Muth; vor Allem aber charakteriſirt ihn ein eiſerner Wille, der vor keinem Mittel zur Erreichung des Zweckes zurückſchreckte. Er wird von Saman-Chan, der ihm nahe geſtanden, als klug und thatkräftig geſchildert, mit ausgezeichnetem Gedächtniſſe begabt, dabei ſchlau und verlogen, durchaus Egoiſt, Niemandem befreundet, Niemandem trauend, allen Geſchäften und Angelegenheiten ſtets auf den letzten Grund dringend, gleichviel ob ſie ſich auf Küche und Stall oder auf Politik bezogen. Er führte einen ſehr einfachen Lebenswandel, war im Betragen ſchlicht und freundlich gegen Jedermann. Den einzigen Luxus, den ſich Jakub-Beg geſtattete, bildete ſein Harem.

Die ganze Kanzlei Jakub-Beg's beſtand aus drei Mirzas (Sekretären); er ſelbſt war nicht ſchriftkundig, doch hatte Jeder, der ihn nicht näher kannte, ihn für einen Gelehrten halten können, ſo häufig wandte er im Geſprächе lange Stücke aus dem Koran oder aus bekannten perſiſchen Dichtern an, deren Sprache er fließend redete. Jeden Morgen mit Sonnenaufgang ſaß er auf ſeinem gewohnten Platze auf einem kleinen Teppich und ließ ſich die am vergangenen Tage eingelaufene Korreſpondenz Zeile für Zeile vorleſen; er diktirte die Antworten, welche auf dem bezüglichen Schreiben vermerkt wurden. An demſelben Tage noch wurden die Befehle durch reitende Boten, die bis 200 km täglich zurücklegen konnten, bis an den Ort der Beſtimmung befördert. Die Geſchwindigkeit, mit der die Befehle und Strafen erfolgten, die Strenge, mit welcher die Geſetze gehandhabt wurden, ließen Jedermann vor dem Namen Jakub-Beg's zittern, auch wenn er Hunderte von Kilometern entfernt ſein mochte; denn keine Entfernung ſchützte den Schuldigen vor der ſtrengſten Rüge und der Rache des erzürnten Babauiet. Ein ſo reich begabter Charakter, wie der Jakub-Beg's, hätte Kaſchgarien zur Kraft und zum Wohlſtande führen können — er aber hat ſein Land zu Grunde gerichtet und ſeine 13jährige Herrſchaft hat mit Centnerlaſt das arme Land gedrückt.

Soweit die Geſchichte Kaſchgariens zurückreicht, noch vor Chriſti Geburt, ſehen wir das Land wie einen Spielball aus der Hand einer Eroberers in die eines andern übergehen. Mongolen wurden durch Chineſen verdrängt, ſtets von Neuem durch die Mongolen, dann folgen Andere, wieder um Mongolen, dann Dzungaren und abermals Chineſen. In den kurzen Zwiſchenräumen zwiſchen den verſchiedenen Invaſionen wird das Land durch innere Zwiſte zerriſſen; bald will der eine Bezirk ſich vom Ganzen losreißen, dann wiederum erſtrebt er die Hegemonie über die andere. Im 16. Jahrhundert wird der Kampf um politiſche Macht durch religiöſe Kämpfe zurückgedrängt; das Land wird in Folge deſſen in zwei Lager getheilt, und dieſen Umſtand benutzen erſt die Dſungaren, dann die Chineſen um es zu unterwerfen. Die chineſiſche Herrſchaft von 1760 bis 1825 giebt dem Lande Ruhe und Frieden, die Bevölkerung gelangt zu höherm Wohlſtande. Verſchiedene Fehlgriffe der Chineſen, ihre Schwäche, ihr Unvermögen dem unterworfenen Lande Achtung abzuzwingen oder doch zum mindeſten Furcht einzuflößen, rufen 1825 einen Aufſtand hervor und nun beginnt im Lande eine Periode des Blutvergießens, die noch heute nicht abgeſchloſſen iſt. Ein kurzer Ueberblick über die hiſtoriſchen Ereigniſſe der letzten 50 Jahre mag zeigen, welche ſchweren Schläge das Land in dieſer Zeit erlitten, welche Maſſen von Blut es vergoſſen hat.

1825 brach der Aufſtand Djangir-Türi's aus, 1830 erfolgte der Einfall kokanſcher Truppen und der Aufſtand Mäd-Juſuf's, 1847 der Aufſtand der ſieben Chodja, 1857 der Walichan-Türi's; 1862 bis 1863 fand der Aufſtand Kaſchgariens gegen die Dſungaren und Chineſen ſtatt; von 1864 bis 1867 folgten die Kämpfe Jakub-Beg's zur Unterwerfung des Chanats. 1869 Kämpfe Jakub-Beg gegen den empörten Stary-Kul'ſchen Bezirk, 1872 wurden die empörten Dunganen durch Jakub-Beg's Sohn Beg-Kuly-Beg unterworfen; 1876 und 1877 beginnt der Kampf Jakub-Beg's gegen die Chineſen. Nach einem jeden dieſer Aufſtände wuchs das Elend im Lande; ſie waren aus Eigennutz der Führer unternommen worden, welche ſich mit den erbeuteten Schätzen rechtzeitig flüchteten, und das Volk mußte mit ſeiner Habe und ſeinem Blute die Sünden der Führer ſühnen.

Es iſt verſtändlich, daß unter ſolchen Umſtänden der ſehnlichſte Wunſch der Bevölkerung auf den Frieden gerichtet ſein mußte. Jakub-Beg hat dieſem Wunſche nicht Rechnung getragen und ſchon dadurch mußte er allgemeine Unzufriedenheit erwecken. Hierzu kam noch, daß er die Herrſchaft nicht durch den Willen des Volkes erlangt hatte, ſondern als Uſurpator an der Spitze ſeines Heeres, nachdem er den Chan Buſurut beſeitigt. Die Eroberung des Landes hat er ohne Auswahl mit allen möglichen Mitteln vollführt, in offenem Kampfe hat er Jangi-Hiſſar, Jarkend, Chotan erobert, wobei er an letzten Orte eine Maſſe Einwohner hinſchlachtete; die Hakime von Chotan und Kaſchga hat er ermordet, die empörten Kipſchak hat er vernichtet, nachdem er ihnen auf den Koran freien Abzug zugeſchworen; Katta-Türa hat er vergiftet. So zeigt der Eroberungszug Jakub-Beg's viele ſchwarze Flecken, doch hätte ihm das Land dieſelben gern vergeben, hätte er der Bevölkerung den ſo ſehnlich erwünſchten Frieden gebracht, ihr Ruhe zur Erholung gegönnt und durch weiſe Verwaltung die Habe und den Erwerb ſeiner Unterthanen geſchützt. Dieſen Wunſch des

Digitized by Google

Landes aber konnte Jakub-Beg nicht befriedigen, da er seine Herrschaft weder nach außen noch nach innen für gesichert halten konnte. Dieselbe zu befestigen, darauf ging nun sein Streben. Im Innern glaubte er dies durch starke Garnisonen in den Städten zu erreichen; seine Grenzen wollte er nach außen durch weite Vorschiebung derselben sichern nach Gebieten, die nie zu Kaschgarien gehört hatten. Deshalb drang er weit in die Kaschgarien von Norden, Süden und Westen umschließenden Berge vor und legte an allen Pässen starke Befestigungen an; im Osten, wo die Gefahr anfangs von den Dunganen, dann, nach ihrer Unterwerfung, von den Chinesen drohte, eroberte er die dunganischen Städte Kuná-Turfan, Urumtschi und Manas und verschob somit seine Grenze weit nach Osten.

Die Ausführung dieser Pläne nahm seine volle Thätigkeit in Anspruch, da sie zu beständigen Kriegen führte und hierdurch die Ausbildung des Heeres zur ersten Nothwendigkeit wurde; es blieb dem Herrscher keine Muße zur Regelung der inneren Verhältnisse, und er wählte den Modus zur Verwaltung des Landes, der ihm die geringste Mühe verursachte, seinem Volke aber der schwierigste war; er vergab alle Bezirke in Arende und ließ die Gouverneure das Volk bis aufs Aeußerste aussaugen und damit jegliche Möglichkeit zu einer Besserung der Verhältnisse im Keime ersticken.

Die Folge war, daß keine Klasse der Bevölkerung dem Beg Sympathien entgegentrug, im Gegentheile alle mit seinem Regiment äußerst unzufrieden waren. Die ackerbautreibende Bevölkerung bedurfte des Friedens mehr als jede andere, sie murrte über die beständigen Kriege, über die gewaltsamen massenhaften Werbungen, die Mangel an Arbeitskraft hervorriefen, und über die Höhe der Abgaben, welche nicht $^1/_{10}$ der Ernte betrug, wie der Koran es vorschreibt, sondern die Hälfte derselben, oft sogar $^3/_4$; hierzu kam noch, daß nach Jakub-Beg's Befehl diese Abgabe nicht in natura, sondern in äquivalentem Geldwerthe erhoben wurde. Die willkürlich hohe Schätzung des Getreides von Seiten der Gouverneure, das massenhafte Angebot derselben auf den Märkten und das hieraus erfolgende Sinken des Preises machten diese Auflage unerschwinglich hoch und richteten den Wohlstand vollständig zu Grunde.

Nicht minder gewichtige Ursache zur Unzufriedenheit hatte der Handelsstand, der nicht die für eine gedeihliche Entwickelung des Handels nothwendige Freiheit genoß. Der Termin für die Abreise der Karawanen wurde von Jakub-Beg nach eigenem, willkürlichem Ermessen fixirt und in letzter Zeit den ausländischen Karawanen alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt um zu verhindern, daß sich denselben jüngere Leute als Bedienung anschlossen, welche diese Gelegenheit suchten aus der Heimath auszuwandern. Schließlich kamen noch die hohen Abgaben, welche von den Händlern gesetzlich erhoben, und die großen Geschenke, welche gefordert wurden, und die Berarmung der Konsumenten hinzu.

Endlich hatte Jakub-Beg es auch mit der Geistlichkeit verdorben durch schroffes Auftreten gegen dieselbe und durch Belastung ihrer Ländereien mit Abgaben, während sie früher frei von Abgaben waren. Dieser Schwäche seiner Stellung völlig bewußt, war er vom ersten Tage seiner Herrschaft bestrebt, eine Partei zu bilden, deren Interessen mit den seinigen zusammenfielen. Diese Partei sollten Ausländer bilden, Auswanderer aus Kokan, Taschkend und dann diejenigen Einwohner Kaschgariens, die das persönliche Wohlwollen des Babadiel genossen. An diese Personen wurden die einträglichsten Stellen des Landes vergeben. Seine Hauptstütze jedoch suchte Jakub-Beg in der Armee, der er eine ganz besonders bevorzugte Stellung einräumte und die er reich beschenkte. Anfangs genoß er denn auch in der That die ungetheilte Sympathie seiner Truppen; als jedoch in der Folge die Bevorzugung der Ausländer immer deutlicher hervortrat, als die gewaltsamen Werbungen immer größere Dimensionen annahmen, und als dann schließlich die ersten Niederlagen durch die Chinesen erfolgten, da war auch sein Heer von Unzufriedenen übersüllt, wie dies die in letzter Zeit so häufigen Desertionen aus der kaschgarischen Armee bewiesen. Hochgestellte und einflußreiche Beamte, auf deren Anhänglichkeit und Treue Jakub-Beg wohl Veranlassung hatte zu rechnen, flüchteten mit den reboutenten Schiffen: die Ratten verließen das sinkende Schiff. Jakub-Beg's Stern war im Sinken, als ein plötzlicher Tod ihn vor dem Falle schützte.

Zu einem solch traurigen Resultate hatte Jakub-Beg's fieberhafte Thätigkeit während 13 Jahren geführt, und doch ist es unzweifelhaft, daß dieser Mann Eigenschaften besaß, die ihn hoch über alle seine Landsleute stellten. Seine kriegerische Befähigung, sein persönlicher Muth, sein organisatorisches Talent, einfacher, anspruchsloser Lebenswandel, sein unbeugsam eiserner Wille hätten wohl zur Hoffnung berechtigen dürfen, daß unter der Regierung dieses von der Natur so reich ausgestatteten Mannes das Land sich entwickeln und von den früheren Leiden erholen würde. Die Umstände aber, unter welchen ein Herrscher Central-Asiens regiert, sind nun einmal derartige, daß selbst bei hervorragender Befähigung des Regenten die Gesammtheit der politischen, religiösen, ökonomischen und socialen Verhältnisse seine Herrschaft unsichere, seine Thätigkeit nicht anspringend machen und den von ihnen gestifteten Reichen Bestand von nicht langer Dauer gewähren.

Doughty's Forschungen im nördlichen Arabien.

Von Prof. **A. Sprenger** in Baabern bei Bern.

Herr Charles M. Doughty[1]) beehrte mich vorigen August mit folgendem Schreiben: „Ungefähr um diese Zeit voriges Jahr kehrte ich von einer langen Reise in Arabien zurück, wo ich Nabatin Salih, Chaibar, das Schammergebirg, die Wüste zwischen Chaibar und Kasim, Boraida Onaiza und die Wüste zwischen Kasim und der Landschaft von Mekka besucht hatte. Ich habe Ihr Buch „Die Alte Geographie Arabiens“ gelesen, und wenn Sie mit mir in Correspondenz treten wollen, wird es mich freuen, Ihnen meine Beobachtungen über die Geographie und Ethnographie des Landes mitzutheilen.“

Aus den späteren Briefen Doughty's geht hervor, daß seine Verdienste sowohl extensiv als intensiv viel größer sind, als man aus obigen Andeutungen schließen soll. Ehe er

[1]) Vergl. „Globus“ XXXVI, S. 94.

Digitized by Google

im Jahre 1876 in die arabischen Niederungen hinabstieg, durchforschte er die Regionen, welche die Araber das Hochland von Schâm (des Nordens) heißen, besuchte im Jahre 1874 östlich vom Todten Meere mehrere Stätten, bis zu welchen frühere Reisende nicht vorgedrungen waren, und machte manche neue Entdeckung. In seinen Reisen in Gegenden, welche in neuester Zeit von Touristen überlaufen werden, wie die Halbinsel Sinai, Wadi Lithm, Wadi Araba, Petra, Palästina, Palmyra, gab es nichts zu entdecken; aber die in denselben gesammelten Eindrücke dienten ihm dazu, das, was er in Arabien beobachtete, damit zu vergleichen; so bemerkt er z. B., daß eine Aehnlichkeit im Stil der Portale in al-Hidschr und in Petra wahrzunehmen sei; diese Touristenwanderungen waren also für ihn eine nützliche Vorbereitung für seine Forschungsreise.

Sein Aufenthalt in der arabischen Halbinsel dauerte zwei Jahre ohne Unterbrechung und seine Wanderungen dehnten sich über die ganze nördliche Hälfte derselben aus, von der syrischen Grenze bis Taif. Er ließ sich's angelegen sein, die Physiognomie dieses so merkwürdig gebauten Landes zu studiren und führte trotz des Argwohns der Bevölkerung die unentbehrlichsten Instrumente mit sich. So konnte er mir z. B. auf meine Frage, wie groß der Höhenunterschied sei zwischen dem Fuße und dem Sattel des Abhanges, der die Wasserscheide zwischen dem Tihâma und dem Nadschd bildet, antworten, sein Aneroid — ein Wiener Instrument — zeige auf der Paßhöhe 63,5 und zu Ain-az-Zaima am Fuße des Abhanges 68,82). Ain-az-Zaima liegt zwei Tagereisen östlich von Mekka, und etwas höher, aber nicht viel. Die Beduinen, bemerkt Doughty, rechnen beide Orte zum Tihâma. Auch über die sehr verwickelten hydrographischen Verhältnisse Nordarabiens hat er theils durch eigene Beobachtung, theils durch Nachfragen bei den Nomaden sehr befriedigende Aufklärungen gewonnen, und das Problem, wie das im Westen durch das Schefagebirge geschlossene Hochplateau zwischen der Südgrenze von Dschebâl und Madina drainirt werde, vollkommen gelöst. Dieses Problem hat den Kapitän Burton, wie man aus seinen letzten Werke „The Land of Midian" ersieht, viel beschäftigt und mir haben darüber Briefe gewechselt. Was er, Kapitän Burton, darüber sagt, wird durch Doughty nicht umgestoßen, aber vervollständigt und berichtigt.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Doughty den Alterthümern des von ihm besuchten Landes: Der Erfolg übertrifft die kühnsten Erwartungen. Er entdeckte über zweihundert Inschriften, wovon er die, welche er erreichen konnte, abklatschte, die übrigen kopirte. Die vorzüglichsten Fundorte sind:

1. Al-Hidschr; über ein Dutzend, einige davon mehrere Zeilen lang. Sie sind über den Eingängen in die in Fels gehauenen Grabkammern auf Tafeln eingegraben.

2. Mabrak alnâka, d. h. Ort, wo die Kameelstute des Propheten Salih niederkniete. Das ist der Name des Engpasses, welcher vom Hochlande in den Thalkessel, worin die Ruinen von al-Hidschr liegen, hinunterführt. Mehrere kleinere Inschriften. In einigen sind jüdische Namen in griechischen Charakteren eingegraben.

3. Verschiedene Wasserplätze im Gebiete von al-Hidschr und Taima. Mehrere kleinere Inschriften.

4. Taima. Das Alphabet dieser Inschriften ist eigenthümlich; einige scheinen phönicisch zu sein; in einer erkannte Sir H. Rawlinson äthiopische Charaktere.

5. Chaibar. Zwei kleine Inschriften; die einzigen, die er, obschon er daselbst den Winter 1877 bis 1878 zubrachte und die Gegend gründlich durchforschte, finden konnte.

6. Al-'Ula (man spricht el-Ela), ein Städtchen eine halbe Tagereise südlich von al-Hidschr. Himjarische Inschriften. Die meisten sind sauber in Stein gehauen und einige davon von bedeutender Länge.

7. Nähe von Taif. Eine himjarische Inschrift, auf die ihn der Scherif von Mekka aufmerksam gemacht hat. Vielleicht bezeichnet dieses Denkmal die Stätte des Marktes von Okaz oder des Heiligthums von Dhjabla.

Alle diese Orte, mit Ausnahme von Nro. 3 und 5, liegen an der alten Karawanenstraße. Die Sprache der Inschriften wird uns hoffentlich belehren, in welchen Stapelplätzen die Kultur sabäischen, in welchen sie äthiopischen und in welchen sie minäischen war.

Die interessantesten Baudenkmale des nördlichen Arabien sind die von al-Hidschr, dem Egra des Plinius und Ptolemäus, und den Madain Salih, d. h. den Städten des Propheten Salih der Pilger. Sie liegen halbwegs zwischen Madina und Petra, an der alten Straße der Weihrauchkarawanen — gerade wo sich die Palmyra- von der Petra-Straße abzweigt — und haben schon früh die Aufmerksamkeit der Nachbaren auf sich gezogen. Mohammed, der sie gesehen hatte, sagt im Koran: „Die Bewohner von al-Hidschr haben die Boten Gottes des Betruges geziehen. Sie hatten sich Wohnungen in den Fels gehauen und erfreuten sich darin vollständiger Sicherheit. Es erreichte sie aber dennoch das Strafgericht, und frühstos erwiesen sich ihre Vorkehrungen." Durch diesen Koranspruch wurde al-Hidschr in den Augen der Rechtgläubigen zur Trogloditenstadt, und selbst aufgeklärte Männer trauten dem Koran mehr als ihren Augen. Wir Europäer konnten nichts anderes thun als die Irrthümer der Moslime nachzuzählen; denn vor Doughty ist es keinem Reisenden gelungen, die Wunderstätte zu erreichen. Burckhardt wollte von den heiligen Orten über al-Hidschr nach Syrien zurückkehren, wurde aber vom Fieber befallen und mußte den Seeweg einschlagen. Kapitän Burton gedachte in seinen beiden Expeditionen nach Midian al-Hidschr in den Kreis seine Forschungen zu ziehen, aber beide Mal stellten sich ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen. Schade! denn hätte er seinen Plan bei seiner ersten Expedition ausgeführt, so wäre ihm die große Entdeckung bereitet gewesen, dort einen Landsmann, den Herrn Doughty, zu treffen.

Doughty begleitete bis al-Hidschr die syrische Pilgerkarawane und verweilte daselbst den Winter 1876 bis 1877, dann einen Monat im Frühling und einen im Herbst 1877, im Ganzen zehn Monate. Einen Theil dieser Zeit wanderte er mit dem Nomadenstamme, welchem al-Hidschr gehört, in der Wüste herum. „Das Volk dieser Gegend, in welcher ich in Lebensgefahr herumwanderte, schwebt mir lebhafter vor, als das des Dorfes, in dem ich geboren bin. Die Gefahr — schreibt er ferner — drohte von Raubexpeditionen, deren Weg durch al-Hidschr führt, und deswegen erlaubten es mir meine Begleiter nicht allein herumzuspazieren." Er fand etwa einhundert in den weichen Sandstein gegrabene Höhlen, die aber nicht zu Wohnungen für die Lebenden, sondern für die Todten bestimmt waren. Davon war selbst der Offizier der Pilgerkarawane überzeugt, obschon er den Unglauben seines europäischen Begleiters in die Verscherungen des Korans mißbilligte. Die Begräbnißkammern der Reichen sind tief in den Fels gehauen, geräumig und prachtvoll, die der ärmeren Familien ziemlich oberflächlich. Einige sind unvollendet, andere haben stark gelitten, namentlich sind hier und da große Löcher in den dünnen Bodenwänden, die aus Fels bestehen. Der Boden ist mit Flugsand bedeckt; wo er unbedeckt ist, erblickt man Gräber voll von Gebeinen. Der Sand ist mit Fetzen von Leichentüchern gemischt von verschiedener Textur: einige sind grob, andere fein. Herr Doughty schickte mir in einem

[2]) Daraus ergiebt sich eine Höhendifferenz von 704 m.

Digitized by Google

Briefe drei Muster. Außerdem findet man Fragmente von dickem, ausgetrocknetem Leder, welches roth gewesen zu sein scheint und mit einer pechartigen Substanz beschmiert ist. Beduinenfrauen sanden eine Substanz, die sie für Weihrauch hielten und in al-Ola und Madina verkauften. „Wir warfen," sagt Doughty, „einiges von dieser Substanz ins Feuer und fanden, daß der faule Geruch dem des Weihrauch ähnlich sei." Es scheint, daß die Leichen in Leinwand von verschiedener Feinheit eingewickelt wurden, und damit wohlriechende Harze, und dann in Leder eingenäht und mit einer Art Pech oder Theer überkleidet wurden. Doughty fand eine Aehnlichkeit mit den Gräbern in Jerusalem; von denen in Palmyra unterscheiden sie sich insofern, als letztere gebaut sind. Die Palmyrener fanden keine Felsen, in welche sie die Grabkammern hätten einhauen können, und so erstellten sie künstliche Grotten. Auch in al-Hidschr sind Nischen oder Seitengräber in den Todtenkammern, welche für Verwandte bestimmt gewesen sein mögen. Im Berge Kasiûn kann man dieselbe Wahrnehmung machen, so kenne ich z. B. nicht weit von Damascus ein Grab, wo dicht an einem in Fels gehauenen Sarkophag eine kleinere, etwa zwei Fuß lange Grube ist, die, wie es scheint, ein Kind aufzunehmen bestimmt war. Merkwürdig ist, daß die arabische Sprache ein eigenes Wort, nämlich lahd, für ein solches Seitengrab besitzt. Der Schönheitssinn der Erbauer der Grabkammern von al-Hidschr fand nur in den Portalen der großartigen unter den Todtenkammern Ausdruck. Sie sind alle nach einer Schablone gemacht, die man in Petra wieder findet, doch giebt es in Petra noch andere Baustile. Beistehende Zeichnung, die

mir Herr Doughty schickte, giebt eine Idee vom Stil der Hidschriner. In vielen Portalen ist über der Tafel, auf der die Inschrift eingegraben ist, ein Vogel mit halb erhobenen Flügeln angebracht. Die Araber sagen, es sei ein Falke, Doughty denkt, es könne eine Eule sein. Vielleicht hängt dieser Vogel mit dem Glauben der heidnischen Araber zusammen, daß die Seelen der Frommen in grüne Vögel übergehen und fortleben. Welcher Gattung diese grünen Vögel angehören, haben die Ornithologen nicht bestimmt; aber in der Lokmanlegende ist es der Adler (nasr), der das höchste Alter erreicht, und sich als Symbol der Fortdauer empfiehlt.

Die Stadt der Lebenden bestand aus einer Gruppe von vier oder fünf Dörfern; der Boden, wo sie standen, ist voll von Glas- und Töpferscherben, und man findet auch kleine Kupfermünzen (farthings). Von einigen Häusern lassen sich noch die Grundmauern verfolgen; sie waren aus gehauenem Stein, und Doughty fand auch zwei kleine Steinbrüche, welche das Material lieferten; der Hochbau scheint wie in anderen Dörfern der Wüste Pisé gewesen zu sein. Die Türken haben die gehauenen Steine zum Bau eines kleinen Forts zum Schutz der Pilgerkarawanen verwendet; und sie werden wohl schon ehedem manche Wanderung durchgemacht haben seit der Zeit, wo sie den Steinbruch verlassen haben; denn al-Hidschr war in muslimischer Zeit — im zehnten Jahrhundert — noch ein kleines schmuck bewohntes Städtchen, und die Orientalen finden es bequemer, alte Steine zum Bauen zu verwenden als neue aus Steinbrüchen zu gewinnen. Mokkadasi sagt: „Al-Hidschr ist klein, befestigt, und hat viele Brunnen und Felder. In der Nähe steht die Salihmoschee auf einer terrassenähnlichen Anhöhe, die aus dem Felsen herausgehauen worden ist." Al-Hidschr liegt in einem Thalkessel, der im Norden durch den steilen Abhang eines Hochlandes geschlossen wird. Durch diesen Abhang führen drei Pässe. Den wichtigsten heißen die Beduinen Marham, die Pilger Nabrat alnaka; durch denselben führt die syrische Karawanenstraße, durch den mittlern die Taima-to-Palmyrastraße, und durch den östlichen steigen die Beduinen in das Hochland hinauf. Ibn Haukal (S. 27) beschreibt die Felsen, in welchen die Grabkammern ausgehauen sind: „Man heißt sie Athaib (Plur. von Ethfil). Dem Anschein nach (d. h. von der Pilgerstraße aus gesehen) bilden sie ein zusammenhängendes Gebirge; befindet man sich aber zwischen denselben, so entdeckt man, daß jeder Hügel isolirt ist und man darum herumgehen kann. In einiger Entfernung sind Berge und Sand (er meint die Abhänge des Hochlandes). Man kann die Berge nur mit großer Schwierigkeit ersteigen." Südlich von al-Hidschr dehnt sich eine vulkanische Region, die Harra Uwainid, aus. Die nach Madina führende Straße tritt in die Landschaft ein, die man Wadi alkora nannte, und in welcher eine halbe Tagereise von al-Hidschr das Städtchen al-Ola (el Ela) liegt. Zur Zeit Mokkadasi's war Kork die Hauptstadt von Wadi alkora. Er sagt davon: „Gegenwärtig giebt es außer Mekka keine Stadt in Hidschaz, die schöner, blühender, bevölkerter, lebhafter im Handel, reicher und besser mit allen Bedürfnissen versehen wäre als Kork. Es wird von einer starken Festungsmauer umgeben, an deren Winkel ein Fort steht. Ringsum sind Felder und Dattelhaine. Die Datteln sind billig, das Brod schön, und Wasser ist im Ueberfluß. Um die Stadt fließt ein Graben herum, und sie hat drei mit Eisenplatten überzogene Thore. Kork ist eine syrische, ägyptische, babylonische, hidschrische Stadt, aber das Wasser ist schwer, die Datteln mittelmäßig, die Bäder außerhalb der Stadt und die Einwohnerschaft besteht meist aus Juden." Wir ersehen aus dieser Beschreibung, daß es der Gegend, in welcher al-Hidschr stand, nicht an natürlichen Ressourcen fehlt; die Ursache, warum man gerade den Thalkessel als dessen Lage wählte, dürfte nicht die Fruchtbarkeit des Bodens dieses Kessels sein, die, wie Doughty schreibt, recht bedeutend ist, sondern vielmehr, daß die von Syrien nach Südarabien führende Straße, wegen der Schluchten und Pässe nirgends so gefährdet war als gerade bei al-Hidschr. Hier war also eine Kolonie der handeltreibenden Stämme nothwendig, um die Karawanen gegen die wilden Nomaden zu schützen. Zur Zeit Mohammed's war Wadi alkora und wahrscheinlich auch al-Hidschr in den Händen der Juden. Wer früher daselbst das Regiment führte, werden wir hoffentlich aus den von Doughty entdeckten Inschriften lernen; und das ist es, was seinen Entdeckungen so großen Werth verleiht.

Digitized by Google

Der Widerstreit der spanischen Creolen und der Mayas in Yucatan.

Von **Carl Lamp.**

Ueber die Zustände in Yucatan hat kürzlich in den Petermann'schen Mittheilungen (XXV, S. 201) Dr. Boeckel einen interessanten Aufsatz veröffentlicht. Der russische Forscher stieg in Progreso, dem Hafen von Mérida, ans Land und reiste über Mérida und Uxmal nach Campeche, wo er sich wiederum einschiffte. Die Gelegenheit, die er somit hatte, Land und Leute kennen zu lernen, hat er vortrefflich zu benutzen gewußt.

Es ist mir nicht, gleich Dr. Boeckel, vergönnt gewesen, das Innere der Halbinsel kennen zu lernen; ich habe sie nur an einer Stelle, in Progreso, betreten. Aus eigener Anschauung kann ich also nicht viel beibringen. Dagegen bin ich in der Lage, aus zahlreichen Notizen mexicanischer Zeitungen, die ich eifrig las, und aus Mittheilungen einiger Yucatecos spanischer Herkunft, die ich in Mexico und auf der Seereise kennen lernte, eine übersichtliche Darstellung der Lage Yucatans zu geben, namentlich mit Bezug auf das Verhältniß der spanischen Creolen zu den indianischen Mayas.

Man weiß, daß die indianischen Arbeiter der Landgüter des spanischen Amerika nicht rechtlich, wohl aber thatsächlich Leibeigene sind. Sie gerathen in diesen Zustand, indem sie von dem Grundherrn in Krankheitsfällen oder aus Leichtsinn, nun einmal nach Herzenslust ihrer Trunksucht fröhnen zu können, Vorschüsse erbitten, die sie dann mit dem äußerst geringen Arbeitslohne nicht abtragen können.

Auch in Yucatan findet sich dieser Zustand thatsächlicher Knechtschaft der Eingeborenen; er hat hier neben der oben erwähnten noch eine andere, in der Natur des Landes liegende Ursache, die von Boeckel sehr klar erörtert wird.

Nämlich die dürre Halbinsel hat auf ihrem Kalkboden nur spärliche Brunnen (cenotes) und keinen Fluß. An die Brunnen sind, da der Regenzeit eine lange trockene Zeit folgt, die Wohnsitze der Menschen gebunden. Nicht sowohl die Ländereien als die Brunnen, welche jene allein bewohnbar und für gewisse sonst ausgeschlossene Pflanzen — wie Zuckerrohr — durch künstliche Bewässerung ertragsfähig machen, sind von Werth. Sie sind Eigenthum der großen Familien spanischer Herkunft. Diesen müssen die Eingeborenen für die Benutzung des Wassers Arbeit leisten. Sie kultiviren eine Agavenart, deren starke Fasern, henequen genannt, in Nordamerika einen guten Markt finden. Der Ertrag aus dem Henequen kommt den Spaniern, welche mit ihm Industrie- und Luxusartikel einkaufen, nicht den eingeborenen Arbeitern zu Gute. Diese letzteren müssen ihre Bedürfnisse mit dem Mais, den Früchten, der Baumwolle decken, die sie für eigene Rechnung anbauen. Sie erhalten also die spanischen Familien, ohne eine Gegenleistung zu bekommen; denn die Spanier wohnen nicht einmal auf ihren Haciendas, sondern verzehren die Renten aus denselben in Mérida oder in Campeche. Man begreift, daß das Gefühl, mit dem die Eingeborenen auf ihre weißen Herren sehen, niemals das der Anhänglichkeit sein kann.

Um den sozialen Gegensatz zu verschärfen, kommt der eigenthümlich verschiedene Charakter der beiden Racen hinzu. Die Mayas sind so starrsinnig, wie nur irgend ein anderer indianischer Stamm. Sie wehrten sich auf das Tapferste, ganz anders als die schwächlichen Bewohner der westindischen Inseln, gegen die spanischen Eroberer und gaben ihren trotzigen Sinn auch nach der Eroberung keineswegs auf. So z. B. haben sie immer zähe an ihrer Sprache festgehalten. Sie wollen nicht Spanisch lernen und sich selbst dann, wenn sie dieser Sprache mächtig sind, ihrer nicht bedienen. Wenn die Spanier einmal ihre Haciendas aufsuchen, so sehen sie sich gezwungen, in der Mayasprache mit den Eingeborenen zu verkehren. Sogar unmittelbar an der Küste wird das Maya gesprochen. Es fiel mir auf, daß die mestizischen Bootsleute in Progreso dieser Sprache mächtig waren. Körperlich sind die Mayas untersetzte derbe Leute; doch haben sie zierliche Hände und Füße, namentlich die Frauen.

Die Nachkommen der Spanier sind ganz anders geartet. Sie haben viel von der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren verloren. In den Creolen ist die männliche „Ganzheit" (entereza) der Altspanier häufig in vorschtige oder auch verschlagene Feinheit, die kräftige etwas phantastische spanische Intelligenz in Subtilität umgeschlagen. Kann man dies von allen Creolen sagen, so gilt es von den yucatekischen ganz besonders. Die Yucateken stehen bei den Mexicanern im Rufe, gute Köpfe zu sein, wie denn der bedeutendste mexicanische Dichter, Guillermo Printo, aus Yucatan stammt, aber zugleich gelten sie als Leute, welche, des Nutzbringens ermangelnd, ihn durch ränkesüchtiges Wesen zu ersetzen suchen. Sie haben, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, „es stark hinter den Ohren". Ihr Typus ist nicht der des Mexicaners spanischer Herkunft, sondern eher dem der Cubaner ähnlich; es sind schmächtige, schlanke Körper.

So verschiedene Interessen haben die beiden Racen und so verschieden geartet sind sie! Wie sollten sie einmüthig neben einander wohnen oder vielmehr, wie sollte sich die eine in das Schicksal ergeben, von der andern weit weniger zahlreichen ausgebeutet zu werden? Der Haß zwischen ihnen hat nie geruht und ist häufig zu offenem Ausbruch gekommen. Im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhoben sich die Mayas in Citteil. Damals, in der Zeit, als die Altspanier noch herrschten, wurden sie wieder unterdrückt. Das ist den Mexicanern mit der Empörung, welche 1847 im Osten ausbrach, nicht gelungen. Der ganze östliche Theil der Halbinsel von Belize bis Cap Catoche erhält sich unabhängig. Das nicht allein! Die Mayas gehen angreifend vor, die Mexicaner verhalten sich defensiv. Nicht die Mexicaner suchen der Unabhängigen wieder Herr zu werden, vielmehr machen diese jene in dem bis jetzt behaupteten Gebiete zittern. Die Mayas bedrohen ihre Streifzüge bis Tekax aus. Zwischen den beiden feindlichen Territorien erstreckt sich ein weites unbewohntes Gebiet. Nahe der Grenze besetzen, auf der mexicanischen Seite, würde sich Niemand unbewaffnet auch nur wenige hundert Schritt aus den besetzten, mit Kanonen versehenen Ortschaften und Landgütern herauswagen. Wenn die Mayas einen Mann ergreifen, so tödten sie ihn, die Weiber führen sie in die Gefangenschaft. So verhaßt auch sonst den Mexicanern der Waffendienst ist, hier an der Grenze hat die Nothwendigkeit sie gezwungen, sich militärisch in einer Art Nationalgarde zu organisiren.

Kein Weißer spanischer Herkunft, kein Weißer überhaupt, wenn er von Westen kommt, darf in das Gebiet der östli-

Digitized by Google

chen Mayas einzudringen wagen; ein sicherer, vielleicht ein grausamer Tod wäre sein Loos. Dagegen zwischen den freien und den noch unterworfenen Mayas herrscht durchaus Sympathie. Einzelne freie Mayas kommen bis zur Golfküste. Da sie sich in ihrem Aeußern durchaus nicht von den Unterjochten unterscheiden, so werden sie von den Spaniern nicht erkannt, wohl aber von ihren geknechteten Brüdern, doch nicht verrathen. Wer auf den Landgütern des mexicanischen Theiles unzufrieden ist und sich Mannes genug fühlt, nicht schweigend zu dulden, der flüchtet sich in das Gebiet der Unabhängigen. Auch Mexikanern finden dort Zuflucht. Solche Flüchtlinge sind dann die erbittertsten Feinde, weil sie das Gefühl der erlittenen Beeinträchtigungen noch frisch in sich tragen.

Der Hauptplatz der unabhängigen Mayas ist Chan Santa Cruz nahe der Bai de la Ascension. Der Ort ist wohl befestigt und mit zahlreichen Geschützen bewehrt. Geschütz und vorzügliche Handfeuerwaffen, welche die Indianer sehr gut zu handhaben wissen, werden von den Engländern des nahen Belize gegen Farbehölzer eingehandelt, die an jener Küste, dem fruchtbarsten Theile Yucatans, wie die Mexicaner sagen, in großer Menge wachsen. Vielleicht hat zuerst der Verkehr mit den Engländern in den Mayas den Plan angeregt, sich gegen die Spanier zu erheben, jedenfalls hat er ihnen ermöglicht, es mit Erfolg zu thun und bestärkt sie jetzt in ihrem Trotz.

Es ist übrigens merkwürdig, wie die beiden großen Nationen um die Handelsherrschaft, die Engländer und die Americaner, sich in Yucatan gegenüber stehen. Die Engländer siedern von Belize aus die Mayas, von denen sie Vortheil ziehen; den Americanern muß dagegen daran liegen, daß in dem westlichen Yucatan, dessen Ausfuhr und Einfuhr sie fast allein in der Hand haben, der alte Zustand, d. h. die Herrschaft der Creolen, erhalten bleibe.

Sich des verlorenen Gebietes wieder zu bemächtigen, das haben die Creolen aufgegeben. Sie würden nicht einmal die ihnen jetzt noch dienstbaren westlichen Mayas in Gehorsam halten können, wenn sie nicht von der Regierung und von Privatleuten Mexicos mancherlei Hülfsleistungen erhielten.

Bis zum Aufstande 1847 stand Yucatan keineswegs fest zu Mexico. Während der spanischen Herrschaft wurde es von einem eigenen Generalkapitän unter der Oberaufsicht des Vicekönigs von Mexico verwaltet. Nach der Revolution schloß es sich an die mexicanische Republik an, doch hing es nur lose mit ihr zusammen. Es riß sich einmal ganz von Mexico los, als dieses von Santana verwaltet wurde.

Yucatan hat mit Mexico nichts gemein. Geographisch gehört die flache Halbinsel in seiner Weise zu dem Tafelande von Anahuac. Sie ist von diesem durch den Golf und da, wo die Grenzen sich vereinigen, durch weite Einöde getrennt. Die Völkerschaften der beiden Länder sind wenig mit einander in Berührung gekommen. Die Kultur der Mayas hat sich unabhängig von der der Azteken entwickelt. Sie standen zur Zeit der Ankunft der Spanier nicht mit den Mexicanern, wohl aber mit den Westindischen Inseln in Verkehr. In den Berichten der Entdecker (s. Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen) findet Erwähnung, daß die Spanier einst yucatekische Kauffahrer an der Südküste von Cuba antrafen. Daher hat Yucatan manche Ausdrücke, die man in Mexico nicht hört, mit den Inseln gemein. Z. B. bezeichnete man sowohl auf den Inseln als auf der Halbinsel mit dem Ausdruck „henequen“ die Fasern der Agaven, die in Mexico ixtle genannt werden.

Yucatan hat also eigentlich mit Mexico nichts zu thun. Mehr als ein Yucateko hat mir gesagt: „Könnten wir uns nur allein gegen die Mayas halten, so würden wir uns wenig um Mexico kümmern.“

Sie können sich aber eben nicht allein halten, darum halten sie an Mexico fest. Viele Yucateken wohnen jetzt in Mexico. Während Yucatan sonst seinen eigenen Weg ging und, unabhängig von dem Resultate der mexicanischen Revolutionen, seine eigenen, durch die Großen hervorgerufenen kleinen Bewegungen hatte, macht es jetzt alle Wechsel, die in Mexico stattfahren, mit. Fällt die Centralregierung in Mexico, so fallen auch die kleinen Regierungen in Mérida und in Campeche. Die neuen Machthaber beeilen sich dann, der Regierung in Mexico ihre Ergebenheit zu zeigen. Kurz nach dem Siege Don Porfirio's langten einmal yucatekische für das Nationalmuseum in Mexico bestimmte Alterthümer an. Sie waren ein Geschenk, das der neue Gouverneur von Yucatan ohne jede Ermächtigung, wie man sagte, machte. Solche Geschenke an Mexico zu machen, daran hätte man sonst in Yucatan nicht gedacht.

Jetzt aber, da man Hülfe nöthig hat, bewirbt man sich eifrig um Mexicos Gunst. So ohnmächtig die Regierung dieses Landes auch sein mag, so ist sie doch stark genug, um ein großes Gewicht in die Wagschale eines Kampfes zu legen, der sich in so kleinen Verhältnissen bewegt, wie der Krieg in Yucatan. Als es im vorigen Jahre hieß, daß die Mayas, ermuthigt durch eine Sieg verheißende Prophezeiung, einen großen Schlag gegen den Westen vorbereiteten, da schickte die mexicanische Regierung Geschütz, 5000 Handfeuerwaffen und sogar einiges Geld nach Yucatan; an der Grenze gegen die östlichen Mayas bildete sie Militärkolonien. In Tabasco und in Veracruz ward Geld gesammelt, das zur Auslösung gefangener weißer Frauen aus den Händen der Mayas — durch die Vermittelung von Kaufleuten in Belize — dienen sollte.

In welcher Weise die unabhängigen Mayas leben, ist schwer in Erfahrung zu bringen. Wilde sind sie auf keinen Fall. Ihre Boreltern waren es nicht und das nomadische Leben des Jägers und Fischers jetzt einen Reichthum an Wasser und Wild voraus, der sich in Yucatan durchaus nicht findet. Um leben zu können, müssen sie den Boden bestellen. Es verlautet, daß sie Mais und Gemüse pflanzen und für Rechnung der Engländer Farbehölzer fällen.

So viel ist also sicher: die Mayas sind seit angesessen. Was man sonst von ihnen aus dem Munde spanischer Creolen erfährt, klingt so abenteuerlich und ist so sehr von Haß eingegeben, daß man dem keinen Glauben schenken darf. Die spanischen Creolen sprechen von den Mayas als von Barbaren, die ihre Gefangenen grausam zu Tode marterten und im Stande wären, gleich Kannibalen ihre Opfer zu verzehren. Doch geben sie zu, daß man in Chan Santa Cruz auch für sanftere Regungen Gefühl habe. Man halte dort eine Musikbande von vierzig Köpfen und schenke jedem Spanier, der musikalisch sei, das Leben. Ein Wirth im Progreso, ein eingewanderter Altspanier, sagte mir: „Man nennt die Indianer Barbaren, aber in Wirklichkeit halten sie viel bessere Ordnung unter sich, als die weißen Politiker es unter uns thun.“ Nach den Erfahrungen, die ich in Mexico gemacht habe, bin ich geneigt, dies zu glauben.

Wahrscheinlicherweise sind die Mayas ganz zu ihren alten Sitten zurückgekehrt. Doch scheinen sie den katholischen Kultus, wenigstens zum Theil, beibehalten zu haben. Man spricht davon, daß sie religiöse Feste in Chan Santa Cruz feiern, bei denen das Symbol des Kreuzes eine Rolle spielt. Ferner erzählt man, daß ihr Oberhaupt Monarch und zugleich Priester sei. Eine solche theokratische Regierungsform würde hier ganz an ihrem Platze sein, denn die

Digitized by Google

Spanier fanden, wie bekannt, die Mayas unter der Herrschaft von Priestern und Adeligen.

Die Mayas sollen sehr abergläubisch sein. Das zeigte sich 1847 an einem eklatanten Beispiel. Damals waren ihrer 10 000 bis auf sechs Leguas von Merida vorgedrungen. Die Stadt schien ihrem Anprall erliegen zu müssen. Die Städter selbst hatten ihre Sache fast schon aufgegeben; nachdem sie ihre Familien in spanisch-kubanische und in mexicanische Schiffe, welche so viele Tausende kaum zu fassen vermochten, obwohl sie zahlreich für diesen Zweck herbeigekommen waren, geflüchtet hatten, erwarteten sie wohlbewaffnet, durch Befestigungen geschützt, dennoch zagend, die Horden der Eingeborenen. Da kehrten diese plötzlich, anscheinend ohne Grund, um. Man behauptet, sie hätten sich durch eine Prophezeiung leiten lassen, welche ihnen geboten hätte, innezuhalten, weil ihnen der vollständige Sieg über die Spanier noch nicht beschieden sei. Wie groß die Anzahl der unabhängigen Mayas sein mag, darüber fehlt jede irgend zuverlässige Nachricht; ganz geringfügig kann sie wohl nicht sein, denn wie könnten sie sonst den Spaniern solchen Schrecken einflößen?

Ich denke, ein Forscher, der es wagte, die Chan Santa Cruz vorzudringen, würde dort ein höchst interessantes Feld für ethnologische Studien finden. Seinen Weg würde er über Belize nehmen müssen. Die Reise würde kaum sehr theuer zu stehen kommen, denn der Reisende würde seinen Zweck am besten erreichen, wenn er allein, nur etwa von einem Farbigen aus Belize begleitet, ginge. So könnte er den Ausflug billig ausführen: freilich, das Leben könnte er ihm kosten.

Nekrologe.

— Im Mai vorigen Jahres starb zu Cadix der spanische Marokko-Reisende Joachim Gatell, dessen Reisen durch Veröffentlichungen im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft zuerst bekannt wurden. Eine vollständige Ausgabe derselben läßt jetzt die Geographische Gesellschaft zu Madrid erscheinen. Gatell bereiste fast den ganzen Westen des Landes, vornehmlich aber das Gebiet zwischen Mogador, Marokko und Tarudant, und südlich davon den Sus, Wed Nun und Tekna; seine Angaben und Itinerarien sollen namentlich für letztere Landschaften die einzigen zuverlässigen sein. Im Begriff, zu einer neuen Forschungsreise durch Marokko Spanien zu verlassen, starb er.

— Im Sommer 1879 ist in Tschelaabad Subadar Heider Schah, in der Geographie als „Havildar" bekannt, der Cholera erlegen. Er war einer jener indischen Eingeborenen, welche besonders von dem verstorbenen Obersten Montgomerie zu Aufnahmen in Tibet und Turkestan verwendet wurden, ze speciell im Himalaja und Hindukusch, in Afghanistan und Bucharа. So sind namentlich seine Reise 1872 von Kabul nach Bucharа und die von 1873 über Kabul nach Badachschan und Darwaz am obern Oxus bemerkenswerth durch welche unsere Karten und unsere Kenntniß jener Länder wesentliche Verbesserungen und Bereicherungen erfahren haben.

— Major Herbert Wood, geboren 17. Juli 1837, gestorben 8. Oktober 1879 in Chingleput (Madras). Er empfing eine militärische Erziehung, trat 1855 in das englisch-indische Heer, zeichnete sich bei der Bekämpfung des Sipoy-Aufstandes aus und diente dann bis an seinen Tod in dem Departement für öffentliche Bauten. Von Januar bis Juni 1868 ward er als Feldingenieur im abessinischen Kriege verwendet und hatte die Anlagen in Zulla unter sich. In der geographischen Welt wurde er dadurch bekannt, daß er 1874 vom Großfürsten Konstantin die Erlaubniß erhielt, die russische Expedition nach dem untern Amu-Darja zu begleiten. Seine Studien über die physische Geographie, speciell die verwickelte Hydrographie des Oxus und Jaxartes, legte er in den „Notes on the Lower Amu-darya, Syr-darya, and Lake Aral, in 1876" (Journ. of the R. Geogr. Soc. 1875) und in dem Buche „The Shores of Lake Aral" nieder.

— Bernhard von Cotta, der hervorragende Geognost, geboren 24. Oktober 1808 zu Klein-Zillbach bei Bautzen, gestorben 14. September 1879 zu Freiberg i. S. Er studirte 1827 bis 1831 in Freiberg die Bergbauwissenschaften und ward 1841 daselbst zum Professor der Geognosie und Berksteinerungslehre ernannt, welche Stelle er bis 1874 bekleidete. Von seinen zahlreichen Arbeiten nennen wir hier: seine Mitarbeit (1833 bis 1842) an der „Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen"; die Geognostische Karte von Thüringen in vier Sektionen (1843 bis 1848); „Geologische Briefe aus den Alpen" (1850); „Die Erzlagerstätten Europas" (1861); „Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens" (1862); „Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien" (1864); „Ueber den innern Bau der Gebirge" (1851); „Geologische Bilder" (1852); „Die Geologie der Gegenwart" (1866); „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen" (1854); „Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten, als Resultat einer Reise im Auftrag des Kaisers von Rußland" (1871).

— Anton von Schiefner, geboren 18. Juli 1817 zu Reval, gestorben 10. November 1879 in St. Petersburg. Er studirte 1836 bis 1840 in letzterer Stadt die Rechte, darauf 1840 bis 1842 in Berlin Philologie, wirkte längere Zeit als Professor der alten Sprachen an einem Petersburger Gymnasium, ward 1852 Mitglied, 1863 auch Bibliothekar der dortigen Akademie und galt als der beste Kenner der mongolischen, turk-tatarischen und ural-finnischen, besonders aber der tibetischen und kaukasischen Sprachen und des Buddhismus. Mit seltener Ausdauer hat er namentlich die Arbeiten zweier Gelehrten, des Finnen Alexander Castrén und des kaukasischen Sprachforschers Baron von Uslar, nutzbar gemacht und veröffentlicht. Die des ersteren hat er fast nur aus beiden nachgelassenen Papieren herausgegeben. Castrén hatte in den Jahren 1838 bis 1849 unter den größten Entbehrungen die unwirthlichen Gegenden Norwegens, Lapplands und Sibiriens bereist, in denen die Völker finnischen Stammes hausen, und starb, mit in Folge dieser Anstrengungen, 39 Jahre alt im Jahre 1852. Seine „Reiseerinnerungen" und „Reiseberichte" gab Schiefner 1853 und 1856 heraus, ferner seine Grammatiken und Wörterverzeichnisse des Samojedischen, Tungusischen, Burntischen, Koibalischen, Karagassischen, Ostjakischen und Kottischen, seine ethnologischen Vorlesungen über die altaischen Völker und die über finnische Mythologie. Zu Anschluß hieran verfaßte Schiefner auch eine kritische Ueberlesung des finnischen Epos „Kalewala" und eine solche der „Heldenlagen der minussischen Tataren". Was Schiefner für die Arbeiten des Generals von Uslar über die Sprachen der Abchasen, Tschetschenzen, Kaikumüken, Awaren und Kürinen geleistet, ist des Näheren dargelegt in dem Aufsatze „Peter von Uslar und die kaukasischen Forschungen" „Globus" XXVIII, St. 10s bis 110.

— Am 16. December 1879 starb zu Göttingen Prof. Johann Eduard Wappäus, ordentlicher Professor für Geographie und Statistik und langjähriger Redakteur der „Göttinger Gelehrten Anzeigen". Geboren 17. Mai 1812 zu Hamburg als Sohn eines dortigen Arztes, widmete er sich

Digitized by Google

zuerst 1839/31 der Landwirthschaft auf der Akademie zu Möglin, bis ihn ein Brustleiden, das ihm Zeit seines Lebens zu schaffen machte und dem er schließlich erlag, zum Aufgeben dieses Berufes zwang. Er studirte um 1831 bis 1833 in Berlin Staats- und Volkswirthschaft, hörte dort Carl Ritter, setzte seine Studien in Göttingen und Bonn fort und unternahm zu seiner Kräftigung eine Reise nach den Azoren und Brasilien. Ueber den Zeitpunkt, in welchem dieselbe stattfand, gehen die Angaben aus einander; nach den einen fällt sie in die Jahre 1833 bis 1834. Wappäus habilitirte sich dann 1840 als Privatdocent in Göttingen, wurde 1845 außerordentlicher und 1855 ordentlicher Professor. In Folge seiner Reise, auf welcher er Spanisch und Portugiesisch gründlich erlernte, blieb er mit Südamerika in innerendem Verkehr, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit vorzüglich der amerikanischen Geographie und Entdeckungsgeschichte gewidmet war. Von seinen literarischen Arbeiten sind besonders zu nennen seine Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer (Göttingen, 1842); Darstellung der geographischen und statistischen Verhältnisse der Republik Südamerikas 1843; Deutsche Colonisation und Auswanderung, Leipzig 1846 und 1848; Beiträge zur Kunde Südamerikas 1848; Gedanken über nationale Handelspolitik 1851; Ueber die statistische Bedeutung der mittlern Lebensdauer 1860; Allgemeine Bevölkerungsstatistik, Bd. I und II, 1859 und 1861; wohl am bekanntesten aber ist seine Mitarbeit an dem Handbuch der Geographie und Statistik von Stein und Hörschelmann, für welches er die auf Amerika und Brasilien bezüglichen Theile (1855 ff. und 1871) der neuen Bearbeitung geliefert hat. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn biographische Studien, erstlich eine Lebensbeschreibung des Göttinger Historikers und Statistikers H. Ackenwall, welche unvollendet geblieben ist, sodann die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Carl Ritter und dem Mineralogen Hausmann.

— William Hepworth Dixon, geboren 30. Juni 1821 zu Newton Heath, gestorben 27. December 1879. Obwohl nicht eigentlich Geograph, hat er doch durch seine großen Reisen und die namentlich ethnographisch werthvollen Beschreibungen derselben, auch durch seine Thätigkeit für den „Palestine Exploration Fund" sich um die Länderkunde wohl verdient gemacht. Er studirte Jurisprudenz, widmete sich aber später ausschließlich literarischen Arbeiten; seine zahlreichen Schriften auf dem Gebiete der Geschichte, Biographie, Politik, Kritik und des Romanes aufzuzählen ist hier nicht die Stelle. Hervorzuheben sind „Holy Land" (1865); „New America" (1867); „Free Russia" (1870) und „White Conquest" (1875; die Vereinigten Staaten behandelnd). Er bereiste 1864 Palästina und Aegypten, 1866 und 1874 die Vereinigten Staaten, 1869 Rußland und 1878 Cypern.

— Andreas David Mordtmann, einer der besten Kenner des türkischen Reiches, starb am 30. December 1879 zu Konstantinopel. Geboren 11. Februar 1811 zu Hamburg, lebte er seit 1845 zu Konstantinopel, erst als Gesandtschaftssekretär, dann von 1847 bis 1859 als Geschäftsträger und Generalkonsul der Hansestädte, darauf bis 1871 als Mitglied des türkischen Handelsraths und des Appellationsgerichts. Zuletzt war er Berichterstatter für die Augsburger „Allgemeine Zeitung", und wohl ein solcher, wie es zur Zeit keinen zweiten gerade über die türkischen Verhältnisse giebt. Seine Korrespondenzen sind, wie wir im „Globus" des Oefteren betonten, unerschöpfliche Quellen für die Zeit- und Sittengeschichte. Mordtmann hat sich große Verdienste um die Geographie Kleinasiens erworben und in den Jahren 1850 bis 1858 nicht weniger als acht verschiedene Reisen durch jenes Land unternommen. Seine Beiträge zur alten Geographie des Orients und zur Erklärung der Keilinschriften und der Pehlewi-Münzen sind in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" und in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie enthalten. Außerdem veröffentlichte er eine deutsche Uebersetzung der arabischen Geographie des Istachri (1845); „Die Belagerung und Eroberung Konstantinopels 1453" (1858); „Die Amazonen" (1862) und mit Dethier „Epigraphik von Byzantion und Konstantinopolis bis 1453" (1864).

— Karl von Seebach, seit 1863 Professor der Geologie in Göttingen, geboren 13. August 1839 in Weimar, gestorben 21. Januar 1880 in Göttingen. Er studirte in Breslau, Berlin und Göttingen und bereiste Rußland, England, Centralamerika (1864 bis 1865), Santorin (1866) und Portugal (1878/79). Der Hauptgegenstand seiner Studien war der Bau der Vulkane und die Theorie des Erbebens, doch starb er, ehe er die Resultate seiner Forschungen in einem größeren Werke veröffentlichen konnte. Außer einem Berichte über seine Reise in Costarica (mit Karte) in Petermann's Mittheilungen Jahrgang 1865 und mehreren Vorträgen in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung über den Vulkan von Santorin, Centralamerika und den interoceanischen Kanal und die Meereswellen führen wir von seinen selbstständigen Werken an: „Ueber die typischen Verschiedenheiten im Bau der Vulkane und deren Ursache" (1866); „Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866" (1866) und „Ueber das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872" (1873). Sein Werk „Reise in Centralamerika; Beiträge zur Geologie von Centralamerika" soll sich bereits im Drucke befinden.

— Der niederländische Marinelieutenant und Nordpolfahrer Lootmans Beijnen hat sich im jugendlichen Alter von 27 Jahren unlängst auf Borneo im Fieberwahnsinn selbst getödtet. Er betheiligte sich 1875 und 1876 an den beiden Nordfahrten der „Pandora" unter Kapitän Allen Young und 1878 an der ersten Expedition des „Willem Barends" unter de Bruyne als Offizier.

— Dr. Adolf Ficker, der Statistiker, starb am 12. März 1880 in Wien. Geb. 13. Juni 1816 in Olmütz, war er 1840 bis 1853 Gymnasiallehrer in Laibach und Czernowitz und wurde dann in die Direktion für administrative Statistik nach Wien berufen, an deren Spitze er 1864 trat. Seit 1873 war er Präsident der statistischen Centralkommission. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen „Darstellung der Landwirthschaft und Montanindustrie der Bukowina" (Wien 1854); „Die Bevölkerung der österreichischen Monarchie" (Gotha 1860); „Die Bevölkerung Böhmens" (Wien 1864); „Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie" (Wien 1869) ꝛc. 1875 gründete er die „Statistische Monatsschrift".

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf Anregung und mit Unterstützung des verstorbenen Akademikers Schiefner, welcher bei seiner Bearbeitung des vorhandenen tungusischen Sprachmaterials zu der Ansicht gekommen war, daß die Tungusen früher auf einer höhern Kulturstufe gestanden haben müssen, hat Carl Hiekisch eine Monographie, die erste existirende, über jenes Volk ausgearbeitet und damit auf der Dorpater Universität den Grad eines Magisters der Geographie, Ethnographie und Statistik

Digitized by Google

erworben (Die Tunguſen. Eine ethnologiſche Monographie. Inaugural-Diſſertation von Carl Hieſchin. St. Petersburg 1879. Schnakenburg's Verlag in Dorpat). Es iſt das eine recht intereſſante und willkommene kritiſche Zuſammenſtellung der vorhandenen Nachrichten über ein Volk, deſſen nahe Verwandte, die Mandſchu, in China über faſt ein Drittel der Bevölkerung der Erde herrſchen, während es ſelbſt, von Süden her in Sibirien eingewandert und dort in einer Anzahl von etwa 70000 Seelen über weite Landſtriche zerſtreut, unter ruſſiſcher Regierung ein mühſeliges Jägerleben führt. Ausführlich werden zuerſt die älteſten Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhunderte beſprochen, deren Verfaſſer abgeſehen von zwei oder drei Holländern und zwei Schweden ausſchließlich Deutſche ſind (Brand, Meſſerſchmidt, Gmelin, Müller, Fiſcher, Pallas, Georgi), wie ja auch viele ſibiriſche Reiſende des laufenden Jahrhunderts deutſche Namen tragen.

Die Tunguſen, welche von anderen Stämmen durchſetzt, vom Stillen Ocean bis an den Jeniſſei und von den Grenzen Chinas (oder, rechnen wir die Mandſchu hinzu, von der nördlichen Küſte des Gelben Meeres) bis an das Eismeer hin angetroffen werden, ſind dort nicht urſprünglich anſäſſig geweſen, ſondern von Süden her eingewandert, und zwar aus der heute ſo genannten Mandſchurei, wo das geſierte Alpengebirge Schangan-Alin an der Grenze Koreas als ihr Urſitz angeſehen wird. Vor den Mongolen ſind dann die Tunguſen nordwärts in die Wälder Sibiriens geflüchtet und ſind dabei in der Kultur, die ſie ihnen nach verſchiedenen Anzeichen früher eine höhere geweſen iſt, zurückgegangen. Dieſelbe iſt aber zu der Zeit, als das Volk Anfangs des 17. Jahrhunderts zuerſt im Abendlande bekannt wurde, keine andere geweſen, als noch heutigen Tages. So ungeheuer das heute von Tunguſen belegte Gebiet auch iſt, ſo war es früher doch noch ausgedehnter, wenigſtens nach Nordoſten hin; es ſind beſtimmte Zeugniſſe vorhanden, daß ſie dort den Tſchuktſchen haben weichen müſſen. Sicher iſt auch, daß ſie, wie die meiſten anderen Eingeborenen Sibiriens, an Zahl zuſammenſchwinden, und zwar durch Krankheiten, beſonders Pocken, durch Verarmung, Verſchuldung und Abnahme der Jagdthiere. Ihre Zahl giebt ſchon vor 150 Jahren v. Strahlenberg auf 70000 bis 80000 an, und damit ſtimmt die neueſte Veranſchlagung Rittich's, der ſie auf 68000 ſchätzt. Auffallend iſt, daß die Zahl der Männer faſt durchgehends überwiegt, vielleicht weil viele Frauen von Ruſſen geheirathet werden und damit aus ihrem Stammesverbande ſcheiden.

Die Tunguſen nennen ſich ſelbſt, wie wir das bei ſo vielen Völkern finden, ſchlechthin „hoje“, „hoja“ oder „hye“, d. i. Menſch; der Name „Tunguſe“ oder, wie er in den älteſten Quellen erſcheint, „Tingoeſe“, iſt den Tataren entlehnt und kommt wahrſcheinlich von tingis, tengis = See; er mag ihnen deshalb gegeben worden ſein, weil ſie ſich mit Vorliebe an größeren Gewäſſern aufhalten. Caſtrén, der berühmte finniſche Sprachforſcher, hat darauf hingewieſen, daß mehrere finniſche Stämme ihren Namen entweder von einem beſtimmten Gewäſſer tragen (ſo nennen ſich die Oſtjaken Chondy-chui oder Aſchui, d. h. Konda- oder Ob-Volk, die Permier Komy nach der Kama; Mordwa bedeutet „Volk am Waſſer“) oder ganz unbeſtimmt das Wort „Waſſer“ in demſelben Platz finden laſſen (ſo die Namen der Syrjänen, Wotſchanen, Vetſcheren, der Woten, Wotjaken und Weſſen). Die älteſte Eintheilung der Tunguſen nach ihrer Lebensweiſe in Rentthier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Wald-Tunguſen iſt unſtatthaft; denn es ſind faſt alle einzelne Stämme ihre Lebensweiſe änderten, indem ſie z. B. durch eine Seuche alle ihre Rentthiere einbüßten und nun mit ihren Hunden die Jagd betrieben oder ſich auf Pferdezucht legten. Dagegen giebt Hieſchin ein Verzeichniß von nahezu 150 echten Stammnamen, unter denen zwölf von Thiernamen, zwanzig von Oertlichkeiten im Allgemeinen oder Beſonderen, drei von Pflanzennamen, vier von Zahl-Bezeichnungen, acht von Gerathſchaften und anderen Dingen hergenommen ſind.

Es würde uns hier zu weit führen, auf die nun folgenden beſchreibenden Abſchnitte über den körperlichen Typus der Tunguſen, ihre phyſiſchen und geiſtigen Eigenſchaften, über Kleidungen, Waffen, Geräthe, Lebensweiſe, Familienleben, Todtenbeſtattungen und religiöſe Anſchauungen näher einzugehen; doch wollen wir Einiges hervorheben.

Neben ihrer großen phyſiſchen Kraft, der Leichtigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Gewandtheit wird ihr perſönlicher Muth, ihre Tapferkeit, ihre Intelligenz und ungewöhnlich ſcharfe Auffaſſungsgabe gerühmt. Sie ſind fröhlich und lorglos, gutmüthig und gaſtfrei, zugleich aber leichtſinnig und leichtgläubig, oberflächlich im Urtheil und von unbeſtändigem Willen. Diebſtahl iſt faſt unbekannt, Zweikämpfe in Folge von Beleidigungen, ſelbſt zwiſchen den nächſten Verwandten, häufig. Wrangell nennt die Tunguſen in Folge ihrer großen Lebhaftigkeit, Geſelligkeit und ihres höflichen ceremoniellen Weſens die „Franzoſen der Tundra“, und Caſtrén ſagt: „Die Tunguſen ſind ein feines, gewandtes und elegantes Volk; man könnte ſie mit Recht Sibiriens Adel nennen“ (S. 68). Ihre Sinne ſind gut ausgebildet, das Auge beſonders ſcharf (S. 65); doch fand Middendorff eine faſt unglaubliche Unfähigkeit, nahe verwandte Farben, wie Gelb, Grün und Blau, zu unterſcheiden; nur die greifſten Töne der genannten Farben vermögen ſie nach langem Abwägen zu erkennen. Alle dunkelen Farben ſollen bei ihnen mit Schwarz zuſammenfallen. Die meiſten ſind im Stande (S. 80), ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege zu beſchreiben oder den Lauf der Flüſſe zu bemonſtriren. Neugeborene Kinder erhalten ihren Namen nach dem erſten Gaſte, welcher in die Jurte tritt, und ſo kommt es, daß häufig Knaben weibliche und Mädchen männliche Namen führen (S. 92). Die Todten werden in ausgehöhlten Baumſtämmen oder in Kiſten unter Beigabe von Waffen und Geräthſchaften auf Bäumen ausgeſetzt, um an der Luft zu verweſen, denn in der Erde hauſen nach Anſicht der Tunguſen die böſen Geiſter (S. 97). Was ihre religiöſen Vorſtellungen anlangt, ſo beſitzen ſie neben dem wohlbekannten Schamanenthume eine ganze Reihe höherer und niederer Gottheiten und zwar alle männlichen Geſchlechts; ihre Anſchauungen über dieſelben zeigen in mancher Hinſicht Uebereinſtimmung mit den Lehren der alten chineſiſchen Reichsreligion, und ein Zuſammenhang zwiſchen beiden iſt unzweifelhaft. Es hat ſich bei den Tunguſen die Verehrung der Sonne, des Mondes, der Sterne und des Feuers erhalten. Der über die ganze Welt verbreitete Glaube, daß bei Mondfinſterniſſen ein böſer Geiſt das Geſtirn verſchlingen wolle, findet ſich auch bei ihnen. Außerdem denken ſie ſich die meiſten Naturgegenſtände, Waſſer, Berge, Wälder, Regen, Winde u. ſ. w., von höheren Weſen belebt und verehren gewiſſe Schutzgeiſter, z. B. der Kinder, der Frauen und Jungfrauen, der Rentthierherden ꝛc. Dieſe Reſte einer höheren Religion ſtammen noch aus der Zeit, als ſie weiter ſüdlich ihre Wohnſitze hatten; erſt in Sibirien nahmen ſie das Schamanenthum, den nordiſchen Geiſterglauben mit ſeinen Beſchwörungen, die Nekromantie u. ſ. w. an.

Inhalt: Edouard André's Reiſen im nordweſtlichen Südamerika 1875 bis 1876. III. (Mit vier Abbildungen.) — Kaſchgarien. II. (Schluß.) — Prof. A. Sprenger: Doughty's Forſchungen im nördlichen Arabien. (Mit einer Abbildung.) Carl Lamp: Der Bibertheeriß der ſpaniſchen Creolen und der Mayas in Yucatan. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — (Schluß der Redaction 8. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

IV.

Hinter la Union geht es steil bergauf, und bald hat man die Höhenlinie von 2000 m hinter sich. In dem Gebüsche dort wächst die wilde Kartoffel (Solanum tuberosum), überdeckt mit großen, schönen, violetten Blüthen, und die Sträucher daneben sind Myrtaceen, deren Holz für die Kunsttischlerei sehr brauchbar wäre. Wiederum steigt man auf schlechtem, schlüpferigem Pfade hinunter nach dem Dorfe Berruecos; aber die Rast daselbst wurde abgekürzt, als man erfuhr, daß die schwarzen Blattern herrschten und seit mehreren Tagen namentlich die Kinder hinwegrafften. So eilte man weiter nach Olaya (1913 m), wo Obdach und Beköstigung sehr viel zu wünschen übrig ließen. Um so großartiger, wenn auch etwas kahl, war der Blick von dort auf das Thal des Rio Juanambú und die Berghänge, zwischen denen seine Zuflüsse strömen. Am nächsten Morgen ritt André hinab zu jenem Flusse, dem „fürchterlichen Juanamba", wie ihn die colombianischen Dichter nennen. Der wilde Strom entspringt auf dem Paramo von Aponte und hat sich ein enges Bett zwischen fenkrechten, nackten Porphyrfelsen gegraben; riesige Steinblöcke hemmen seinen Lauf und schäumend jagt das Wasser über dieselben hinweg. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, das den Reisenden lange festhält; vergeblich wird er versuchen, seine wilde Größe zu schildern.

Beim Hinabsteigen kommt man bei einem kleinen trapiche (Mühle zum Zerquetschen des Zuckerrohres) vorbei; die Maschine besteht nur aus zwei Cylindern von grobem Holz und ist so primitiv, als man nur denken kann; aber ihre Lage auf einer kleinen Ebene ist überaus malerisch. Wenig südlich von la Cañada (1551 m) überschreitet man den Juanambú in einer Höhe von 1250 m auf einer schönen, aus Hau- und Ziegelsteinen erbauten, fünfbogigen Brücke. Dieselbe ist 60 m lang, 15 m hoch und wurde in den Jahren 1866 bis 1868 von dem Architekten Barretti erbaut; an der Brüstung erinnert eine Inschrift daran, daß „am 2. Mai 1814 die republikanische Armee unter dem General Antonio Nariño die Engländer von dem Juanambú, welche von 1300 Mann unter Befehl des Melchior Aymerich vertheidigt wurde, forcirte." Die Brücke liegt an einer Stelle, wo sich das Thal etwas erweitert. Dicht dabei, in einer Entfernung von nur 200 m, ergießt der Rio Buesaquillo sein schwarzes Gewässer in den Juanambú; sein steiniges Bett, an dessen trockenen Ufern Kakteen vom Genus Pilocereus wachsen, muß durchfurthet werden. Dann beginnt einer der längsten und mühsamsten Aufstiege, die in Colombien Saumthieren überhaupt zugemuthet werden. Von 1250 m muß man nach Ortega in 1986 m Höhe hinaufklettern, d. h. 736 m hinter einander und zwar in engen Schluchten, wo sich zwei Maulthiere nicht ohne Gefahr ausweichen können, und die von riesigen Sandstein- und Porphyrblöcken überstet sind, deren glatte Oberfläche die Thiere alle Augenblicke zu einem gefährlichen Sprunge zwingt. Zuletzt führt der Pfad an wilden Abhängen hin, die großartige Ausblicke gewähren, und man erreicht die wenigen Hütten von Ortega. Damit verließ der Reisende für lange Zeit die warme Region und hatte das Hochland, das Gebiet der kalten Nebel, der Bromeliaceen und Oxontoglossen, wieder erreicht, in welchem er nun, sich stets dem Aequator nähernd, Wochen lang zubringen sollte. Zu beiden Seiten des Weges senken sich nun ansehnliche Thäler, von größerer Länge und

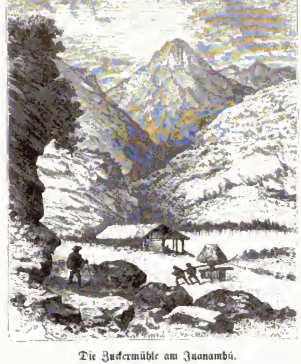
Digitized by Google

geringerer Schroffheit, hinab, ohne auch nur die genügsame Region zu erreichen. Ihre Hänge sind überall mit Pflanzen bedeckt; es sind Gesträuche, Baumfarren, Bromeliaceen und zahlreiche Melastomaceen, auf denen allerlei Flechten von rothbrauner, grauer, gelber, schwarzer und weißer Farbe wuchern; der kurze Rasen der Wiesen, auf denen der Tritt der Maulthiere lautlos verhallt, wird durch niedliche Büschel violetter Gentianen angenehm unterbrochen. In der Hacienda Menfes kehrte der Reisende zur Nacht ein, zum letzten Male vor Pasto; da das Haus menschenleer war, machte er sich es nach Landessitte darin bequem und bereitete sich seinen ärmlichen Sancocho aus Vorräthen, die er bei sich führte.

Ein Garten in der kalten Region ist an sich eine Merkwürdigkeit; der in Menefes war zwar vernachlässigt und unfruchtbar, aber er gewährte doch André das Vergnügen, eine Reihe europäischer Gewächse wieder begrüßen zu können, wie Erdbeeren, Schalotten, Zwiebeln, Pfirsich-, Apfel- und Quittenbäume und einige dürftige Zierpflanzen, Lilien, Nelken, Rosen u. s. w. Jenseit der Hacienda, welche André am nächsten Tage in früher Stunde verließ, werden die weiten, sanft sich abdachenden Wiesenflächen durch zu Tage tretenden Glimmerschiefer unterbrochen; zur Linken, bei Buéfaco, liegt ein stark magnetischer Porphyrfelsen, und nun wird der von schönen blühenden Sträuchern eingefaßte Weg, der zu dem 3300 m hohen Alto de Aranda ansteigt, wieder entsetzlich schlecht. Oben aber entschädigt dafür ein herrlicher Blick auf das 660 m tiefere Pasto; von üppigem Grün umgeben, liegt es in einem 2 bis 3 Stunden breiten, von Bergen eingeschlossenen Becken, deren höchster der abgestumpfte Kegel des Vulkans la Galera (4200 m) ist. Wohl bestellte hellgrüne Getreidefelder, von Hecken umgeben, wechseln mit Weiden ab, und hindurch schlängelt sich das Silberband des Rio Pasto. Daß die Gegend gut bevölkert ist, zeigen auch die zahlreichen Hütten halbcivilisirter Indianer, die an den Abhängen der Berge zerstreut sind und der Landschaft noch einen besondern Reiz verleihen. Ein steiler, schlecht gepflasterter, schlüpfriger Weg führte von oben in zwei Stunden hinab an das Thor von Pasto, in welches André am 29. April seinen Einzug hielt.

Die Stadt strahlt den guten Eindruck, welchen sie von fern gesehen macht, bei näherer Bekanntschaft nicht Lügen: ihre geraden und breiten Straßen werden von hohen Häusern eingefaßt, über welche der viereckige Thurm der Kirche San Domingo und die schlankeren Glockenthürme der Kathedrale und von San Francisco hinausragen. Es ist wirklich eine Stadt, weiche man betritt, kein Dorf, wie so viele andere; man sieht bald, daß die Spanier der Conquista sehr umsichtig wählten, als sie dies Bollwerk ihrer Macht im südlichen Neu-Granada anlegten.

Nachdem André mit vielen Umständen in den Besitz seiner seit sechs Monaten erwarteten Briefe aus Europa gelangt war, fand er leidliche Unterkunft in einem halb zerstörten alten Kloster bei Don Augustin Ramirez, welcher in demselben das wenig lohnende Gewerbe eines Druckers ausübte und gerade in helle Verzweiflung gerathen war über den schlechten Zustand einer Sendung Typen, die ihm von Neuyork zugegangen war. Das hinderte ihn aber nicht, dem Fremden gegenüber volle Gastfreundschaft zu üben, ihm sein eigenes Zimmer einzuräumen und seine Kisten zwischen den Pressen und Kasten der still stehenden Druckerei unterzubringen.



Die Zuckermühle am Juanambú.

Der nächste Tag war Sonn- und Markttag; auf der ziemlich großen, nach einer Seite hin abfallenden Plaza mayor, welche auf der einen Seite von der Kathedrale, auf der andern von einer Reihe Häusern mit Arkaden begrenzt wird, herrschte reges Treiben, gehoben durch die lebhaften Farben der Trachten, unter denen Roth vorherrschte. Männer wie Frauen tragen den in der ganzen Gegend üblichen kleinen Strohhut mit hoch aufgerichteter Krämpe und ohne Besatz. Mit einigen Ausnahmen sieht man hier dieselben Produkte, wie in Bogotá; wir befinden uns hier in der kalten Zone: nur wenige Orangen und Citronen, indische Feigen und Bananen verrathen die Nachbarschaft eines mildern Klimas. Umfangreiche Haufen von Kartoffeln und Oca's, den Hauptnahrungsmitteln, waren dafür überall aufgeschüttet. Namentlich die Oca wird in der ganzen Gegend sehr stark gebaut; es ist das eine kleine Pflanze aus der Familie der Oxalideen (Oxalis tuberosa), welche ihre Heimath in den Anden hat und sich durch fleischigen Stengel, viertheilige Blätter, die an Treff-As erinnern, und kleine Dolden gelber Blüthen auszeichnet. Sie trägt auf leichtem, hügelig bebautem Boden reichlich Knollen von der Größe einer kleinen Kartoffel, von länglicher oder keulenförmiger Gestalt mit schuppigen Vertiefungen und von verschiedener Farbe. André bemerkte in Pasto etwa zehn Varietäten: rosafarbene, weiße, hellgelbe, violette, weinrothe u. s. w.; die ersten drei werden am meisten gebaut. Vor dem Genusse werden die Knollen mehrere Tage der Sonne ausgesetzt, um ihren Gehalt an Stärkemehl in Zucker zu verwandeln und ihnen die

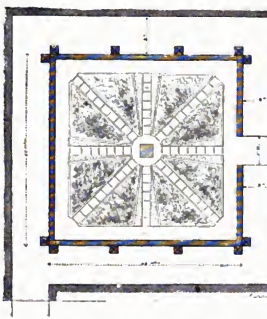
Die Brücke über den Juanambú.

Eingang von Pasto.

Digitized by Google

natürliche Säure zu nehmen. Dann kocht man sie in Wasser, entfernt die sehr feine Schale und hat dann eine mehlige, leicht räucherliche Speise von sehr feinem Geschmack, welcher die Acclimatisation der Oca in Europa wünschenswerth erscheinen läßt. Die bisher angestellten Versuche sind aber leider an Vorurtheilen oder schlechter Kultur gescheitert. Sonst ist unter den zu Markte kommenden Früchten noch die narangilla zu nennen, die sehr beliebte Frucht von Solanum galeatum von der Größe eines Apfels, goldiger Farbe und angenehm säuerlichem Geschmacke, welche die Pastusos (Einwohner von Pasto) den Apfelsinen vorziehen.

Pasto datirt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Unter großen Anstrengungen und Entbehrungen war Belalcazar 1536 von Quito aus durch die öde Gegend der ecuatorianischen Vulkane vorgedrungen und traf hier auf eine Oase mit üppigen Wiesen, die er demgemäß los pastos benannte. Mit den benachbarten Indianern hatte er indessen



Plan des Gartens und des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto.

schwere Kämpfe zu bestehen, in denen nur die bessere Bewaffnung und Kriegskunst der Spanier die Oberhand behielt. An der Stelle seines Lagers legte er darauf die kleine Stadt Madrigal an, dort, wo heute das Dorf Yacuanquer liegt. Dann aber mußte er seinem hart bedrängten General Pizarro in Peru zu Hülfe eilen und kehrte erst zwei Jahre später in diese Gegend zurück. Nun ließ er die Einwohner Madrigals in das fruchtbare Atris-Thal verpflanzen und die noch bestehende Stadt San Juan de Pasto oder Villaviciosa [1]) gründen, welche am 17. Juli 1539 vom spanischen Könige ihre Bestätigung erhielt. Anderthalb Jahrhunderte hindurch erhielt sie sich blühend, bis gegen das Jahr 1700 zahlreiche Familien nordwärts in das Cauca-Thal auswanderten und dadurch der Wohlstand der ganzen Gegend sank. Auch die Kampfeslust der Pastusos hat dazu beigetragen, ihre Stadt arg zu schädigen; im Befreiungskampfe blieben sie Spanien treu und hielten den „libertador" Bolivar lange im Schach, bis sie im Juni 1822 unterlagen. Selbst noch in neuerer Zeit haben sie sich ihren royalistischen und katholischen Sinn und ihren Haß gegen die Liberalen bewahrt und sich mehrfach gegen die Regierung des Staates Cauca empört. Dies sowohl wie das zerstörende Erdbeben von 1834 hat der Stadt schwere Wunden geschlagen, so daß vor etwa zwanzig Jahren ihre Einwohnerschaft sich auf nicht mehr als 8000 Seelen belief. Heute ist sie wieder auf 20 000 gestiegen. Straßen und Plätze sind breit und mit runden Kieseln gepflastert und haben einen Bassstein in der Mitte, die Häuser, mit Ausnahme der ehemaligen Klöster, die jetzt fast alle in Ruinen liegen, stoßen an einander, sind ziemlich hoch und besitzen ein oberes Stockwerk; sie sind aus Holz und mit Stroh gemischtem Lehm erbaut und haben weit vorspringende Simse und mancherlei angeklebten Zierrath an ihren Façaden. Innen aber findet man nur dunkele, erschreckend kahle, mit viereckigen Thonfliesen gepflasterte, weiß angestrichene Räume. Die Fenster sind anstatt mit Glas mit viereckigen Stücken Musselin oder Calicot verschlossen, die Möbel sind höchst primitiv, und die Tischler bedienen sich nur der amerikanischen Säge; statt der Schlösser hat man Klinken mit

Durchschnitt des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto.

Haken und Vorsteckнagel. Den Mittelpunkt des Hauses bildet der Hof (patio) oder zuweilen ein in geometrischen Linien angelegter, aber schlecht gepflegter Garten mit verschiedenen europäischen Blumen, und um denselben läuft eine mit Ziegeln gedeckte Gallerie, die auf groben Pfosten ruht und in besseren Häusern mit einem hölzernen Geländer versehen ist. In den dunkelen Räumen sieht man die Frauen während der Mußestunden, deren ihnen die einfache Wirthschaft leider nur allzu viele läßt, auf einem Schemel sitzen oder auf einer Matte kauern und Cigarren rauchen; ihre einzige Beschäftigung besteht dann darin, daß sie den unaufhörlich von den Schultern herabrutschenden Shawl wieder hinaufziehen und die gleichfalls herabgleitenden Haarflechten zurückwerfen. Mit matten Schritten schleichen sie auch durch jene Gallerie und schleppen ihre schmutzigen langen Kleider hinter sich her. Die Möbel bestehen meist aus einem Tisch, einigen Holzschemeln und Regalen, auf denen, von dickem ehrwürdigen Staube bedeckt, in wüstem Durcheinander einzelne Bücher, Arzneiflaschen und Büchsen mit Eingemachtem stehen. So beschaffen ist die Durchschnittswohnung in Pasto; in den Hütten der Armen und in einzelnen besseren Häusern sieht es natürlich anders aus.

Pasto hat sich zum Glück einige Industrien bewahrt, die ihm eigenthümlich sind. Die Herstellung und der Vertrieb von Cobijas (Satteldecke, was in Peru poncho bedeutet; Decke, Mantel), welche sich durch Haltbarkeit und schöne Farbe auszeichnen, beschäftigen viele Hände. Die Färbe-

[1]) Die Stadt liegt unter 7° 41' 40" westl. L. und 1° 13' 5" nördl. Br. 2698 m hoch, fast genau in gleicher Höhe mit Bogotá. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° 7'.

Digitized by Google

Grotte und Vulkan von Pasto (la Galera).

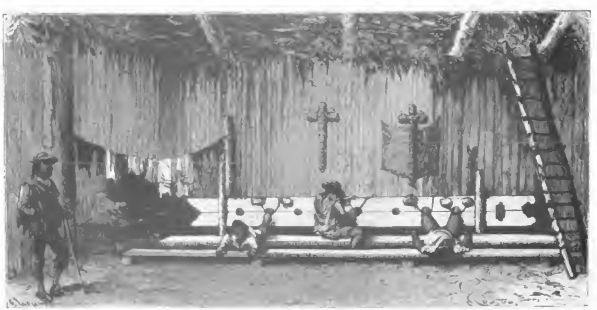
Digitized by Google

ſtoffe werden im Territorium des Caqueta von den Mocoas-Indianern aus Aſchenlauge, Citronenſaft, Schwefel und Schwefelſäure bereitet.

Dieſelben bringen auch den berühmten Lack von Paſto, den Saft der Elaeagin utilis, einer Rubiacee, von der öſtlichen Cordillere herbei; man braucht ihn zum Lackiren bemalter Holzgefäße, denen er große Haltbarkeit und Widerſtandskraft gegen Hitze, Kälte und Waſſer mittheilt.

Der Schwäche- und Krankheitszuſtand, in welchem inzwiſchen Jean Röpli angelangt war, zwang den Reiſenden, in Paſto einen längeren Halt zu machen, und er benutzte dieſe Zeit zu einigen Ausflügen in die Umgebung. Der erſte derſelben galt dem in der Geſchichte der Stadt ſo berühmten Vulkan la Galera, deſſen Gipfel jene noch um 1160 m überragt. An einem ſchönen Morgen brach er auf und ritt über fette Weideplätze, die mit Vieh bedeckt und mit einem Walle von Trachytblöcken eingezäunt waren, gerade nach Weſten. Auch hier diente eine ſchöne Agavenart mit graugrünen Blättern, verſchieden von A. americana, als Einfaſſung. Weiterhin traf man Getreidefelder an, die wegen der kalten Winde im Juli und der geringen Wärme in ſolcher Höhe erſt gegen Ende Auguſt zur Reife kommen. Weiter hinauf bei dem Weiler Arganos wurde gerade mit primitiven Pflügen der Boden aufgelockert und Kartoffeln geſetzt; es giebt dort viele Hammel, die an Pflöcken angebunden ſind. Bald darauf hört der Anbau auf, die Vegetation wird dürftiger, und man erreicht die Stelle, wo der Kegel des Vulkans ſchroffer anſteigt, und von wo man einen beſonders ſchönen und umfaſſenden Blick auf das Becken von Paſto genießt. Dann geht es ſteil bergauf zwiſchen niedrigen Gebüſchen, Trachytblöcken, ziegelroth gebrannten Felsſtücken und Bimsſteinen zu der erſten der Grotten, welche noch vor gar nicht langer Zeit, manche noch jetzt, dem Vulkan als Seitenventile dienten und neben denen eine dichte Vegetation rankender oder krautartiger Pflanzen, Zwiebelgewächſe und blühender Sträucher wucherte. Es fand ſich darunter ein neues Farnkraut (Adiantum rubeanicum). Im Oſten zeigten ſich zwiſchen zwei Bergen die von der Morgenſonne beleuchteten Häuſer von Paſto.

El Perro carancho (Ibis cracitas).



Das Folterinſtrument Cepo in la Laguna.

Digitized by Google

Um den Krater des Vulkans Galera [1]) zu erreichen, braucht man 6 bis 7 Stunden; bis zu den Grotten „bel Peligro“ aber sehr viel weniger. Die geräumigste unter denselben ist 300 bis 400 m lang und liegt im Trachyt; heiße Dämpfe (zu drei Vierteln kohlensaures Gas, der Rest Schwefelwasserstoffgas und Wasserdampf) dringen mit Gewalt und in ziemlicher Menge aus ihr hervor. In der Nähe der Grotten, und zwar nicht nur in ihrer nächsten Umgebung, nimmt man eine ständige Bewegung des Erdbodens und dumpfe Detonationen wahr. Doch hat seit dem letzten Ausbruche im Jahre 1727 kein zweiter, und nicht einmal ein Erdbeben die Bewohner von Pasto erschreckt. Die Indianer erklären sich das einfach so: „Der Mund des Vulkans ist groß und weit offen; er kann nach Belieben athmen und uns in Ruhe lassen.“

Kaum nach Pasto zurückgekehrt, lernte André einen heitern alten Herrn, Don Juan Rodriguez, einen großen Freund von Reisen und Reisenden kennen, der sein ganzes Leben hindurch die Berge der Umgegend durchstreift hatte und nun den Fremden zu einer Wanderung nach der südöstlich von Pasto gelegenen Laguna Cocha aufforderte. Kaum hatte dieser eingewilligt, als Rodriguez auch alle Vorbereitungen zur Reise traf, die Proue auswählte, große Kürbisse und Trinkförner mit Branntwein füllte, Reis, Mehl, Kaffee, Chokolate lautte, Decken einpackte u. s. f. Er erklärte ferner, daß alle Pfade, die André bis dahin in Columbia kennen gelernt hätte, wahre „königliche Heerstraßen“ gegen den Weg zur Lagune seien und daß sich der Fremde demgemäß zu kleiden hätte. Zuletzt ging es fort, und zunächst nach dem Dorfe la Laguna, wo man frühstücken und die Maulthiere zurücklassen mußte. Die kleine Gesellschaft, welche anfangs die Reise ausführen wollte, nämlich André, Frip, Rodriguez und sieben Knechte und Träger, war beträchtlich angeschwollen, weil eine Anzahl junger Pastusos mit wahrem Feuereifer die Erlaubniß erbeten hatte, sich anschließen zu dürfen. Jetzt zählte die Karawane 17 Seelen, darunter Alejandro Santander, Redacteur der Pastuser Zeitung „el Sur liberal“, seinen Bruder Apolinario und den Padre José María Lazo. Ein dreistündiger Ritt brachte sie nach dem Indianerdorfe la Laguna am Fuße der zu überschreitenden Cordillere. Der dortige Alcalde erwartete sie vor seinem Hause, ließ ihre Thiere auf die Weide bringen und lud sie ein, ihr Frühstück sich in seiner Wohnung bereiten zu lassen. Nicht wenig erstaunte André, als er dort ein Folterwerkzeug in Gebrauch fand, das er längst verschollen glaubte, den Cepo. Es sind das zwei über einander liegende Balken, in welchen in gewissen Zwischenräumen Löcher angebracht sind, in welche eines oder beide Beine der Verurtheilten gesteckt werden. Auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegend muß der Unglückliche je nach seinem Vergehen längere oder kürzere Zeit in dem Blocke zubringen, und bei besonders schweren Fällen wird er außerdem noch durchgepeitscht. Daß solche Rohheit im Hause des Beamten selbst vor sich ging, empörte den Franzosen gewaltig.

Um zehn Uhr war die Gesellschaft bereit, die Wanderung über das Gebirge, welches hier den Namen Cordillera del Tabano führt, anzutreten. Ihre Ausstattung war höchst malerisch: auf Rodriguez' Rath hatten sie sich ihre Decken um die Hüften geschnallt, Badehosen angezogen, den Filzhut mit einem Sturmriemen befestigt, das scharfgeschliffene Waldmesser an den Gürtel gehängt und sich mit einem 6 Fuß langen Alpenstocke versehen. Anfangs ging es durch tiefen schwarzen Sumpf, dann in einem Seitenthale der Daebrada Jacuco aufwärts. Schon nach einer Stunde hatte der kalte Regen, das häufige Ausgleiten und Fallen, der Schmutz und die Dornen alle Theilnehmer auf das Gräßlichste zugerichtet. Ihre Alpargatas waren im Schlamme stecken geblieben, und barfuß marschirten sie weiter, anfangs im Gänsemarsche, später in einzelnen Abtheilungen und jeder auf eigene Faust. So mühsam unter solchen Umständen das Botanisiren auch war, so sammelte André doch einige interessante, zum Theil neue Species ein. Aber es kam noch schlimmer, als man die Gegend erreichte, welche die Eingeborenen (Mocoas-Indianer) den „Affenweg“ nennen. Jetzt mußte man mehr die Hände als die Füße gebrauchen, zwischen Wurzeln sich hindurchwinden, über Felsen klettern, durch Sumpflöcher waten u. s. w. Ringsumher wucherte die prächtigste Vegetation; auf einem unendlich mannigfaltigen Teppiche von Kryptogamen erhoben sich große Baumfarne; Thibaudias streuten ihre bunten Blumenbecklätter und ihre rothen, grünen und gelben Blüthen aus; Bambus, Orchideen, Bromeliaceen überall.

Als man eine Höhe von etwa 3200 m erreicht hatte, zeigte sich wieder eine Art Weg in Gestalt einer engen mehrere Meter hohen Schlucht zwischen senkrechten Sandwänden, welche oben von einem unentwirrbaren Dickicht von Zweigen und Wurzeln überdeckt ist, so daß eine Art natürliche Katakombe entsteht, die el Perro curuncho heißt. An dem Eingange dieser unterwölbigen Bildung befindet sich in der rechten Wand eine kleine Aushöhlung, in welcher Heiligenbildchen und kleine Holzkreuze aufgestellt sind. Darum heißt die Stelle las Cruzitas.

Vier Stunden dauerte es, dann war der Alto de la Cruz, der höchste Punkt des Ueberganges, erreicht, von welchem aus man einen herrlichen Blick auf die Laguna Cocha genießt.

[1]) Dieser Name wird heute nur noch selten gebraucht; er rührte von einer Bolle in Gestalt einer Galeere her, die sich in früheren Zeiten häufig auf seinem Gipfel zeigte und angeblich stets Regen verkündete.

Einige Worte über die Orotschonen [1]).

L. St. Die Nertscha, ein Zufluß der Schilka, und die Karenga (Kirenga), ein Zufluß des Witim, laufen mit einander parallel, aber in verschiedenen Richtungen: die Nertscha von Norden nach Süden; die Karenga umgekehrt. Zwischen beiden Strömen zieht sich das Jablonowoi-Gebirge hin, biegt

[1]) Nach dem Russischen des „Sibir“ Jahrgang 1879 No. 28. (Die Orotschonen sind kein selbständiges Volk, sondern gehören zu den Tungusen. Man findet in verschiedenen Gegenden Sibiriens Eingeborene, welche Orotschonen, Orotschen oder Oronitschen genannt werden. Nach Castrén bezeichnen die Mandschu alle Tungusen mit dem Namen Orotschonen, weil oron auf Tungusisch Rentier bedeutet. Wegen der nur geringen Kunde über die Orotschonen darf die obige Mittheilung wohl auf Interesse rechnen.)

Digitized by Google

um den Ursprung der Nerrscha herum und bildet weiter die Grenze zwischen dem transbaikalischen und jakutischen Gebiet. Die ganze von dichten, fast undurchdringlichen Wäldern — in Sibirien „Taiga“ genannt — bedeckte Gegend ist nur wenig bevölkert. Hier leben die nomadisirenden Orotschonen. Sie sind nicht sehr zahlreich; man unterscheidet vier Stämme. Ein Stamm wird Bultegir genannt; er zählt nur 74 männliche Individuen, von denen nicht mehr als 50 die Abgaben (Jasak) bezahlen können. Der Stamm wird in administrativer Hinsicht zum Bezirk von Uruginsk (Nertschinsk) gerechnet. Die anderen drei Stämme heißen die Baunow-Stämme und zahlen ihre Abgaben in Werchneudinsk.

Die Orotschonen sind von kleinem Wuchs, haben kurze etwas trumme Beine und stark entwickelte Wangenknochen. Ihr Haar ist schlicht, rauh und schwarz und wird im Nacken durch einen Riemen zusammengehalten. Sie nomadisiren Winters und Sommers in jenen Wäldern, suchen für ihre Rentthiere Moos und für sich Wild. Auf die Frauen fällt die schwerste Arbeit: sie müssen mit ihren ärmlichen Jurten (Filzzelten) von einem Ort zum andern ziehen, da an keinem länger als zwei oder drei Tage verweilt wird. Die Jurten, in welchen die Orotschonen wohnen, sind kegelförmige Zelte: eine Anzahl Stangen wird an einem Ende zusammengebunden; die gebundenen Enden werden nach oben gerichtet, die unteren freien Enden auseinander gezogen, wodurch die Kegelgestalt bedingt wird. Während des Winters sind die Stangen mit den zusammengenähten Fellen verschiedener Thiere (Reh, Moschusthier u. s. w.) bedeckt, des Sommers mit Birkenrinde. Wohlhabende benutzen die Felle von Hirschen oder jungen Rentthieren, und verjüngen die Felle mit der Rinde eines Baumes. Dieser Baum, welcher auf Orotschonisch Dulgirscha genannt wird, wächst an der Nordseite des Gebirges; seine nicht sehr dicke Rinde riecht der einer Espe ähnlich und wird beim Trocknen roth. An der Spitze der Jurte bleibt eine Oeffnung, um dem Rauch einen Durchlaß zu gewähren; im Innern errichtet man eine Art von Herd, über welchem der Kessel an einem eisernen Haken hängt. Die Thür der Jurte ist nach Süden gerichtet und wird durch ein Stück Fell verschlossen.

Unter dem in der Jurte befindlichen Hausgeräth sind cylindrisch gestaltete, aus Fellen zusammengenähete Behälter oder Säcke zu bemerken; dieselben sind mit Deckeln versehen und dienen dazu, um die verschiedenen zum Haushalt gehörigen Kleinigkeiten aufzubewahren. Beim Nomadisiren werden die gefüllten Säcke (potoschki) von den Rentthieren getragen. Die benutzten Gefäße sind aus Holz oder Baumrinde.

Der ganze Reichthum der Orotschonen besteht in Rentthieren; doch ist derselbe nicht groß; von allen in jener Gegend wohnenden Eingeborenen hat der reichste 700, ein anderer 500 Rentthiere, dabei je 10 Pferde; wohlhabende besitzen 40 bis 100 Rentthiere, die ärmsten nicht weniger als 7 bis 10. Die Rentthiere sind für die Orotschonen von großer Bedeutung: sie liefern ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind die Transportmittel beim Nomadisiren.

Während die Frauen mit den Rentthieren von einem Platz zum andern ziehen, und die schweren häuslichen Arbeiten ausführen, streifen die Männer mit der Flinte in der Hand durch die Wälder um zu jagen. Im Frühjahr stellen sie den Hirschen, Rehen, den Moschusthieren u. s. w. nach, im Winter den Eichhörnchen. Erlegt der Orotschone irgend eine Beute, so hat er einen Festtag: er ist nicht wählerisch und sorgt nie für die Zukunft. Hat er etwas, so denkt er nie an eine kommende Tage der Noth, sondern verzehrt alles auf einmal; dafür aber kann er auch Tage lang hungern. Das Fleisch der erlegten Thiere wird gegessen; die Felle werden zu allerlei Geräthschaften verarbeitet; besonders geschätzt als Handelsartikel (für China) sind die Geweihe der im Frühjahr erlegten Hirsche; ferner die Moschusbeutel sowie die mit Baumrinde zierlich benähten Pelzstiefel. Alle Felle, alles Pelzwerk, alle anderen Produkte bringen die Orotschonen den Russen zum Verkauf. Mit Pelzwerk vorzüglich bezahlen sie ihre Abgaben an die Krone; sie versammeln sich dazu mit ihren Jurten und Herden ein Mal im Jahre an der Nerrscha etwas oberhalb der Niederlassung (Ulaus) Kyker. Die einzelnen Stammesältesten nehmen hier den Jasak im Betrag von drei Rubel für jedes (männliche) Individuum entgegen, entweder baar oder in Fellen, um alles dem nächsten Regierungsbeamten zu übergeben. Dann zerstreuen sich die Orotschonen wieder und finden sich erst später hier und da wieder ein, um mit den Russen einen Tauschhandel zu treiben. Es geschieht dies drei Mal im Jahre: im Herbst um den 1. (13.) Oktober, im Winter um den 6. (18.) Januar und im Frühling um den 9. (21.) Mai herum. Handelsartikel der Russen sind vornehmlich Pulver, Blei und Getreide; die bestimmten Versammlungsorte werden Bolsary genannt.

Geregelte Begriffe von der Zeitrechnung haben die Orotschonen nicht; die Zeit der Versammlung wird nach dem Monde bestimmt, d. h. zur Zeit der Vollmonde, Neumonde u. s. w. Die Bewohner der nächsten Ortschaften haben stets ihre bekannten Orotschonen, mit welchen sie handeln, mit ihnen wird ein „Bolsar“ irgendwo an der Nertscha oder Kiranga verabredet; oft finden fast gleichzeitig an mehreren Stellen Zusammenkünfte statt. Sowohl die Russen, als auch Angehörige anderer Nationalität beobachten beim Handel mit den Orotschonen ein gleiches Verhalten. Wer sich auf den „Bolsar“ begiebt, nimmt einen, zwei oder noch mehr Eimer Branntwein mit, welcher beim Tauschhandel eine große Rolle spielt. Ferner bringt man Pulver, Blei, Mehl oder ungemahlenes Korn; einzelne breingen allerlei andere Waaren, gewöhnlichen Thee und Ziegeltee, weißen Zucker, chinesische Baumwollenzeuge, Tabak, kupferne Ringe, Theekessel, Nadeln, verschiedene bunte Glasperlen u. s. w. Sobald die Russen angelangt sind, werden sie von den bereits früher eingetroffenen Orotschonen besucht: natürlich werden die Gäste reichlich mit Branntwein bewirthet. Die Orotschonen sind große Verehrer des Branntweins und die Russen benutzen diesen Umstand, um ihre Freunde zu übervortheilen. Der Orotschone, nachdem er einmal Branntwein getrunken, ladet seine russischen Freunde nun in seine Jurte und bewirthet sie dort gleichfalls mit Branntwein, den er ihnen vorher abgekauft hat. Für ein halbes Stoof zahlen die Orotschonen nicht weniger als fünf Eichhörnchenfelle. Dies Vergnügen dauert zwei bis drei Tage und hört nicht eher auf, als bis alle Branntwein vertrunken ist; dann wird die Rechnung gemacht und nun beginnt erst der Tauschhandel.

Beim Handel gilt ein Pfund Pulver 15 Eichhörnchen, ein Pfund Blei 3 Eichhörnchen, 1 Pud Roggen 25, ein Pfund gewöhnlichen Thees 13, ein Pfund Ziegelthee 15, ein Pfund Zucker 7 Eichhörnchenfelle. Im Herbst versorgen sich die Orotschonen mit Pulver, Blei, Korn; die Russen nehmen alles, was man ihnen bietet; im Winter Eichhörnchen, Moschusbeutel, Füchse und verschiedene aus Fellen genähete Gegenstände; im Frühjahr Hirschgeweihe. Mitunter bleiben — nach Beendigung des Tauschhandels — die Orotschonen den Russen noch viel schuldig, wenn der Jagdertrag ein schlechter gewesen ist. Sie nehmen dann Mehl, Thee und Tabak, was ihnen bereits zum Bedürfniß geworden ist, im Voraus.

Digitized by Google

Einige Orotschonen, insbesondere die ärmeren, trinken statt des Thees einen Aufguß auf verschiedene Kräuter, oder mischen allerlei unter den Thee, z. B. Sauerklee oder einige auf Birkenstämmen wachsende Pilze. Jeder einigermaßen wohlhabende Orotschone besitzt einen kleinen kupfernen Kessel oder einen Theekessel; die reicheren haben auch andere Geschirre. Mehl findet sich bei den Reichen beständig, um etwa fehlende Fleischnahrung zu ersetzen. Aus dem Mehl wird einfach durch Anrühren mit Wasser ein Brei gemacht und dieser direkt auf Kohlen oder am Feuer gebacken. Die Orotschonen — Männer wie Frauen — tragen kurze Pelze (Tyrlyf genannt) mit einem kleinen Kragen, glattem Rückentheil, geradem Vordertheil; jedoch reichlich mit Falten. Bei Reichen sind die Pelze mit Seide eingefaßt, mit allerlei Flitterstaat verziert und mit Pelz verbrämt. Die Pelzstiefel (ans Rehfell) sind auch reich verziert und mit Seide ausgenähet. die Hosen sind aus Leder und die spitze Mütze aus irgend einem billigen Pelzwerk. In jüngster Zeit haben die Orotschonen angefangen, lange, faltige Röcke (chalat auf Russisch), Hemden und Hosen aus chinesischem Baumwollenzeug und anderen billigen Stoffen zu tragen. Sie kaufen die fertigen Gegenstände von den Russen und tragen sie, besonders die Hemden, ohne sie zu wechseln, so lange bis dieselben in Stücke zerfallen.

Im Allgemeinen führt der Orotschone kein beneidenswerthes Leben. Immerfort in den Wäldern umherziehend, stets nur darauf bedacht, wie er Nahrung finde, oft daran Mangel leidend, muß er Hunger und Kälte ertragen.

Der Orotschone ist abergläubisch, er verehrt verschiedene Götter, welche er an einen Baum nahe bei seiner Jurte befestigt, daneben hängt er ein Hasenfell. Er verehrt aber besser er fürchtet seine Schamanen, an welche er sich in allen schwierigen Lebenslagen wendet. Ist er krank, ist ihm ein Unglücksfall zugestoßen, will er seinen Jagderfolg im Voraus wissen, so wendet er sich an seinen Zauberer. Der Schamane kommt und befiehlt sofort ein Pferd oder ein Rentihier zu tödten, dann beginnt er seine Vorstellung. Er setzt zuerst seine Mütze ans Haupt: die Mütze ist einem Helm ähnlich, besteht aus Fellen, ist geschmückt mit buntfarbigen tuchenen oder ledernen Lappen; hinten hängt ein drei Finger breiter, ebenfalls mit allerlei Lappen verzierter Riemen fast bis auf den Fußboden; oft ist am Ende des Riemens eine kleine Glocke befestigt. Dann zieht der Schamane ein aus Fellen zusammengenähetes Gewand an, das auch mit Lappen, Riemchen und allerlei Thiergestalten äußeln-den Anhängseln geschmückt ist. In die Hand nimmt der Schamane ein Tambourin, welches aus einem Reifen mit Haut überspannt besteht, ferner einen kleinen wenig vertieften Teller aus rothem Kupfer, glattpolirt, so daß derselbe als Spiegel dienen kann. Angezeugen berichten Folgendes: Ein Orotschone wandte sich an einen Schamanen mit der Bitte, ihm den Erfolg seiner Jagd vorauszusagen. Der Schamane befiehlt ein Pferd zu tödten. Man schneidet dem Pferde erst den Kopf ab, läßt jedoch am Nacken die Haut unversehrt, so daß man dieselbe längs dem Rücken mit dem Schweif zugleich abziehen kann; dann schneidet man dem Pferde die Beine ab. Die Haut des Pferdes sammt Kopf und Schweif breitet man am Boden der Jurte aus, so daß der Kopf rechts nach Osten, der Schweif nach links gerichtet ist, die Beine kommen seitlich zu liegen. Dann ergreift der Schamane das Tambourin, springt, tanzt, hüpft, krümmt sich, stößt allerlei Schreie aus, wirft sich aufs Fell in der Richtung zum Kopfe, als wollte er etwas hören, springt wieder auf, schlägt auf das Tambourin u. s. w. Dann schaut er in den Kupferspiegel und spricht einige Worte zu den Orotschonen, welche die ganze Zeit über im Kreise herum sitzen und von Zeit zu Zeit die Ausrufe des Schamanen wiederholen. Nach Beendigung der Ceremonie beginnt ein Zechgelage. Im Allgemeinen ist der Orotschone sehr exferut, wenn es eine Gelegenheit zu einer Bewirthung giebt, denn es sind derartige Gelegenheiten, außer auf dem „Bosfarv", sehr selten.

Sobald der Knabe das Alter von 7 bis 8 Jahren erreicht hat, so sucht der Vater ihm eine Braut, was dem Wohlhabenden sehr bald gelingt. Im Allgemeinen verberathen die Orotschonen sich sehr früh, schon mit 16 bis 17 Jahren; die Reichen nehmen zwei oder drei Frauen. Mitunter tauschen sie dabei, z. B. der eine nimmt dem andern seine Frau und giebt als Ersatz gleichfam dem Sohne des letztern die eigene Tochter. Sie erlernen nur die nächste Blutverwandtschaft an und zwar meist die von Seiten des Mannes. Der freiende Orotschone sendet einen Verwandten zu seinem zukünftigen Schwiegervater, damit sie sich über den Werth des Kalyms (Kaufpreis für die Braut) verständigen, welchen der Bräutigam beim Schwiegervater zu zahlen hat. Der Preis wird in Rentthieren festgesetzt: die Armen geben 10, die Reichen 20, 30 und mehr Rentthiere. Wenn der Bräutigam den Preis nicht sofort erlegen kann, so muß er ihn abarbeiten und dies geschieht, indem er nach der Hochzeit oft zwei Jahr bei seinem Schwiegervater leben und für diesen arbeiten muß. Die Braut erhält vom Vater eine Mitgift, welche gewöhnlich in einer Jurte nebst Zubehör besteht. Alles wird aber nach Maßgabe des gezahlten Kalyms eingerichtet. Zu einer bestimmten Frist kommen die Eltern der Braut und des Bräutigams an einem und demselben Ort zusammen und lagern sich. Der Bräutigam holt nicht die Braut, sondern der Vater schickt die Braut in Begleitung einer alten Anverwandten. Dabei werden alle Gegenstände der Mitgift auf Rentthiere geladen; die Brant besteigt ein Rentthier, die Begleiterin ein anderes, und der Vater führt das Rentthier der Braut zur Jurte des Bräutigams. Sind alle hier angelangt, so ziehen sie zuerst ein Mal um die Jurte des Bräutigams herum, dann stellt die Braut ihre eigene Jurte daneben auf, bereitet in derselben irgend etwas zum Essen und bewirthet ihre Verwandten und Bekannten, welche im Kreise dasitzen. Der Bräutigam hält sich dabei sehr im Hintergrund. Hierbei werden auch Tänze ausgeführt. Die Orotschonen, Männer wie Weiber, stellen sich außerhalb der Jurte in einen Kreis, erheben sich abwechselnd dabei auf einem oder dem andern Bein und fassen einen einförmigen und eintönigen Gesang erschallen. Einer fängt an, die anderen fallen ein und singen im Takt: jechor-jechor-jechor-ro, odero-odero und Aehnliches. Bei der Hochzeit wie bei anderen Festen fehlt es nicht an Streit. Die Orotschonen sind sehr hitzig, streiten sich gern; deshalb schaffen die jungen Leute, sobald die Alten zu trinken anfangen, Zinken, Messer u. s. w. bei Seite.

Diebstahl und andere Verbrechen sind unter den Orotschonen äußerst selten. Die Jurten werden niemals verschlossen; das ganze unbedeutende Eigenthum liegt offen da; das Pelzwerk in jenen früher beschriebenen Behältern: es ist kein Fall bekannt, daß ein Orotschone den andern bestohlen hätte. Russische Jäger erzählen, daß äußerst selten, und nur im Fall der größten Noth aus Hunger, der Orotschone den Vorrath, welchen irgend ein Jäger für sich zurückgestellt hat, angreift. Doch haben die Orotschonen in der ältesten Zeit von ihren Handelsfreunden gelernt — einander zu betrügen. Mit Vorliebe überkisten sie gerade ihre russischen Freunde; sie geben z. B. ihr Wort, daß sie sicher an einem bestimmten Platz mit ihren Eichhörnchenfellen erscheinen werden. Aber sie kommen nicht, sondern ziehen an einen andern Handelsplatz und verkaufen ihre Waaren an einen andern Händler.

Digitized by Google

Eine schwangere Frau wird, sobald die Geburt naht, in eine besondere Hütte gebracht, woselbst nur eine alte Frau bei ihr bleibt. Drei bis vier Tage lang nach erfolgter Niederkunft nähert sich Niemand der Wöchnerin, weil letztere als unrein gilt. Erst nach dieser Zeit kann sie die Hütte verlassen, aber darf dabei nicht durch die Thür schreiten, sondern an der Seite wird dazu ein Fell aufgehoben. Dann geht das Leben wieder in althergebrachter Weise vor sich. Die Neugeborenen werden in Felle gewickelt und in ein geglättetes Stück Baumrinde gelegt; die Ränder des Stückes werden um Kopf und Füße geschlagen. Beim Wandern werden die Kinder in solcher Weise gut verpackt einem Rentiere angehängt.

Ist ein Ostjake gestorben, so wird irgendwo im Walde für ihn ein erhöhter Grab hergerichtet: es werden dort starke und hohe Pfähle eingeschlagen, Querstangen darauf gelegt und wieder eine Art Kasten darauf gezimmert. Hier hinein legt man den angekleideten Leichnam, dazu die Pfeife nebst Feuerstein und Schwamm; hier hängt man den Kessel des Verstorbenen, mit durchlöchertem Boden, auf. Eine Frau wird in gleicher Weise bestattet, nur nicht so hoch; man giebt derselben ihr großes Messer (auf Ostjakisch „palma" genannt) mit, welches sie zeitlebens bei sich gehabt hat und mit welchem sie alle häuslichen Arbeiten verrichtete. Nach drei Tagen versammeln sich alle Verwandten und Bekannten am Grabe des Verstorbenen; jeder bringt etwas Branntwein mit; in der Nähe wird ein Rentiher niedergestochen, Feuer angemacht und es beginnt ein Schmaus; dabei wird auch des Verstorbenen gedacht: man bringt ihm Fleisch und vergießt etwas Branntwein an seiner Seite.

Die ökonomische Lage der Ostjaken wird immer schwieriger. Früher, so erzählen sie, gab es vielerlei Thiere im Walde; früher waren sie reicher an Rentihieren als jetzt; dabei brauchten sie wenig oder gar kein Getreide. Vor drei bis vier Jahren brach eine schwere Seuche unter den Rentihieren aus, viele gingen zu Grunde. Die Jagd auf die Thiere im Walde ist jetzt mit großer Schwierigkeit verbunden, weil die Menge derselben entschieden abgenommen hat. Dann hat sich allmälig die Lebensweise der Ostjaken geändert; fast alle essen jetzt Brot, trinken Thee u. s. w. Viele unter ihnen, welche bei ihren Händlern in Schulden gerathen sind, begeben sich zu ihnen, um während des Sommers ihre Schuld durch eigene Arbeit abzutragen. Auf diese Weise werden die Ostjakenen durch die Nothwendigkeit gezwungen ein festhaftes Leben zu führen und sich an neue Lebensbedingungen zu gewöhnen. Viele, welche bereits an der Lebensweise der Russen Gefallen gefunden haben, kehren gar nicht mehr in die Wälder zurück, sondern bleiben in den Ortschaften, woselbst sie sich ihre eigenen Häuser einrichten.

Thomson's Expedition vom Njassa zum Tanganjika.

F. B. Im Jahre 1878 beschloß die Königl. Geographische Gesellschaft in London, auf Kosten ihres African Exploration Fund eine Forschungs-Expedition nach Ost-Afrika abzusenden; die derselben vorgeschriebene Aufgabe lautete: von der Küste bei Zanzibar südwestlich nach dem Nordende des Njassa-Sees zu ziehen und dann durch die noch ganz unerforschte Region nach Westen zum Südende des Tanganjika vorzudringen. Zum Anführer der Expedition wurde Keith Johnston, der Sohn des bekannten Kartographen, ernannt, dem der Geologe Joseph Thomson als Begleiter beigegeben wurde. Am 19. Mai 1879 verließ die Expedition, 140 Mann stark, den Küstenort Dar-es-Salaam und zog nach Südwesten ins Innere; doch scheiterte am 28. Juni erlag Keith Johnston in Berobera im Kutulande, kaum 150 Miles von der Küste, dem Klima. Nun übernahm Thomson den Oberbefehl und führte die Expedition weiter; am 22. September gelang es ihm, bei Mbungo das Nordende des Njassa zu erreichen und somit den ersten Theil der ihm gestellten Aufgabe zu lösen [1]). Am 29. zog die Expedition nach Westen weiter, und 36 Tage später erreichte sie die Südspitze des Tanganjika. Die ersten Nachrichten über den Marsch durch diese gegen 250 Miles breite Region zwischen den beiden Seen, welche bisher auf unseren Karten einen gänzlich weißen Fleck bildete, enthält ein Brief Thomson's, der am 8. März vor der Königl. Geographischen Gesellschaft verlesen wurde, und welchem die folgenden Einzelheiten entnommen sind.

Nach siebentägiger Rast am Nordende des Njassa trat die Expedition den Weitermarsch nach Westen an. Das Land Konde (welches der englische Konsul Elton bei seinem unglücklichen Zuge vom Njassa nordwärts nach Ugogo im Jahre 1877 fälschlich Utschungu nannte) liegt an der nordwestlichen Ecke des Sees und nimmt daselbst einen dreieckigen Einschnitt in den Centralplateau ein, dessen 6000 bis 8000 Fuß hoher Abfturz es auf allen Seiten, außer im Osten, einschließt. In der Nähe des Sees zieht sich eine breite Ebene hin von wunderbarer Fruchtbarkeit und mit dichter Bevölkerung. Nach Nordwesten ziehend, verließ die Expedition das flache Land, um einen allmälig ansteigenden Bejief zu kreuzen, der vom Tschumbata-Fluß (Tschombota bei Elton. Vergl. über beiden Reise „Globus" XXXIII, S. 344 bis 346) entwässert wird, und deffen wellenförmige Hügelketten mit Baumwuchs bedeckt sind. Nachdem die Höhe von 3000 Fuß erreicht worden, begann ein äußerst zerrissenes und bergiges Land, welches gute Weidegründe, aber wenig Baumwuchs aufweist und sich nicht für Ackerbau eignet. Das Land Konde wird von drei bedeutenden Strömen durchflossen: dem Lufira, welcher von den Ulinga-Bergen durch den hohen Majote-Paß herabkommt, dem Tschumbata, welcher mit dem Lufira faft parallel, aber durch das niedrigere Land fließt, und dem Lukuwiro, der südlich von dem großen Elephantenfumpf in den Njassa mündet. Die Anzahl von Nebenflüssen des letztern Stromes ist wunderbar; in einer Strecke paffirte Thomson sechs derselben, darunter zwei von bedeutender Stärke. Die Bewohner von Konde sind sämmtlich Eingeborene von Ulinga, die in Folge innerer Zwiste aus ihrer Gebirgsheimath ausgewandert sind. Im Süden von Konde liegt das wirkliche Utschungu. Die westliche Grenze von Konde wird von Thomson unter 33° 45' östl. L. und 9° 22' südl. Br. gelegt.

An diesem Punkte beginnt der äußerst steile Abhang des Plateaus, an welchem die Expedition von 3300 Fuß auf 6500 Fuß Höhe hinaufsteigen mußte, um in das Land

[1]) Vergl. „Globus" XXXVII, S. 93 und 144.

Digitized by Google

Njika zu gelangen[1]). Der ersten zwei Tagemärsche führten durch Hochland mit einer durchschnittlichen Höhe von etwa 7000 Fuß mit guten Weiden und vielen wohlbewaldeten Strecken. Der höchste von Thomson erreichte Punkt war in dem Manboja-Gebirge, einer von W.-N.-W. nach O.-S.-O. laufenden Bergkette, auf deren Scheitel das Barometer eine Höhe von 8180 Fuß über dem Meere angab. Von diesen Bergen senkt sich das Land allmälig nach Westen mit dürftigem Waldwuchs und wenigen fruchtbaren Stellen, bis unter 32°/₄° östl. L. die Höhe nur noch 3300 Fuß beträgt. Der ganze von der Expedition durchzogene Theil von Njika ist äußerst zerrissen und wird von einer sehr spärlichen Bevölkerung bewohnt, welche wenige Ziegen und hier und da einige Rinder hält, aber sehr wenig Ackerbau treibt. Das Volk ist aber ein äußerst muthiger und hochmüthiger Stamm, doch haben sie wenig Zusammenhang unter einander, und jeder kleine Häuptling eines Dorfes muß sich allein gegen die Räuberbanden Meere's (l. „Globus" a. a. O.) vertheidigen, die fortwährend das Land heimsuchen. Im Westen wird Njika von dem Tschingambo-Gebirge begrenzt, welches von Norden nach Süden laufend, auf der östlichen Seite sehr steil von 3300 auf 5000 Fuß ansteigt, aber im Westen allmälig abfällt. Diese Berge wurden von der Expedition unter 32° 45′ östl. L. und 9° 5′ südl. Br. passirt; sie bilden die Wasserscheide zwischen den Seen Njassa, Tanganjika und Bangweolo. Es wurde nur ein einziger bedeutender Strom getroffen, alle anderen sind kleine Bäche, von welchen ein oder zwei in den Lukuwiro und somit in den Njassa münden, ein paar andere nach Süden zum Tschambesi fließen, also zum Gebiete des Kongo gehören, und die übrigen nach Nordwesten in den bereits seinem Namen nach bekannten Kiwa-See fallen.

Nach Ueberstiegung der Tschingambo-Berge zog die Expedition in Unjamwanga, ein kleines Land mit wenig Einwohnern unter dem Häuptling Mlisa, ein; das ganze Land ist mit Wäldern bedeckt, in welchen sich nur wenig offene Stellen mit Graswuchs finden. Das Land senkt sich noch immer allmälig nach Westen, bis der Grenzfluß Mkaliza erreicht wird, welcher nach Süden fließt und von Thomson unter 32°20′ östl. L. gekreuzt wurde. Hier begann das Land Mambwe, dessen Name sich schon auf Livingstone's Karte findet. Es besteht abwechselnd aus Grasebenen und bewaldeten Hügelketten, welche bei Mulitschutschu, der Residenz des Häuptlings Kitimba, eine Höhe von 5000 Fuß erreichen; diese Erhebung behält das Land im Allgemeinen bis zum Südufer des Tanganjika bei. Der nördliche Theil von Mambwe bildet eine große Wasserscheide für die Gewässer, die in den Lofu und Luguwu fallen; ersterer Strom mündet als Rufunu in die südwestliche Ecke des Tanganjika. Nach Aufsage der Führer fließt auch ein bedeutender Fluß, Bawa genannt, in den Hifwa-See. Ein weiteres Interesse giebt noch dieser Region eine große Quelle, welche in einem von den Ulungu- und Unembe-Bergen gebildeten Winkel liegt, und aus welcher die Hauptquellflüsse sowohl des Lofu als des Luguwu entspringen. Den letztern Fluß, welcher dort Saisa genannt wird, kreuzte die Expedition eine viertel englische Meile östlich von dieser Quelle, wo er bereits 5 Fuß Tiefe und 12 Fuß Breite hatte. Der letzte Tagesmarsch führte durch das Hügelland Ulungu, welches als schmaler Streifen das ganze Südende des Tanganjika umgiebt. Am 4. November erblickte Thomson die glänzende Fläche des Sees, und am nächsten Tage zog die Expedition in das Dorf Pambete an seinem Südufer ein. Ausgenommen den beklagenswerthen Tod ihres ursprünglichen Anführers hatte die Expedition ohne Unfall und mit wenig Schwierigkeiten in 170 Tagen den Weg von der Küste bis zum See zurückgelegt. Am Nachmittage desselben Tages traf Stewart, der Führer der englischen Missionexpedition, vom Njassa in Pambete ein; auch er hatte auf einem andern Wege seine Schwierigkeiten gefunden, so daß es zweifellos scheint, daß mit geringer Mühe ein guter und sicherer Handelsweg zwischen beiden Seen angelegt werden kann.

Nach seiner Ankunft am Tanganjika wurde Thomson von heftigen Fiebern ergriffen, doch gedachte er, am nächsten Tage am Westufer des See's nach Norden zu ziehen, um einen guten Lagerplatz für seine Expedition zu finden, sodann mit 30 Mann bis zum Lukuga weiterzugehen, diesem Fluß gegen 30 Miles weit hinab zu folgen und hierauf südwärts durch die noch unerforschten Länder zum Lager zurückzukehren. Die letzte Nachricht von dem bisher so erfolgreichen Forscher enthält eine telegraphische Depesche des englischen Konsuls Kirk in Zanzibar vom 1. März: „Thomson verließ Ubschidschi am 16. Januar, kehrte über Ugnha (am Westufer des Tanganjika) und Uhehe zurück. Trifft im Juni in Kitwa (Kilwa an der Küste) ein."

[1]) Es war also ein Irrthum, wenn die ersten Nachrichten über diese Reise (l. o. S. 144) von durchaus ebenem Lande sprachen, das zwischen Njassa und Tanganjika liegen sollte.

Zur physikalischen Geographie Madagaskars.

Eines der vorzüglichsten Werke, welches über die immer noch nicht genügende bekannte große Insel Madagaskar erschien, ist jenes des der Londoner Missionsgesellschaft angehörigen Rev. James Sibree jun., dessen Titel wir unten angeben[1]). Sibree hat darin nicht nur seine eigenen während eines langjährigen Aufenthalts auf der Insel gewonnenen Erfahrungen niedergelegt, sondern auch die ganze reiche Literatur über Madagaskar darin benutzt, namentlich auch das in Europa nur sehr wenig bekannte, seit einigen Jahren in der Hauptstadt der Howas erscheinende Antananarivo Annual.

Wir beabsichtigen unseren Lesern nach und nach den wichtigsten Inhalt des Werkes auszugsweise vorzuführen und beginnen heute mit dem reichhaltigen und viel Neues bietenden Abschnitte über die physikalische Geographie Madagaskars.

Die „große centrale Bergkette" der Insel, die noch bis vor wenigen Jahren auf den Karten figurirte, existirt, wie wir namentlich seit den epochemachenden Untersuchungen und Reisen Alfred Grandidier's wissen, nicht. Dagegen ist uns jetzt ein bergiges Hochland im Innern bekannt, welches mehr den östlichen und nördlichen Theil einnimmt, und an das

[1]) The Great African Island. Chapters on Madagascar. A popular account of recent researches in the physical Geography, Geology and Exploration of the country, and its natural history and botany; and in the origin and divisions, customs and language, superstitions, folklore and religious beliefs and practices of the different tribes. Together with illustration of scripture and early church history from native statists and missionary experience. With physical and ethnographical sketch-maps and four illustrations. London. Trübner and Comp. 1880.

Digitized by Google

sich im Westen sowie jenseit des 23. Grades südl. Br. ein weit tiefer gelegenes Areal anschließt. Roh bezeichnet kann man daher Madagaskar in zwei große Abtheilungen trennen: das innere Hochland von 1000 bis 1500 m Höhe und das umgebende Tiefland im Süden und Westen mit einer Erhebung von 120 bis 150 m.

Das Hochland besteht zumeist aus krystallinischen und primären Gesteinen. Bergketten durchziehen dasselbe nach allen Richtungen, steigen aber nirgends zu bedeutenden Höhen an. Die höchsten Spitzen der Insel, die Pikó der Ankaratra-Berge, sind noch etwas unter 2740 m hoch. Ein großer Theil der Insel ist mit lichtrothen Thonen bedeckt, durch welche die granitischen und basaltischen Gesteine durchbrechen. Schwarzer setter Alluvialboden, auf dem der Reis vorzüglich gedeiht, findet sich in der Nähe der Hauptstadt, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß manche dieser Alluvialebenen einst den Boden ehemaliger Seen ausmachten.

Ein großer Theil dieses Abschnitts von Madagaskar ist ein dürres, traurig aussehendes Land. Die langgestreckten haideartigen Hügel sind mit grobem Gras bedeckt, das am Ende der siebenmonatlichen regenlosen Periode braun und trocken aussieht. Innerhalb dieser Region aber zeigen die Berthsiungen und Thaleinschnitte eine üppige Vegetation und, wo die Bevölkerung lebt, dehnen sich die lichtgrünen Reisfelder aus. Trotz alledem fehlt es aber in Madagaskar auch nicht an großartigen Scenerien und landschaftlichen Schönheiten.

Ein Durchschnitt durch das Hochland von Ost nach West, etwa in der Breite der Hauptstadt Antananarivo, zeigt uns eine Depression im Mittelpunkt desselben, während im Osten und Westen die Ränder höher emporstehen. Vom Meere aus hat man in einigen Gegenden stufenweise bis zu 1200 und 1500 m anzusteigen, ehe man den Rand erreicht, während an anderen Stellen derselbe steil 900 m abfällt. Die Wasserscheide liegt nicht im Mittelpunkte der Insel, sondern mehr in der östlichen Hälfte. Viele Flüsse bahnen sich in herrlichen Schluchten ihren Weg durch den östlichen Wall und erreichen, nachdem sie Kataraften und Stromschnellen gebildet haben, den Ocean. Einzelne dieser Wasserfälle, wie der Makitanana, der 180 m in einem Sturze herabfällt, bieten ein großartiges Bild dar.

Der Betsiboka ist wohl der größte Strom Madagaskars. Mit seinem großen Nebenfluß Ikopa bewässert er die Centralprovinz Imerina und erreicht nach einem fast nördlichen Laufe die Bembatoka-Bai an der Nordwestküste. Sibree giebt seine Länge auf 800 km an. Andere dem Westen zuströmende Flüsse, wie der Mania und der Matsiatra, sind indessen kaum minder lang als der Betsiboka. Letzterer ist von seiner Mündung an für flachgehende Dampfer 140 km weit schiffbar. Die nach Osten zu fließenden Ströme sind sämmtlich kürzer und an ihren Mündungen durch sandige Barren geschlossen, welche ein Produkt der ewigen durch die starken Südostpassate erzeugten Brandung sind.

Dieser fortgesetzte Kampf zwischen dem süßen und salzigen Wasser hat der ganzen Ostküste eine eigenthümliche geographische Physiognomie aufgedrückt, indem sich hier, rosenkranzförmig aneinandergereiht, auf Hunderte von Kilometern hin, Strandlagunen gebildet haben. Viele von diesen sind so langgezogen, daß sie wie ein Fluß erscheinen, der sich parallel dem Meeresgestade hinzieht; oft bilden sie auch größere Seen. So nahe liegen sie aber meistens bei einander, daß 50 km Kanalisation hinreichen würden, um sie alle miteinander zu verbinden und so entlang der Ostküste eine schöne fahrbare Wasserstraße von etwa 400 km Länge herzustellen.

Abgesehen von diesen Lagunen giebt es nur wenige Seen auf Madagaskar. Einer der größeren ist der Alaotra in der Provinz Sihanaka. Er ist 40 km lang und 6 bis 8 km breit. Am nächsten der Größe nach steht ihm alsdann der Itasy in Imerina, der nur 13 km lang ist.

Die niedrige Region Madagaskars besteht aus ausgedehnten Ebenen, welche noch nicht 100 m über dem Meere liegen, aber von wenigstens drei nordsüdlich verlaufenden Bergketten durchzogen werden. Eine derselben erstreckt sich in ununterbrochener Linie fast 1000 km weit. An der Ostküste finden wir von Fort Dauphin im Süden bis Foule Point, auf einer Entfernung von sieben Breitengraden, keine Bucht und die Küste fast in gerader Linie verlaufend. Nördlich davon erstreckt sich, gedeckt von der bergigen Halbinsel Marôa, die tiefe Antongilbucht ins Land und an der Nordspitze liegt einer der schönsten Häfen, die Diego Suarez-Bucht. Mehrere schöne Buchten zeigt auch die Nordwestküste, wo die Berge der vulkanischen Region bis dicht ans Meer heranreichen und herrliche Landschaften bilden. Hier auch erhebt sich der Amber-Berg, eine Landmarke für vorüberfahrende Schiffer und nach Einigen 1800 m hoch.

Das Hauptgebirge Madagaskars ist die Ankaratra genannte Berggruppe in der Centralprovinz. Da sie sich aus dem bereits 1200 m hohen Hochlande erhebt, ist ihr Anblick keineswegs so imposant wie jener des Amber; sie bildet trotzdem aber ein schönes, majestätisches Gebirge mit fünf bis sechs Hauptgipfeln, welche in zwei sich kreuzenden Linien liegen. Sie wechseln von 2650 bis 2700 m Höhe und der höchste Gipfel, der Tsiafajavona („der, den die Nebel nicht erklettern können"), liegt 2728 m über dem Meere. Er ist zugleich der höchste Gipfel der Insel.

Ein höchst interessanter physikalischer Zug Madagaskars, der erst in der jüngsten Zeit erkannt wurde, ist das Vorhandensein eines fast ununterbrochenen Urwaldgürtels, der sich fast rings um die Insel herumzieht und im Allgemeinen der Küste parallel verläuft. Im östlichen Theile spaltet sich dieser Gürtel in zwei Theile, zwischen denen ein enges, aber 400 km langes Thal hinläuft. Der obere (westliche) Theil dieses Waldgürtels bekleidet den östlichen Abfall der Hochebene. Wo diese beiden gespaltenen Urwaldgürtel wieder zusammentreffen, etwa in der Breite der Insel St. Marie, beginnt der breitere und dichtere Urwald, der sich an der Nordostküste und der Antongilbai bis dicht ans Meer erstreckt. Abgesehen von dem auf 3700 km Länge geschätzten Urwaldgürtel ist noch ein großer Theil der Insel im Westen und Süden bewaldet.

Daß die jüngere vulkanische Thätigkeit auf der Insel sehr zahlreiche Spuren hinterlassen hat und außerordentlich ausgedehnt ist, wurde gleichfalls erst in neuer Zeit erkannt. Im Nordwesten und auf der den Franzosen gehörigen Insel Nossibé hatte man sie allerdings schon länger erkannt. Daß in den Ankaratra-Bergen erst seit ganz kurzer Zeit erloschene Vulkane mit mächtigen Lavabetten liegen, zeigte der Missionär Campbell erst vor wenigen Jahren. Sibree selbst fand bereits 1866 jahrelche kleine vulkanische Kegel am Itasy-See und später Dr. Mullens westlich von benselben ein Gebiet mit vierzig Kratern. Frische vulkanische Thätigkeit muß auch im Nordwesten geherrscht haben, wie die dort bis ins Meer reichenden Laven (den Ninnow-Inseln gegenüber) beweisen.

Im Allgemeinen ist über die Geologie Madagaskars noch sehr wenig bekannt und noch kein einziger Fachmann hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, in dieser Richtung Forschungen anzustellen. Das wenige Bekannte stellt Sibree im Folgenden zusammen. Das Hochland, das einen großen Theil der Mitte, des Nordens und Ostens der Insel einnimmt, besteht aus Granit und Gneis, durchbrochen

Digitized by Google

von Basalten, welche im Allgemeinen die höchsten Gipfel der Insel bilden. Quarzadern, sowohl im Granit wie in den Thonen, werden häufig angetroffen und sehr schöne Bergkrystalle sind nicht selten. Die niedrigen Berge und Hochhaiden bestehen gewöhnlich aus dem lichtrothen Thon, der in der Tiefe manchmal in eine weiße kaolinartige Erde übergeht. Organische Einschlüsse werden nirgends in den Thonen gefunden, so daß ihre Altersbestimmung eine schwierige Sache ist. Auch von Schichtung ist wenig zu erkennen.

Jüngere als primäre Gebilde scheinen im Hochlande nicht vorhanden zu sein. Kalksteine werden südwestlich von den Ankaratra-Bergen des Strabo gefunden und von hier wird auch der meiste Baukalk für die Hauptstadt Antananarivo bezogen. Thonschiefer ist aus dem südlichen Theile des Hochlandes bekannt; Dach- und Tafelschiefer kommt aus dem Betsileolande.

Was das Tiefland im Westen und Süden sowie den schmalen Streifen an der Ostküste betrifft, so ist über dessen geologische Bildung etwas mehr bekannt. Hier finden wir die Schichten der spätern Tertiärzeit mit Fossilien und ebenso jedenfalls Gebilde. Imaformation mit Nerinea wies Grandidier nach; auch fand er Nummulitenschichten mit Neritina Schmiedeliana und Foraminiferen. Aehnliches meldet 1877 J. Richardson aus dem Südwesten, aus dem obern Thale des St. Augustinflusses, wo er Neocom mit Ammoniten, Terebrateln, Rhynchonellen 2c. fand. Von Interesse sind die fossilen Reste eines Hippopotamus, die Grandidier im Südwesten entdeckte, da dieser Dickhäuter jetzt nicht mehr auf der Insel vorkommt. Von derther stammen auch die fossilen zwölf Zoll langen Eier des straußartigen Riesenvogels Aepyornis maximus, während im Nordwesten von den Franzosen Ugniilager gefunden wurden. Als sinnliches Zeichen der geologischen Thätigkeit ist hier das 300 bis 500 km lange, an der Südostküste sich hinziehende Korallenriff zu erwähnen. Von nutzbaren Mineralien kommen Eisen namentlich in Imerina in großer Menge, Silber, Kupfer und Steinsalz vor. Das Vorhandensein von Gold ist wahrscheinlich, doch verbieten einheimische Gesetze das Forschen nach edlen Metallen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Traditionen der ausgestorbenen Etschemin-Indianer.

a. Wir gelangten durch Zufall in den Besitz einer kleinen Schrift, die vor kaum 30 Jahren erschienen, jetzt in Amerika schon sehr selten geworden und dadurch von Wichtigkeit ist, daß sie die einzigen Nachrichten über die Etschemin-Indianer enthält. Um dem Inhalte weitere Verbreitung zu geben, veranstalten wir hier einen Auszug aus demselben. Der Titel lautet:

The Indian of New England. A Sketch of the Life of an Indian Hunter, ancient Traditions relating to the Etchemin Tribe etc. with vocabularies. By Joseph Barratt. Middletown, Connecticut, 1851.

Die Etschemin sind der ausgestorbene ehemals Connecticut bewohnende Indianerstamm, sie waren nahe Verwandte der Micmak. Einer derselben, den Dr. Barratt ausfragte, und der noch völlige Kenntniß der alten Sprache besaß, machte genaue Mittheilungen über die Lebensweise und Traditionen seines Stammes. Letztere sind S. 7 bis 11 verzeichnet und von hohem Interesse.

Von diesen Traditionen beziehen sich viele auf Kullos-kahp (der lügende Mann) und auf Ebe-tu-auks, die Schildkröte. Kullos-kahp wurde von seinem Volke hoch geachtet und die Schildkröte war sein Onkel. Der Erstere lebte einsam und unverheirathet, obgleich die vornehmsten jungen Squaws seine Frauen zu werden wünschten. Bei einer Hochzeit amüsirte er sich nun folgendermaßen.

Muh-gah-leep, das Karibu, hatte zwei hübsche Töchter, die beide gern den einsamen Kullos-kahp aus seinem ledigen Stande erlöst hätten; Kullos-kahp dachte jedoch anders. Er bittet die Schildkröte, eines der Mädchen zu heirathen und leiht dieser seine Kleider, damit sie zum Ziele gelange. Die Schildkröte besucht nun die Mädchen und gilt für Kullos-kahp. Nachdem sie dort gehörig bekannt geworden, befiehlt die alte Mutter heimlich einer ihrer Töchter, das Brautbett zurecht zu machen. Die darauf folgenden Abenteuer bieten den Indianern manchen Gesprächsstoff bei ihren Abendunterhaltungen.

Das nächste Abenteuer behandelt eine Moosfetbier-Jagd. Die Schildkröte kann mit den übrigen nicht gleichen Schritt halten und wird deshalb auf einen Schlitten (Tabougu) gesetzt. Auf dem Wege fällt sie herab und bleibt zurück. Sie erinnert sich dabei, daß ihr Neffe Kullos-kahp noch hinter ihr ist, steckt ihre lange indianische Pfeife an und übergiebt sie ihm, um zu rauchen, als er nachkommt. Kullos-kahp jedoch sagt: mein Onkel wird durch diesen Zweig, der sich über den Weg streckt, gehindert werden sein und hackt die Pfeife mit seinem Tomahawk durch [1]). Die so verlustene Schildkröte entdeckt jedoch einen Weg, um ihren Jagdgefährten nachzukommen. Sie geht zum Flusse, schwimmt auf dem Grunde desselben hin, kommt zuerst am Jagdplatze an, erlegt ein Moosfetbier und hat sich schon erquickt, als die anderen anlangen. Verwundert ruft sie dem jungen Muh-gah-leep zu: „Aber ihr marschirt schnell!“ Nachdem die Jagd vorüber, wird das Bild auf den Schlitten geladen und alle kehren mit dem Moosfetfleisch zurück. Damit veranstalten sie eine große Schmauserei.

Das nächste Fest Kullos-kahps wird folgendermaßen veranstaltet. Er verandalt seinen Oheim, die Schildkröte, an einem bestimmten Platze, wo ein Weg ausgeworfen ist, zu fischen. Ohne Zögern geht diese mit dem Steinkahne ab, fängt einen Wolfsich und bringt diesen mit dem Steinkahne ans Ufer. Erstaunt über ihren Erfolg, geht die Schildkröte zu Kullos-kahp und sagt, wie das Ungeheuer fortgebracht werden soll. Dieser sagt ihr, sie möge den Wal auf den Schultern zum Wigwam ihres Schwiegervaters, Muh-gah-leep (Caribu), bringen. Doch unterwegs erliegt sie unter der Last. Als dieses Muh-gah-leep entdeckt, ruft er seine Verwandten, um ihm beim Zerlegen des Wals zu helfen, denn er glaubt, die Schildkröte sei todt. Nachdem sie geschmauft, finden sie unter dem Wal die todte, von Maden bereits zerfressene Schildkröte. Kullos-kahp geht aber zu ihr hin, versetzt ihr einen Stoß und sagt ihr, sie solle nicht so lange schlafen. „Ich habe lange hier geschlafen,“ antwortet die Schildkröte.

Wir erfahren nun, daß die Schildkrötenfrau einen Sohn gebärt, der fortwährend schreit. Ueber diese neue Musik ist die Schildkröte aber erzürnt und wendet sich um Rath an

[1]) Eigentlich Tumhegn. Vom Verbum tume-ta, schneiden, und Hegnu, ein schneidendes Instrument, a. a. O. S. 19.

Digitized by Google

Kullos-Kahp. Wie schreit er, fragt dieser. „Wah, wah“ antwortet die Schildkröte. „Also verlangt er Eier, Eier“ (wah = Ei). „Woher aber Eier nehmen?“ fragt die Schildkröte. „Weißt Du nicht,“ sagt nun Kullos-Kahp, „wo wir die Eier sammeln?“ Er schickte dann die Schildkröte mit ihrem leeren Schilden hinter einen bestimmten Felsen, wo es wunderbarer Weise selbst eine Ladung Eier legte, die sie nach Hause brachten, wo nun ein Eierfest veranstaltet wurde.

Als die Gesellschaft versammelt war, erschien Kullos-Kahp unter den Gästen. Dann nahm er ein Ei und begann es mit dem Finger zu streichen, als ob er ihm einen Nasenstüber verseben wolle. Worauf die Schildkröte rief: „Warum thust Du so, warum issest Du Dein Ei nicht auf?“ Dieses that er aber zweimal, um die Schildkröte zu ärgern und sie seine Macht fühlen zu lassen.

Solche merkwürdige Thaten Kullos-Kahps erfüllten aber die Indianer mit Neid und sie trachteten den Mann zu tödten, der solche Wunder verrichtete. Chee-lu-nuks, die Schildkröte, trat dabei auf ihre Seite und versuchte die Sache auszuführen. Sie schlug Kullos-Kahp vor, er solle in seinem Steinkahne eine Reise nach einer wohlbekannten fernen Felsenklippe im Meere machen. Dorthin fuhren sie und während Kullos-Kahp auf dem Felsen einherschlenderte, ruderte die Schildkröte mit dem Kahne fort und ließ ihn auf dem Felsen allein, damit er dort umkomme. Als Kullos-Kahp diese Verrätherei entdeckte, stieg er auf einen Walfisch, der ihn auf Ufer brachte, wo er bei seiner Ankunft fröhlichen Gesang und Tanz vernahm. Man feierte seine Vernichtung. Da beschloß er sich zu rächen. Er verkleidete sich als eine alte Squaw und, da er so in den Wigwam eintreten wollte, fand er zwei Kröten als Wachen zu beiden Seiten der Thür. Da fragte er sie nach der Ursache der Fröhlichkeit. Die erste Kröte war ärgerlich über die Frage der vermeintlichen alten Squaw und blies sich stolz und hochaufrend auf, statt eine höfliche Antwort zu geben. Da ergriff sie Kullos-Kahp und drehte ihr die Nase ab und dann bediente er die zweite in der gleichen Manier. Seit jener Zeit, so sagen die Indianer, hat die Kröte keine Nase mehr.

Dann machte er sich auf, um Chee-lu-nuks zu suchen und ihn für seine Schlechtigkeit, Undankbarkeit und Verrätherei zu bestrafen. Als alte Squaw verkleidet betrat er das Zelt, schaute um sich und fand ihn tanzend. Er stellte sich hinter ihn, stieß ihn mit dem Messer in den Leib, so daß die Eingeweide hervorquollen, die er einem Hunde zu fressen gab, den er mit sich nahm.

Als Chee-lu-nuks sah, daß er so schwer verwundet war, schrie er laut: „Ich bin es, der verletzt wurde.“ Denn anfangs hatte er in der Tanzlust nicht sein Unheil bemerkt; so ward er für seine Verrätherei bestraft und daß er den Tod des wunderthätigen Kullos-Kahp herbeiführen wollte.

Asien.

— Ueber die Bewässerungsanlagen im Kreise Kazalinsk schreibt die Turkest. Ztg.: Der Einfall der Mongolen hatte die einst dicht bevölkerten Ufer des Syr-Darja zur Einöde gemacht, mit dem Einzuge der Russen ist neues Leben dort eingekehrt. Im Kreise Kazalinsk sind Dank der Thätigkeit des Kreischefs Herrn Abgrall die Erfolge ganz besonders bemerkenswerth. Durch Vernichtung der alten Bewässerungsgräben ist die Umgegend von Kazalinsk zu der jetzigen trostlosen Wüste geworden. Herr Abgrali erkannte die Bedeutung dieser verschütteten Lebensquellen und bemühte sich vor allem diese alten Kanäle wieder herzustellen. Dank seiner Initiative sind folgende Kanäle aufgeräumt worden: 1. Der Ber-Kazandy auf dem linken Ufer des Syr-Darja in gerader Richtung 45 Werst von Kazalinsk. Der aufgeräumte Kanal ist 11 Werst lang, beim Austritt aus dem Syr 17 Arschin breit und verengt sich auf 14 Arschin. Der Kanal füllt die Seengruppe Ber-Kazandy, die als Wasserbehälter für die Bewässerung der umliegenden Felder dient. Die Säuberungsarbeiten haben 1876 begonnen und 1879 sind schon an 10000 Pud Getreide verschiedener Art ausgesäet worden. 2. Der Bau-Ishidy, 6 Werst lang, 9 Arschin breit. Von diesem ganz verschütteten Kanal war auch noch eine Spur vorhanden. Auf drei Werst ihm parallel ist hergestellt: 3. der Kara-aryk, circa 6 Werst lang. Beide zusammen bewässern an 2500 Pud Aussaat. Der Kara-aryk ist 1878 angelegt. Die erste Aussaat in diesem Jahre war Hirse. 4. Der Ergerek oder, wie die Kirghizen sagen, Abgrali's Kanal. Er ist aus dem Syr in die Ebene vor Ergerek geleitet. Zu gerader Richtung 10 Werst lang, ist er in Wirklichkeit viel länger, da er beim Austritt aus dem Syr einige Windungen macht, um ein größeres Gebiet der tragfähigen Uferlandschaft zu bewässern. Von 10 bis 14 Arschin breit, theilt er sich beim Eintritt in die Niederung von Ergerek in drei Kanäle, die drei verschiedenen Kirghizenstämmen zugehören, welche bei der Arbeit betheiligt waren. An den Arbeiten zur Wiederherstellung der Bewässerung in der Niederung von Ergerek waren 1878 thätig 4000 Mann und 1879 zur Reinigung und einigen Detailarbeiten 2000 Mann. Die ganze Masse der Arbeiter war beschäftigt 1878 während elf und 1879 während acht Tagen. Im vorigen Jahre waren in der Niederung von Ergerek 3000 Pud Getreide ausgesäet, in diesem Jahre bereits 5000 Pud, und diese Ziffer wird noch weiter steigen. 5. Der Tschanyaryk bei den Ruinen von Otschan-kent (Jangi-kent). Diese Arbeit ist noch im Gange. Der Kanal soll 30 Werst lang werden bei 9 Arschin Breite und Felder bewässern für 5000 Pud Aussaat.

Die Zeit für solche Arbeiten ist in Mittelasien der Frühling nach der Aussaat, oder der Herbst nach der Heimkehr von den Nomadenzügen, wenn der Boden schon feucht ist von den Herbstregen. Die Arbeiten dauern nie über zwei Monate, dafür aber geht die ganze Masse des Volkes an die Arbeit und nach alter Sitte werden auch die benachbarten Bezirke, Stämme oder Ansiedelungen zu ernsten Arbeiten aufgeboten. Die Leute erscheinen dann mit ihren Werkzeugen und leben auf eigene Kosten. Nur so ist die Ausführung so großartiger Bewässerungsanlagen möglich, die jeden, der Mittelasien kennen lernt, in Erstaunen setzen.

Eine weitere verdienstvolle Schöpfung von Abgrali ist die Wasserversorgung von Kazalinsk. Hoch auf dem Ufer des Syr gelegen kam die Stadt sein Wasser zur Bewässerung nicht benutzen. Beim leisesten Winde füllt ein dichter gesundheitsgefährlicher Staub die Luft und alle Vegetation erstirbt. Einige Pappelanpflanzungen werden mühsam durch Begießen aus Brunnen unterhalten. Die Bedeutung der Stadt ist dabei stetig im Wachsen. Herr Abgrali zeigte durch ein Beispiel die Möglichkeit Kazalinsk durch Schöpfräder mit Wasser zu versorgen, anstatt durch einen 29 Werst langen Kanal aus dem Syr-Darja von Bas-kar her. Er verpflanzte fünf Dessiatinen Land am Flußufer, nahe bei der Stadt, mit jungen Pappeln und stellte zum Begießen der jungen Bäume zwei Schöpfräder auf. Der Versuch gelang, die Bäume wuchsen bald zu einem dichten Gebüsch heran, die Räder arbeiten richtig auch bei ganz heftigem, ungünstigem Winde. Das Beispiel fand bald Nachahmung. In wenig Jahren werden die baumlosen Uferstrecken um Kazalinsk mit Waldparzellen von Pappeln und anderen dem Klima angemessenen Bäumen besetzt und wird damit ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Gegend gethan sein. Bald wird auch Kazalinsk selbst über die nöthige Menge Flußwassers verfügen, statt wie bisher nur auf Brunnen angewiesen zu sein.

Afrika.

— Auf S. 93 d. Bd. meldeten wir die Absicht derjenigen französischen Offiziere und Ingenieure, welchen die Vorarbeiten für eine künftig zu erbauende transsaharische Eisenbahn übertragen sind. Für dieselben haben die

Digitized by Google

Kammern eine Summe von 600 000 Francs bewilligt. Es werden in Algerien drei Expeditionen gebildet; die eine operirt in Algerien selbst, die zweite in der algerischen Sahara und wird nicht über el-Goléa hinausgehen; die dritte, von einer Eskorte von Eingeborenen geleitet und unter dem Oberstlieutenant Flatters, soll von Wargla aus über das Ahaggar-Plateau nach dem Suban vordringen. Die Pariser Anthropologische Gesellschaft hat die Erlaubniß erhalten, Fachleute behufs ethnologischer Studien jener Expedition beizugeben, und hat zunächst den Dr. Guyard mit der Leitung der betreffenden Arbeiten betraut.

— Zu Anfang Februar d. J. hat der Fürst Borghese in Begleitung des bekannten Dr. Pellegrino Matteucci eine Reise nach Afrika angetreten; sie beabsichtigen über Chartum nach Darfur, Wadai und Bornu zu gehen und je nach den Umständen nach der Guineaküste oder nach den Syrten zurückzukehren.

— Mit anerkennenswerther Schnelligkeit hat Dr. Emil Holub die Veröffentlichung seines Reiseberichtes begonnen; bereits liegt uns die erste der etwa 30 Lieferungen (à 0,50 M.) vor, aus welchen derselbe bestehen soll. Den Verlag hat die Firma A. Hölzer in Wien übernommen, welche in den letzten Jahren auch die Werke von Payer, Lehnert, Marno und Friedrich Müller's Allgemeine Ethnographie herausgab. Treffliche Ausstattung dürfen wir uns danach versichert halten; es werden uns nicht weniger als mehrere hundert Original-Illustrationen und vier Karten verheißen. Auf beides darf man mit Recht gespannt sein; denn daß Holub ein geschickter Zeichner ist, bewiesen schon seine Skizzen von Geräthschaften ꝛc. im vorigen Jahrgange der Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft. Die Karten aber versprechen uns eine sehr erwünschte Kontrole von Livingstone's Routen am Zambesi und von Serpa Pinto's demnächst zu erwartenden Aufnahmen. So weit sich nach dem Wenigen, was bis jetzt vorliegt, urtheilen läßt, sind Holub's „Sieben Jahre in Südafrika. Erlebnisse, Forschungsreisen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872 bis 1879)“ spannend und gut geschrieben und enthalten weder jene Provinzialismen, welche in Büchern österreichischer Autoren so häufig sind, noch das gewundene Deutsch, welches viele Uebersetzungen englischer und französischer Reisewerke stellenweise verunziert. Als Arzt hatte der böhmische Reisende vielfache Gelegenheit, mit den Eingeborenen in nahe Berührung zu treten; wir dürfen also auch auf eine reiche ethnographische Ausbeute hoffen und sehen dem Erscheinen der weiteren Lieferungen (das Ganze mag etwa in Jahresfrist vollendet vorliegen) mit begreiflichem Interesse entgegen.

— Der Generalkonsul von Liberia in London hat nach den „Times“ Mitte Februar die officielle Nachricht erhalten, daß die Republik Liberia in friedlicher Weise das landeinwärts angrenzende Königreich Medina sich einverleibt hat. Dasselbe soll sehr reich an Gold, Eisen, fossilaren Hölzern, Gummi, Kautschuk und Kaffeebäumen sein, 700 000 Einwohner zählen und wird nunmehr, von den Kaffeeplantagen am St.-Paul-Flusse abgesehen, den reichsten und am meisten bevölkerten Theil der Republik bilden. In letzter Zeit herrscht in Liberia große Thätigkeit, in der Agrikultur, da in fast allen kaffeebauenden Ländern starker Bedarf von liberianischen Kaffeesamen und -Pflanzen sich zeigte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach der Zählung vom 31. December 1878 betrug die Bevölkerung der Fidschi-Inseln 112 272 Personen, davon 1902 Europäer (1876: 1569), 72 Afaten, 3200 Polynesier und 107 098 Eingeborene. Die männliche Bevölkerung 63 717 Seelen, überwiegt die weibliche, 48 555 Seelen, bedeutend. Die Zahl der Geburten wird auf 2262 angegeben, die der Todesfälle auf 2244, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Angaben der Eingebornen vollständig sind. Es wurden in dem benannten Jahre 1520 Polynesier (darunter 174 Frauen) als Arbeiter eingeführt und 709 verließen die Inseln. Die öffentlichen Einnahmen werden auf 61 021 Pf. St., die Ausgaben auf 65 267 Pf. St., die Staatsschuld auf 100 000 Pf. St. angegeben. Der Werth der Einfuhr stieg auf 136 608 Pf. St., der Ausfuhr auf 192 865 Pf. St. Es liefen ein 124 Schiffe von 23 180 Tonnen, aus 128 Schiffe von 24 090 Tonnen. Von den Staatsländereien wurden vor 1878 verschenkt oder verkauft 43 765 Acres, während des Jahres 1878 21 687 Acres; es sind also bis zu diesem Termin in Privathände übergegangen 70 752 Acres. Mit Mais waren 1878 bestellt 2300 Acres, von denen man 46 000 Bushel erntete. Der Viehstand, von dem zum ersten Male eine Schätzung gemacht wurde, setzt sich zusammen aus 200 Pferden, 3000 Rindern, 3100 Schafen und 50 000 Schweinen. Officiell wird das Areal der Gruppe auf 6034 engl. Quadratmeilen, das der 70 bis 80 bewohnten Inseln auf 7740 engl. Quadratmeilen berechnet.

— Dr. Otto Finsch von Bremen, welcher im Auftrage der Berliner Humboldt-Stiftung die Inselwelt des Stillen Oceans bereist, ist am 21. August 1879 auf Jaluit (Dschaluit) eingetroffen und hat im Marshall-Archipel ethnographische Studien unternommen.

— Auf der Feder eines deutschen Konsuls, des Herrn F. Hernsheim auf der zum Ralikarchipel gehörigen Insel Jaluit (im Buche steht in Jalnit verdruckt), kommt ein kleiner recht dankenswerther „Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln“ (Leipzig 1880, F. Thiel), vorzüglich zum Nutzen derjenigen seiner Landsleute, welche darthin Beziehungen unterhalten, geschrieben und nicht für den Druck bestimmt. Das Buch enthält erstlich ein kurzes „alphabetisches Wörterverzeichniß der Marshall-Sprache“ — die Bewohner der Marshall-Inseln sind reine Mikronesier und sprechen auch allen Inseln dieselbe mikronesische Sprache (Meinicke, Inseln des Stillen Oceans II, 332) —, ferner einen grammatikalischen Leitfaden, dann „Einiges über Land und Leute auf Jaluit“ und schließlich 26 Tafeln mit Abbildungen, welche auf künstlerischem Werth keinen Anspruch machen, aber doch die landschaftliche Erscheinung der flachen Korralleninseln, ihre Vegetation, die Tracht ihrer Bewohner, ihre Tatuirungen, einzelne ihrer Erzeugnisse und ihre Boote recht gut veranschaulichen. So kurz (17 Oktavseiten) der ethnographische Theil des Büchleins ist, so enthält er doch manches Neue und vieles Interessante; klagt doch Meinicke (a. a. O. S. 317), daß unsere Kenntniß von Ralik so dürftig ist, daß man nicht einmal bestimmt weiß, wie groß die Zahl der Inseln dieser Abtheilung ist. Die Eingeborenen der nördlicheren Inseln, welche weniger von Fremden besucht werden und mehr Raubzungsmittel produciren, sind ein größerer, stärkerer Menschenschlag, ebenso die Hauptlinge und Könige; letztere sind große wohlgebaute Gestalten mit intelligenten angenehmen Zügen, hoher, wenn auch flach zurücktretender, an den Schläfen eingedrückter Stirn, gut geformter, nicht sehr platter Nase, proportionirtem, hier und da sogar schön gebildetem Munde und ausgezeichneten weißen Zähnen. Die große Mehrzahl der Eingeborenen jedoch sind kleine schmächtige, schwache, früh alternde Menschen; die Weiber, mit mehr rundem Gesichte, noch kleiner und verkümmerter, mit dünnen fleischlosen Händen und verwelkend, ehe sie zur vollen Blüthe kommen. Die Hautfarbe, ein schmutziges Braun, variirt von Gelb- bis Schwarzbraun; die Haare sind schwarz, grob, glatt oder nur wenig gekräuselt, der Bartwuchs spärlich. Man unterscheidet vier Stände: Armidwon oder Kajur, der gemeine, bestholose Mann; Leadagedag, dem die ersteren Nahrung zu bringen und zu gehorchen haben, und dem eigener Besitz gestattet ist; Bubog, die Brüder und Söhne des Königs, und viertens der König oder Irod. Nachfolger des Königs ist dessen jüngerer Bruder; seine Macht hat seit dem Eintreffen der Missionäre bedeutend abgenommen. Von der Sittlichkeit der Einwohner ist wenig Erfreuliches zu melden. Jaluit hat auf seiner

Digitized by Google

Korallenbank, die einen Kreis von etwa 70 engl. Meilen beschreibt, im Ganzen 55 einzelne Inseln, von denen 34 auf der Ost- und 21 auf der Westseite liegen, und wovon 13 auf der Ost- und 12 auf der Westseite unbewohnt sind. Die Inseln sind zwischen 400 und 600 Yards breit, so daß alles Land vielleicht den Raum einer deutschen Quadratmeile bedecken dürfte. Hiervon leben 335 Männer, 398 Frauen und 273 Kinder. Die Eingeborenen sind vorzügliche Canoebauer und Schiffer und besitzen, was sehr interessant ist, eine eigene aus Stäbchen und Steinen verfertigte Karte der ganzen Marschall-Gruppe, von welcher Hernsheim eine Abbildung, aber leider nur eine sehr kurze und nicht ausreichende Erklärung giebt. Weiteres darüber zu erfahren wäre sehr erwünscht.

— Die Insel Rotuma, deren Besitzergreifung durch den englischen Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Gordon, wir auf S. 179 meldeten, ist nach der Schilderung eines Times-Correspondenten keineswegs ein sehr werthvoller Besitz. Sie ist nur circa 6 engl. Meilen lang, 2½ breit, zwar fruchtbar und dicht bewölkert, aber ohne jeden Hafen und selbst beim ruhigsten Wetter von heftiger Brandung umgeben. Die gesammten Einwohner, berühmt wegen ihrer Kunstfertigkeit im Mattenflechten, sind Christen, aber zur einen Hälfte Wesleyaner, zur andern Katholiken, was zu steten Kämpfen und Blutvergießen und zuletzt zur Unterwerfung unter England geführt hat. Wenigstens die Hälfte der jungen Männer befindet sich stets auf See, wie sie sagen, weil sie sich den strengen Befehlen und harten Bestrafungen seitens der Missionäre entziehen wollen. Der Correspondent leugnet die unbillige Härte derselben nicht ab; auf Tongatabu z. B. haben sie Weiber, die Cigaretten rauchten, und Männer, die ohne europäisch gekleidet zu sein, hinter dem Palaste spazieren gingen, mit schweren Goldbußen bestraft. Von Sir Gordon ist zu erwarten, daß er bei aller Achtung vor den sonstigen Leistungen der geistlichen Herren diesem ihren tyrannischen Treiben rasch ein Ende bereiten wird.

* * *

— F. H. Cushing, welcher experimentelle Unterfuchungen über die Art der Fabrikation von Töpferwaaren, Steinärten und Feuersteinspellsplitzen angestellt hat, indem er nur solche Werkzeuge benutzte, die auch der Urbevölkerung zu Gebote standen, gab auf einer Versammlung der United States Anthropologieal Society im vorigen Jahre eine interessante Beschreibung von der Herstellung von Feuersteingeräthen, wie sie von den vorgeschichtlichen Bewohnern Amerikas und Europas vor dem Gebrauche des Eisens gebraucht worden ist. Die allgemeine Vorstellung, daß alle Steinspellsplitzen ihre Form dadurch erhielten, daß man Splitter mit einem starken Steinhammer abschlug, leitete auch Cushing bei seinen ersten Versuchen; da er jedoch fand, daß es auf diese Weise unmöglich war, die feineren und künstlicheren Exemplare von indianischen Pfeilen nachzuahmen, und daß selbst die rohesten Formen meist bei der Bearbeitung zerbrachen, so ward es ihm klar, daß die Indianer eine feinere Methode anwendeten. Nach vielen erfolglosen Versuchen entdeckte er zufällig, daß kleine Splitter von Feuersteinen viel sicherer und genauerer mit einem spitzen Knochen- oder Hornstäbchen abgebrochen werden können. Die scharfe Kante des Steins schneidet leicht in den Knochen, und wenn dieser nun plötzlich nach oben geschnellt wird, so springt an dem Punkte, welcher dem Drucke ausgesetzt war, ein Blättchen ab, und zwar in einer vorher zu bestimmenden Richtung. Bei diesem Verfahren des Abblätterns („Flaking", wie Cushing es im Gegensatz zu dem des Behauens nennt) konnten Lanzen- und Pfeilspitzen zu den zartesten und scheinbar zerbrechlichsten Formen mit einer Genauigkeit und Haltbarkeit bearbeitet werden, wie sie sonst nicht zu erreichen ist. Der Vortragende legte nun die verschiedenen Stufen seines Verfahrens dar, indem er damit begann, ein passendes Stück von einer größeren Masse abzuschlagen, es dann mit einem Kiesel in eine Blattform mit spitzen Kanten brachte, denen er mit mehreren Schlägen eines Steinhammers eine rechtwinklige Gestalt gab, und endlich mit dem Abblätterungsinstrument aus Knochen den Pfeil zuspitzte und einkerbte.

— Der 56. Jahresbericht (für 1878) des Berliner Vereins für Ausbreitung des Christenthums unter den Juden enthält eine interessante Statistik über die Verbreitung der Juden auf Erden. Ihre Zahl ist heute etwa eben so groß, wie zu König David's Zeiten, nämlich zwischen 6 und 7 Millionen, davon in Europa etwa 5 Millionen, in Asien 200 000, in Afrika über 80 000 und in Amerika zwischen 1 und 1½ Millionen. Ueber die Hälfte aller europäischen Juden (2 621 000) wohnen in Rußland; 1 375 000 in Oesterreich (575 000 allein in der polnischen Provinz Galizien); 512 000 in Deutschland, wovon 61 000 in der Provinz Posen. Rumänien ist mit 274 000 gesegnet, die Türkei mit 100 000. In Holland giebt es 70 000, in England 50 000, in Frankreich 49 000, in Italien 35 000, in Spanien und Portugal zwischen 2000 und 4000, in Schweden 1800 und in Norwegen 25. Ueber Dänemark und die Schweiz ist nichts angegeben. Berlin hat 45 000 Juden (ethnologisch gesprochen, d. h. mit Hinzurechnung der getauften aber nach viel mehr), also fast so viel wie ganz Frankreich und mehr wie Italien, Spanien, Portugal und Skandinavien zusammen genommen. Die Mehrzahl der afrikanischen Juden leben in Algier; außerdem findet man sie in Abessinien, längs der ganzen Nordküste und selbst in den Oasen der Sahara. Von den asiatischen Juden entfallen 20 000 auf Indien, 25 000 auf Palästina. Die Bevölkerung von Jerusalem umfaßt nach dem Bericht 7000 Mohammedaner, 5000 Christen und 13 500 Juden, die in deutsche, spanische und arabische zerfallen. Ueber Amerika enthält er keine Einzelheiten und giebt nur an, daß sich in Neuyork 30 Synagogen befinden.

— Es sei uns gestattet, hier auf ein Werk von allgemeinerem Interesse aufmerksam zu machen, welches, in gemeinfaßlicher Darstellung geschrieben, als gute Ergänzung zu jeder geographischen Zeitschrift bezeichnet werden muß: Die Erde und ihr organisches Leben. Von Dr. Klein und Dr. Thomé (Stuttgart, W. Spemann. In circa 50 Lieferungen zu 0,50 M.). Beide Autoren sind auf naturwissenschaftlichem Gebiete wohl bekannt, und ihre Namen bürgen dafür, daß das in einem geographischen Hausbuche bestimmte Werk auf der Höhe der Wissenschaft stehen wird. Der Ursprung der Gebirge, die Bildungsweise der Flachländer, der Thäler, der Klüfte, die Entstehung der Quellen und Bachläufe, die Entwickelung und Verbreitung der Thiere und Pflanzen ꝛc. ꝛc., soll in fesselnder, allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise dargestellt werden. Die Abbildungen der uns vorliegenden Lieferungen, von einigen Kärtchen zur Geschichte der Geographie abgesehen, sind gut und anschaulich.

Inhalt: Eduard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. IV. (Mit acht Abbildungen.) — Einige Worte über die Orotschonen. — Thomson's Expedition vom Nyassa zum Tanganjika. — Zur physikalischen Geographie Madagaskars. — Aus allen Erdtheilen: Die Traditionen der ausgestorbenen Eskhemin-Indianer. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 17. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Literarische Anzeige, betreffend: Naturhistorische Handbücher. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann (K. Thienemann's Verlag).

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

V.

Die Aussicht vom Alto de la Cruz auf die Laguna Cocha [1]) ist wahrhaft großartig. Ringsum lösten sich die Dünste, die sich fortgesetzt auf den Paramos (so heißen die rauhen, unbewohnten Gebirgsenden in 3000 bis 3500 m Höhe) kondensiren, in feinen Regen auf, der im Glanze der Sonnenstrahlen in allen Farben schillerte und der krautartigen Vegetation eine unvergleichliche Frische verlieh. Zur Linken ragt der Kegel des Vulkans Bordoncillo oder Patascoi in die Lüfte, an dessen Abhängen der mächtige Zufluß des Amazonenstromes, der Putumayo oder Iça, seine Quellen hat. Gegen Süden aber zog sich zu den Füßen der Reisenden in seiner ganzen Länge der See hin, dessen Oberfläche durch die vereinte Wirkung von Licht und Schatten wie polirtes Stahl erglänzte; dahinter erhoben sich höhere Berge, deren Faltungen die Schluchten verriethen, welche der Cocha Wasser zuführen. Zur Linken erhebt sich die ganz bewaldete Insel Corozo aus den Fluthen, und fern im Westen verschwindet die Wasserfläche jenseit des vierten Landvorsprungs im silbernen Dunste.

Während die Gesellschaft in den schönen Ausblick sich versenkend ruhte, kamen auf dem steinigen Wege vom See her zwei Mocoas- (oder Mocoanas-) Indianerinnen heraufgestiegen und machten Halt, erstaunt, daß sich Weiße in ihr Gebiet gewagt hatten. Sie waren nothdürftig mit einem Schurze um den Leib und einem hochkrämpigen Strohhute, wie sie in Pasto fabricirt werden, bekleidet. Der Pater Lazo fragte die jüngere von beiden in der Mocoa-Sprache aus und erfuhr, daß sie, wie ihre Mutter, das Geschäft einer cargnadera betreibe, d. h. auf den früher beschriebenen entsetzlichen Wegen Lac, Sassaparille, Farbstoffe, Hängematten und andere Dinge nach Pasto trage, welche von ihren Landsleuten der heißen Region gesammelt oder verfertigt werden. Auf alle Fragen des Padre, der sich anscheinend wenig schicklich dabei benahm, antwortete sie mit weicher Stimme und hohem Respekt und vergaß nicht, ihm, ehe sie weiter ging, die Hand zu küssen. André hatte sie während dessen beobachtet und von ihr folgende Beschreibung aufgezeichnet: rußbraune, glänzende Farbe, abgestutzte, krumme Nase mit feiner Spitze, großer wohlgestalteter Mund, schräge Augen, halblange, dicke, straffe, schwarze glänzende Haare, die in zwei vollen Büschen auf Ohren und Schultern herabfallen, volle fleischige Arme und Beine, zarte Extremitäten und sehr breite Schultern.

Auf zwei langen Stufenreihen, den escaleras grandes und chiquitas, steigt man vom Alto de la Cruz zum See hinunter; kletternd, kriechend, gleitend legte die Gesellschaft die schlimme Strecke zurück und erreichte kurz vor Anbruch der Nacht vollständig ermattet das Nachtquartier, den Rancho de Casapamba, der auf einem Hügel etwa 100 m über dem Spiegel des Sees liegt. Es war kalt, die Reisenden waren bis auf die Haut durchnäßt und sehnten sich mehr nach dem wärmenden Feuer, als dem Abendessen. Als man sich aber ein wenig geruht hatte und Musterung hielt, fehlten nicht weniger als sechs; vier davon waren auf Angabe der Peone verzweifelt nach Pasto zurückgekehrt — aber

[1]) Laguna Cocha ist ein Pleonasmus, da Cocha in der Sprache aller Indianer dieser Gegend dasselbe bedeutet, wie Laguna im Spanischen. André schlägt statt des obigen, freilich eingewurzelten Namen vor, den See nach seiner größten Insel Laguna Corozo zu nennen.

Digitized by Google

die beiden anderen, der Padre und Apolinario Santander, waren verschwunden, und kein Rufen und Schießen lockte sie herbei. Auch wollte und konnte niemand, da es inzwischen vollständig dunkel geworden war und unaufhörlich ein feiner kalter Regen herabrieselte, sich auf die Suche begeben. Erst am nächsten Morgen machten sich zwei Männer nach den Vermißten auf den Weg, während Ramirez, Scherff und André in Begleitung von drei Peonen dem See zuschritten, der von einem breiten Schilfgürtel umgeben ist. Nach wie vor hielt der Regen an und wurde eher stärker, als daß er nachließ, während man andererseits bald auf überschwemmtes Terrain gelangte. Im Gänsemarsche zogen die sechs einher, den Kopf gesenkt und bis an die Knie oder den Bauch im Wasser je nach der Bodenbeschaffenheit, und suchten sich zwischen den Erdhügeln, auf denen Cassien, Osmunda cinnamomea und niedliches rothes Schaumkraut wuchsen, ihren Weg. Die Peone trugen ein paar im Walde geschnittene Ruderstangen, um ein Boot, das auf dem See sich finden sollte, damit zu lenken. Länger als eine Stunde dauerte diese Wanderung, welche um so peinlicher war, als ein Riedgras ihren nackten Beinen zahllose schmerzende Wunden beibrachte. Doch hatte André die Freude, unterwegs eine riesige Bromeliacee von 10 m Schafthöhe zu entdecken, die er für neu hielt und in diesem Falle mit dem Namen Puya gigantea belegen will.

Nun wurde das Wasser tiefer, das Schilf lichter, vor ihnen lag der weite klare Spiegel der Cocha, und bald entdeckte auch das scharfe Auge des sie führenden Indianers das an einem festen Grasbüschel angebundene Boot. Dasselbe war zwar in einem sehr schlechten Zustande, aber sie bestiegen dasselbe doch, und André begann seine Beobachtungen, die er ab und zu durch Schüsse auf die zahlreichen Enten des Sees unterbrach. Die Temperatur der Luft betrug + 11°, die des Wassers merkwürdiger Weise mehr, nämlich + 13°. Die Einzelheiten seiner Erforschung übergeht er und theilt nur deren Resultate mit, so die Lage und die Namen aller in den See fließenden Ströme und Quebradas, welche selbst auf den besten bisherigen Karten nicht zu finden waren, die durch seine immerhin unvollkommene Aufnahme berichtigt werden (wobei zu bemerken ist, daß Dr. Reiß, welcher ein volles halbes Jahr in Pasto und dessen Umgebung verweilte, eine sehr genaue auf Dreieckmessungen beruhende Karte des Sees aufgenommen hat, von der wir nur wünschen müssen, daß sie bald an die Oeffentlichkeit gelangen möge).

Die Cocha, vom Alto de la Cruz aus gesehen.

Die Cocha wurde von den Conquistadoren entdeckt und von ihnen „mar dulce" oder auch nach dem Namen des anwohnenden Indianerstammes „Großer Mocoa-See" benannt. In den alten Chroniken wird ihm eine weit größere Länge und Breite zugeschrieben, als er in Wahrheit besitzt; er ist nämlich nur etwa 20 km lang und 2 bis 3 km breit. In seinem nordöstlichen Theile liegt die 10 bis 15 m hohe und etwa 12 bis 15 ha große Insel Corotá. Seine Ufer sind an den beiden Enden niedrig und überschwemmt, an den Langseiten aber hügelig und stellenweise selbst steil; der See besitzt zahlreiche Vorgebirge und Buchten, in welche im Ganzen 15 Rios und Quebradas münden, von denen die Codazzi'sche Karte nur eine einzige nennt. Am Nordende münden die Quebradas Niguayaco und el Salado, an der Ostküste die vier großen Quebradas las Moras, Isla larga, Quilimsayaco und Moncodenoï; dann kommt man am Südende des Sees an seinen Ausfluß, den „desaguë", welcher mit dem Rio Guamoes, einem Zuflusse des Putumayo, identisch ist, und begegnet, wenn man längs des westlichen Ufers wieder nach dem Nordende zurückkehrt, folgenden zahlreichen Zuflüssen: Atouramos (groß); Chaquilulo (klein); Atunturupamba (klein); Sixiturupamba (klein); Romérillo (groß); Motilon (groß); Cundiaco (groß); Palupamba (klein); Llanopamba (klein) und Corral.

Rodriguez war es, der im Juli 1875 in Begleitung von Garcia Ordonez die Identität des Desaguë und Rio Guamoes festgestellt hat. Im November desselben Jahres rüstete er eine zweite regelrechte Expedition aus, an welcher er aber nicht selbst Theil nehmen konnte, um zu erfahren, ob man nicht von der Cocha aus zu Wasser den Unterlauf des Guamoes und den Putumayo erreichen und die Chinarinde auf

Digitized by Google

diesem Wege direkt nach dem Amazonenſtrome verſchicken könne. Die Expedition drang neun Tagereiſen weit vor, fand aber dort den Fluß ſo voller Felſen und Schnellen, daß ſie nach 21 Tagen voll unſäglicher Anſtrengungen unverrichteter Sache zurückkehrte und jede Verbindung dort für unmöglich erklärte.

Die Tiefe der Cocha wechſelt ſehr; am Desagüe beträgt ſie 17 Faden, und die größten Tiefen finden ſich in der Richtung nach dem Vulkan Bordoncillo. An mehreren Stellen im Süden ſieht man auf ſeiner Oberfläche Streifen weißen Waſſers, die einen ſtarken Schwefelwaſſerſtoffgeruch verbreiten und wohl vulkaniſchen Urſprungs ſind. Ihnen iſt es wohl zuzuſchreiben, daß ſich im See keine Fiſche finden. Ein Fehler an ſeinem Barometer verhinderte André, die Höhe der Laguna zu meſſen, was er um ſo mehr bedauert, als ihm die 2000 Meter, die man ihm zuſpricht, unter der Wirklichkeit zurückzubleiben ſcheinen. (Dr. Reiß hat eine Höhe von 2750 m gefunden; ſ. H. Kiepert's Karte in Zeitſchrift der Geſ. für Erdk. 1876, Taf. III.) In früheren Zeiten führte rings um das Ufer des Sees ein Weg herum; heute iſt derſelbe verſchwunden, und es wohnen an ihm nur wenige Indianer, obwohl die nahen Wälder eine große Fülle koſtbarer vegetabiliſcher Produkte enthalten.

Als André nach dem Rancho Caſapamba zurückkehrte, waren dort inzwiſchen auch die beiden Vermißten eingetroffen, wenn auch in erbärmlichem Zuſtande. Durſtig bekleidet, halb erfroren, mit leerem Magen, ohne Schutz und Obdach und in tiefer Dunkelheit hatten ſie die zwölf tödtlich langen Stunden einer Tropennacht unter ſtrömendem Regen durchwacht, zuweilen aufgeſchreckt durch das Gebrüll eines Jaguars. Man rieb ſie mit Branntwein ein, erwärmte ſie und gab ihnen zu eſſen — ihre Jugend verhalf ihnen raſch wieder zu einer beſſern Stimmung, und der Abend verging unter luſtigem Plaudern, Geſchichtenerzählen und dergleichen. Hier ein Räthſel, welches einer der Paſtuſos aufgab:

Was findet ſich in einer Mühle, was unumgänglich iſt und doch nicht nothwendig, das zu nichts dient und ohne das nichts fertig gebracht wird? — Antwort:

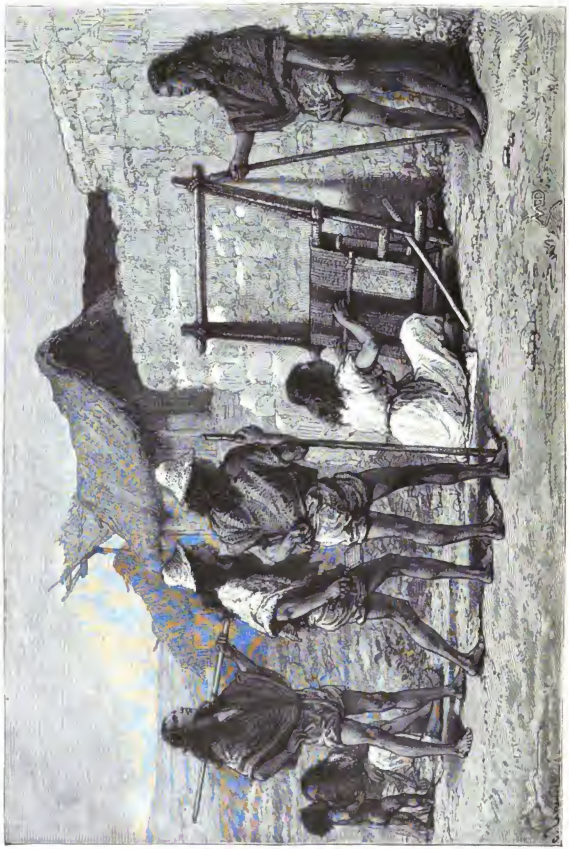
Das Geklapper.

Schweigend ſaßen einige Indianer mit ihren Frauen in der Ecke und hielten ſich ruhig, trotzdem man ihnen ihren Antheil am Branntwein nicht vorenthielt; André verſuchte mit Glück, den Wirth Ildefonſo Jojoa zum Reden zu bringen. Er wußte, daß derſelbe von den Indianern der Umgegend als Abkömmling ihrer alten Kaziken wie ihr Oberhaupt betrachtet wurde und mertwürdige Geſchichten zu erzählen hatte. André hatte ihn bereits dadurch günſtig geſtimmt, daß er von ſeiner Frau Maria Mauricia Jojoa und ſeiner Tochter ein Portrait in Bleiſtift gezeichnet hatte; als er ihm nun gar mittheilte, daß die franzöſiſche Regie-

Maria Mauricia Jojoa und ihre Tochter in Caſapamba.

Plan einer Hütte der Mocoas-Indianer.

Digitized by Google



Sebondoyes-Indianer, dem Weben einer Cobija zuschauend.

Digitized by Google

rung seine Erzählungen veröffentlichen wolle, warun die Schleusen seiner Beredtsamkeit geöffnet. Nun erklärte er, daß einer seiner Vorfahren Groß-Kazike der Cocha und ihrer Umgebung gewesen und er deshalb Herr desselben Gebietes sei. Die Leute von blauem Blute hielten dasselbe zwar für herrenlos; das sei aber nicht wahr. Wenn die Regierung in Pasto — fuhr er hitziger werdend fort — einen Hauptmann nach der Cocha schickte, werde er sagen, er sei General; und wenn sie einen General schickte, so werde er fünfhundert Mann aufbieten und denselben sammt seinen Soldaten in die Cocha werfen. Ueberhaupt kam letzterer Name in seiner pathetischen, aus Spanisch und Maeos gemischten Rede häufig vor, und es ist offenbar, daß der See auf die Einbildungskraft der Indianer eine große Wirkung ausübt, wozu das geheimnißvolle Getöse im Berge Bordoncillo (Patoscoi) das Seinige beiträgt. Die Sage

von dem See, welche Jojoa mittheilte, lautet aber folgendermaßen. Vor 3000 Jahren gab es noch keine Cocha; an seiner Stelle befand sich ein großes, gut angebautes, aber wasserloses Thal, in welchem ein Haus stand. Eines Tages kamen zwei arme Wanderer, Mann und Frau, und forderten dort Unterkunft, welche die Bewohner ihnen abschlugen. Die Wanderer blieben also an der Thür und baten nur um etwas Trinkwasser. Man gab ihnen ein pilche (kleines Holzgefäß) voll Wasser; sie tranken aber nicht, sondern legten sich auf den Boden und schütteten das Wasser zu ihren Füßen aus. Dort breitete sich dasselbe immer weiter und weiter aus und bildete schließlich die Cocha, auf welcher sich Mann und Frau einschifften. Letztere war nämlich verheirathet und mit ihrem Liebhaber geflohen. Ihr Ehemann verfolgte sie, kam an das Ufer des Sees, und machte sich, um ihrer habhaft zu werden, daran, das Wasser

desselben auszutrinken. Das hatte er schon zur Hälfte gethan, als eine Bremse (tabano) ihn in die Stirn stach; er starb sofort und wurde in einen Berg verwandelt, der seitdem Alto de Tabano heißt. — Alle Bemühungen André's, den Schluß dieser nicht sehr moralischen Geschichte von Jojoa zu erfahren, blieben vergeblich, und so legte sich die ganze Gesellschaft schlafen, die einen auf der bloßen Erde, die anderen auf Schilfbündeln, die der See als Luxusbett lieferte.

Ehe die Gesellschaft am nächsten Morgen nach Pasto zurückkehrte, machte André in der Umgebung des Rancho eine reichliche Pflanzenernte. Die Vegetation wies ähnliche Vertreter wie im mittlern Europa und selbst Arten auf, welche der alten und neuen Welt gemeinsam sind. Zuletzt nahm er auch noch den Grundriß des armseligen Hauses auf, in welchem 17 Personen übernachtet hatten (leider vergißt er, die Letztern in demselben näher zu erklären) und kehrte dann, mit reichen botanischen Schätzen und voller Erinnerungen nach Pasto zurück, wo der Zustand seines Dieners sich inzwischen sehr zum Bessern gewandt hatte. Freilich war seine Krankheit nicht ganz ohne Einfluß auf den weitern Reiseplan geblieben; denn die Regenzeit nahete heran, und André konnte nun nicht mehr daran denken, von Ecuador aus, wie er gehofft hatte, in das Becken des Amazonenstromes hinabzusteigen und dabei einen von dessen unerforschten Nebenflüssen, den Pastaza oder Morona, näher zu untersuchen. Doch blieb auch so noch genug zu thun übrig; denn zwischen Pasto und der ecuadorianischen Grenze lagen ja zu beiden Seiten der Cordillere weite Strecken, die noch nie der Fuß

Wiege der Indianer in Yucuanquer.

Haus auf dem Wege nach Tuquerres.

eines Naturforschers betreten hatte. Zwar hatte Humboldt die Hochebenen bei Tuquerres rasch durchzogen, aber seine Aufmerksamkeit mehr den physikalischen Erscheinungen zugewendet; Hartweg hatte dort nichts gesammelt, wohl aber Jameson von Quito aus und dabei wahre Schätze entdeckt. Im Jahre 1854 hatte Karsten eine reiche Sammlung dort angelegt, sie aber bei einem Brande in Tumaco gänzlich wieder eingebüßt. Nur Triana hatte etwa zur selben Zeit dort botanisirt und nach vielen Mühseligkeiten und nachdem einer seiner Begleiter gestorben und mehrere schwer erkrankt waren, zahlreiche für die Wissenschaft neue Pflanzen heimgebracht, trotzdem er nur so obenhin gesammelt hatte. André verschob also seine Reise nach Quito auf spätere Zeit, während Fritz von Scherff sich jetzt von ihm trennte, Peru, Bolivia, Argentina und Brasilien besuchte und ihn erst 18 Monate später in Paris wieder sah.

Zunächst aber gab es in Pasto noch mancherlei mit den Sammlungen zu thun, allerhand in der Stadt zu besehen, Gegenstände des dortigen Gewerbefleißes einzukaufen, wie Strohhüte, die oben erwähnten lackirten Holzgefäße und die Cobijas, sowie deren Fabrikation kennen zu lernen. Auch auf dem Markte, der sonst dieselben Vegetabilien wie zu Anfang darbot, lernte er manches Neue kennen. Darunter war: Licamancha, doppeltkohlensaurer Kalk, der beim Vieh gegen Würmer angewendet und von den Guaicozos (Indianern vom Guaitará) zur Stadt gebracht wird; denselben Zweck hat Jabon de cujaca, das aus Talg, Bohnen und den zwei Pflanzen Chumacan und Cujaca (letzteres ein Solanum)

fabricirt wird; Cumino, Mischung von Kümmel und Pfeffer, die als Gewürz gebraucht wird; Achupallas, wie die Bromeliaceen im Pasto heißen, wo man sie zum Verpacken braucht; die herrlichen orangefarbenen fleischigen Blüthen einer Bacconie zu Blumensträußen; Quillototo, eine baumartige Bignoniacee (Tecoma chrysantha), die man zum Bleichreinigen verwendet und ihrer großen gelben Blüthen wegen auch in Gärten zieht, und eine Reihe von Früchten. Alle diese Produkte waren meist in künstlich angeordnete und selbst geschmackvoll geflochtene Deckblätter von Mais verpackt.

Am 15. Mai verließ André Pasto, während Jean einstweilen zurückblieb und Befehl erhielt, acht Tage später in Tuquerres zu ihm zu stoßen. André hatte hier einen großen Neger, Manuel Cardenas, als Diener gemiethet; außerdem war ihm M. Jules Thomas, ein seit 16 Jahren in Tuquerrés ansässiger Franzose, an welchen er empfohlen war, entgegengereist und hatte sich ihm zur Verfügung gestellt. So reisten sie denn zusammen gen Süden. Bis nach Yucunaquer hat die Gegend nichts Charakteristisches; beim Ueberschreiten der Montaniuela südlich von Pasto fand André auf dem Paramo dieselbe Vegetation wie auf dem Alto de Arandne und dieselbe vulkanische Formation mit einzelnen vorspringenden glitschigen Stellen. Yucunaquer (1670 m, mittlere Jahrestemperatur + 16°) ist ein ziemlich großes Dorf der Sebondoyes-Indianer, deren elegante Formen, großer und schlanker Wuchs, dunkele Haut und lange schwarze Haare dem Fremden wohl gefallen. Nicht dasselbe ist der Fall mit ihrer übertriebenen Faulheit: ganze Tage lang schlendern sie, in ihre herkömmliche Cusma gekleidet, phlegmatisch umher, spielen mit einer Gerte oder auf einer Rohrflöte, oder schauen verächtlich einer armen Frau beim Weben der Cobija zu, von deren Erlös sie doch leben. Die Hütten des Dorfes bieten in ihrem Innern nichts Besonderes, ausgenommen etwa die Form der Kinderwiegen. Es sind das viereckige Körbe aus Bambusstücken, die mit Stricken an einen Deckenbalken aufgehängt sind; eine ebenso einfach ländliche wie zierliche Schaukel.

Um 6 Uhr Abends erreichten die Reisenden Tacuya (1876 m), eine bedeutende Hacienda unweit des 200 m tiefer strömenden Rio Guaitará, deren Besitzer Don Domingo Rosero sie gastfreundlich aufnahm und sie mit seiner Wirthschaft bekannt machte. Er baut Zuckerrohr, Bananen, eine vorzügliche Varietät der Chirimoya, Orangen, Indigo und auf den höher gelegenen Partien Getreide. Die merkwürdigste Pflanze, die André sonst nicht wieder angetroffen hat, ist ein Nachtschatten mit großer grüner eßbarer Frucht von vortrefflichem Geschmacke und der Gestalt eines länglichen Apfels, verschieden von den bei Pasto erwähnten naranjillas.

Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr begann der schwindelnde Abstieg in das Thal des Guaitará, der einer der Hauptzuflüsse des Patia ist und am Vulkan Chiles an der Grenze Ecuadors entspringt. Er fließt zwischen den denkbar steilsten Felswänden, die mitunter 900 m Höhe erreichen. Sein Bett liegt nur wenige Meilen vom Alto de Arandna, der 3100 m Höhe hat, entfernt, nur 1650 m hoch, also ein Unterschied von 1446 m gegen die Hochebenen in der Umgebung von Pasto. Es giebt auf der Erde wenig so enge und so tiefe Thäler wie dieses. Von den trachytischen Vulkanen dieses Gebietes abgesehen, besteht das Terrain hier aus Sandstein und feinkörnigem Glimmerschiefer, wie man am besten an der Uebergangsstelle über den Guaitará sehen kann, welche die Reisenden nach Passirung einiger ebenso malerischer als gefährlicher Stellen glücklich erreichten. Jenseits führte der Weg über stufenweise sich folgende horizontale Flächen (mesas) geschichteten Gesteins, bis verschiedene auf Pfählen errichtete Häuser die Nähe einer größern Ortschaft, die von Tuquerres, anzeigten.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

I.

Eine Nachricht aus Washington vom 2. März 1879 meldete, daß der Präsident der Vereinigten Staaten, Hayes, die Bill gegen die Einwanderung der Chinesen, welche in letzter Zeit die Bevölkerung namentlich der westlichen Provinzen und in erster Stelle die von Californien vielfach beschäftigt und aufgeregt hatte, verworfen habe, nachdem dieselbe schon von beiden Häusern des Kongresses genehmigt worden war. Präsident Hayes sprach dem Kongresse das Recht ab, Veränderungen in den zwischen Nordamerika und anderen Ländern bestehenden Verträgen herzustellen. Er berufe sich zugleich darauf, daß die gegen die Einwanderung der Chinesen gerichtete Bill, nach welcher mit seinem der in irgend einen Hafen von Nordamerika einlaufenden Schiffe nach dortigen mehr als fünfzehn Eingeborene aus dem Reiche der Mitte übergeführt werden sollten, wenn dieselbe von ihm sanktionirt wäre, die materiellen Interessen der Vereinigten Staaten in einem hohen Grade benachtheiligen würde. Außerdem aber müsse er auch schon mit Hinblick auf den sogenannten Burlingame-Vertrag der erwähnten Bill seine Sanktion verweigern. Der genannte Vertrag von 1868 stellte unter anderen nach dem Principe vollständigster Gegenseitigkeit, das „natürliche und unveräußerliche" Recht der Auswanderung der Bewohner des einen Landes nach dem andern und freie Zulassung daselbst fest, gleichviel ob bloß vorübergehend für Handelszwecke oder für bleibenden Aufenthalt und eben so auch die vollkommenste Religionsfreiheit.

Obgleich Burlingame unmittelbar darauf, in gleicher Weise wie mit Nordamerika, auch mit England, Frankreich, dem damals noch bestehenden Norddeutschen Bunde und Rußland die zwischen diesen Staaten und China bestehenden Verträge erneuerte und erweiterte, so zog doch keiner dieser letzteren hiervon so große Vortheile wie der nordamerikanische Freistaat.

Die Handelsbeziehungen zwischen diesem und China, hauptsächlich aber die Ausfuhr aus San Francisco nach dem Reiche der Mitte, nahmen, indem sie mit der überraschend schnellen Entwickelung aller Kulturverhältnisse in Californien stets gleichen Schritt hielten, fortwährend an Umfang zu. Sehr bald stellte sich als Thatsache heraus, daß die westlichen Provinzen der Vereinigten Staaten, in erster Stelle aber Californien, hinsichtlich des Absatzes der immer massenhafter werdenden, das eigene Bedürfniß weit

Digitized by Google

übersteigenden Erzeugnisse ihres Ackerbaues auf kein anderes Land der Erde so direkt hingewiesen seien als auf China mit seiner 450 Millionen zählenden, so dringend nach Nahrungsmitteln ausgerichteten Bevölkerung. Wie höchst beträchtlich der Export von Nahrungsmitteln aus den Vereinigten Staaten nach China geworden ist, geht aus dem einen Umstand hervor, daß daselbst während der letzten Jahre alljährlichentlich nicht weniger als 25 000 bis 30 000 Fässer amerikanisches Mehl eingeführt wurden. Ebenso gehen auch fortwährend, hauptsächlich aus den großartigen Schlächtereien zu Cincinnati, sehr bedeutende Mengen gesalzenen Fleisches, namentlich von dem von Schweinen, nach China. Für Californien ist der Ausfuhrhandel nach China von so großer Bedeutung geworden, daß man ihn, ohne zu übertreiben, als eine Lebensfrage für dieses so merkwürdig, fast fabelhaft schnell aufblühende Land bezeichnen darf. Zu diesem schnellen Aufblühen aber hat die Auswanderung von Chinesen dorthin nicht unwesentlich beigetragen.

Ihre erste Einwanderung daselbst fand im Jahre 1852 statt, als der Ruf von den am westlichen Strande des Stillen Weltmeeres entdeckten Goldlagern sich auch nach dem Himmlischen Reiche verbreitet hatte. Auch die Söhne desselben verlangten nach einem Antheile an jenen Schätzen, von denen damals so viele golddürstige Abenteurer aus allen Weltgegenden nach den Ufern des Sacramento hingelockt wurden. Die Zahl der chinesischen Einwanderer in Californien, hauptsächlich aus den Provinzen Kwang-tung und Kwang-si, wurde von Jahr zu Jahr größer, umfaßte aber bis noch vor zehn Jahren meistens nur Personen der niedrigsten Volksklasse und solche, denen der Lebensunterhalt in ihrem Vaterlande schwer fiel. Die Mehrzahl von ihnen ging auch nicht nach Californien, um daselbst einen bleibenden Wohnsitz zu finden, sondern mit dem Vornehmen, sobald sie durch Fleiß und Sparsamkeit in den Besitz einer mäßigen Geldsumme gelangt wären, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Nicht Wenige erreichten auch wirklich dieses Ziel in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Solche Erfolge aber reizten immer viele ihrer Landsleute dazu an, sich ebenfalls nach Californien zu begeben.

Auch eine gewisse, wiewohl nicht sehr bedeutende Anzahl chinesischer Frauen, allerdings stets nur aus der niedrigsten Volksklasse, wurde durch die Aussicht auf schnellen Geldgewinn dorthin gelockt. Dieselben wurden aber, zumal nach lange nach der Entdeckung der Goldlager das weibliche Geschlecht in Californien nur sehr spärlich vertreten war, fast ohne Ausnahme Dienerinnen der öffentlichen Prostitution und gaben, besonders in San Francisco, dem bessern Theile der europäischen Bevölkerung nicht selten Anlaß zu großem Aergernis.

Eine wesentliche Veränderung in der chinesischen Einwanderung fand im Jahre 1868 nach Abschluß des schon erwähnten Burlingame-Vertrages statt. In Folge nämlich davon, daß dieser Vertrag, auf der Grundlage der vollständigsten Reciprocität, den chinesischen Auswanderern nach den Vereinigten Staaten ganz denselben Schutz, ganz dieselben Rechte und Freiheiten zuerkannte, deren sich die Deutschen, Irländer und Angehörigen aller anderen außereuropäischen Kulturstaaten auf dem nordamerikanischen Grundgebiete erfreuen, wanderten, außer Personen aus der niedrigsten Volksklasse, in wachsender Anzahl auch solche aus China nach Kalifornien aus, die, dem Mittelstande angehörend, einen höhern Grad von Bildung besaßen und zugleich mit einem größern oder geringern Geldvorrathe versehen waren. Viele von diesen brachten ihre Frauen und Kinder entweder gleich mit oder ließen sie bald nach ihrer Ankunft in Californien nachkommen. Das letztere geschah auch immer häufiger von älteren Einwanderern, die bei ihrer Abreise aus China daselbst eine Familie zurückgelassen hatten und zu Wohlstand gelangt waren, ohne besondere Sehnsucht nach Rückkehr in ihr Vaterland zu empfinden. Der Umstand, daß in dem Jahre, wo der Burlingame-Vertrag zum Abschluß gelangte, auch die Dampfschiffe der von der Regierung zu Washington mit einer halben Million Dollars im Jahre subsidiirten Pacific-Mail-Steam-Ship-Company ihre Fahrten, einmal im Monat von San Francisco nach Jokohama und Hong-Kong, sowie ebenso oft von Hong-Kong nach San Francisco, begannen, begünstigte das Anwachsen der chinesischen Kolonie in Californien ganz besonders. Jedes dieser von Hong-Kong zurückkehrenden Dampfschiffe pflegte 1200 bis 1500 Chinesen nach San Francisco überzuführen. Die Zahl der mit denselben Dampfern nach ihrem Vaterlande zurückkehrenden Chinesen aber war und ist jedesmal eine viel geringere, sich nur auf wenige Hunderte beilaufend.

Die Auswanderung von gebildeteren und nicht unbegüterten Chinesen in zunehmender Anzahl nach Californien, theilweise mit ihren Familien und in der Hoffnung, daselbst eine neue, dauernde Wohnstätte zu finden, blieb nicht ohne tiefere Einwirkung auf alle Verhältnisse der dortigen chinesischen Immigranten im Allgemeinen. Sie nämlich, und im Anschluß an sie auch die meisten ihrer schon früher eingewanderten und bereits wohlhabend gewordenen Landsleute, gründeten nämlich mehrere, näher und ferner mit einander in Verband stehende Genossenschaften, um der sich immer mehr ausbreitenden chinesischen Kolonie einen festern socialen, materiellen und gewissermaßen auch politischen und moralischen Zusammenhalt zu verleihen. Die Gründung dieser Genossenschaften entsprach ganz dem Volkscharakter der Chinesen, bei denen das Associationswesen von jeher eine so bedeutende Stelle eingenommen hat.

Diese Genossenschaften unterstützen einander und jede von ihnen ihre Mitglieder mit Rath und That. Namentlich ist ihre fürsorge auch auf die neuen Einwanderer gerichtet. Sie suchen das Loos der ärmeren und unglücklicheren unter ihren Landsleuten nach Kräften zu verbessern, sorgen für die Verpflegung von Kranken und den Unterhalt von hülfsbedürftigen Wittwen und Waisen. Von besonderer Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß die zu San Francisco lebenden Vorstände dieser Genossenschaften über die Mitglieder der letzteren, in Folge freiwilliger Uebereinkunft mit ihnen, wiewohl nur ganz im Geheimen, die Jurisdiktion ausüben, um hierdurch so viel wie möglich die Einmischung der amerikanischen Gerichtsbehörden in die inneren Angelegenheiten der chinesischen Kolonien zu vermeiden. Auch trachten sie stets, wenn zwischen ihren Landsleuten und den Weißen Streitigkeiten stattfinden, so viel sie es nur können, beschwichtigend, schlichtend und vermittelnd einzuschreiten. Hierzu aber bietet sich bei dem sich immer steigernden Hasse der weißen Bevölkerung von Californien gegen die chinesische und der zunehmenden Erbitterung dieser letztern über die ihr von jener zu Theil werdenden Unterdrückung und Mißhandlung, nur all zu oft Gelegenheit.

Den Bemühungen dieser Vorstände der chinesischen Kolonie, welche jetzt schon, nach fehr von einander abweichenden Abgaben 100 000 bis 150 000 Seelen umfassen soll, von denen 30 000 bis 35 000 in San Francisco leben, hat man es fast allein nur zu danken, daß nicht schon längst an dem westlichen Ufer des Großen Oceans, ein erbitterter blutiger Streit zwischen den Vertretern des mongolischen und denen des arischen Racenelementes ausgebrochen ist.

Die ersten chinesischen Auswanderer nach Californien wurden bloß durch die Hoffnung dorthin gelockt, daselbst

Digitized by Google

durch Goldgraben in kurzer Zeit zu einigem Vermögen gelangen zu können. Eine größere oder kleinere Zahl von ihnen trat in eine Gesellschaft zusammen, kaufte für gemeinschaftliches Geld eine vortheilhaft erscheinende Stelle, um dort eine Grube zu öffnen, und vertheilte unter sich sowohl die Arbeit als den Gewinn. Häufig aber konnten die chinesischen Grubenarbeiter, wenn die von ihnen käuflich erstandenen Stellen, die Placers in der Minensprache, sich auch noch so ergiebig zeigten, ihres Gewinnes doch nicht froh werden. Denn ebenso wie aus China, sand auch, um von den Oststaaten Nordamerikas gar nicht zu reden, auch aus allen europäischen Ländern, aus Mexico und sämmtlichen südamerikanischen Staaten ein fortwährendes Zuströmen von Glücksuchern und Abenteurern nach den Goldfeldern Californiens statt. Diese letztere Einwanderung aber war nicht nur zahlreicher als die chinesische, sondern übertraf dieselbe auch an physischer Kraft, verwegenem Unternehmungsgeist und ebenso an keine Rücksichten irgend einer Art kennender Gewissenlosigkeit. Großentheils den Auswurf und Abschaum der von ihnen vertretenen Völker bildend, bedachten sich diese weißen Goldsucher keinen Augenblick, die Chinesen, wenn die diesen gehörenden Placers ergiebiger als ihre eigenen waren, daraus gewaltsam zu vertreiben, sie der bereits gewonnenen Ausbeute zu berauben, ja selbst schonungslos sie zu tödten, so oft dieselben den Versuch machten, sich den gewaltsamen Eingriffen in ihr Eigenthum mit Gewalt zu widersetzen.

Mit Blutvergießen verbundene Gewaltthaten dieser Art kamen in jener frühern Zeit, als die socialen Verhältnisse in Californien noch durchaus chaotische waren und daselbst kein anderes Recht als das des Stärkern zur Geltung gelangte, sehr häufig vor und blieben immer unbestraft. Sie fanden aber auch noch später, als die Verhältnisse schon mehr und mehr geordnet und die besseren Elemente in der Bevölkerung von den schlechteren bereits abgeschieden und zur Herrschaft gelangt waren, ja sogar noch nach Abschluß des Burlingame-Vertrages und bis auf die Gegenwart gar nicht selten statt.

In solchen Fällen aber wurden die weißen Missethäter, ebensowenig wie früher, von der strafenden Gerechtigkeit erreicht. Denn so oft Fälle von an Chinesen verübtem Raub, Todtschlag und Mord vor ein amerikanisches Gericht gelangten, eben so oft wurden die Angeklagten auch freigesprochen, da niemals ein Weißer zu Gunsten eines Chinesen eine Erklärung gegen Beschuldigte seiner Farbe abgab und Chinesen als Zeugen für ihre Landsleute gegen Weiße nicht zugelassen wurden. Keine Jury in Californien wagte jemals zu Gunsten von Chinesen ein Verdikt gegen Nordamerikaner oder daselbst ansässig gewordene Europäer auszusprechen. Der durch den Burlingame-Vertrag den Chinesen überall in den Vereinigten Staaten zugesicherte Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums ist für die in Californien lebenden immer illusorisch geblieben.

Aus diesen Gründe verließen schon nicht wenige von den ersten chinesischen Goldgräbern die Minendistrikte, um auf andere Weise durch Handarbeit, welche zu jener Zeit, wo San Francisco erst im Entstehen war, sehr gesucht und theuer bezahlt wurde, mit größerer Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum ihren Unterhalt und zugleich etwas Vermögen zu erwerben. Andere sahen von dem Grubenbau für eigene Rechnung und Gefahr gleichfalls ab, verdingten sich aber statt dessen gegen einen festen Tagelohn an Genossenschaften weißer Goldgräber. Viele fingen auch an, sich mit Acker- und Gartenbau zu beschäftigen, wofür die Chinesen, wie ja bekannt ist, ebensoviel Neigung als Anlage und Geschicklichkeit besitzen. Je rascher aber die Hauptstadt zu großartigen Verhältnissen emporstieg und zugleich auch die wunderbare Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens von Californien die Aufmerksamkeit auf sich zog und zur Kultur desselben Veranlassung gab, und je mehr Handel, Industrie und Fabrikwesen sich zu entwickeln begann, um so mehr waren die chinesischen Immigranten als tüchtige, intelligente und zuverlässige Arbeiter willkommen, zumal damals noch nach allen Seiten hin sich Mangel an Arbeitskräften höchst fühlbar machte.

Hierdurch aber kam es, daß eine Menge neu ankommender Einwanderer sich gar nicht nach den Minendistrikten hinbegab, sondern gleich von vornherein andere Beschäftigungen ergriff. Ein sehr wichtiger Umstand für die Arbeitgeber war der und ist es auch noch, daß chinesische Arbeitskräfte ungleich billiger zu stehen kommen, als europäische. Das Tagewerk, welches vier Chinesen verrichten, steht dem von drei starken europäischen Arbeitern gleich. Hierfür erhält der Chinese aber nur den vierten, höchstens den dritten Theil von dem Lohne des weißen Arbeiters. Als Baron von Hübner 1871 in Californien war, bezahlte der weiße Arbeiter in den Minen, außer der Nahrung, an Tagelohn drei, drittehalb bis vier Dollar, während der chinesische, nicht verköstigt werdende Arbeiter mit fünfundsiebenzig Cents, mit einem, höchstens mit anderthalb Dollar zufrieden war.

Von allergrößter Wichtigkeit wurde das Vorhandensein der chinesischen Arbeitskräfte in Californien bei dem Wegebau und anderen Unternehmungen ähnlicher Art. Die rasche Vollendung der Pacificeisenbahn, welche den 10. Juni 1869 eröffnet wurde, und ebenso der der verschiedenen, sich an dieselbe anschließenden, das californische Eisenbahnnetz bildenden Zweigbahnen, wie der zwischen San Francisco und San José; der zwischen San José und Monterey, Oakland und San Antonio; San Francisco und Sacramento; der Linien zwischen Folsom und Placerville, zwischen Folsom und Lincoln sowie endlich der zwischen letztgenannten Orte und Marysville ist hauptsächlich den chinesischen Arbeitern zu danken. Auch bei der Anlage aller übrigen Wege in Californien und Nevada sind vorzugsweise Chinesen als Erdarbeiter beschäftigt gewesen.

Man darf also mit Bezug auch hierauf mit Recht daselbe behaupten, was schon oben bemerkt wurde, als von dem Ausfuhrhandel von San Francisco nach China die Rede war, nämlich daß die Einwanderung der Chinesen nach Californien wesentlich zu dem so überraschend schnellen Aufblühen dieses merkwürdigen Landes beigetragen habe.

In dem Maße aber, als ungefähr zehn bis zwölf Jahre, nachdem Kapitän Sutter aus Basel 1848 in dem Wassergange einer von ihm an einem Zuflusse des Sacramento angelegten Sägemühle die ersten Klumpen angeschwemmten Goldes entdeckt hatte, die angespülten Lager dieses Metalles allmälig mehr und mehr erschöpft wurden und die Gewinnung derselben nicht mehr durch bloßes Auswaschen aus dem Boden der Gebirgsbäche und künstlich angelegter Rinnsale geschehen konnte, sondern einen regelmäßigen, ein bedeutendes Anlagekapital erheischenden Abbau her von Goldadern durchzogenen Quarzfelsen, kostbare Stampfwerkzeuge des goldhaltigen Gesteines und andere technische Vorrichtungen erforderte, bei denen die Kraft des Dampfes die des Menschen verdrängte, wodurch eine Menge von weißen Goldgräbern des untersten Ranges gezwungen ward, sich anderen Beschäftigungen zuzuwenden, zugleich aber das Zuströmen neuer Einwanderer aus Amerika und Europa, namentlich aber von Irländern, noch immer anhielt, ja selbst zunahm, und ebenso auch die Zahl der chinesischen Immigranten fortwährend anwuchs, machte sich der Mangel an Arbeitskräften immer weniger fühlbar und die Konkurrenz, welche die Arbeiter der mongolischen Race jenen der arischen machten,

Digitized by Google

trat immer mehr in den Vordergrund, um einen glühenden, gegenseitigen Racenhaß zu erzeugen.

Der Ursprung dieses Hasses, welcher in der oben erwähnten, von der weißen Bevölkerung der Weststaaten Nordamerikas veranlaßten, von beiden Häusern des Congresses acceptirten, von dem Präsidenten Hayes aber verworfenen Bill gegen die Einwanderung der Chinesen zum Ausdruck gekommen ist, wird von Herrn von Hübner als „eine Frage von Dollars und Cents“ bezeichnet. Dieser Gedanke ist, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil richtig. Denn mit chinesischen Arbeitern, welche, wie gezeigt wurde, mit einem Drittel, höchstens mit der Hälfte des von Weißen beanspruchten Tagelohnes zufrieden sind, können die letzteren, zum wenigstens auf die Dauer, in keiner Weise konkurriren, sogar die Söhne des grünen Erin nicht, wiewohl diese, gleich denen des Reiches der Mitte, vor keiner Arbeit, selbst der niedrigsten und untergeordnetsten, zurückschrecken, auch von allen weißen Arbeitern sich mit dem niedrigsten Lohne begnügen.

Die Chinesen können mit Bezug auf das Aequivalent für ihre Thätigkeit geringere Forderungen stellen als die weißen Arbeiter, welcher Nationalität die letzteren auch angehören. Sie verstehen nämlich, so lange sie noch arm sind, in einer Weise, wie kaum ein anderes Volk der Erde zu sparen und einfach zu leben, von ihrem Erworbenen aber, solches möge anfangs auch noch so unbedeutend sein, stets einen Theil bei Seite zu legen und diesen Gewinn durch intelligente, unermüdliche Betriebsamkeit nach allen Seiten hin zu vermehren. Selbst der ärmste Chinese verzehrt niemals seinen ganzen täglichen Verdienst, sondern behält immer einen Theil hiervon zurück, um auf die eine oder andere Weise damit zu wegoziren. Die Folge hiervon ist, daß die meisten von ihnen früher oder später zu einigen Vermögen und selbst zu Wohlstand und Reichthum gelangen. Das bei den Chinesen in einem so hohen Grade bestehende Associationswesen begünstigt das Bauauskommen des Einzelnen nicht wenig.

In den Städten Californiens finden die Chinesen die mannigfachste Beschäftigung. Viele ernährt der Handel, und sind unter diesen alle merkantilischen Rangstufen, von den Großhändlern und Chefs reicher und ausgebreiteter Handelshäuser bis hinab zu den unbedeutendsten Kleinhändlern und Hausirern, vertreten. Andere, in großer Zahl, sind Hausbediente, namentlich Köche, Kellner in den Gasthöfen und Aufwärter auf den Schiffen der großen Dampfschiffahrtsgesellschaften. Auch die Matrosen der letzteren, selbst auf denen der Pacific-Mail-Steam-Ship-Company, sind Chinesen. Eine größere Anzahl derselben muß das ersetzen, was ihnen, im Vergleich mit amerikanischen oder europäischen Matrosen, an Körperkraft und eigentlicher seemännischer Tüchtigkeit abgeht. Auch in den Fabriken und industriellen Unternehmungen jeder Art besteht die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter aus Chinesen. Das Geschäft der Wäscher wird fast ausschließlich von ihnen betrieben. Auf dem Lande aber sind sie, mit ebensoviel Geschick als Erfolg, Ackerbauer, Gemüsezüchter und Gärtner.

In allen genannten aber und sehr vielen anderen Geschäften und Hantirungen machen in Californien die chinesischen Arbeiter denen von weißer Gesichtsfarbe, deren Anzahl immer zunimmt, eine mächtige, für diese unüberwindbare Konkurrenz. Den Arbeitgebern kann man nicht verübeln, daß sie, wenn sie Arbeitskräfte bedürfen, zu den wohlfeilsten greifen. Selbst wenn der immer allgemeiner werdende Haß gegen die Chinesen von ihnen getheilt wird, so tritt dieses Gefühl doch da, wo es den eigenen Vortheil gilt, stets in den Hintergrund. Selbst die Mitunterzeichner des Antrages auf Aufhebung des Burlingame-Vertrages, soweit dieser die freie Zulassung chinesischer Immigranten betrifft, stehen keinen Augenblick an, da, wo sie Arme nöthig haben, Chinesen den Vorzug zu geben.

Um auf die Verwerfung der Bill gegen die chinesische Immigrations Seitens des Präsidenten Hayes zurückzukommen, so darf man wohl annehmen, daß derselbe nur nach sorgfältiger Erwägung aller Interessen, sowohl der des mächtigen Staatswesens, an dessen Spitze er gestellt ist, im Allgemeinen, als auch jener der Weststaaten im Besondern, diesen Schritt gethan hat. Hayes hat das Sonderinteresse der letzteren hinter das der Republik im Allgemeinen zurücktreten lassen. In seiner Stellung hätte er auch schwerlich eine andere Entscheidung treffen können. Er hat sein Veto gegen die antichinesische Immigrationsbill ausgesprochen, weil diese den Burlingame-Vertrag, dessen Bestimmungen bei dem geographischen Lagewerhältnisse Chinas zu den Vereinigten Staaten für die Schifffahrt und den Handel der letzteren so überaus günstig sind, hinfällig machen, die Regierung zu Peking zu Repressalien veranlassen und die persönliche Sicherheit sowohl der Chinesen in Amerika als auch die der Nordamerikaner in China gefährden würde.

Hierdurch aber ist die californische Chinesenfrage eine schwebende geblieben. Dieselbe wird sich früh genug und zwar noch lauter, als bis jetzt geschah aufs Neue hören lassen und, bis zu ihrem definitiven Austrage, der Regierung zu Washington noch manches Nachdenken und Kopfzerbrechen verursachen. Wenn man nämlich auch zugeben muß, daß Hayes als Präsident der Vereinigten Staaten und mit Hinblick auf deren Interesse im Allgemeinen, wenigstens jetzt, kaum anders konnte als den Antrag gegen die chinesische Immigration zu verwerfen, so kann doch auf der andern Seite der weißen Bevölkerung Californiens alle Berechtigung zur Beantragung dieser Bill keineswegs abgesprochen werden.

Man darf solches nun so eher, als es sich hierbei nicht allein um die Konkurrenz handelt, welche in so erfolgreicher Weise die Chinesen den Weißen machen, denn diese würde selber oder später zur Ausgleichung kommen können, sondern um einen andern, viel wichtigern, mit jedem Jahrzehnt für das Wohl von Californien bedenklicher werdenden Umstand. Es ist hiermit die Anwesenheit des mongolischen Racenelementes neben dem arischen überhaupt gemeint. Das erstere bildet gegenwärtig etwa ein Fünftel der Gesammtbevölkerung und nimmt, theils durch fortwährende Immigration, theils dadurch, daß die chinesischen Frauen auch der mittlern und dessern Volksklasse, deren Zahl stets anwächst, sich in Californien durch große Fruchtbarkeit auszeichnen, wenn auch nicht in dem Maße wie das arische, doch beständig zu. Nicht weniger als Amerikaner und Europäer gedeihen die Chinesen unter den herrlichen klimatischen und Bodenverhältnissen daselbst ganz vortrefflich.

Wie kosmopolitischer Art und aus wie vielen verschiedenen Nationalitäten die weiße Bevölkerung Californiens auch zusammengeschmolzen ist und wie viele neue, fremde Bestandtheile sie zukünftig auch noch in sich aufnehmen und mit sich verschmelzen wird, so ist jedoch daran wohl kaum zu denken, daß eine innige Berührung der Chinesen mit der übrigen Bevölkerung, welche so gut wie ganz aus Weißen besteht, jemals stattfinden werde. Das specifische Chinesenthum, dessen Wesen großentheils in seinem starren Widerstandsvermögen gegen alle fremde Kulturreinflüsse liegt und sich auf eine große Eigenthümlichkeit der Sprache, Schrift, Religion und uralte, alle Lebensverhältnisse durchdringende geistige sowohl als sociale Bildung gründet, wird sich niemals mit der modernen christlich-europäischen Civilisation harmonisch vereinigen können. Die erwähnten Unterschiede

Digitized by Google

zwischen den Chinesen und den Völkern arischer Race sind noch bedeutender, als der physische zwischen ihnen.

Es ist nicht zuviel behauptet, daß der Gegensatz zwischen Weißen und Chinesen in den Vereinigten Staaten ein ungleich schärferer ist als der zwischen jenen und den Negern, seit der Emancipation dieser letzteren. Diese werden, da sie keine eigenthümliche, ja überhaupt keine Kultur vertreten, Christen und jetzt schon mehr oder weniger der modernen europäischen Civilisation theilhaftig sind und auch die englische Sprache adoptirt haben, schon nach wenigen Generationen, bis auf ihre Hautfarbe und Schädelbildung, Amerikaner sein. Die Chinesen dagegen, eben weil sie Träger eines specifischen Kulturelementes sind und an diesem so sehr festhalten, werden in den Weststaaten, zumal sie daselbst, bei dem starken Anwachsen der weißen Bevölkerung, schon jetzt als Arbeitskräfte faktisch entbehrlich sind, immer isolirt, und in stets zunehmendem Grade geringgeschätzt, verachtet und gehaßt bleiben. Diesen Racenhaß der Weißen gegen die Chinesen werden diese naturgemäß immer vollständig erwidern. Da dieselben aber stets in numerischer sowohl als physischer Beziehung den schwächern Theil bilden werden, so wird man sie zugleich auch, wie gezeigt wurde, daß schon jetzt der Fall sei, trotz des Burlingame-Vertrages und eventueller ähnlicher Uebereinkünfte zwischen den Regierungen zu Washington und Peking, je länger je mehr für eine Art von Heloten ansehen, wodurch sie der Kränkung in den ihnen zugestandenen Rechten und Freiheiten, der Unterdrückung, ungerechter Behandlung und Gewaltthaten aller Art bloßgestellt sein werden. Ein solches Heloten thum aber, oder wie man das Verhältniß sonst nennen will, in welchem die Chinesen in Californien sich thatsächlich den Weißen gegenüber befinden, gerecht, wie die Geschichte gelehrt hat, denen, von welchen es ausgeht, früher oder später immer zum Fluche, widerspricht auch allzusehr der modernen staatsrechtlichen Ueberzeugung, um überhaupt lange bestehen zu können.

Daß dieses Verhältniß früher oder später Verwickelungen höchst bedenklicher Art erzeugen muß, läßt sich mit Gewißheit vorhersagen, nicht mit gleicher Bestimmtheit die Art und Weise ihrer Lösung. Wahrscheinlich aber wird diese eine mehr oder minder gewaltsame, vielleicht selbst blutige sein. Man darf daher annehmen, daß unter den weißen Bevölkerungen Californiens, von denen die Aufhebung des Burlingame-Traktates beantragt wurde, nicht wenige waren, die ausschließlich oder doch hauptsächlich nur durch ähnliche Blicke in die Zukunft und aus Besorgniß für das nahebegriffene Gedeihen ihres schönen Heimathlandes, also mit Recht und nicht bloß aus persönlichem Interesse, auf Grund der Konkurrenz, welche die Chinesen den Weißen machen, zu der Theilnahme an der erwähnten Aktion gegen die chinesische Einwanderung bestimmt worden sind.

Die Karstflüsse in der Umgebung von Ogulin.

Von **Ernest Kramberger** in Karlstadt.

Eine geographisch sehr interessante Gegend ist die Umgebung von Ogulin. Man erreicht diesen Ort von Karlstadt aus in zwei und einer halben Stunde auf der Karlstadt-Fiumaner Bahn, die eine große Strecke an dem linken Ufer der Mrežnica hinläuft, viele Krümmungen macht, Felsendurchstiche und äußerst hohe, mit Stein ausgebaute Dämme hat. Deshalb ist die Fahrt angenehm, obgleich das viele Farnkraut und niedriged Gebüsch auf den Hügeln sowie der Mangel an Ortschaften die Landschaft todt erscheinen lassen. Ogulin zeigt sich dem Auge erst, wenn der Zug die letzte große Steigung nach der Station Tounj am Gelände des Kepel-Höhenzuges überwunden und, eine beinahe kreisförmige riesige Biegung machend, den eben genannten Höhenzug umfahren hat, dann aus einem hohen Felseinschnitte auf die Gerade kommt. Eine schöne Gebirgslandschaft erfreut das Auge des Reisenden. Links ragen zwei hohe Kegel in die Wolken, Trieskavac und Radešić genannt. Zwischen ihnen liegt ein schönes Thal, das in größerer Entfernung abermals ein hoher Kegelberg, der Hum, abschließt. In einigen Minuten braust der Zug an dem seit den Römerzeiten und aus dem Mittelalter berühmten Carewopolje (Kaiserfeld) und dem näher an der Bahn liegenden Ostarije mit seiner uralten gothischen Kirche vorbei. Da taucht der Berg Klek auf, der seiner eigenthümlichen Form wegen weithin kenntlich und schon von Agram aus sichtbar ist. Er sieht wie ein aufgebohrter Leichnam aus, dessen Kopf, die aufwärtsgekrümmten Knie und die beiden aus dem Bahnzug hervorragenden Füße deutlich erkennbar sind. Je näher man kommt, desto mehr lösen sich die Umrisse des Trugbildes in kahle, weiße Felsen und Gebüsch auf. Der Ausblick nach rechts lohnt nicht, denn eine nahe gelegene Bergwand sperrt die Fernsicht gänzlich ab.

Ogulin ist der einstige Stabsort des gewesenen Ogulíner Grenzregiments, dessen Gebiet einen Flächeninhalt von $43^1/_2$ Quadratmeilen hatte, mit 110 Ortschaften und 59000 Einwohnern. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, in den Gassen steht noch mancher Rest alter Gartenmauern, doch sind am Platze und an der Hauptstraße schöne, meist drarische Häuser, ehemals die Wohnungen der Stabsoffiziere, jetzt des Gerichtshofes, des Bezirksgerichtes u. s. w. Zwei Kirchen, eine sechsklassige Bürgerschule und eine Normalschule sind sonst erwähnenswerthe Gebäude, nebst dem alten Frankopan'schen (Frangepani ist unrichtige Schreibart) Schlosse, das jetzt als Gefängniß dient. Ogulin hat eine 2000 Einwohner und liegt am Fuße des Klek, der mit seinen felsigen Gipfeln bald schön beleuchtet, bald tief dunkel erscheint, je nachdem die Wolken über ihn dahinziehen; Nachmittags jedoch ist er immer dunkel, da er nach Nordost steht und die Sonne hinter ihm verschwindet. Seine Höhe beträgt 1183 m absolut, im Verhältnisse zur Ogulíner Hochebene nur 1072 m. Der Boden, auf dem Ogulin steht, ist hohl. Sobald man in die Nähe des Schlosses kommt, hört man das Rauschen der unterirdischen Wasser und vom Schlosse selbst sieht man über ein Eisengeländer, das neben der Fahrstraße einen Felsvorsprung einfaßt, hinab in das 25 bis 27 m tiefe Steinbett des Dobra-Flusses, der gerade unter dem Geländer in einer Höhle verschwindet, um mehrere Meilen weiter jenseits der den Ogulíner Bergkessel gegen Norden umgebenden Gebirge bei Popovofelo wieder aus einer Steinklust hervorzubrechen. Die Höhle hat eine Höhe von 18 m und eine Breite von 15 m. Ungeheures Gestein, Gerölle, Holzklötze und feuchte schlüpfrige Felsen erschweren den Zutritt, der bei kleinem Wasserstande immer möglich ist. Man muß, um in die Höhle zu gelangen, fünf

Digitized by Google

Minuten vom Schlosse ab in das Flußbett hinabsteigen, wohin ein schmaler Pfad führt, auf welchem die Weiber aus der Gjula — so heißt die Dobra hier — Wasser holen oder mit der unten stehenden, kleinen Mühle verkehren. Ist man in die Höhle gelangt, so entdeckt man rechts abermals eine zweite, in die man jedoch nicht weit eindringen kann, des tiefen Kothes wegen, der dort liegt. Man verläßt sie also bald wieder und begiebt sich in die große zurück, um dem fließenden Wasser nachzuforschen und den Abgrund zu sehen, in den die Gjula verschwindet. Ein Wassertümpel am Ende der Höhle, über dem ein zwei Meter hoher, leerer Raum unter dem Felsen klafft, bezeichnet die Stelle. Weiter kann man nicht vordringen. Steine, die in den Tümpel geworfen werden, erzeugen ein dumpfes, gurgelndes Geräusch, und mit Schaudern tritt man zurück von dem schlüpfrigen Gestein, welches in wildem Wirrwarr über einander liegt, wie es die Dobra, wenn sie von den Herbst- und Frühjahrsregen hoch anschwillt, hierher lollert und schleppt. Dann ist das tiefe Bett bis oben und über die Ufer voll Wasser; die Müller verlassen ihre mit den schwersten Steinen beschwerten Mühlen eiligst, schließen alles ab und flüchten sich hinauf in Sicherheit; dem hier unten füllen die Wasser alles an, und jenseits der Gjula tritt auf der Nordseite des Schlosses aus einem 16 m tiefen Kessel, der zu einer dritten 20 m tiefen Höhle führt, Wasser, füllt den Kessel bis an den Rand, läuft über und ergießt sich bis an den Eisenbahndamm. So schnell die Wasser kommen, so schnell verschwinden sie; in 24 Stunden ist der Wasserstand wieder normal. In trockenen Sommern gleicht die Dobra eher einem Wildbache, denn einem Flusse; erst nachdem sie bei Popovo-selo wieder an das Tageslicht getreten, strömt sie reichlicher. Ihr Wasser ist schön klar, grünlich gefärbt, das Ufer beiderseits hoch und bis in die Nähe von Novigrad bei Karlstadt ganz felsig. Die Krebse, die man fängt, haben eine licht grünlichgelbe Farbe und einen feinen Geschmack, größere Fische kommen erst in der Nähe von Novigrad vor. Man kann in Bezug auf die unterirdischen Flüsse nicht immer genau behaupten, ob sie bieselben sind, die auf einer Stelle verschwinden, auf einer andern wieder erscheinen; allein betreffs der Dobra ist ein Irrthum nicht möglich, da Spren, altes Heu und andere leichte Dinge in Ogulin in die Gjula geworfen, bei Popovo-selo wieder zum Vorschein kommen. Schwieriger wird das Feststellen der zusammengehörigen Namen und Gewässer der Mrěnica, von denen weiter unten die Rede sein wird. Im Ganzen ist Ogulin trotz seiner vielen Behörden und Aemter ein stiller Ort, in dem wenig Leben herrscht. Am Platze verkauften zwei Gemüsehändlerinnen aus Fiume Grünzeug, in einigen Holzbuden wird Schnaps und Brod feilgeboten, die Fleischbank ist mit geschlachteten Schafen gefüllt und die Wochenmärkte bringen Ziegen, Rindvieh, Schafe und Schweine. Um den monumentalen Brunnen, dem Quellwasser entströmt, sammeln sich die Wasser holenden Bäuerinnen mit ihren Gefäßen und erfüllen die Morgenstunden mit Gesang. Sonntags sah ich vor Beginn des Nachmittagsgottesdienstes junge Bäuerinnen mit langen, bis an die Ferse hängenden Schleiern, die mit grünen und rothen Bändern um die Stirn gebunden sind. Sie tragen meist grüne Schürzen und sehen recht artig aus. Im Kreise fleißig sangen sie anmuthige Lieder. Nach der Vesper spielten zehn Musiker, der Rest der einstigen Regimentskapelle, Märsche und Walzer.

Von Ogulin machte ich den Weg nach Ostarije auf guter Straße in anderthalb Stunden zu Fuß. Es ist dieselbe, die von Ogulin über Munjava zwischen dem großen und kleinen Kapeta-Gebirge über die Kammhöhe hinweg nach Otočac und Gospić führt. Sie führt vom Orte Otok an am linken Mrěnica-Ufer durch die Felder der Hochebene, in Ostarije über die mit vielen Bogen versehene Steinbrücke, die von den Franzosen während der Okkupation gebaut wurde.

Das Dorf ist merkwürdig seiner alten, gothischen Kirche wegen, die Martin Frankopan (Frangepani), von dem auch das Kloster mit die Kirche zu Trsat (Tersato) oberhalb Fiume stammt, etwa um 1450 erbauen ließ. Sie war sehr groß, doch stehen davon nur mehr die Mauern des Schiffes und aus dem ehemaligen Sanctuarium wurde, auch schon in früheren Jahrhunderten, die gothische Pfarrkirche hergerichtet. Ich fand an den alten Mauern nur noch die Reste von den Spitzbogenansätzen und in der Mitte die aus der Erde hervorragenden Säulenstummeln des Kirchenschiffes, das jetzt als Vorhof dient, sowie auf einer zerbrochenen bunten Holztafel, die über der Thurmthür hängt, die Aufschrift: Curavit hanc aram renovari propriis sumptibus anno 1756 P. ac GD. Cap. Georgius de Znira (letzteres wohl verschrieben für Znika, da Znira kein slavischer Name ist).

Als ich aus der Kirche trat, bemerkte ich, daß eine Menge geputzten Volkes von allen Seiten zusammen zu strömen begann. Es war Kirchtag. Die stämmigen, hoch gewachsenen Männer, darunter viele in rothen Westen und rothen, kleinen, schwarz bestickten Mützen, bilden ein zu diesen Gebirgen passendes Bild. Man sieht da weiße, weite, leinene Hosen, und enge, blaue, über welchen weiße, bis an die halbe Wadenhöhe reichende, ausgezackte und durchbrochene Strümpfe getragen werden. Die Frauen kleiden sich in die um Ogulin herrschende Tracht, von der ich schon bei Ogulin gesprochen. Heute gab es auch Frauen aus Jegerana, jenseits der großen Kapela, hier. Sie tragen rothe, nach italienischer Art gewundene Kopftücher und eine Anzahl von Perlen. Die Mädchen aus Tounj hinwieder machten sich durch blaue, schwarz beschnürte, enganschließende Mieder und feine Binden, wie sie die österreichischen Offiziere tragen, bemerklich. Die Binden sind gelb und mit schwarzen Quadratchen durchzogen und werden mehrmals eng um den Leib angelegt. Eine dreieckig geformte Reihe silberner Münzen schmückt nebst rothen, weißen oder gelben Perlen die Halsgrube und Brust. Schauerwürze, linnene Faltenröcke, weiße Schürzen und Schnürschuhe geben den Gestalten etwas Schmuckes. Schönheiten findet man da sehr selten, doch sind die Gesichter freundlich, und häßliche Personen bemahe nie zu sehen. Letztere Tracht reicht über das ganze Gebiet nordwärts bis Karlstadt.

Nachdem ich eine Zeit hindurch dem Gesange einer Schar Jegeraner Mädchen gehorcht, der ob seines sonderbaren Schlusses in den einzelnen Absätzen merkwürdig ist, begab ich mich an die Mrěnica und dem Laufe des Flusses folgend an die Stelle, wo sie verschwindet. Der Fluß entspringt in Zagorje, wie die Gegend am Fuße der großen Kapela östlich von Ogulin heißt, fließt bei Ostarije über Otok zuerst nördlich, dann östlich, wendet sich hinter Ostarije nördlich und verschwindet in der Nähe der Bahnstrecke bei den „Ponori ostarski“ (die Ostarer Schlünde, auch Abgründe) in das Krpel-Gebirge, um nach etwa dreiviertelstündigem Laufe im Innern der Erde jenseits der Krpel-gora bei Tounj aus drei Felslöchern wieder zu Tage zu treten. Ihr Bett ist von hier an bis zur Mündung ungeheuer tief und besteht aus kahlem Felsen, auch ihren Namen ändert sie hier in Tounjčica um. Viele behaupten nun, daß die Mrěnica nach ihrem Verschwinden bei Ponori Ostarski unterirdisch in mehrere Arme sich zertheile, und daß sie demnach jenseits des Krpel-Höhenzuges als Bach Bistrac bei dem Orte Dubrave, südwestlich von Generalokistol, ferner als Globornica im Bisnić-brdo

Digitized by Google

(Bišnić-Berg), weiter als Tounjčica, schließlich als Kulaća bei Kočare und als Rudnica zwei Stunden östlicher zum Borschein komme; alle treten aus Felsen und haben tiefe Steinbetten. Es ist schwer, da ein richtiges Urtheil abzugeben, denn die Wassermasse der Mrsinica, wie sie bis Ponori Oštarsi ist, dürfte kaum für so viele Flüßchen ausreichen. Ich habe mir eine Ansicht gebildet, die ich späterhin äußern werde, nachdem ich von einem andern Gewässer werde gesprochen haben, will jedoch nicht behaupten, daß ich das Richtige erriethe.

Von Oštarije gelangte ich zu Wagen in einer starken halben Stunde nach Munjava, einem in einer schönen, kleinen Ebene gelegenen Dorfe mit nur 800 Einwohnern, doch einigen recht hübschen, stockhohen Häusern. Von hier aus stieg ich die alte, über Berge führende Zengger-Straße hinan, um die Trümmer des alten Schlosses Modruš zu besuchen. Der Weg ist sehr steinig, die Gegend prachtvoll. In der Tiefe links steigen vier Kegel in die Höhe, Berge von respektabler Größe: der schon genannte Tristavac und der Radešić zunächst, weiter der Hum und zuletzt der dreigipfelige (daher der Name) Trojvrh. Rechts erhebt sich ein hoher Bergrücken in der Richtung gegen West, der Bejun, den wir, ich und mein Führer, umgingen, wobei wir in halber Höhe einen alten Meilenzeiger fanden, der die Inschrift LVI a Vienna und darunter VII a Segnia eingemeißelt trägt. Er wie auch die ganze Straße geht dem Verfalle entgegen, seit die neue Kunststraße unten gebaut wurde, die zwar auch tüchtige, doch bequemere Steigungen über das Kapela-Gebirge hat. Wir hatten den höchsten Punkt am halben Wege nach Modruš erklommen, als sich mir ein überraschender Anblick darbot. Wir betraten eine lange Bergkante, auf der man beinahe schwindelnd hinschreitet, obgleich die Straße ziemlich breit ist. Rechts und links schroffe Abhänge; rechts Zagorje mit seinen Bergen und Thälern und im Hintergrunde desselben der in mehrere Gipfel aufgelöste finstere Klek. Ein Berg, ganz nahe, wie es schien, war beinahe dunkelschwarz, ein zweiter blau, ein dritter hellgrün; einer gelblich und wieder einer bräunlichviolett. Ich konnte des Bildes nicht satt werden. Links zogen die Berge von Plaški gegen Ost und die neue Straße leuchtete weiß aus der grünlichgelben Tiefe herauf. Vor mir auf einem hohen, steilen und kahlen Kegel in etwa halbstündiger Entfernung lagen die Ueberreste des einst gewaltigen Schlosses Modruš, des Sitzes mächtiger Herren, und dahinter, wie eine Wand, die Spitzen des großen Kapela-Gebirges in mittlerer Höhe von 950 m, deren höchster Gipfel, die Bielolasica [1]), 1532 m beträgt. Der Gebirgszug hat im Ganzen eine südöstliche Richtung und ist bei weitem nicht so felsig und zerklüftet, wie der dahinter liegende parallel dahinziehende Velebit. Die ganze Länge der großen und der kleinen Kapela, welche beide die Zengger-Straße scheidet, beträgt 85 km; sie haben bedeutend mehr Wald, als der Velebit und das gegen Karstjadt hin reichende Stück Kroatien. Derselbe muß sehr geschont werden, denn es giebt Gegenden, in denen man auf viele Meilen hin keinen eigentlichen Wald, sondern nur kurzes Gebüsch und die üppig wuchernden Adlerfarrn antrifft. Hier und da macht sich etwa ein Wäldchen von 30 bis 40 jungen Eichen bemerklich. Um ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß die Oguliner Vermögensgemeinde allein 40 000 Joch Hutweide, 15 000 Joch Karst, 15 000 Joch Blößen und angehenden Karst hat und nur mehr 35 000 Joch Wald, der äußerster Schonung bedarf, will man der Verkarstung begegnen; die verflossenen Jahrhunderte plünderten und ruinirten die Wälder, die Regenwassen schwemmten das Erdreich weg und der Stein trat zu Tage. Jene Grundbesitzer, die noch nicht daran denken, durch Anpflanzung von Wäldern der Verkarstung des Bodens ernstlich entgegenzutreten, führen ihre Unterthanen wahrem Elende entgegen, denn auf die Entwaldung wirkt Mangel an Niederschlag und große Unfruchtbarkeit des Bodens folgen. Ich glaube, daß die Birke hier gut gedeihen würde, und mit wenigen Pfunden Birkensamen auf jedem Hügel wäre geholfen.

Ich erklomm mit meinem Führer langsam die Höhe. Die wenigen Bauernhäuser, die ich antraf, und das Dorf Modruš unter der Burgruine waren ganz ausgestorben. Jung und Alt hatte sich nach Oštarije aufgemacht, um den Kirchtag auszunutzen. Ich konnte außer Wasser nichts bekommen und stieg daher bald wieder den Berg hinab, nachdem ich die Ruine besehen. Sie hat eine sehr merkwürdige Vergangenheit und war der Schauplatz vieler Kämpfe. Ein achtundachtzigjähriger Greis, Ivo Salopek, erzählte mir auf mein Befragen so manches von mündlicher Ueberlieferung und nannte die Burg mehrmals Trojangrad (Trajaneburg). Bedenkt man nun, daß sich das Volk keinen Namen erfindet, ferner, daß die Umgebung römisch war, so waltet kein Zweifel ob, daß auch dieser hohe Kegel ein castrum getragen, welches Trajan erbauen ließ [1]).

Als ich wieder in Munjava angekommen und durch überreiche Verpflegung neu gestärkt war, machte ich mich auf den Weg zum nahen Carevo-polje. Es ist das ein kleines, ebenes Feld nordöstlich von Munjava, oder, wie es sonst noch heißt, Josephsthal. Das Carevo-polje ist nicht nur als Fundort römischer Alterthümer, sondern auch darum merkwürdig, weil sich hier der Bach Munjava, der bei Modruš unter dem Berge Kozalj entspringt, in kleinen Schlünden in die Erde verliert. Um den Ort Munjava herum giebt es außerdem mehrere winzige Bächlein, die alle am Carevo in Schlünden verschwinden. Rufen wir uns nun und Gedächtniß, daß ich oben behauptete, es stimme die Wassermenge der Mrsinica mit der Angabe nicht überein, daß sie jenseits des Krpeljagen als Bistrac, als Globosnica, als Tounjčica, als Kulaća und als Rudnica wieder erscheinen könne, so wird man meine Vermuthung, die ich nun aussprechen will, nicht verurtheilen. Ich sage nämlich so. Weder hörte ich, noch fand ich in irgend einem Buche, daß der Bach Munjava und die Bächlein, die alle zusammen am Carevo verschwinden, irgendwo wieder ans Tageslicht träten. Man denkt nicht an sie, weil sie klein sind; allein sie sind doch da und ihre Wassermenge zusammengenommen ist doch ziemlich ansehnlich. Daher meine ich, daß sie auch das Recht hätten, wieder zu erscheinen. Weil die Munjava und die Schlünde der früher erwähnten Bächlein gerade via-à-via von den Bächen Kulaća und Rudnica liegen, die beide an der Nordseite des dazwischen liegenden Höhenzuges aus Felsklüften treten, so nehme ich, und glaube nicht mit Unrecht, an, daß die Kulaća und die Rudnica nichts anderes sind, als die Munjava, vereinigt mit dem Wasser aller oben erwähnten Bäche, die am Carevo-polje verschwinden. Ihren Mündungen nach fließen alle Flüsse und Bäche auf der Nordseite des Krpel-Gebirges nach West und nach Ost sie folgt: der Bach Bistrac und die Globosnica in nordwestlicher Richtung in die Dobra, die Tounjčica, die nach kurzem Laufe mit der Kulaća zusammenfließt, und die Rudnica in die Mrsinica.

[1]) Das weiße Wiesel. Der Name rührt von dem weithin sichtbaren, weißen Gebirgsrücken her; wie denn überhaupt die slavischen Namen sehr bezeichnend sind.

[1]) Was vielleicht doch zu bezweifeln wäre, da der gemeine Mann im Südosten Europas unendlich viele alte Reste mit dem Namen Trajan's bezeichnet, die speciell mit diesem Kaiser nichts zu thun haben. (Red.)

Digitized by Google

Dieser Fluß ist, man lasse sich nicht irre machen, ein ganz anderer, als jene Mrzinica, von der früher die Rede war. Er entsteht nämlich am Fuße des kleinen Kapela-Gebirges, viel östlicher von den Quellen der früher besprochenen Mrzinica, aus zwei Bächen. Der eine davon, die Brnika, fließt bis Plaski, dem Patriarchensitze, vereinigt sich daselbst mit dem zweiten, der Drenulja, und durchläuft unter diesem Namen das kleine Thal Plavda-Darga, an dessen Ende sie sich auf freiem Felde in mehr als 50 Erdöffnungen stürzt. Sie bricht in zweistündiger Entfernung von hier bei dem Dorfe Mrzinica unter dem Namen der Mrzinica-Quelle aus einer Höhle hervor. Auch ihr Bett ist tief und felsig bis zum Thale Mrzlopolje am Fuße des Binica-Berges in der Nähe von Karlstadt, wo sie zwischen ebenen Ufern fließt und sich beim Dorfe Turanj in die Korana ergießt. Sie hat auch schmackhafte Fische, jedoch finden sich in ihr keine blauen Krebse, wie solche in der Korana oft gefangen werden. Alle oben erwähnten Gewässer führen schönes, krystallhelles, bläulich-grün gefärbtes Wasser, das des letztgenannten Flusses, der Korana, ist mineralisch, als Bad besonders bei rheumatischen Nervenzuständen und Augenkatarrhen von trefflicher Wirkung. Am Ober- und Mittellauf dieser Flüßchen ist das Land, weil sehr steinig und mit hervorragenden Felsen übersäet, wenig fruchtbar. Auf Schritt und Tritt so zu sagen trifft man kesselförmige Teicher, manchmal von bedeutender Tiefe. Manche derselben sind sehr groß, mit flachem Boden; in solchen werden dann Ackerfelder mit Mais, schwarzer und gelber Hirse, Flachs, Hanf, Gerste oder Hafer bestellt. Dies sind übrigens nebst etwas Kartoffeln im Ganzen die Erzeugnisse des Bodens in dieser Gegend. Die Rebe wird nur spärlich angetroffen. An vielen Stellen muß der Spaten die Stelle des Pfluges vertreten, mit dem man an steilen Orten nicht hantiren kann. Das Hornvieh ist klein, doch stämmig, die Wagen lang und schmal gebaut, so daß die Waaren bei größerer Fracht oftmals hoch aufgethürmt werden müssen; auch entbehren sie der Leitern. Die Straßen jedoch sind gut, wenn auch etwas schmal.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im tirolischen Statthalterei-Archiv hat vor Kurzem der als Geschichtsforscher bekannte Archivar Dr. Schönherr eine in kartographischer Hinsicht merkwürdige Entdeckung gemacht, nämlich eine das tirolisch-bayerische Grenzgebiet zwischen Schwaz und Tegernsee umfassende Specialkarte aus dem Jahre 1544 aufgefunden. Laut Inschrift und archivalischen Forschungen stammt die Karte von Paul Dax aus Innsbruck, der sich nicht nur durch seine Leistungen als Porträt- und Glasmaler, sondern auch durch seine kriegerischen Thaten als Frundsbergischer Landsknecht bei der Erstürmung von Rom am 6. Mai 1527 berühmt gemacht hatte. Da nach den Angaben Peschel's in seiner Geschichte der Erdkunde bis A. v. Humboldt und Karl Ritter zu schließen, deutsche Specialkarten größtentheils erst aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts datiren, so dürfte die genannte, 1 Meter lange, über einen halben Meter breite, vollständig erhaltene Karte zu den ältesten dieser Art gehören; das Archiv besitzt außerdem noch acht Specialkarten des sechzehnten Jahrhunderts. Aus den archivalischen Forschungen geht aber hervor, daß Dax im nämlichen Jahre wegen eines Grenzstreits zu einer Karte der Gegend von Kufstein „zu mehrerm Verständniß und zu noch mehrerm Verstand in eine sonderliche Visirung erbeht, von Lehm gestrichen und angeführt" gebracht habe, was auf eine Reliefkarte bezogen werden muß. Peschel bezeichnet als die älteste bekannte Reliefkarte die von Ludwig Pfyffer in der Schweiz im Jahre 1785 vollendete in Wachs ausgeführte Karte. Demgemäß wäre die Daxische, die leider bisher unentdeckt geblieben, um mehr als zwei Jahrhunderte älter gewesen. (A. Z.)

— Der französische Unterrichtsminister hat die „Commission de la Topographie des Gaules" unter dem umfassenden Titel einer „Commission de Géographie historique de l'Ancienne France" wieder ins Leben gerufen. Sie soll alle Karten, Itinerarien und anderen auf die historische Topographie Frankreichs bezüglichen Dokumente bis herab auf das Jahr 1789 sammeln, prüfen und herausgeben. Präsident ist M. Henri Martin.

— Im Laufe des Jahres 1879 wurden aus Girgenti, Licata und Catania, den drei Hauptschwefelplätzen Siciliens, woselbst sich so ziemlich der ganze Exportverkehr des Schwefels concentrirt, 272 869 634 kg Schwefel ausgeführt, wovon 39 986 110 kg nach England, 63 236 709 kg nach Frankreich, 61 035 805 kg nach Amerika, 53 387 438 kg nach verschiedenen Bestimmungsorten und 54 943 572 kg im Wege der Küstenschifffahrt. In den Jahren 1874 bis 1878 wurden die folgenden Quantitäten Schwefel exportirt: 1874 177 111 730 kg, 1875 200 061 675 kg, 1876 195 990 124 kg, 1877 231 742 529 kg und 1878 244 657 110 kg Schwefel. Am 1. Januar 1880 befanden sich die nachstehenden Quantitäten Schwefel in Depot: Girgenti 590 300 Ctr. und 46 835 583 kg und Licata 219 700 Ctr. und 17 431 437 kg, zusammen 810 000 Ctr. und 64 267 020 kg. Gegenüber dem Stand am 1. December 1879 hat sich in den Vorräthen eine Vermehrung um zusammen 12 060 Ctr. und 956 061 kg ergeben.

— Prof. Waldhauer von Dorpat hat nach der „Natura" jüngst die Ueberreste der alten Bewohner von Kurland aufgefunden, welche, 2400 an Zahl, einen kleinen Raum im Norden Kurlands bei Kap Domesnäs, speciell zwischen Mellesilla und Lyserort einnehmen. Von ihren Verwandten, den Esten und Liven, sind sie durch den Meerbusen von Riga, von den Letten im Süden durch Sümpfe getrennt. Sie besitzen einen großen Nationalstolz, leugnen ihre Verwandtschaft mit den Esten, nennen den Namen Liven gar nicht und nennen sich „Mandalist" (d. i. Küstenbewohner) oder „Kalamieb" (d. i. Fischer); es sind abgeblätzte Seelente und geschickte Lotsen. Mehrere Familien bewohnen eine lange Hütte gemeinschaftlich; ihre Dörfer gleichen denen der Esten. Meistens haben sie helle Haut und kastanienfarbene oder dunkelbraune Haare; Bart, der in vorgerücktem Alter gewöhnlich sehr üppig vorhanden ist, findet sich bei Jünglingen unter 25 Jahren selten. Rothe Bärte hat Prof. Waldhauer gar nicht gesehen.

— Ueberbleibsel eines heidnischen Brauches im Kreise Schenkursk (Gouvernement Archangelsk). Wohl nirgend wird der Gedenktag des Propheten Elias so feierlich und mit so großen Vorbereitungen begangen, als in einigen Bezirken des Kreises Schenkursk. Die Hauptfeierlichkeit beginnt nach der Messe und besteht in Folgendem: an einen im Voraus bestimmten Platz werden einige gemästete Hammel und Schafe gebracht, die man nach Beendi-

Digitized by Google

gung der Messe schlachtet, enthäutet und in großen kupfernen Kesseln kocht. Die gastfreien Wirthe laden jeden Vorübergehenden, wer es auch sei, ein, am Mahle theilzunehmen. Hauptsächlich hat sich dieser Brauch in der Petrowskischen Wolost erhalten. Ueber seine Entstehung erzählt man sich folgende Legende: „Unsere Vorfahren schlachteten keine Hammel; alljährlich am Eliostage kam ein Renthier aus dem Walde herangelaufen, das man dem Propheten Elias als Opfer darbrachte. Einmal erschien das Renthier lange Zeit nicht. Die Bauern, des Wartens müde, schlachteten einen Ochsen und waren kaum damit fertig geworden, als das Renthier sich zeigte. Seitdem hat die wunderbare Erscheinung des Renthieres aufgehört, und weder wir noch unsere Großväter haben Gelegenheit gehabt, am Eliastage ein Renthier zu schlachten." (Arch. Gouv. Zeit. 1876, Nro. 66.) Wir haben es in diesem Falle offenbar mit der Erinnerung an ein altes Opferfest zu Ehren irgend einer slavischen oder schwäbischen Gottheit zu thun. Dieser Brauch besteht, mit einigen Abänderungen, auch in anderen Theilen des Kreises Schenkursk. So bringt man im Dorfe Fedkowo geschickte Hammelköpfe in die Kapelle; im Kirchdorfe Ustlwalschkoje versammelt man sich rund um die Kirche, um sich gegenseitig zu bewirthen. (Russ. Revue.)

Asien.

— Eine betrübende Nachricht veröffentlicht der „Golos" Nro. 71, vom 11. (23.) März 1880. Man schreibt ihm, daß der ungarische Reisende, Graf Szechenyi wie Oberst Prschewalski, jedoch von den westlichen Provinzen Chinas aus, nach Tibet reisen wollte, aber den deutschen Gesandten in Peking benachrichtigt habe, daß der Weg durch die Einöde, welche China von Mittelasien scheidet, weit schwieriger sei, als er anfänglich geglaubt hat, und daß er in Folge dessen zurückzukehren gedenkt, da er weder sein noch seiner Gefährten Leben dem Loose aussetzen will, das die russische Expedition Prschewalski's in der Wüste betroffen hat. Was mit der Expedition Prschewalski's sich ereignet hat, ist im Schreiben des Grafen nicht gesagt.

Dieser Brief allein konnte jedoch noch nicht Ursache zu großen Befürchtungen sein; es wurde bereits früher mitgetheilt, daß die Chinesen dem Grafen Szechenyi die grausigsten Schilderungen machten, um ihn von der Reise abzuschrecken. Selbst der Tsung-li-jamen (Reichsrath) hat sich in diese Angelegenheit gemischt, und den deutschen Gesandten gebeten, dem Grafen von der Reise abzurathen. Wenn die chinesischen Gouvernemente und Ortsvorsteher der im Grenzgebiet von der Einöde liegenden Städte ihn fortgehend in dieser Richtung zu beeinflussen suchten, so wäre es leicht möglich, daß sie absichtlich das Gerücht von einer Katastrophe, die die Expedition Prschewalski's betroffen hätte, verbreitet haben. Doch dieselbe betrübende Nachricht erhalten wir auch noch von einer andern Seite, von der Grenze Turkestans. Man sagt, einer der Führer, welche der Prschewalski'schen Expedition in der Stadt Sha-tschou beigegeben wurden, sei nach einiger Zeit dahin zurückgekehrt, und habe Folgendes erzählt: Die Expedition verirrte sich und gelangte in eine gänzlich unwegsame Gegend. Der Chef derselben sandte alle Führer, unter denen auch er sich befand, aus, um den Weg zu suchen. Nach langem vergeblichen Suchen kehrte der Führer nach der Stelle zurück, von wo er aufgebrochen war, fand jedoch die Expedition nicht mehr vor, und jede Spur von ihr war verschwunden; ihm blieb nichts übrig als in die Stadt zurückzukehren.

Diese Erzählung klingt, wie der „Golos" meint, sehr unwahrscheinlich. Wenn der mit dem Reisen in der Wüste so vertraute Prschewalski, nachdem er die Führer ausgesandt, um einen Weg zu suchen, sich entschlossen hätte weiter zu gehen, ohne ihre Rückkehr abzuwarten, so hätte er doch gewiß die für ihn so wichtigen Männer nicht ihrem Schicksale in der Wüste überlassen. Er hätte ihnen ohne Zweifel auf dem eingeschlagenen Wege Zeichen zurücklassen, mit Hülfe deren sie die Expedition hätten finden können; er hätte Zeichen errichtet, welche weder der Wüstenland noch ein Orkan hätte vernichten können. Der Führer hätte also nicht die Expedition aus den Augen verlieren können, wenn er überhaupt dahin zurückgekehrt wäre, wo er sie verlassen hat. Es ist möglich, daß der Führer die Gelegenheit benutzt hat, um sich der unangenehmen Pflicht die Fremdlinge zu führen zu entziehen. So etwas kann man sich jedoch in China nicht straflos erlauben. Es ist somit schwer, anzunehmen, daß der Führer es gewagt haben sollte, dem ihm gewordenen Auftrag nicht buchstäblich auszuführen. Da wir die Verstcht und den seltenen Takt unseres Reisenden im Umgange mit den Asiaten kennen, wird es uns (dem „Golos") schwer, anzunehmen, daß er irgend etwas in dieser Beziehung versäumt haben sollte.

A. K.

— Der chinesische Karren. Wie viele andere chinesische Geräthe ist dieser Karren ein merkwürdiges Gemisch von plumpem Scharfsinn und linkischem Geschick. Die breiten Felgen der Räder sind mit großen, flachköpfigen Nägeln besäet, damit das Holz nicht splittere. Jeder Theil des Karrens ist aus dem zähesten Holze gefertigt, der Reifende erfährt sehr bald, warum. Der Kosten des Karrens ist etwa 4 Fuß lang, 2 Fuß breit und 2 Fuß hoch. Seiten und Rücken werden aus einem Gitter gebildet, das einem Kerkergitter sehr ähnlich sieht. Der obere Theil ist mit bogenförmigen Holzrippen überdaut, über welche ein grobes baumwollenes Tuch von blauer Farbe gespannt ist. Diese seltsamen, außerordentlich schweren Maschinen haben weder Federn noch Sitze und erfordern die sorgfältigste Packung, deren richtige Ausführung so schwierig ist wie die Quadratur des Zirkels. Ist das Gepäck zu breit oder zu schmal, sind der einzelnen Stücke zu wenige oder zu viele, so stößt man bald da bald dort an, es baumelt einem etwas um die Ohren oder es fliegt wie Spreu auf die Straße. Ist aber Alles ordentlich gepackt, so bleibt dem Reisenden für seine eigene Person nur eine winzige Höhle, in der er nicht liegen und nicht sitzen kann, weil der Karren zu kurz und zu niedrig ist. Die Fortbewegung in einem solchen chinesischen Karren ist bei holperigen Straßen dem Hinabrollen in einem Fasse an einer steilen Gebirgswand zu vergleichen. Diese Uebelstände scheinen keiner Milderung fähig zu sein, da sie in der Sache selbst liegen; gleichwohl giebt es verschiedene Methoden, um die Gewalt der unvermeidlichen Puffe zu brechen: dicke Matratzen, gepolsterte Bänke, Luftkissen, schwebende Sitze. Eine völlige Umwandelung des Karrens wäre aber ein fast ebenso ungeheures Unternehmen wie die Einführung von Eisenbahnen; denn jene würde zu einer Umwandelung der Straßen führen, und diese wäre eine Umwandelung des Reiches selbst.

Der Kutscher sitzt auf dem linken, armseligen Stück der Deichsel; sein Hauptgeschäft besteht darin, daß er den Maultthieren Hüt zuruft. Das Geschirr besteht aus ein Paar Riemen von rohem Fell oder halbgegerbtem Leder und einigen Stricken; und ist, wenn einmal naß, sehr schwer zu handhaben. Gewöhnlich werden zwei Maulthiere vorgespannt, das eine, innerhalb der Gabeldeichsel, ist durch die Verhältnisse auf ein enges Gebiet seiner Thätigkeit beschränkt, muß übrigens die ganze Arbeit allein verrichten; denn das andere, welches mittelst zweier Stricke, die an dem rechten Deichselarm befestigt sind, mit dem Karren verbunden ist, kann nur seitwärts ziehen und trabt beständig nebenher.

Statt des Maulthieres wird hier und da auch ein mongolischer Klepper mit dem Hauptpferden behacht. Diese struppigen, dürren Thiere werden im Aeußern und Benehmen passend mit Bären verglichen. Mähne und Schwanz sind lang und verworren, die Kopfzwilche hängen ihm beständig in die hohlen Augen. Die Beine sind so dick und plump wie die der steinernen Thiere der Ming-Dynastie.

Dieser Klepper pflegt sich in höchst dramatischen Situationen zu bewegen. Da er nun eine Pferdelänge vor seinem

Digitized by Google

Kameraden voraus ist, so giebt ihm dies Gelegenheit seinen freien Willen in hohem Grade zur Geltung zu bringen. Ziehen, sagt man, sei eine Arbeit der Liebe; nun, ein solcher Klepper liebt entschieden nicht. Er hat nur den einen Gedanken, die Stricke möglichst schlaff zu erhalten. Durch leinen Zügel geleitet, oft ohne Kommet, genießt er wörtlich einer zügellosen Freiheit. Bisweilen legt er sich nieder und wälzt sich; dann steigt er ein Rayon hinauf und betrachtet sich die Aussicht; hierauf rennt er wieder wie toll vorwärts, woburch es ihm nicht selten gelingt, die Stränge zu zerreißen. Dann läuft er mit nichts als mit nichts fort, ohne gerade Verschwendern. Ein anderes Mal steht er wieder vollkommen still, bis das Rad über die schlaffen Stränge geht und der Kutscher abzusteigen und hinten herum gehen muß, um zu sehen, was aus ihm geworden ist. Schreit der Kutscher einmal in Verzweiflung: Hü! Hü! und berührt das Roß mit der Peitsche, so fängt es an zu tanzen, bis es ein Bein über einen Strang bekommt; nun fängt es an mit beiden Hinterfüßen so lange auszuschlagen, bis es ihm gelingt wieder innerhalb der Stränge zu kommen.

Die Chinesen sind diese sonderbare Art der Anschirrung so gewöhnt, daß sie jede Hinweisung auf eine bessere Methode mit dem unglaubigsten Staunen aufnehmen.

(Shanghai Courier.)

— Geldverhältnisse in China. Zwei Dinge giebt es, deren Besitz das Reisen im Orient wesentlich erleichtert: Sprache und Scheidemünze. Man verstimmt daher, wenn man in China anlangt, mit Vergnügen, daß zwar die erstere schwierig, aber die zweite um so einfacher sei. In allen 18 Provinzen giebt es nämlich nur eine Scheidemünze, das kupferne Käsch; 1000 Käsch oder ein Tiau bildet die Rechneinheit für die höchsten Beträge. Dies ruft in einem Neuling die angenehmste Empfindung hervor, welche sich noch steigert, wenn er hört, daß die Chinesen aus Mangel an Scheidemünze Silber in kleinen Stücken verwenden, die gleichfalls in der Art nach dem Decimalsystem berechnet werden, daß 10 Käsch 1 Kandarin, 10 Kandarin 1 Mes, 10 Mes 1 Täl zu 1½ Unzen oder $^1/_{10}$ Kätti repräsentiren. Gewicht gegeben, so daß das Täl, obschon keine Reichsmünze, doch eine bestimmte, leicht zu berechnende, geschichte, überall gangbare Geldsumme repräsentirt.

Diese Freude des Neulings dauert jedoch nicht lange. Sobald er die erste Schnur Käsch, die ein Tiau vorstellt, in die Hand bekommt, erfährt er, daß die Zahl der Käsch eines solchen Tiau ein höchst ungewisses Ding ist. Die theoretische Zahl ist allerdings tausend, allein sie erleidet so viele Aenderungen, für die es kein Princip, keine Erklärung giebt, daß hierdurch das ganze System über den Haufen geworfen wird. Ein Ort rechnet 99, ein anderer 98, 97, 96 und noch weniger Stück statt einem Hundert. In Tientsin folgt man gar einer alten Rechnungsmethode, wonach das Tiau nicht 1000, sondern nur 500 Käsch hat. Man hat daher bei allen Preisen nur die Hälfte des Betrags an Käsch zu verstehen; bei Preisen von 10 Käsch und darunter gilt jedoch das wirkliche große Käsch; bei solchen zwischen 10 und 20 aber herrscht die reine Willkür und man muß hier immer eine nähere Bezeichnung beifügen, um zu wissen, welche Rechnungsart gemeint ist. Obschon aber das Tientsiner Tiau theoretisch 500 Käsch gilt, berechnet man es in der Praxis nur zu 488. Bei kleinen Zahlungen werden dann die fehlenden 12 Käsch in unregelmäßigen Zwischenräumen abgezogen, etwa 1 Käsch nach 60.

Oestlich von Tientsin, der See zu, gilt das Tiau nur 333 Käsch.

Peking zeichnet sich durch besondere Extravaganzen aus; hier hat das Käsch einen so großen Durchmesser, daß es für 20 Käsch regelmäßiger Art gilt. 50 solcher großen Käsch bilden ein theoretisches Pekinger Tiau, das jedoch beim Zahlen nur 49 Stück hat. Diese Art Käsch giebt es nur in Peking; gewöhnliches Käsch giebt es dort gar nicht. Wenn daher Jemand von Peking in eine Provinz reist, muß er gewöhnliches Käsch mit Verlust eintauschen oder Silber mitnehmen.

Die Banknoten, welche man bei den Geldwechslern bekommt, sind eine große Wohlthat; ohne sie würde man fast kein Geschäft machen können. Ein volles Tiau hat etwa 10 Pfund gemeines Gewicht; in dieser Form läßt sich somit das Geld kaum verschleppen. Jene Banknoten haben aber auch ihre Mängel: manche sind Discontos ausgesetzt, manche wieder nur in einem gewissen Umkreis, etwa dem Raum einer halben Quadratmeile, anzubringen. Dazu kommt die Möglichkeit des Bankerotts der Banken. Der Nennwerth der Banknote ist ferner nicht festgesetzt, sondern in einer so kriblichen Handschrift geschrieben, daß man ihn nicht ohne Uebung entziffern kann. Selbst Chinesen nehmen oft eine Zwanzig-Tiau-Note für eine Zwei-Tiau-Note.

Diese Käsch- und Banknotenübelstände sind aber noch ein wahres Idyll der Einfachheit und Ordnung gegen die Silberzweiderbältnisse! Kaum hat sich der Neuling über die leichte Täelrechnung gefreut, so macht er die Entdeckung, daß das Täl allerdings zehntheilig ist, daß es aber mehr als ein Täl giebt. Dr. Williamson giebt in seiner Schilderung des nördlichen China eine Tabelle von acht verschiedenen Täls, die dort beständig im Kurs und bis zu sechs Procent von einander verschieden sind. Außerdem hat aber noch jeder Handelsobjekt sein eigenes Täl, so daß es noch sechshundertzig weitere Varietäten an den einzelnen Orten giebt und leicht noch mehr entdeckt werden mögen.

Dies ist aber noch nicht Alles!

Das ganze Gewichts- und Maßsystem ist ein fehlerhaftes. Trotz aller Hülfsmittel der Wissenschaft hat man es auch in den civilisirten Ländern nicht leicht gefunden, einen Mustermaßstab festzustellen. Jedes Maß, es mag gefertigt werden, aus welchem Material es will, ändert sich mit der Zeit und unter den verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Die chinesischen Maße ändern sich aber nicht in Folge des Einflusses der Witterung, sondern nach dem Gutdünken des Fabrikanten, der die Straßen mit seinen platten, langen und kurzen Stäben auf der Schulter durchwandert und mit einem Hammer und einer Anzahl kleiner kupferner Nägel ausgerüstet ist. Kommt nun ein Käufer, so fragt jener zuerst, welche Täl- oder Kätti-Größe gewünscht werde, und schlägt dann je nach der Bestellung die Stifte ein. Braucht der Käufer eine Wage, um zu kaufende Waaren dadurch zu prüfen, so bestellt er natürlich ein Kätti von 16 Unzen; braucht er aber eine Wage, um zu verkaufende Waaren darauf vorzuwägen, so wird eine solche je nach der Habgier des Betreffenden von zwei bis drei Unzen zu wenig bestellt.

Man kann sich die Wirkung dieses commerciellen Chaos denken. Niemand schreckt die Hände des Andern ein unbedingtes Vertrauen; er weiß ja, wie sie gemacht werden! Ebenso braucht man nur ein Silberstück von einer Wechselstube zur andern zu tragen und sich Gewicht und Marktpreis in jeder bestimmen zu lassen, und man wird sofort finden, daß eine Differenz von mehreren Procenten im Gewicht wie im Preis vorhanden ist, weil die verschiedenen Wechselstuben verschiedene Silberwagen haben und ein eigentlicher Marktpreis nicht besteht. Man muß daher hin und her rathen und einen Durchschnittspreis suchen.

Diese Willkürlichkeiten in der Berechnung des Käsch, im Gewicht und im Marktpreis des Silbers machen es für Jeden, der in diese Dinge nicht eingeweiht ist, außerordentlich schwer, Geschäfte zu machen, ohne Verlust zu erleiden; es ist daher sehr gewöhnlich, daß wer in einen andern als seinen Geburtsbezirkt zieht, dort einen hier Geborenen in sein Geschäft aufnimmt.

(Celestial Empire.)

Inhalt: Edouard André's Reise im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. V. (Mit sechs Figuren und einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. I. — Ernest Kramberger: Die Karstflüsse in der Umgebung von Ogulin. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 25. März 1880.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Hierzu eine Beilage, betreffend: Prospectus über „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Dr. Friedrich

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

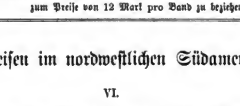
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

VI.

Die Stadt Tuquerres liegt auf einem nach Nordosten geneigten Hügel; der Anblick ihrer zerstreuten, mit Bäumen umgebenen Häuser ist reizend, wenn auch gerade keine malerische Silhouette hervortritt. Großartig und anziehend zugleich ist die Aussicht auf die benachbarten Hügel und Berge, welche der abgestutzte Kegel des nach Osten breiter werdenden Bulkans Azufral überragt. Rings um die Stadt liegen in ununterbrochener Folge Felder mit Weizen, Gerste, Luzerne (alfalfa), Bohnen, Kartoffeln, Oca's und Ollocos und liefern Beweise für einen hier betriebenen, ausgedehnten und verständigen Ackerbau. Es wird hier mit dem Pfluge geackert, an welchem André zum ersten Male wieder seit langer Zeit das Eisen eine wesentliche Rolle spielen sah. Der Boden ist ein schwarzer, sehr fruchtbarer, durch Quellen und Nebel reichlich bewässerter Humus, und in Folge dessen haben die Ackerfelder und Gemüsebeete hier ein so gesundes, frisches Aussehen, wie in Mitteleuropa in der Nähe der Städte.



Pflug von Tuquerres.

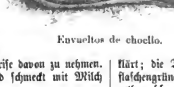
Dieser erste gute Eindruck wird indessen beim Eintritt in die Stadt durch die Vernachlässigung der Straßen und der sehr gewöhnlichen Kirche ein wenig abgeschwächt. Letztere liegt auf dem höchsten Punkte des Ortes auf einem kahlen Platze, auf dessen Hügeln eine rankende Cucurbitacee vom Genus Sycios wächst, ist zwar ziemlich umfangreich, aber sehr niedrig und macht durchaus einen armseligen Eindruck. Uebrigens war man damals mit dem Bau einer neuen großen Kirche mehr im Mittelpunkte der Stadt sowie mit dem eines Rathhauses (casa consistorial) beschäftigt.

Tuquerres liegt höher als alle Städte, welche André bis dahin besucht hatte, nämlich 3100 m, und seine mittlere Jahrestemperatur geht nicht über + 10,4°. Man friert, wenn man sich nicht bewegt, wie der Reisende beim Zeichnen von Pflanzen bemerkte. Kaninen giebt es nicht, so daß man, um warm zu werden, sich Bewegung machen muß. Wenn man über die fast ungepflasterten bergigen Straßen geht, hindert einen der soroche, jene wohlbekannte Erscheinung, eine Folge der dünnen Luft, am raschen Vorwärtskommen: nach einigen Schritten muß man stillstehen, um Athem zu schöpfen; die Knie biegen sich, der Athem fehlt. Dann geht man weiter, um bald wieder Halt zu machen, und so wiederholt sich die Sache immer wieder von Neuem. Neben dem Ackerbau wird in dieser Gegend auch eine ansehnliche Viehzucht betrieben; denn die beständigen Nebel, welche von den umliegenden Paramos herabsteigen, erzeugen schöne Wiesen, deren Gras zwar nicht rasch wächst, aber von guter Beschaffenheit ist. Außerdem hat das Vieh, welches in großer Anzahl die Umgegend der Stadt belebt, weder von den Krankheiten, die in der warmen Region häufig auftreten, noch auch von gefährlichen Insekten zu leiden.

Das häusliche Leben in Tuquerres weicht von demjeni-

Digitized by Google

gen in den bisher geschilderten Städten ziemlich ab, wenigstens in den Speisen und ihrer Bereitung. Die Hauptschüssel im ganzen Staate Cauca, der Sancocho, eine Suppe mit Kartoffeln und kleinen Fleischstücken, erhält hier oben einen Zusatz von Oca's und unreifen Maiskolben und führt den Namen locro, den sie bis nach Ecuador beibehält. Ueberhaupt spielt der weiche, noch milchige Mais, choello (spr. tschokiio) genannt, eine große Rolle in der dortigen Nahrung; derselbe wird ein wenig in Wasser gekocht, auf dem Reibsteine zerquetscht und dann gesiebt, um die Hülsen zu entfernen. Auf 4 Pfund Mais werden 12 Eier, 2 Pfund Käse und Zucker je nach dem individuellen Geschmacke zugesetzt, aus dem Ganzen ein Teig gemacht und derselbe in die Blattscheide der Maisähre gehüllt. Man kann dies Gericht einige Tage aufbewahren, und ist es kalt wie Kuchen oder gewärmt; es heißt envueltos de choello. Wird Kuchenteig darum geformt und die Speise im Ofen gebacken, so erhält man empanadas de choello. Auch sonst wird der Mais vielfach verwendet: man läßt ihn 14 Tage in kalter Erde, 3 bis 4 Tage in warmer gähren, zerquetscht, wäscht, reinigt und wäscht ihn nochmals, um die Stärke zu entfernen, kocht ihn in der Pfanne und vermengt ihn mit verschiedenen anderen Speisen; ferner wird Chicha daraus bereitet; unter Zusatz von rohem Zucker, wohlriechenden Kräutern und warmem Wasser kocht man eine Art leichter Bouillon davon ꝛc. Nächst dem Mais steht Gerstenmehl in Tuquerres in hoher Achtung; diejenigen, welche Chinarinde suchen und auf dem schrecklichen Wege nach Barbacoas Trägerdienste verrichten, nähren sich ausschließlich davon. Sie mischen Gerstenmehl mit etwas Rohzucker und führen es stets in einem Säckchen bei sich, um von Zeit zu Zeit eine Prise davon zu nehmen. Die Mischung ist sehr nahrhaft und schmeckt mit Milch sehr gut.



Envueltos de choello.

Einer der Ausflüge, welche André von Tuquerres aus unternahm, galt dem nach dieser Stadt benannten Vulkane, den man genauer als Azufral bezeichnet. Ihn begleiteten sein Neger und ein Führer, welcher die beweglichen Torfmoore unterwegs, die Maultiere und Reiter „essen", genau kannte. Obwohl sie mit Tagesanbruch sich auf den Weg machten, waren die Arbeiter in der Stadt doch schon an der Arbeit, und fleißig stampften sie den Lehm in ihren Küsten und bauten eine Mauer daraus auf, welche eine lange Zeit aushält. Vor der Stadt grünte und blühte es ringsum; längs der Wege blühende Sträucher, blutrother Stechapfel, Kreuzwurz, Gynerium, Johanneskraut, Pourrétias, verschiedene Bromeliaceen, Fuchsien, Orchideen u. s. w., während auf den fernen Spitzen der kahlen Berge, zwischen 3500 m und 4000 m, die Stoppeln der vertrockneten Gräser im ersten Sonnenstrahle erglänzten. Dort oben hoten die Einwohner von Tuquerres jenes cylindrische Stroh, mit welchem sie ihre Häuser decken. Diese gelben Striche erinnern an die grossen Ebenen voll Stipa im südlichen Ruhland; auffallend ist der Gegensatz, in welchem sie zu der grünen Landschaft weiter unten stehen.

Um 11½ Uhr war nach Passirung scheußlicher Wege und einiger sich bewegender Moore die cuchilla erreicht, und unter ihnen öffnete sich der gähnende Krater des Vulkans. Im Westen steigt ein Gipfel, el Salto genannt, bis zu 4200 m an, unten aber hat das Wasser Besitz von dem Abgrunde genommen und drei zusammenhängende Seen gebildet: inmitten eines Circus riesenhafter vielfarbiger trachytischer Mauern, an denen frühere vulkanische Ausbrüche und furchtbare Temperaturgrade ihre Spuren hinterlassen haben, breitet sich zuerst der smaragdene See, die Laguna verde, aus. Smaragden ist gerade der richtige Ausdruck in Bezug auf seinen Glanz und seine Durchsichtigkeit: unvergleichlich ist der Anblick, wenn sich die Sonne auf ihm spiegelt, und sich die marmorweißen Ufer und die heilgelbe Umgebung der gleich näher zu beschreibenden Solfatare von den Tönen des Wassers scharf abhebt. Weiter vorn (also wohl östlich vom großen See) liegen zwei kleine Wasserbecken, die ein ganz anderes Aussehen haben; dunkelschwarz wie Dinte ist der eine, im Osten gelegene, länglich gestaltete; der andere kleinere fast viereckige dagegen hat fast krystallhelles Wasser (s. die Abbildung S. 243).

Nachdem André das seltene Schauspiel eine Zeit lang betrachtet, stieg er die 200 bis 300 m zum Boden des Kraters hinab und maß die Höhe des Wasserspiegels: sie ergab 3900 m. Die Luft war jetzt, Mittags bei schönem Sonnenscheine, + 13° warm, das Wasser des schwarzen sowohl wie des weißen Sees + 15°. Dann schritt er nordwärts nach einem Hügel, dem cerro redondo, der ganz aus reinem Schwefel bestand: der Boden desselben war glühend heiß, so daß er beständig einen Fuß um den andern hochheben mußte, und von Spalten durchzogen, aus denen Wasserdampf ausströmte. Einige Meter von dem Hügel entfernt zeigte das Thermometer im Wasser 1½ m vom Ufer zwischen 15° und 18°, in einer Entfernung von 15 cm stieg es plötzlich auf 47° und in der Oeffnung einer der Solfataren auf 90° bis 100°. Letztere erhalten neben Wasserdämpfen und kohlensauren Gasen bedeutende Mengen von Schwefelwasserstoff, was die Bildung des cerro redondo erklärt; die Dämpfe haben den nächstliegenden Felsen einen flaschengrünen Ton gegeben, der scharf kontrastirt mit den rothen, schwarzen und weißen Streifen der Trachyte und den dunkelen Trümmern eines erst vor Kurzem niedergegangenen Felssturzes.

* * *

Mit allerlei Beobachtungen, Gesteinsproben und Pflanzen kehrte der Reisende nach Tuquerres heim, als es gerade Ave Maria läutete. Die wenigen Indianer auf der Straße bekreuzten sich sofort und blieben unbedeckten Hauptes stehen, bis der letzte Glockenton vorüber war. Die Temperatur war auf + 4° gesunken, so daß André bitter fror und sich glücklich schätzte, bei seinem Landsmanne Thomas einen gedeckten Tisch zu finden.

* * *

Die frühere Provinz Barbacoas hat an malerischer Gestaltung und eigenthümlichen Klima, an Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse und Sitten der Bewohner ihres Gleichen nicht im ganzen äquinoktialen Amerika. Sie liegt an der Küste des Stillen Oceans und bildet den südwestlichen Grenzbezirk der Vereinigten Staaten von Columbia. Vor der Conquista saßen dort die Indianerstämme der Tocuandes, Barbacoas und Telembies, häufig benutzt durch die Angriffe der kriegerischen und grausamen Caraiben. Die Spanier verwechselten das Land lange mit dem Choco, während beide sich doch wesentlich unterscheiden, und ihre Kenntniß beschränkte sich auf die Küsten, wie denn auch heute noch der größte Theil des Innern unbekannt ist, und für Naturforscher und Entdeckungsreisende dort noch genug zu thun übrig bleibt.

Als der schon besprochene Durchbruch des zwischen den beiden Cordilleren sich ausdehnenden vorhistorischen Sees

Digitized by Google

Die Laguna verde im Krater des Vulkans Yucul.

Digitized by Google

durch die Gebirgsäette von Costigo stattfand, verlief diese gewaltige Katastrophe den Thälern im Westen dieses Gebietes ihre Reliefformen. Das ganze Land im Westen der westlichen Cordillere ist von tiefen Barrancos durchfurcht, während sich im vorgelagerten Flachlande Alluvium von enormer Ausdehnung und Mächtigkeit aufhäufte. Mächtige und zahlreiche Wasserläufe durchschneiden das Küstenland und erleiden ohne Unterlaß Veränderungen durch die Ablagerung neuen Alluviums, in Folge des Wachsthums der Mangrowen und der Anhäufung vegetabilischer Stoffe. Bei einer mittlern Jahrestemperatur von 28 bis 30 hundertheiligen Graden Celsius und in der von Feuchtigkeit gesättigten Atmosphäre ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig entwickelt und wird darin weit und breit nicht übertroffen. Strenggeschiedene Jahreszeiten, wie sonst in der heißen Zone, giebt es hier nicht; in Barbacoas regnet es immer, sei es nun, daß die Masse aufsteigender Wasserdünste vom Südwest gegen die Gipfel der Cordilleren getrieben werden und täglich in sintflutharti-gen Güssen wieder herniederströmen, oder daß sich diese fortwährenden Regen durch die Kondensirung der warmen Dünste erklären, welche durch die Passate von der trockenen Küste Perus bis zu den Schneespitzen der ecuadorianischen Vulkane getrieben werden und dann niederfallen. Unter solchen Verhältnissen erreichen die Kryptogamen eine große Entwickelung; Blüthen dagegen sind selten und finden sich vornehmlich nur bei Monokotyledonen (Aroidern, Bromeliaceen, Marantaceen, Orchideen ꝛc.) Prachtvoll dagegen und reich an Formen ist alles Blattwerk. Dorthin brach also Andrés mit seinem Neger Cardenas auf; sein Gastfreund Thomas hatte ihn mit einigen Empfehlungsbriefen versehen und ihm ein treffliches Maulthier geliehen, welches er freilich nur auf der ersten Tagereise gebrauchen konnte, weil weiterhin der Pfad nur für Fußgänger passirbar war. Mit allerhand Lebensmitteln, Conserven und Branntwein hatten sie sich gleichfalls versehen, da man nicht darauf rechnen konnte, solche unterwegs anzutreffen.

Anfangs, d. h. bis jenseits des Dorfes Cópina (10 km), war der Weg gut, da er von zwei nordamerikanischen Unternehmern ausgebessert worden war. Dann aber traf man auf eine Reihe tiefer Schluchten in dem glimmerhaltigen Sande, der hier in großer Mächtigkeit sich findet. Mehrere Stunden lang führte dann der schmale Pfad zwischen trockenen Gräsern (pajonales) hin bis zu den Abhängen des Vulkanes Cumbal, dessen rundet schneebedeckter Gipfel majestätisch bis zu einer Höhe von 4890 m vor den Reisenden emporragte und dann zur linken blieb. An der Stelle, wo der Abstieg nach Westen beginnt, nimmt die Landschaft mit einem Schlage ein völlig anderes Aussehen an. Schroff stürzt das Hochland zwischen den Vulkanen Azufral und Cumbal in die Tiefe ab, und von den Paramos Mallama und Timbaquira ziehen sich hohe Mauern aus Porphyr und Trachyt hinunter, deren aus- und einspringenden Winkel und mächtigen Strebepfeiler wie die zerstörten Werke einer riesenhaften Festung aussehen. Die Bäche bilden theils Wasserfälle, theils rieseln sie, Silberbändern gleichend, über die geglätteten Felsmassen in den Abgrund hinunter. Dort, am Abhange des Azufral, entspringt der Rio Guavo, dem Andrés einige Tagereisen weit folgen sollte.

Heliconienblätter als Regenschirme.

Vom Weiler Atchó an, der noch vor dem schwindelerregenden Abstieg in das Guavo-Thal liegt, ritt Andrés voraus, um Piedra Ancha vor Anbruch der Nacht zu erreichen, während Manuel langsamer nachfolgte. Wo der bewaldete Abhang seinen Anfang nimmt, war der Weg mit den orangefarbenen Blüthen einer Liliacee (Phaedranassa) und einer schönen Orchidee mit weißer Blüthe und brauner Lippe (Maxillaria) bedeckt, und zur Seite standen die schönen, mit rothen Blüthen übersäeten Befarien, die Humboldt als Andes-Rhododendren bezeichnet. Der Weg wird zusehends steiler und führt vorbei bei Chocorral, Arrayan, Guavo, Timbaquira, Jupó und Guataquer, kleinen Weilern mit einigen Dutzend Einwohnern. Bei dem 60 m hohen Wasserfalle von Boracho vorbei erreichte Andrés gegen 10 Uhr Nacht Piedra Ancha (1902 m), wo er den Herrn, an den er empfohlen war, im Sterben fand und nur nach langem Suchen bei einer armen Familie ein schlechtes Nachtlager erhielt, zu dessen Annehmlichkeiten ein Trupp Meerschweinchen, die in allen Ecken herumliefen, nicht sonderlich beitrug.

Ein Mann, der im Jahre 1854 dem Dr. Eduard Karsten beim Pflanzensammeln behülflich gewesen und von seinen Landsleuten deshalb zum Doktor und Arzt creirt worden war, Antonio Belalcazar mit Namen, schloß sich hier an den Reisenden an, um ihm ein Kohlenlager, das er angeblich entdeckt, zu zeigen und seine Ansicht darüber zu hören. Dasselbe lag weiter stromab auf dem Wege nach San Miguel bei der Brücke über den Guavo. Der nächste Morgen war etwas weniger regnerisch als sonst; der Weg aber wurde immer holperiger und immer schattiger — wenn dieser Ausdruck in solchem Regengebiete zulässig ist —, je tiefer man hinabstieg.

Digitized by Google

Zahlreiche, damals gerade blüthenlose Orchideen der Genera Trichopilia und Oncidium, Melastomaceen, Thibaudien mit behaarten Blüthen, eine seltene Art, die André später nicht wieder gefunden hat, merkwürdige Gesneriaceen (Hypocyrta) und besonders eine prachtvolle 3 bis 4 m hohe Begonia (B. parviflora) mit riesigen Blättern und großen weißen Dolden bedeckten die senkrechten Schieferwände in der Nähe des Weges. Als die Reisenden an der Guano-Brücke (1651 m) angelangt waren, stellte sich heraus, daß das Steinkohlenlager nichts weiter, als eine mit Lignit gefüllte Spalte war, worauf der arg enttäuschte Doktor Belalcazar sich von André trennte, der seinerseits seinen Weg nach San Pablo fortsetzte. Hier nahm die warme Region ihren Anfang; schon von 1700 m an abwärts waren im Dickichte neben den letzten Daturas die großen Blätter der Heliconien und des indischen Blumenrohres (achira) aufgetreten, und die Zone der fortwährenden Regen reicht bis dort hinauf oder sogar noch etwas höher. Um sich vor der beständigen Feuchtigkeit des Bodens, vor plötzlichen Ueberschwemmungen, vor Schlangen und Insekten zu schützen, haben die Einwohner sich echte Pfahlbauten errichtet, die meist 8 bis 12 m lang und 5 bis 7 m breit sind. Die Pfähle sind gewöhnlich zu je zweien neben einander eingerammt, so daß der eine den Fußboden, der andere das mit Palmblättern bedeckte Gebälk trägt. Als einziger Zugang zu dem $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ m hohen mit gespaltenem Bambus belegten Fußboden dient die denkbar einfachste Leiter, ein sägeförmig eingekerbter Baumstamm, auf welchem die Bewohner mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit auf- und niederklettern. Da das Thermometer hier nie unter + 18° sinkt, hat solches Haus keine Seitenwände nöthig; in freier Luft spielt sich hier das häusliche Leben ab. Nach der Straße zu ist ein Balkon aus hartem Palmenholze angebracht; auf der andern Seite liegt der Kochplatz, ein Viereck von Balken, die mit einer dicken Schicht Erde oder einigen Luftziegeln bedeckt sind; die drei Steine, welche die tulpa bilden und auf denen der Kochtopf

Häusliche Scene in San Pablo.

steht, fehlen auch hier nicht. Die ganze Ausstattung besteht aus einigen alten Kisten europäischen Ursprungs und ein paar rohen Schemeln. Jedermann schläft in freier Luft auf Matten, die auf den Fußboden gelegt werden, und läßt sich von dem eintönig plätschernden Regen in den Schlaf wiegen. Fieber sind hier, wo es nur Regen, keine Nebel und Miasmen giebt, unbekannt, Epidemien, von den Blattern abgesehen, selten. Oft herrscht laute Fröhlichkeit in diesen primitiven Wohnungen: bei San Miguel wurde in mehreren Häusern Musik gemacht, getanzt und gezecht. In demselben Dorfe hatte der Reisende einen reizenden Anblick: eine Frau, die von ihrer Nachbarin um etwas Feuer gebeten worden war, schritt in Begleitung ihrer drei Knaben mit einem Feuerbrand in der Hand über die Straße. Jeder hatte ein prachtvolles Heliconienblatt abgeschnitten und hielt es sich wie einen Regenschirm über den Kopf: wie durchsichtige Perlen rollten die Wassertropfen über die grüne, glänzende Fläche herab.

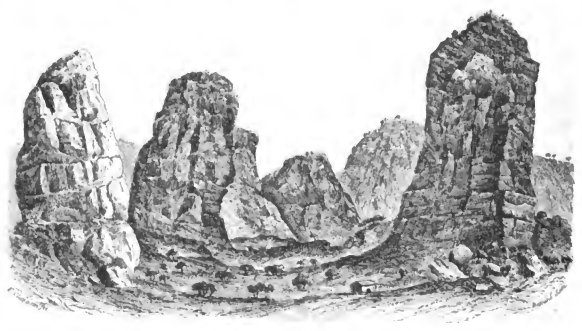
Nachdem André hinter San Miguel die jämmerliche Brücke über den Rio Chucunes (1389 m) passirt hatte, erreichte er in einer Höhe von 1370 m bei der Schlucht Pilispi die ersten Anpflanzungen von Zuckerrohr und um 5 Uhr Abends San Pablo, wo der Pfad aufhört für Maulthiere gangbar zu sein. Hier treten Cargueros (Träger) an ihre Stelle und übernehmen den Transport von Waaren sowohl wie von den seltenen Reisenden, die sie, wie die silleros des Quindio, von denen früher die Rede war, auf ihrem Rücken den abscheulichen Weg nach Barbacoas hinab tragen. Sie sind ein sehr schöner buntlosser Menschenschlag mit Muskeln von Stahl und einer Elasticität der Beine, die ohne Gleichen ist; dabei sind sie sehr treu und überwortheiten den Reisenden, der sich ihnen anvertraut, niemals. Den Weg nach Barbacoas legen sie, ohne auszuruhen, in 17 auf einander folgenden Tagen zurück, und selbst wohlbeleibte Personen tragen sie dabei sicher auf ihrem Rücken, bergauf und bergab, neben Abgründen hin, zwischen Felsgeröll und Sumpflöchern hindurch. Selbst ein gelbher europäischer Fußwanderer könnte ihnen das nicht nachmachen, ohne sich unterwegs mehrere Tage auszuruhen. Macht man die ganze Reise, so braucht man zwei Träger, die sich ab-

wechseln; sie bilden eine „villa entera“. Unter media villa versteht man nur einen Mann, der den Reisenden nur begaaf trägt, während dreselbe bergab laufen muß.

Während der Neger Mannel zwei Träger anzuwerben ging, quartierte sich Andrè bei einem alten Manne, Gaspardo Rosero, ein, der ihn auf seinem Pfahlbau graciös willkommen hieß. Die Behausung bot einen merkwürdigen Anblick dar. Auf ihren drei Steinen brodelte die Olla; auf dem Fußboden wälzten sich völlig nackte Kinder zwischen Hühnern, Meerschweinchen und umgestürzten Kisten herum, und auf einer Bank saß die Tochter des Wirthes, nach Landesart gekleidet, d. h. bis zur Taille nackt, und nährte ihre neugeborenen Zwillinge, jeden an einer Brust: ein höchst malerisches Bild.

Die Felsen von Pungo Andongo.

Die Felsen von Pungo Andongo [1]), welche in neuerer Zeit hauptsächlich durch Livingstone's Beschreibung bekannt geworden sind, sind trotz der Genauigkeit derselben letzthin ein Gegenstand des Streites und Widerspruchs unter mehreren Afrikareisenden gewesen, so daß, als Dr. Buchner 1878 nach Loanda abging, er von Anfang an auf diese Felsen und ihre Naturbeschaffenheit sein Augenmerk gerichtet hatte. Nach einer Zeichnung von ihm ist die beistehende Gesammtansicht der merkwürdigen Felsen hergestellt, die andere Abbildung eines Theiles derselben ist eine Reproduktion des Holzschnittes auf S. 420 in David Livingstone's Missionary Travels and Researches in South Africa (London 1878). Eine ältere farbige, aber sehr rohe Abbildung des Naturwunders nach einer Zeichnung des Obersten Fortunato de Mello vom Jahre 1833 ist enthalten in „Annaes do Conselho Ultramarino. Parte



Ein Theil der Felsen von Pungo Andongo. (Nach Livingstone.)

nno official“ (Serie I. Fevereiro de 1854 a Dezembro de 1858. Lisboa 1867), wo auf S. 475 bis 478 die Reise des Sr. Sebastião de Almeida Saldanha da Fonseca von Loanda nach Pungo Andongo beschrieben ist. Die dort gegebene kurze Schilderung (das Gestein von Pungo Andongo wird darin granito calcinado (?) genannt) wurde aber erst 1858 gedruckt, so daß Livingstone's Besuch im December 1854 den Ort eigentlich erst in Europa bekannt machte. Er beschreibt ihn (a. a. O. S. 421) folgendermaßen: „Das Fort von Pungo Andongo (9° 42' 14" südl. Br., 15° 30' östl. L.) liegt inmitten einer Gruppe merkwürdiger, säulenartiger Felsen, deren jeder über 300 Fuß in der Höhe mißt. Sie bestehen aus Conglomerat, nämlich aus sehr verschiedenen runden Gesteinsstücken in einem Bindemittel von dunkelrothem Sandstein, und ruhen auf

[1]) Wir behalten diese portugiesische Form des einheimischen m-pungo-an-dongo bei. Das Wort bedeutet nach Soyaux, „Aus Westafrika II“, S. 40, etwa „Thron der Könige“. „mpungo heißt das Gewaltige, Furchtbare, Erhabene, und bezieht sich hier jedenfalls auf die in der That unbeschreibliche Großartigkeit der Felsmassen. Weiter nördlich wird der wegen seiner Wildheit und riesigen Körperkraft gefürchtete Gorilla von den Eingeborenen m-pungo genannt.“ Nach dem weiter unten citirten portugiesischen Reiseberichte bedeutet der Name „Corte da Rainha“ (Hof der Königin).

Digitized by Google

Die Felsen von Pungo Andongo, von der Straße nach Dondo aus, etwa 7 Kilometer entfernt.
(Nach einer Skizze Dr. Buchner's.)

einer dicken Schicht dieses letztern Gesteins, in dessen Masse sehr wenig Geröll enthalten ist. Die riesigen Pfeiler von Pungo Andongo sind durch eine von Südost kommende Meeresströmung gebildet worden, denn von oben gesehen erscheinen sie in dieser Richtung angeordnet, und sie müssen den Wogen des Oceans in einer Erdperiode Widerstand geleistet haben, als noch das Verhältniß zwischen Land und Wasser gänzlich von dem heute bestehenden verschieden war... Die eingeschlossenen Stücke im Conglomerat bestehen aus Gneiß, Schiefertyon, Glimmerschiefer und schieferigem Sandsteine, Trapp und Porphyr, von denen die meisten groß genug sind, daß sie dem Ganzen das Aussehen geben, als wären sie die einzig erhaltenen Ueberreste von mächtigen vorzeitigen Geröllbänken. Mehrere kleine Bäche stießen zwischen den Felsen hin, und in der Mitte der Steinpfeiler steht die rings von nahezu unzugänglichen Felsen umgebene Ortschaft.

In frühern Zeiten sahen die Portugiesen diesen Ort für besonders ungesund an, und Verbannung nach den schwarzen Felsen von Pungo Andongo galt bei ihren Richtern für eine viel härtere Strafe, als Transportation nach irgend einem Punkte der Küste; aber jetzt ist dieser Bezirk überall als der gesundeste Theil von Angola bekannt. Das Wasser ist bemerkenswerth klar, der Boden leicht und die Gegend offen und gewellt; sie macht sich im Allgemeinen zu dem wenige Meilen entfernten Coanza-Flusse hin ab."

Den nächsten ausführlichen Bericht über den Ort gab der Botaniker Dr. Fr. Welwitsch in Murray's Journal of Travel and Natural History, wovon Petermann's Mittheilungen (1868, S. 260 ff.) einen Auszug brachten. Nach ihm bestehen die Felsen von Pungo Andongo aus Gneiß (S. 261). Wir kommen unten auf diesen Aufsatz zurück.

Trotzdem nun Livingstone das Gestein der „Schwarzen Felsen" sehr bestimmt als Conglomerat bezeichnet, so sprachen doch in jüngster Zeit zwei Mitglieder der sogenannten Cassange-Expedition, freilich beides keine Geologen, eine andere Ansicht aus. Dr. Pogge (Im Reiche des Muata Jamwo, S. 1) schildert Pungo Andongo als im Engpasse eines schroff aus der Ebene emporsteigenden Felsengebirges gelegen. „Dasselbe besteht aus 400 bis 600 Fuß hohen, steilen Felsen von grauer und röthlicher Farbe, welche oben ebene Plateaus bilden, untermischt mit einzelnen runden Kuppen von Granit. Das Gebirge ist vulkanischen Ursprungs, und deutlich sieht man, wie von einigen der runden Granitberge das glühende Gestein in den Paß hineingelaufen, hier stehen geblieben und erkaltet ist. Dies Conglomerat (!) kleiner Granitsteine rc. ist vielfach hohl und klingt unter den Füßen der darüber Hinschreitenden." Sehr kurz ist Oberlieutenant Lux' Beschreibung („Von Loanda nach Kimbundu", S. 49): „Pungo n'Dongo liegt in einem mit beinahe senkrechten Wänden sich über das umliegende Terrain erhebenden Felsenkessel und eruptivem Gestein, 1081,96 m über Dondo... Pungo hat, wie kein anderer Ort in Angola, vorzügliches Trinkwasser, eine wahre Labung, wenn man, wie es von Loanda aus durch die ganze Provinz der Fall ist, immer nur auf filtrirtes, abgestandenes Wasser angewiesen ist. Die Felsenmasse ist stellenweise hohl, wie man aus dem dumpfen Ton beim Klopfen entnehmen kann. Die Wege zwischen den Häusern sind sehr uneben und zur Zeit des Regens stets von bedeutenden Wassermassen derart durchfluthet, daß häufig der Verkehr ganz gehemmt ist; es soll da unmöglich sein, über den Weg zu gehen. Freilich läuft das Wasser schnell wieder ab, nicht aber diese Furchen in die Wege gerissen zu haben. Die Temperatur ist, durch die Lage zwischen den Felsen und den fortwährenden Luftzug bedingt, erträglich, ja angenehm." Also auch Lux behauptete vulkanischen Ursprung der berühmten Felsen.

Da nun diese Aussagen von Lux und Pogge im Vorstande der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" erheblichen Zweifeln begegneten, so ersuchte derselbe Herrn Dr. Buchner, diese Frage endgültig klar zu stellen. Derselbe meldete denn auch d. d. Pungo Andongo, 26. Januar 1879, ziemlich lakonisch, aber den alten Livingstone durchaus bestätigend: „Pungo ist nicht vulkanisch, keine Spur davon, lauter Conglomerat und Sandstein, aber doch sehr merkwürdig. Eine Klippe, 100 m hoch aus den langen Wellenrücken des umgebenden Landes plötzlich emportauchend, von West nach Ost in einer Stunde bequem zu durchgehen, von Süd nach Nord drei Leguas lang."

Dasselbe hatte ein drittes Mitglied der Cassange-Expedition, Hermann Soyaux, bereits richtig erkannt. In seinem ins „Globus" (S. 91 d. B.) besprochenen Reisewerke „Aus West-Afrika" spricht er an zwei Stellen ausdrücklich von Conglomeraten um Pungo-Andongo: „Wir durchkreuzen die innere Stadt und sehen überall vernachlässigte, ja halbeingestürzte Häuser — ein Bild des Verfalls,

Digitized by Google

dem die ganze Kolonie zusehends entgegeneilt. Dann überschreiten wir den N-kubschö-kubschö-Bach. Seine Ufer sind hier dicht mit Canna-(orientalis) und Brillantaisia-Stauden eingefaßt, und quer über dem Wasser liegende gebrochene Felsblöcke bilden eine Art Brücke. An den Bruchstellen dieser Blöcke sieht man, daß eine Menge verschiedenartiger größerer oder kleinerer Steine, wie Rosinen in einen Kuchen, in das Urgestein eingebacken sind." (II, S. 55.) Und auf S. 62 sagt er bei der Schilderung eines Ganges „außen um den Felsenwall herum": „Ferner erregt die oft merkwürdig regelmäßige Bruchfläche des Gesteins unsere Aufmerksamkeit; zwischen 12 bis 13 Meter mächtigen Conglomeratschichten schiebt sich immer abwechselnd eine dünnere Sandsteinschicht ein." Nebenbei bemerkt giebt Sopaux neben Welwitsch die ausführlichste und bekannte Schilderung von Pungo-Andongo und seiner Umgebung.

Dr. Welwitsch ist es auch, welcher für die auffällige schwarze Färbung der Felsen, welche Dr. Pogge (s. oben) für erkaltete Lava gehalten hat, die naturwissenschaftliche Erklärung gab. Als er gegen Ende Oktober, der Frühlingszeit auf der südlichen Halbkugel, in Pungo-Andongo eintraf, hatten die Felsen „eine ziemlich gleichmäßige graue oder graulichgelbe Farbe, welche nur an wenigen Stellen nahe am Gipfel dunkler schattirt war", so daß er zu der Ansicht neigte, die viel besprochene schwarze Färbung rühre nur von einer optischen Täuschung her. Nachdem aber im folgenden Monate mehrere heftige Regen gefallen waren, bemerkte er im December an verschiedenen Stellen der Klippen vollkommen schwarze Streifen von oben nach unten, die sich scharf von dem allgemeinen Aussehen der anderen Steinmassen abhoben und im Verlaufe weniger Tage beträchtlich an Breite und Länge zunahmen. Auch zeigten sich neue auf vorher grausch aussehenden Felsen. Als nun Welwitsch zur Erforschung dieser außerordentlichen Erscheinung einen der höchsten Felsen erstieg, fand er, daß der beständige Regen alle Teiche, welche auf dem Plateau desselben sich finden, bis zum Ueberlaufen angeschwollen und jede Höhlung mit Wasser gefüllt hatte. Sowohl am Rande der Teiche als in den aus ihnen fließenden kleinen Bächen zeigte sich eine glänzend schwarze Substanz, die bei näherer Untersuchung sich als Algen, und zwar wahrscheinlich eine unbeschriebene Species des fruchtbaren Genus Scytonoma, herausstellte, welche während der Regenzeit entsteht und sich schnell vervielfältigt. Besonders zeichnen sich März und April durch schwere Gewitter und dicke Nebel aus, welche letzteren die Spitzen der Felsen von Tagesanbruch bis Mittag einhüllen und so eine feuchtwarme Atmosphäre erzeugen, welche die Entwickelung der Alge begünstigt. Daher kommt es, daß in sehr nassen Jahren der größte Theil der Felsen gegen Ende April mit der schwarzen Scytonoma bedeckt ist, während in Jahren mit dürftigem Regenfalle nur einzelne Felsspalten und wenige Klippen mit der Algendecke bekleidet erscheinen. Bald nach Beginn der heißen Jahreszeit, gegen Ende Mai, wo der Himmel gewöhnlich klar und hell ist, fangen die schwarzen Pflänzchen an, wegen der starken Hitze sich zu entfärben. Allmälig werden sie trocken und brüchig, bis sie nach und nach ganz zerfallen, worauf die Felsen ihr düsteres schwarzes Aussehen verlieren und vor dem folgenden Frühling wieder in ihrer natürlichen grauen oder graubräunlichen Farbe erscheinen.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

II. (Erste Hälfte.)

Durchaus abweichend von der Lage, in welcher in Californien sich die Chinesen gegenüber der herrschenden weißen Bevölkerung befinden, ist die ihrer Landsleute auf den Inseln des Indischen Archipels, sowohl auf den die östliche Provinz derselben bildenden Philippinen unter spanischer, als auch auf den mehr westwärts gelegenen Molukken, sowie den kleinen und großen Sunda-Inseln unter niederländischer Herrschaft. Die großen Sunda-Inseln vornehmlich, in erster Stelle aber Java, stellen diejenige Erdgegend dar, nach welcher sich am frühesten die chinesische Auswanderung hingewandt hat; wo Chinesen in größerer Zahl als irgendwo anders außerhalb ihres Vaterlandes und zugleich in einem für sie bevorzugten günstigen numerischen Verhältnisse zu der europäischen Bevölkerung stehen, sich auch im Besitze großer Reichthümer befinden und in alle socialen Verhältnisse so tief eingreifen, daß sie daselbst in mehr als einer Hinsicht durchaus unentbehrlich erscheinen.

Von einer eigentlichen „chinesischen Frage", wie in Californien, ist bis jetzt, was Niederländisch-Indien betrifft, nicht die Rede gewesen. Es könnte eine solche bei den daselbst, namentlich auf Java, bestehenden Verhältnissen aber sehr wohl früher oder später entstehen und von größter Wichtigkeit nicht nur für die Regierung von Niederländisch-Indien, sondern auch für die des Mutterlandes werden. Haben ja doch auch im vergangenen Jahre holländische Tagesblätter schon die Nachricht gebracht, daß sich unter den Chinesen auf Java Gährungen bedenklicher Art bemerkbar machten. In Batavia und anderen Orten hätte man nämlich Maueranschläge entfernen müssen, in denen die Chinesen aufgefordert würden, „sich nicht länger von einer Handvoll Europäer die Gesetze vorschreiben zu lassen. An Waffen und Geld würde es in dem gegebenen Augenblicke nicht fehlen u. s. w." Später hat man hiervon nichts mehr vernommen, woraus sich schließen läßt, daß jene in den niederländischen Zeitungen ausgesprochene Besorgniß vor einem Aufstande der Chinesen in ihren asiatischen Kolonien zum wenigsten für die Gegenwart entweder ungegründet oder doch sehr übertrieben gewesen sind.

Dessen ungeachtet aber ist es möglich, daß bei der chinesischen Bevölkerung daselbst ein Funke glimmt, der nach längerer oder längerer Zeit zu einer Empörung gegen die Herrschaft der Niederländer auflammt. Ein solcher eventueller Chinesenaufstand auf Java würde aber nicht bloß augenblicklich, sondern auch noch lange nachher auf alle Zustände dieser herrlichen, so überaus werthvollen, ja fast unschätzbaren Kolonie höchst nachtheilig einwirken.

Um sich hiervon einen deutlichen Begriff zu machen, ist es nothwendig, zuerst einen Blick auf das numerische Ver-

Digitized by Google

hältniß der verschiedenen Bestandtheile zu einander zu wersen, und denen die Bevölkerung von Niederländisch-Indien zusammengesetzt ist.

Nach den officiellen Angaben des alljährlich zu Batavia erscheinenden „Regerings-almanak voor Nederlandsch-Indie" für 1879 betrug die Gesammtbevölkerung daselbst nach dem Census von 1876 22 863 705 Seelen. Sie bestand aus 37 370 Europäern und diesen in staatsbürgerlicher Beziehung gleichgestellten Abkömmlingen von Europäern mehr oder weniger gemischten Blutes, 22 493 424 Eingeborenen malaiischer Race, 309 759 Chinesen, 15 111 Arabern und 8042 anderen asiatischen Fremdlingen. Es kamen hiervon auf Java und die westlich von diesem gelegene, in administrativer Hinsicht zu Java gerechnete kleine Insel Madura 28 672 Europäer, 18 555 553 Eingeborene, 198 233 Chinesen, 9379 Araber und 3961 andere asiatische Fremden, der Rest aber, 8698 Europäer, 3 933 871 Eingeborene, 115 411 Chinesen, 6732 Araber und 4402 andere fremde Asiaten, auf alle übrigen Besitzungen der Holländer im Indischen Archipel.

Das numerische Verhältniß der Chinesen zu den Europäern, worauf es in diesen Mittheilungen vorzugsweise ankommt, war im Jahre 1877 in den einzelnen Provinzen (Residentschaften) von Java das folgende: Bantam: Europäer 321, Chinesen 1609; Batavia: Eur. 5635, Chin. 72 551; Krawang: Eur. 207, Chin. 3642; Preanger Regentschaften: Eur. 757, Chin. 1553; Cheribon: Eur. 918, Chin. 16 759; Tegal: Eur. 613, Chin. 5801; Pekalongan: Eur. 514, Chin. 4665; Samarang: Eur. 3605, Chin. 14 269; Japara: Eur. 568, Chin. 9790; Rembang: Eur. 656, Chin. 15 983; Surabaja: Eur. 5052, Chin. 11 709; Pasuruan: Eur. 1280, Chin. 4508; Probolingo: Eur. 678, Chin. 2088; Begasi: Eur. 502, Chin. 920; Banjuwangie: Eur. 166, Chin. 245. Banjumas: Eur. 519, Chin. 3518; Bagelen: Eur. 488, Chin. 2599; Kadu: Eur. 480, Chin. 5329; Djocjakerta: Eur. 1446, Chin. 1883; Surakerta: Eur. 2447, Chin. 5847; Madiun: Eur. 520, Chin. 3132; Kediri: Eur. 828, Chin. 6181; Madura: Eur. 472, Chin. 3702.

Außerhalb Java findet folgendes Verhältniß statt: Gouvernement der Westküste Sumatras: Eur. 1743, Chin. 4731; Residentschaften Benkulen: Eur. 159, Chin. 546; Lampongsche Districte. Eur. 78, Chin. 201; Palembang: Eur. 228, Chin. 4184; Ostküste von Sumatra: Eur. 284, Chin. 16 240; Riouw: Eur. 159, Chin. 36 562; Banka: Eur. 220, Chin. 19 875; Billiton: Eur. 53, Chin. 5191; westliche Abtheilung von Borneo: Eur. 190, Chin. 26 891; Süd- und Ostabtheilung von Borneo: Eur. 422, Chin. 2670; Gouvernement Makassar: Eur. 1389, Chin. 4750; Residentschaft Menado: Eur. 708, Chin. 2136; Amboina: Eur. 1635, Chin. 470; Ternate: Eur. 285, Chin. 401; Timor: Eur. 198, Chin. 1049; Bali: Europäer 27, Chinesen 385.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß von den 198 233 Chinesen auf Java und Madura 72 551 allein in der Hauptstadt Batavia und der gleichnamigen Residentschaft, in den Nachbarresidentschaften Bantam, Krawang und Cheribon aber 21 970 leben. Diesen 94 521 Chinesen stehen aber, in den genannten vier Residentschaften zusammengenommen, nicht mehr als 6081 Europäer, also nur in dem Verhältnisse von 1:15,53, gegenüber. In den übrigen Residentschaften ist das mittlere Verhältniß wie 1:5,87. Am günstigsten für die Europäer, nämlich wie 1:2,18, ist dasselbe in den Preanger Regentschaften auf Java, am ungünstigsten in einigen Verwaltungsbezirken außerhalb dieser Insel, wie z. B. auf Banka, indem daselbst auf jeden Europäer 90,34; auf der Westküste von Borneo, wo auf jeden der letzteren 141,37, und in der Residentschaft Riouw, wo auf jeden derselben gar 215,7 Chinesen kommen.

Als die Holländer in den letzten Jahren des sechszehnten und den ersten des siebenzehnten Jahrhunderts (1595 bis 1602) zuerst nach Java kamen, fanden sie daselbst schon eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Chinesen theils ansässig, theils in Handelsgeschäften vorübergehend anwesend. Die erste Auswanderung dorthin aus dem Reiche der Mitte soll schon im Jahre 423 n. Chr. im zweiten Regierungsjahre von Ying Jung Wang, dem zweiten Kaiser aus der chinesischen Dynastie der „nördlichen Soung", stattgefunden haben, nachdem der buddhistische Mönch Fa Han mehrere Jahre vorher, im Jahre 414, auf einer Pilgerfahrt zufällig nach Java (chinesisch Je-pho, Shê-po oder Sha-po) gekommen war und nach seiner Rückkehr nach China diese Insel seinen Landsleuten bekannt gemacht hatte. In größerer Zahl wanderten die Chinesen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, während die Unruhen, unter denen die mongolische Dynastie Yüen zur Herrschaft über China gelangte, namentlich aber zu Lebzeiten des Kaisers Chi-tsu, des durch Marco Polo so berühmt gewordenen Khubilai-Khan, nach Java aus. Eine andere zahlreiche chinesische Immigration fand auch statt, nachdem die Holländer schon längst zur Herrschaft im Indischen Archipel gelangt waren, nämlich um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, nachdem die letzte national-chinesische Dynastie der Ming gestürzt war und die noch jetzt regierende der Mandschu, die Dynastie Tai-thsing, 1644 die Herrschaft an sich gerissen hatte. Dadurch, daß alljährlich eine bestimmte Anzahl von Dschonken die Hauptküstenorte nicht bloß von Java, sondern auch von den anderen indischen Inseln, wo sich ebenfalls schon frühzeitig chinesische Auswanderer niedergelassen hatten, zu besuchen pflegte, wurde nicht nur der Handel und Verkehr zwischen China und diesen Inseln, sondern auch eine bleibende Verbindung der Auswanderer mit ihrem Vaterlande unterhalten.

Nachdem die Holländer im Jahre 1619 Batavia gegründet und zur Hauptstadt ihrer sämmtlichen während der beiden letzten Jahrzehnte entstandenen zahlreichen Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung gemacht hatten, welche ursprünglich nichts als bewaffnete Handelsfactoreien waren, so strömte auch sehr bald die Mehrzahl der Chinesen aus allen Gegenden von Java dorthin, überzeugt, daß sie daselbst eine größere Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums finden würden, als die javanischen Fürsten ihnen bis dahin gewährt hatten. Die Niederländer aber nahmen sie mit offenen Armen auf, von vornherein alle Vortheile begreifend, welche sie von der Intelligenz, der Arbeitslust und Rührigkeit der Chinesen, besonders aber auch von der ihnen angeborenen Borliebe sowohl für den Landbau als auch den Handel und ihrer großen Geschicklichkeit für diese beiden Beschäftigungen ziehen könnten. Mit Begierde auf den Handel erkannte man in ihnen schon damals das geeignetste Mittelglied für den Detail- und Kleinhandel mit den Eingeborenen, wofür man sie auch jetzt noch hält und welches sie auch schon länger als dritthalb Jahrhunderte wirklich gewesen sind.

Es ist bekannt, wie Batavia, schon bald nach seiner Gründung, zu einer sehr hohen, für jene Zeiten flaunenswerthen Blüthe von Macht und Reichthum gelangte. Seine höchste Entwickelung, welche etwa ein halbes Jahrhundert dauerte, beginnt mit dem letzten Drittheil des siebenzehnten und endet mit dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Später hat Batavia, wiewohl es noch heute, unter gänzlich veränderten territorialen, politischen und socialen Verhältnissen, eine der schönsten und reichsten Städte Asiens

Digitized by Google

ist, auch als bedeutender Hafen- und Handelsplatz noch immer große Wichtigkeit besitzt, sich doch niemals wieder zu jener Höhe erheben können, welche es zu Ende des Jahrhunderts seiner Gründung besaß. Eine Thatsache aber ist, daß, gleichwie in unserer Zeit die nach Californien auf das Gerücht von den dort aufgefundenen Goldfeldern hineilenden Chinesen zu dem schnellen Emporblühen von San Francisco wesentlich beigetragen haben, auch diejenigen Chinesen, welche sich in zunehmender Menge nach Batavia unter die Oberherrschaft der Niederländer begaben, zu den Faktoren gehören, die zu der raschen Entwickelung der Hauptstadt von Niederländisch-Indien wesentlich mitgewirkt haben.

Die Chinesen auf Java waren nämlich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert noch nicht, so wie jetzt, fast ausschließlich Kauf- und Handelsleute, sondern sehr viele von ihnen, wahrscheinlich mehr als die Hälfte, beschäftigten sich, unter Mithilfe gekaufter Sklaven, eigenhändig und unmittelbar mit den verschiedenen Zweigen des Landbaues. Von ihnen wurde die zur Zeit der Gründung von Batavia nur spärlich von Malaien bewohnte und fast noch unbebaute Umgegend der Stadt in stets weiter werdenden Kreisen urbar gemacht und in ergiebige Reis- und Zuckerrohrfelder umgewandelt, wurden massenhaft Kokospalmen angepflanzt und Gärten für die Zucht und Kultur von Gemüsen, Fruchtbäumen und anderen, theils für die Haushaltung nützlichen, theils aber als Gegenstände des Handels und der Ausfuhr Gewinn bringenden Gewächsen angelegt. Zugleich mit der Anpflanzung des Zuckerrohres wurden von ihnen zahlreiche jener einfachen Mühlen für die Bereitung des Zuckers errichtet, wie sie in Ost- und Westindien, bis zu dem Zeitpunkt, wo auch für diesen Zweig der landwirthschaftlichen Industrie die Dampfkraft in Anwendung kam, allgemein in Gebrauch waren. Hieran schlossen sich Arrakbrennereien und andere industrielle Unternehmungen, wodurch die Chinesen selbst sehr bald wohlhabend, nicht wenige von ihnen sogar reich, den Holländern aber, direkt und indirekt, große Vortheile verschafft wurden.

Aehnliche Verhältnisse fanden auch, wiewohl in kleinerm Maße, in den anderen Niederlassungen der Holländer auf Java statt, welche nur wenig später als Batavia, zuerst hauptsächlich an der Nordküste der Insel entstanden, wie Eheribon, Samarang, Tegal, Pekalongan und zuletzt Surabaja. Auch dorthin begaben sich Chinesen in größerer oder kleinerer Zahl unter den Schutz der Europäer und trugen zu dem schnellen Aufblühen dieser Orte bei. Dasselbe geschah auch in den Niederlassungen der Holländer auf Borneo, Sumatra und den anderen indischen Inseln.

Die Regierung zu Batavia hatte von Anfang an, zugleich mit allen Vortheilen, die von den chinesischen Ansiedlern in ihrer unmittelbaren Nähe zu ziehen waren, auch sehr wohl begriffen, daß dieselben in anderer Weise wie die Malaien, Javaner und anderen Eingeborenen behandelt, ihnen verschiedene Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen zugestanden, sie selbst aber innerhalb gewisser, für sie unüberschreitbarer Schranken gehalten und stets streng überwacht werden mußten. Namentlich wurde die Nothwendigkeit, ihre Zahl nicht allzusehr anwachsen zu lassen, da dieselbe schon sehr bald ein für die Holländer ungünstiges Verhältniß annahm, von diesen letzteren erkannt.

Die Chinesen genossen unter holländischer Oberherrlichkeit vollständige Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums, waren von Herrendiensten frei, durften Grundbesitz erwerben, Sklaven halten, mit allen kein Monopol der holländisch-ostindischen Kompagnie bildenden Artikeln sowohl der Produktion von Java als auch der Einfuhr aus Europa, China und anderen Ländern des asiatischen Kontinentes gegen mäßige Steuern und Abgaben Handel treiben und sich, ohne in irgend einer Weise belästigt zu werden, ihres Erworbenen erfreuen. Man mischte sich so wenig wie irgend möglich in ihre inneren Angelegenheiten, hinderte sie nicht in der Ausübung ihrer Religion, verstattete ihnen ganz nach ihrer Landesweise zu leben, achtete und duldete ihre Sitten und Gebräuche, soweit dieselben nicht mit denen der Holländer in Kollision traten. Von Racenhaß zwischen Holländern und Chinesen, wie er zwischen diesen und den Californiern herrscht, hat in Niederländisch-Indien bis auf den heutigen Tag niemals auch nur eine Spur bestanden.

Auch erhielten die Chinesen unter dem Titel von Lieutenant, Kapitän und später auch Major unmittelbare Vorgesetzte ihrer eigenen Nation. Dieselben, das Vertrauen der holländischen Oberbehörde genießend, standen zwischen dieser und ihren Landsleuten. Sie übten unter letzteren die Polizei aus, hatten für Ruhe und Ordnung unter ihnen Sorge zu tragen, ihnen die Befehle der Regierung zu übermitteln und für deren Befolgung zu sorgen. Zugleich waren sie auch verpflichtet, von allen auch den leisesten Regungen und Bewegungen in der chinesischen Gemeinde die niederländische Oberbehörde stets unterrichtet zu halten. Hierfür genossen diese chinesischen Beamten nicht nur beträchtliche materielle Vortheile, sondern nahmen auch eine mit einer gewissen Repräsentation verbundene, ihnen bei ihren Landsleuten Ansehen und Achtung verleihende Rangstellung ein. Eine solche aber ist Allen, die dem Reiche der Mitte angehören, stets als etwas sehr Wünschenswerthes erschienen. Daher fand sich auch immer eine große Anzahl von Bewerbern zu diesen Stellen, zumal die Regierung, um die Inhaber davon sich noch fester zu verbinden, diese Stellen gewöhnlich von den Vater bei dessen Ableben auf einen seiner Söhne übertrug.

Ein Gegenstand besonderer Wachsamkeit für die Regierung zu Batavia war aber der Zuzug neuer Auswanderer aus China, welcher namentlich, wie schon bemerkt wurde, in Folge der Kriege und großen innern Unruhen, die dem Sturze der Tyanstie Ming im Jahre 1644 vorangingen, ihn begleiteten und demselben nachfolgten, fortwährend an Umfang gewann. Durch diese politischen Verhältnisse wurden nämlich auch viele reiche und vornehme Chinesen genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen. Der kleinere Theil begab sich nach den Philippinen, der bei weitem größere aber nach Java, hauptsächlich der ihnen von den Holländern gewährten, völlig unbeschränkten religiösen Freiheit wegen. Denn von allen europäischen Völkern, die in anderen Erdtheilen Kolonien gehabt haben und noch haben, waren die Holländer dasjenige, welches sich in seinen überseeischen Besitzungen, mit Bezug auf den Glauben und die religiöse Ueberzeugung der unterjochten Völker, immer in preiswürdiger Weise durch seine oft für Indifferentismus verschrieene Toleranz auszeichnete. Dieser ihrer verständigen und staatsklugen Handlungsweise haben die Holländer es mit zu verdanken, daß sie ihre Herrschaft in Indien über mehr als zwanzig Millionen Heiden und Mohammedaner haben ausbreiten und mit ihnen schon fast drei Jahrhunderte bestehen können. Um die chinesische Immigration in Java möglichst zu beschränken, wurden von der indischen Regierung verschiedene Maßregeln getroffen, wie z. B. daß keine Chinesen anders als gegen Erlegung einer gewissen, nicht ganz unbeträchtlichen Summe daselbst Zulassung fanden, daß für jeden neu zukommenden sich mehrere bereits ansässige, als bezüterte und zuverlässig bekannte Chinesen verbürgen mußten u. s. w., und diesen mit konsequenter Strenge gehandhabt. Trotz dieser Maßregeln aber nahm die Zahl der Chinesen auf Java theils

Digitized by Google

durch die Vermengung derſelben mit Javaneſinnen und Malaiinnen, theils dadurch, daß die erwähnten Prohibitivmaßregeln nicht ganz die davon erwartete Wirkung hatten, fortwährend zu.

Deſſen ungeachtet aber blieb das Verhältniß der Chineſen zu den Holländern, zu gleichem Vortheile für beide Theile, länger als ein Jahrhundert ſo gut als ungetrübt. Hierzu trug weſentlich der Umſtand bei, daß die erſten zwanzig Generalgouverneure oder, wie damals ihr Titel war, Oberlandvögte von Niederländiſch-Oſtindien — deren Regierungen den Zeitraum von 1610 bis 1725 umfaſſen und von denen der erſte Pieter Both, der letzte aber Hendrik Zwaardecroon war, der durch die Einführung der Kultur des Kaffeeſtrauches auf Java ſein Vaterland um Milliarden bereichert hat — ohne Ausnahme, wiewohl der eine mehr, der andere weniger, tüchtige Männer waren, welche die ihnen anvertraute faſt unumſchränkte Macht in feſter Hand hielten und die aſiatiſchen Kolonien nach den für dieſelben von den Direktoren der holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie, der ſogenannten „Kammer der Siebenzehn", feſtgeſtellten allgemeinen Regierungsgrundſätzen, mit nicht weniger Strenge als Klugheit und ruhiger Beſonnenheit beherrſchten. Mit wenigen Ausnahmen hatten dieſelben, bevor ſie zu der höchſten Stellung gelangten, eine Reihe von Jahren in niedrigeren Aemtern zugebracht und ſich hierdurch Vertrautheit mit allen indiſchen Verhältniſſen, auch zugleich Menſchen- und Geſchäftskenntniß angeeignet. Männern dieſer Art fiel es nicht ſchwer, die Chineſen innerhalb der für ſie geſteckten Schranken zu halten, zugleich aber auch ſie vor Unterdrückung, willkürlicher Erpreſſung und Verkümmerung an den ihnen zugeſtandenen Rechten und Freiheiten durch höhere oder niedrigere Beamte und Privatperſonen zu bewahren und ſomit auch das Entſtehen von Unzufriedenheit bei ihnen zu verhüten.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

IX.

(Blunt's Reiſe nach Schammar.)

Wir haben neulich bereits im „Globus" Blunt's Reiſe von Damaskus über Schammar nach Bagdad kurz erwähnt; freilich iſt der Vortrag, den er am 8. Decbr. v. J. in der Sitzung der Royal Geogr. Society gehalten, und die Diskuſſion, die ſich daran geknüpft, im Februarheft der Proceedings erſchienen. Es verlohnt ſich der Mühe, noch einmal eingehender auf den Bericht zurückzukommen. Denn wie wenig auch heutzutage die wandernden wie die ſeßhaften Bewohner Arabiens durch Leiſtungen auf irgend einem Gebiete menſchlicher Kultur ſo zu ſagen für den Export arbeiten, d. h. zur Bildung der übrigen Menſchheit beitragen, vielmehr in noch immer feſtgehaltener Abgeſchloſſenheit Zuſtände darbieten, die einen heilſamen Austauſch und Verkehr mit anderen Völkern dringend rathſam machen, ſo hat das Volk doch durch immer noch hervorragende Begabung ſich das Recht bewahrt, mit Intereſſe beobachtet und in die Berechnung der Zukunft Vorderaſiens als Faktor einbezogen zu werden, auch wenn ſein Land nicht die Heimath eines politiſch-religiöſen lange nachwirkenden und noch nicht überwundenen Gedankens geweſen wäre.

Blunt iſt, wie erwähnt, mit ſeiner Gattin gereiſt, ſicherlich der erſten europäiſchen Dame, welche öſtlich vom Jordan den Norden des wirklichen Arabiens durchzogen hat. Die Wanderung, eigentlich der Ritt zu Pferde, begann von Damaskus aus. Wie Blunt glaubt, iſt er in der Richtung nach Redſched hin neben Palgrave und Pelly der einzige europäiſche Reiſende ſeit Beginn der ſechsziger Jahre: Palgrave iſt bekannt genug, während hinſichtlich Pelly's daran erinnert ſein mag, daß er 1865 vom Perſergolf aus nach Riad gelangte. Blunt ſcheint ebenſo wenig wie die in der Sitzung anweſenden Sir Rawlinſon und Pelly etwas von Guarmani zu wiſſen, der, wie aus dieſer Zeitſchrift oder aus des Referenten „Arabien und die Araber" bekannt iſt, 1864 vom Todten Meere aus ebenfalls nach Schammar kam.

Immerhin iſt mancherlei Neues aus Blunt zu lernen, was die Landeskunde betrifft, noch mehr über die politiſchen und Machtverhältniſſe in Nord-, zum Theil in Innerarabien, wenn er auch bei der Werthung ſeiner Reiſereſultate ſich nicht immer gegenwärtig hält, daß er das eigentliche Redſched nicht erreicht hat. Er ſcheint das freilich zu glauben in Folge einer leicht erklärlichen Freude darüber, daß er auf bisher nur von ein paar Europäern paſſirter Straße nahe an das centrale Hochland gekommen iſt. Schammar aber iſt und bleibt doch nur ein nach Norden vorgelagertes Außenplateau oder beſſer ein nördlicher Gebirgsvorſprung des innern weiter nach Süden gelegenen Hochlandes. Und da wir durch jene wenigen Reiſenden dieſe öden Landſchaften und ihre Oaſen, in denen zugleich eine ſtaatliche Konſolidirung ſeit etwa 1830 ihre Stätte gefunden hat, leidlich genau kennen, ſo wird uns Blunt's Bericht hierüber zwar als Beſtätigung werthvoll ſein müſſen, das Werthvollſte aber iſt die Kunde, die er uns über die Schickſale eben jener Hauptſtaatenbildung verſchafft hat. Und in dieſer Beziehung iſt Blunt, vielleicht mehr als er ahnt, der Bringer einer trüben Nachricht: der edle, kraftvolle und weiſe Fürſt Telal in Schammar hat ein tragiſches Ende gefunden. Warum aber hätte man nicht mitfühlend des Großen ſich freuen ſollen, auch wenn es ein Mann tief in der weltabgelegenen Einſamkeit gewollt und gethan hat, zu welcher nur das Schiff der Wüſte den Pfad findet, ein Mann ohne Schule und ohne die Kulturelemente Europas zu kennen, aber ein ganzer Mann, der die rechten Mittel zu einem hohen Ziele zu finden wußte, nämlich ſeinem Volke ein geordnetes Daſein zu verſchaffen, aufmerkſam und klug, weitſehend und hochherzig! Warum ſollte man nicht um ihn klagen, nun da er durch eigene Hand mitten in der Bahn gefallen iſt, warum nicht, wenn er auch nur ein Araber war? Dabei tröſtet es, daß der politiſche Gedanke Telal's auch dem jetzigen Emir nicht abhanden gekommen iſt.

Blunt's Weg iſt auf einer der beiden den Proceedings

Digitized by Google

beigegebenen Karten verzeichnet, während die andere Dschebel Schammar und seine Granit- und Sandsteinformationen mit den Höhenangaben darstellt.

Das Itinerar ist folgendes: Damaskt, Mezarib an der syrischen Pilgerroute, darauf mit südöstlicher Hauptrichtung abbiegend nach Kâf in Wadi Sirhan — bis hierher ist der Weg in der That für uns ein novum, denn Guarmani, auf seiner Rückkehr vom Dschauf nach Kâf gelangt, ging westlich nach Wadi Galeit in der Nähe des Todten Meeres —, weiter auf bereits bekannter Straße von Kâf nach dem Dschauf, über die Brunnen von Schakik, die Hügel el-Alem, die wir genau durch Wallin kennen, nach dem Wüstendorfe Dschubbeh, nach Igneh — unzweifelhaft Wallin's und Palgrave's Kenah — und so nach Hail; darauf östlich zu den Brunnen von Scheibeh, nördlich über Teibet Ism nach Kaer-Torba, östlich nach den Brunnen von Kubbra und von hier in direkt nördlicher Richtung auf Redschef oder Meschhed Ali zu und zwar zunächst über vier Wasserreferwoirs, bekannte Banten von Harun e-Raschid's Gemahlin Zubeide, während die Brunnen von Leina östlich in der Nähe liegen bleiben, später eine Tagereise vor Redschef über die Brunnen von Schebeikah (richtiger Schebeikah), Redschef, Kerbelah und den Euphrat nach Bagdad.

Neu für uns ist also der Weg von Damaskt, genauer Mezarib, nach Kâf, und die von Hail nach Meschhed Ali eingeschlagene Straße, die übrigens parallel mit Wallin's einstigem Wege nur einige Meilen westlicher führt. Die Wege Blunt's sind uns demnach nicht so unbekannt, als er anzunehmen scheint; Wallin, Palgrave, Guarmani kannten fast überall seine Wegweiser sein, Pelly aber nicht, der von Koweit am Golf nach Riad zog, also viel weiter östlich als Wallin und Blunt von Schammar nach Bagdad, und der dann nach Hofuf und Abschehr in Hasa zurückkehrte.

Füllen wir nun dieses Itinerar mit Blunt's wichtigeren Nachrichten über Land und Leute aus.

Seine Bekanntschaft mit einem Scheich der Rualla, des mächtigen Stammes in der Westwüste der nördlichen Wüste, und die mit dem Sohne des Scheichs von Palmyra, Namens Mohammed ibn Arak, beguinstigte die geplante Wanderung ganz besonders; der Letztgenannte wollte zu Stammesvettern in Redsched und begleitete den Engländer. Nach Berührung der letzten syrischen Stadt Sukhne Arak ward mit Empfehlung an einen Scheich der Beni Sokhr (also der Sakr, die wir durch Guarmani kennen), Ali el-Ghereschy, ostwärts weiter gezogen. Sein Lager stand 30 Meilen (immer engl.) östlich, also hier etwa 8 deutsche, oder an 60 km) südöstlich von Meiach in der schwärzlich pultanischen Harra-Ebene (Harra sind nach Westlein todte Eruptionskegel mit umgebenden weiten von dunklen Doleritblöcken bedeckten Flächen) am Wadi Radschel, der südöstlich in den Liebsdistrikt des Wadi Sirhân übergeht. So gelangte man bald in die beiden Dorfoasen Kâf und Ittery, die bereits den Emir von Schammar als Lehnsherrn anerkennen, etwa 70 M. jedes Dorf jährlich Tribut geben und außerdem den Scheichs der Rualla und der Wuld Ali eine kleine Summe entrichten. Die Dörfer erscheinen mit ihren Palmen- und Ethelbäumen (diese letzteren eine Tamariskenart) in blühendem Zustande. In Ittery meint Blunt eine Inschrift auf einer Mauerruine und zwar in himjaritischen Charakteren gesehen zu haben — schwerlich! Hier nahmen sie einen Führer von den Scherari (Scherarat). Von Kâf nach Dschauf rechnet Blunt 200 Meilen, ein Weg ohne bewohnte Ortschaften im Wadi Sirhan, dessen Höhe über Meer er auf 1850 Fuß bestimmt, während die nordöstlich angrenzende gewaltige Wüstenebene 2500 Fuß hoch liegt. Im Sommer kommen die Beduinen der Brunnen wegen nach Wadi Sirhan; übrigens steht der Wadi in schlechtem Rufe, wovon das englische Ehepaar selber eine ausgiebige Erfahrung machte. Sie hatten bis zum siebenten Tage seit Kâf nichts Lebendiges, als einige Thiere gesehen, ein paar Hasen, Gazellen und eine Hyäne. Da am achten Tage, als sie nur auf kurze Zeit hinter ihren arabischen Begleitern zurückgeblieben, unter einem Gabhastrauch ihre Tattelmahlzeit genossen, hören sie Rossethufe und werden im nächsten Augenblick von einem Dutzend Reiter mit eingelegten Lanzen angegriffen. Ein eiliger Fluchtversuch mißlang, da Lady Blunt sich Tags vorher das Knie verrenkt hatte, doch verwundete glücklicher Weise der Angriff keinen, denn die dicken Mantelstoffe gewährten ausreichenden Schutz. Zudem besann Blunt sich auf den üblichen Ruf in solcher Gefahr: dachil, ich ergebe mich und bitte um Schutz; die Pferde freilich wurden ihnen genommen. Demnach löste sich die Sache gut genug auf: diese Rualla waren nämlich die Stammgenossen von Blunt's Begleitern, so daß die Begelagerer unter Rückgabe der Pferde ihr Verfahren höflich entschuldigen zu müssen glaubten.

Zwei Tage später war man im Dschauf, also in 10 Tagen 200 engl. Meilen, 5 deutsche Meilen auf den Tag. Die vielgenannte Oase, die wir durch Wallin als eine Depression kennen, zählte etwa 500 Häuser; reichliche Palmengärten und deren nothwendige Bewässerung waren noch wie vor 20 und 30 Jahren. Der ganzen Oase giebt Blunt eine Länge von 21½ Meilen, also von etwa einer Wegstunde. Das Ganze ist umgeben von einer 10 Fuß hohen Mauer von Lufsiegeln; mitten drin steht noch zerborsten und zerfallen der uralte Steinbau, der bekannte Thurm Marid. Rings um die Oasenstadt ist Wüste, so daß die Scheraz das Korn vom Euphrat herschaffen müssen, wofür sie Datteln eintauschen. Die Ziegbrunnen werden von Kameelen bedient, alle anderen Lastthiere fehlen. Von hier liegt 22 Meilen nach N.-O. entfernt die andere Oase Meskakeh (Sekake bei Wallin und den anderen, bei denen auch die Distanz etwas geringer angegeben ist) mit 600 Häusern und größeren Palmengärten, als im Dschauf, und einem kleineren Burgbau auf einem Felsen gelegen. Von Meskakeh 10 Meilen südlich nennt Blunt das Dorf Kara (Wallin bezeichnet es als uralt), alle drei Ortschaften des Dschauf mit etwa 7000 Einwohnern, während Palgrave von 20 000 spricht. Früher besaßen sie Rualla das Gebiet, Abdallah ebn Raschid hat es für Schammar erobert und ein Statthalter des Emirs regiert es jetzt wie schon zu Palgrave's Zeiten. Seitdem hatten die Tschofi freilich einen Aufstand versucht, den aber Mitaab (siehe hernach), der Bruder Telal's und des jetzigen Emirs, niederschlug. Einige Jahre später, also Ende der sechziger Jahre, hatte eine von Damaskt entsendete türkische Kolonne es occupirt, im Zusammenhange mit Midhat Pascha's Plänen zur „Eroberung des Redsched“ vom Golf her; doch bewirkte der Schammarfürst damals den Wiederabzug der Türken. Hier in Meskakeh fand man bei den Verwandten des mitreisenden Mohammed ibn Arak recht gastfreundliche Aufnahme; Lady Blunt vermittelte durch Schenkung von 40 Pfund die von Arak gewünschte Verlobung mit einer heirathsfähigen Geschlechtsverwandten; doch wurde die Gründung des eigenen Heim der jungen Brautleute und die Hochzeit in gezierender arabischer Weise noch aufgeschoben und zwar auf zwei Jahre.

Am 12. Jan. 1879 verließ man mit Erlaubniß Dschauhar's, des Statthalters des Schammarfürsten Mohammed ebn Raschid, Meskakeh, um die Nefud zu durchziehen. Das ward in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von elf Tagen glücklich vollbracht, mit Verlust nur einen Kameels, für eine beladene Karawane eine tüchtige Leistung. Freilich

Digitized by Google

waren Wetter und Beschaffenheit der Sandspfade günstig. Blunt rechnet 40 Meilen von Meskaleh nach den Brunnen von Schakik, 102 von da bis zu dem Wüstendorfe Dschubbeh, 47 von dort bis Janeh, „dem ersten Dorfe im Nedsched“, mit allen nöthigen Umwegen circa 200 Meilen. In Janeh erkenne ich nach Lage und Wortform das Kenah der früheren Reisenden wieder. Nach Wallin und Wetzstein's Gewährsmann kommen von Dschauf bis hierher etwa 95 Stunden zusammen. Alle genannten Oertlichkeiten sieht man bei Blunt gern wieder genannt, nachdem sich durch die Erzählungen der Früheren ein gewisses Interesse an den weltvergessenen Wüstenorten, wenigstens bei mir, gebildet hatte.

Wichtiger ist aber, daß Blunt über die Formation der Wüstenflächen, genannt die Nefud, ganz andere Anschauungen gewonnen hat, als seine Vorgänger. So nennt er Palgrave's Beschreibung der Nefud höchst sonderbar, insofern sie keineswegs eine Reihe von Nord nach Süd gerichteter Sandwellen veränderlicher Höhe mit weiten Zwischenräumen und ohne Vegetation sein, vielmehr kufenförmige Sandmulde constante Gestalt, so daß die Strichen des Hufes durch seichte Wasserketten gebildet sind. Die Höhenmaße der Wälle wechseln von 20 bis 220 Fuß, die Durchmesser der Hufeinsenken zwischen 50 Yards bis eine Viertelmeile; die Oeffnung ist konsequent nach Westen. Die Araber nennen diese sonderbaren Wüstenhügel Fuldsch, d. h. also Rinne, Spalte, jedenfalles wegen der oben bezeichneten radialen Wasserläufe. Wie das Entstehen dieser Fuldsch zu denken ist, bleibt dunkel; von dem modelnden Einfluß des Windes kann nicht die Rede sein, da derselbe hier nirgends zu constatiren ist. Die Nefud sind ferner, wie übrigens schon durch Wallin bekannt ist, durchaus nicht völlig flerit; so war bei Blunt's Reise Futter und Wasser in den Nefud ganz reichlich vorhanden. Wichtig ist die in ganz Nordarabien einheimische bis 15 Fuß hohe Gabhapflanze, die eine treffliche Holzkohle giebt; ihre südlichste Grenze ist gerade in den Nefud bei den Alem-Bergen. Daß Schafe und Pferde in „Nedsched“, nämlich in diesem Theile desselben, was er so nennt, sich halten, wird, sagt Blunt, nur durch die Weide in den Nefud erklärlich. Wenn die Kamerle Milch haben, bedarf der Beduin hier keines Wassers und ebenso können die Schafe sich ohne Wasser lediglich mit dem Pflanzenwuchs wochenlang behelfen. Was die Thiere in den Nefud betrifft, so ist der Strauß, wenn auch nicht eben zahlreich, zu finden, ferner die weiße Antilope, im Süden, namentlich im Dschebel Abdschn, dem einen der beiden hohen Gebirgszüge des Schammarlandes, Wolf, Fuchs, Hyäne, die in den Bergschluchten Wasser finden; Hasen überall in Menge, Steinböcke, Leoparden, das Wabbar (Klippschiefer) — Blunt nennt es eine Art Murmelthier — ebenfalls im Abschagebirge. Auch finden sich mehrere Schlangenarten und überall Eidechsen. Die Vögel sind wenig zahlreich: die Trappe (Hubara), der Habicht, der Bussard. Zur Trappen- und Hasenjagd benutzen die Beduinen den Taubensalken. Blunt sah auch den Zaunschlüpfer, von Insekten Libellen, Ameisen, Fliegen, aber — keine Flöhe. Eine für Mensch und Thier werthvolle Speise ist die rothe Heuschrecke, die reichlich vorhanden und schmackhaft zu essen ist. Gelegentlich sei bemerkt, daß von den verderblichen Wirkungen des Simum, also des glühenden fast giftigen Windes, wie Palgrave sie erlebt haben will, der von Blunt befragte Beduinenführer nicht das Geringste wußte.

So kommen wir denn wieder auf unserm Marsche nach Schammar mit Blunt zunächst südlich von den Brunnen bei Schakik zu den Felsbergen el-Alem (d. h. Zeichen, soviel als Berg, nach Jakut), über welche Wallin und Palgrave und hinreichend unterrichtet haben. Diese nennen uns noch mehrerer, lauter Sandsteinpicks, von gelb- bis purpurfarben, aber an der Oberfläche schwärzlich verwittert. Ueber das Alter der eingegrabenen Kritzeleien, die er als Inschriften bezeichnet, täuscht sich Blunt gewiß. Ueber Dschubbeh sagt er nichts; er nennt erst wieder Janeh, wie gesagt, identisch mit dem Kenah der Früheren. Und so gelangen wir denn nach dem Reisziele, Schammar. Die Bergformation des Abschag- und des Seinangebirges erinnert Blunt an den Sinai. Die Erhebung über der Ebene beträgt etwa 2000 Fuß, die über dem Meere 6000. Was er über die Lage der beiden Züge korrigirend sagen zu müssen glaubt — er giebt ja sogar eine besondere Karte derselben mit —, bedeutet nicht viel; erwähnt mag sein, daß die Gebirge scharf in die Ebene abfallen. Uebrigens sind wir durch die früheren Forscher ganz gut berichtet.

Das Wichtigere aber ist, wie gesagt, weil es neu ist, das was Blunt über das Emirat in Schammar mittheilt. Der Souverän ist — denn er wird ja wohl noch leben — Mohammed ebn Raschid, also auch der Familie, deren Geschichte auch in Bd. XXIII dieser Zeitschrift gegeben worden ist. Blunt's Führer Rathi theilte nicht eben Ermuthigendes über den Charakter des Fürsten mit: seinen Vorgänger, der zugleich sein Neffe war, hatte er niedergemacht und dann noch sechzehn Verwandte gewaltsam beseitigt. Er scheine, wurde erzählt, darüber schwere Gewissensbisse zu empfinden und sei bemüht, durch sorgfältige Verwaltung dem Volke zu nützen. Jedenfalls war die Aufnahme des englischen Ehepaares Seitens des Fürsten vortrefflich; er behandelte sie, recht arabisch, in Hail als seine Gäste. Daß Hail die Hauptstadt von Schammar ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In den acht Tagen ihres Aufenthalts daselbst hat er nichts unterlassen, was ihnen erwünscht sein konnte; er zeigte ihnen seine Häuser, seine Gärten, seinen Marstall. Daß dieser die Engländer besonders interessirte, begreift sich; stets er doch, wie wir seit den drei oft genannten Vorbesuchern wissen, im Rufe des vorzüglichsten in ganz Arabien nächst dem der Wahabi-Fürsten in Riad. Blunt aber meint, der Stall in Hail sei dermalen der erste, gerade wie die Wahabimacht in Riad zu Ende und der erste Souverän Arabiens der Schammar-Emir sei. Ob er zu dieser Behauptung berechtigt ist, bleibe dahingestellt. Ebn Raschid's Stall enthielt 60 Stuten, 8 Hengste, einige fünfzig Füllen, lauter bestes Blut. Außerdem besitzt der Emir noch ein paar hundert Pferde bei den Stämmen in der Nähe vertheilt. Blunt hatte sie im Ganzen schöner erwartet; er ist der Meinung, daß die besondere Bevorzugung der nedschdäischen Pferde gegenüber denen der nördlichen Beduinen nicht berechtigt ist. Sein eigenes Pferd fand volle Bewunderung. Auch bemerkt er, daß überhaupt in Nedsched verhältnißmäßig wenig Pferde zu finden seien; das Kameel sei das allgemeine Reittier, wenn man nicht zu Fuß wandere; wogegen Rawlinson ihm später bei der Diskussion einwirft, daß jährlich an 2000 arabische Pferde aus Basra, Bagdad und Kataf exportirt würden; er hätte noch Koweit hinzufügen können. Aus besonderer Gunst zeigte der Emir dem Engländer auch seine Festung oder befestigte Stellung auf dem Abschagebirge, ein Werk Obeid's ebn Raschid, seines Oheims (l. u.). Die Lage verschweigt Blunt in erklärlicher Diskretion.

Mohammed's Politik und Regierungssystem ist im Geiste seiner großen Vorgänger geblieben, seines Vaters Abdallah ebn Raschid und seines Bruders Telal, und damit eine Hoffnung erfüllt, der auch in dieser Zeitschrift einst Worte gegeben wurden. Der Wahabiismus hat, nach Blunt, ausgespielt; die Araber wollen keine religiöse Bedrückung. Ein-

Digitized by Google

verstanden, was diese, die religiöse Seite, betrifft; aber es soll dem Wahabismus doch nicht vergessen werden, daß er, freilich verquickt mit dem intoleranten und zelotischen Ketzerrichten, das ihn geboren hat, einen Staat in Arabien geschaffen, daß er eine geschlossene nationale Partei gegen Türken und Aegypter gewesen ist, die zu siegen verstanden hat und dem Nationalgefühl Achtung verschaffte. Blunt nennt Kasim und Schammar als bereits losgelöst, sie erkennen die Suzeränität des Wahabi-Emirs nicht mehr an. Der „Böse", d. h. der Tabak, wird im Palast von Hail gestattet, und ein alter Wahabischeich aus Harik — eine ferne südliche Provinz des Reiches — nahm Blunt's Pfeife gern an. Räuberei, Wegelagerei werden von Mohammed rücksichtslos niedergeschlagen, der Verdacht hat Handabhauen zur Folge, die Ueberführung aber Hinrichtung. „Der einzige unbestrafte Verbrecher in des Emirs Lande ist der Emir selbst, aber als politische Maßregeln finden seine Gewaltthätigkeiten Anerkennung." Hier ist denn auch ein Platz für die kurz zusammengefaßten wichtigen Nachrichten Blunt's über die Schammarfürsten seit Telal. Dieser vorzügliche Mensch und Fürst tödtete sich 1864 in einem Anfalle von Geistesstörung selber, also gewiß bald nach Guarmani's Besuch, der ihn im genannten Jahre noch in Hail fand. Ihm folgte sein Bruder Mitaab (in Bd. XXIII des „Globus" genannt), der die Revolte im Dschauf (s. o.) bändigt. Er stirbt muerwartet 1867, während der dritte jüngere Bruder Mohammed, eben der jetzige Regent, von Hail abwesend war und zwar auf der Pilgerfahrt als Emir el-Hadsch. So wird denn sein Neffe Bender (auch in „Arabien und die Araber" genannt), Telal's Sohn, zum Scheich erklärt, wahrscheinlich durch besonders Einfluß Obeid's, des Bruders von Abdallah, also Oheims der drei Brüder, über den ich im genannten Buche mancherlei Günstiges und Ungünstiges zu berichten hatte, als einen energischen Soldaten, fanatischen Wahabi und heimathsliebenden Dichter. Mohammed nun war durch seine Uebergehung tief gekränkt, nahm seinen Aufenthalt in Riad, wies alle Versöhnungsversuche seines Neffen Bender zurück und kehrte erst, nachdem Obeid am Schlagfluß gestorben war, nach Hail heim. Bei einem Wortwechsel zwischen ihm und Bender, über sein eigenmächtiges Verfahren hinsichtlich seiner Einführung einer Scheraratkarawane in Hail, zieht Mohammed den Dolch, stößt den erzürnten Emir, seinen Neffen, nieder, besetzt den Palast und läßt, wie erzählt, noch 16 Mitglieder der Familie hinrichten. Der Schrecken wirkte, er regiert ohne Anfechtung und zwar mild und gerecht mit dem politischen Instinkt alter Ebn Raschid's. Er hat Frieden mit den Nachbarn, außer den Nualla und Schaa. Die Steuern in Schammar sind gering, der Kriegsdienst freiwillig, seine Regierung durchaus populär. Nirgends in Asien, sagt Blunt, giebt es ein glücklicheres Gemeinwesen als in Dschebel Schammar.

An den Scherif in Medina, also den Vertreter der Pforte, zahlt Mohammed einen geringen Tribut, nichts als eine Form, die ihm aber den Besitz von Teima, der bekannten Pilgerstation im Westen, und Dschauf sichert. Zu sagen hat der Osmanensultan in diesen Territorien nicht das Geringste. Der Schammarstarst mag dabei auch die Wahrung des außerordentlichen Vortheils im Auge haben, den ihm und seinem Lande die persische Pilgerkarawane bringt, ihm nämlich mindestens 20 000 Pfund. Früher ging ihr Weg über Riad; Telal aber hatte es vermocht, diesen Geldstrom über Hail zu leiten. Blunt hatte das besondere Glück, die Karawane auf ihrem Rückwege von Medina resp. Mekka in Hail zu treffen. So konnte er mit ihr am 1. Februar nach dem Euphrat hin aufbrechen. Sie bestand aus 2000 Persern, einigen Hundert aus Bagdad und Basra, die Escorte aus 1000 Beduinen, theils Bewaffneten, theils Kameelführern; die bewaffnete Eskorte bildeten Schammar, die Kameelbesitzer waren Schammar, Scherarat und Dafir. Der Führer, der Emir el-Hadsch, ein Neger aus Mohammed's Dienerschaft, hatte um sich zwanzig Trommelreiter mit dem grünen und purpurnen Banner Ebn Raschid's.

Mit den Beduinen und Arabern war für die Engländer, die Gäste des Emirs, der Verkehr angenehm und höflich, auch mit den vornehmeren Persern, deren Sprache Blunt freilich nicht verstand. Zugeknöpft zeigten sich aus religiöser Intoleranz die wenigen Afghanen. In der Karawane befand sich Salch ebn Bendschi, Mostewächter aus Medina, der nach Persien zog, um Gaben für das Heiligthum zu sammeln. Von ihm hörte Blunt, daß Europäer in den heiligen Städten keinenwegs an sich in Gefahr sind, wofern sie muslimische Kleidung tragen und die Riten mitmachen; ohne das sei freilich Lebensgefahr.

Die Märsche der Karawane gestalteten sich sehr verschieden, einmal in sechs Tagen 160 Meilen. Die Route führt von Hail erst nach Bekaa oder, wie es jetzt heißt, Teibet Jem („guter Name", wie ein Berg in Midian), die letzte zahlreich bewohnte Oase, wenn man Kaer Torba, 45 Meilen nach N.-O., ausnimmt, das eine Schammargarnison hat; es liegt 14 Meilen westlich von der persischen Pilgerroute in den Nefud. Von Teibet Jem führt der Weg nach den Brunnen von Scheibeh, an der frühern Pilgerstraße, die östlich von Hail über Bereida führte. Von Scheibeh zieht die Straße weiter an den großen Cisternen und Brunnen vorbei, die Zobeide, Harun el-Raschid's Gemahlin, die große Wohlthäterin der Pilger, gebaut hat. Dort, als die Engländer von der Karawane sich auf Zeit getrennt hatten, begegneten ihnen fünf Beduinen vom Stamme Kelterin, einem Zweige der Beny Khaled, die von der Ankunft ihres Geschlechtsvetters in Hail gehört hatten, eben jenes Araf, mit welchem Blunt gereist war. Am folgenden Tage mußten sie die Gastfreundschaft des in der Nähe lagernden armen Stammes annehmen, der auf Heuschrecken und Datteln angewiesen war, weil sich kein Gras in der Wüste fand. Weschfeh Ali erreichte man am 1. März, von da hernach Bagdad.

Aus der an Blunt's Bericht sich anschließenden Diskussion, an welcher Rawlinson und Pelly sich betheiligten, wüßte ich nichts mitzutheilen, was nicht bereits im „Globus" oder in „Arabien und die Araber" gesagt wäre. Manche Blunt'sche Behauptung wurde berichtigt, des leider so jung der Wissenschaft entrissenen Wallin ehrenvoll gedacht, Pelly rekapitulirte kurz seinen eigenen einstigen Marsch vom Golf nach Riad und zurück, die Grenzen der Nefud wurden richtig gestellt und vor allem das Recht der Hereinziehung von Schammar in das Nefsched bewiesen und zwar mit Recht.

Trotz alledem sind Blunt und Gemahlin alles Lobes werth und auch die deutsche Forschung über Arabien hat volle Veranlassung ihnen zu danken.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Allgemeinen Zeitung“ vom 1. März aus Konstantinopel gemeldet wird, werden die seit dem letzten Kriege und dem Abschlusse des Berliner Friedens besonders lebhaft auftretenden nationalen Bestrebungen der Armenier, an deren Spitze der Patriarch Nerses steht, von der Pforte argwöhnisch beobachtet und bekämpft. Dem Patriarchate, das kein gefügiges Werkzeug mehr ist, sondern in den Provinzen an Einfluß gewonnen hat und unmittelbar mit den Botschaften verkehrt, ist durch Entziehung des Vorrechtes, die Urkunden seiner Schutzbefohlenen zu legalisiren, die wichtigste Einnahmequelle verstopft worden. Einem Theaterdirektor in Konstantinopel ist plötzlich die Erlaubniß entzogen worden, armenische Stücke aufzuführen; in den Provinzen wurde die Herausgabe von Zeitungen in armenischer Sprache streng untersagt, und nicht einmal der Gebrauch armenischer Lettern für türkisch erscheinende Blätter wurde gestattet. So entfremdet sich die Pforte systematisch die bis jetzt ihr günstig und entschieden antirussisch gesinnten Armenier; denn Rußland hat sich deren Haß zugezogen, weil es seine neuerworbenen Gebiete mittels Moskauen und Staroverzen kolonisirt und so eine lebendige Scheidewand zwischen Türkisch- und Russisch-Armenien errichtet, weil es Getreideausfuhrverbote erließ u. s. w. Nach sonst lauten die Nachrichten aus Armenien wenig tröstlich: überall Hungersnoth und Bedrückung durch Kurden und Tscherkessen. Von Baschkalé (südöstlich von Wan) sind mehr als 400 Familien über die persische Grenze gegangen; doch ist ein Drittel unterwegs durch Hunger und Frost umgekommen; in der Gegend von Wan sind bis Ende Februar 144 Dörfer völlig verödet; ihre Einwohner haben sich zum Theil in die Städte geflüchtet, wo sie, nur mit einem Hemde bekleidet, betteln, und so fort.

Drei Tage später schreibt derselbe Berichterstatter: „In Anatolien bilden die Tscherkessen eine Landplage schlimmer als Hungersnoth und Winterkälte. In der Umgebung Ismids, dem eigentlichen Bithynien, war die Ernte in Folge des trockenen Sommers sehr dürftig ausgefallen. Die Bauern am Sangarius und am See von Nicäa, welche Rosinen, Wein, Traubensyrup und Oliven eingemietet, waren nicht im Stande, nach den ackerbautreibenden Bezirken von Kodscha Ili zu gehen, nur ihre Produkte gegen Korn, Mais oder Hülsenfrüchte einzutauschen, weil die Tscherkessen die Landstraßen besetzt hielten. Die Eisen- und Kupferschmiede der Gebirgsdörfer konnten ihre Waaren eben so wenig zu Markt bringen, so daß der Winter und der Schnee überall bei leeren Vorrathskammern eintrat. Jetzt, nachdem endlich der Schnee wegegegangen und der schlimme Winter überstanden, können die Bauern und Industriellen ihre Waaren erst recht nicht zu Markt bringen, da die Tscherkessen wieder auf den Landstraßen Wacht halten. Und das passirt innerhalb des Gesichtskreises der Hauptstadt.“

— Der Naturforscher Carl Bock hat seine im Auftrage der holländischen Regierung am 21. November 1879 begonnene Reise durch den Südosten Borneos — von Koetei bis Bandjermassing — am 31. Januar glücklich vollendet. Von Tangerang, der Residenz des Sultans von Koetei, ging er den Mahakkan-Strom (dessen Delta an der Ostküste der Insel zwischen 0° 20′ und 1° südl. Br. sich ausdehnt) aufwärts und erreichte, trotz großer Muskitoplage, am 24. Kotta Bangoen, das größte malaiische Dorf im Innern (über 1000 Einwohner). Eßbare Vogelnester und Bienenwachs waren in Ueberfluß vorhanden, doch hatte die große Dürre des letzten Sommers die Bäume der Blätter und die Wälder der Vögel beraubt. Das ganze untere Gebiet des Mahakkan wird von Malaien, nur das obere von Dayaks bewohnt, und an drei Orten sind Bock Spuren einer frühern Hindu-Race. Von dort bog er vom Mahakkan nach Süden ab, um den Seendistrikt zu besuchen und die Dayaks zu beobachten, von denen viele Kannibalen sind. Der gefürchtetste Stamm sind die Tring Dayaks, deren Häuptling Sibau Mobang dem Reisenden erzählte, daß er dinßy Köpfe abschnitte, um das süße Hirn zu essen; auch die inneren Handflächen wären süß, die Schultern aber bitter. Die verschiedenen Stämme sind der Köpfe wegen stets in Krieg miteinander und werden von den Malaien gefürchtet. Im letzten Dorfe seiner malaiischen Besitzungen, Moara Pahon, zwang der Sultan circa 600 Dayaks, Bock zu begleiten; 75 davon marschirten ein bis zwei Tage voraus. Hier mußten die Prahs mit Seilen aus spanischem Rohre über die Stromschnellen gezogen werden; am 20. December wurde das letzte Dorf am Mahakkan, Moara Anar, erreicht und dann der Marsch durch den Wald über die Wasserscheide begonnen und auf engen, meist überflutheten Bambusbrücken über die vielen kleinen Gewässer in vier Tagemärschen von je zwölf Stunden vollendet, während deren lautlose, nur manchmal von der Stimme eines Vogels unterbrochene Stille herrschte. Die ihnen in einem Dorfe vorgesetzten Speisen rührten die Reisenden nicht an, da sie wußten, daß sie vergiftet waren; sonst blieben sie unbehelligt. Der Marsch brachte Bock an den Fluß Benaujan, der in den Tewé (Zufluß des Barito) sich ergießt; diesen abwärts gelangte er in holländisches Gebiet, wo die Dayaks verhältnißmäßig civilisirt und sehr verschieden von denen von Koetei sind. Die zoologische Ausbeute der Reise ist bei der Armuth des Gebietes an Thieren sehr gering, wohl aber hat sie wichtige ethnologische Materialien geliefert, wenn auch die geschwänzte Familie, deren Existenz verschiedene Dayaks versicherten, trotz vieler Mühe nicht gefunden wurde. (Nach „Nature“.)

— In einem Berichte an die Pariser Akademie der Wissenschaften giebt Prof. Nordenskiöld eine Liste der Sammlungen, die er auf seiner letzten Expedition erworben hat, und die in Stockholm geordnet und beschrieben werden sollen. Zahlreiche Beobachtungen über Klima, Magnetismus, Nordlicht, Hydrographie, Geologie, Fauna, Flora und Ethnographie sind angestellt. Nach der reichen Sammlung wirbelloser Thiere, die Dr. Sturberg im Eismeere gefischt hat, zu schließen, wäre in einer Tiefe von 90 bis 100 Meter die an Individuen reiche Fauna nicht in den Tropen, sondern nur im Eismeere und der Beringsstraße zu finden, obgleich die Temperatur im Grunde immer 1 bis 2° C. unter Null ist. Ferner wurden gesammelt: Phanerogame, Moose, Algen (diese von Dr. Kjellman und Dr. Almquist), Knochen versteinerter Walfische von der Tschuktschen-Halbinsel und von Rhytina Stelleri von der Bering-Insel, fossile Pflanzen der Tertiärperiode von Nagalaki und Labnan (welch letztere wohl über das frühere äquatoriale Klima und den Ausgangspunkt der Flora Aufschluß geben werden), behauene Steine, Geräthschaften, Waffen, Kleider der Tschuktschen und Eskimos (die jetzt zu gleicher Zeit sowohl Steinwaffen wie Nemingtongewehre benutzen), Zeichnungen, und Elfenbeinskulpturen, endlich 1040 japanische Druckwerke und Handschriften in 5000 bis 6000 Bänden, die vor der Eröffnung des Landes durch die Europäer gedruckt oder geschrieben worden.

Digitized by Google

Afrika.

— Während es dem deutschen Reisenden Dr. Lenz nicht gelang, von Tetuan in Marokko südlich in das Land Schilschawon einzudringen, weil die Marokkaner behaupteten, das Land sei in vollem Aufruhr und die Kabylen sehr christenfeindlich, hat Kapitän Colville, wie L'Afrique explorée et civilisée Nro. 9 meldet, von Fes aus die so gefürchtete Landschaft Rif durchzogen, und zwar in Gesellschaft seiner Frau und mit einer Eskorte von sechs Mann. Er ist wohlbehalten in Remours in Algerien angelangt und weiß von der gastfreundlichen Aufnahme überall nur Gutes zu berichten. Es ist das ein sehr erfreulicher Erfolg, besonders wenn Colville unterwegs gut beobachtet und aufgenommen hat.

— Die algerische Zeitung „Akhbar" meldet die Bildung einer Gesellschaft zur Urbarmachung der Sahara, welche ihren Zweck durch systematische Anlegung artesischer Brunnen an sorgfältig ausgewählten Stellen erreichen und sich in irgend einer Weise an die zukünftige Transsaharische Eisenbahn-Gesellschaft anschließen will. (Etwas dunkeles Projekt!)

— Die Marseiller Geographische Gesellschaft hat Mr. Georges Révoil, welcher in Gesellschaft des Prinzen von Monaco das Land der Somali, Schoa und Abessinien bereisen will und auf der Marseiller Sternwarte sich mit astronomischen Beobachtungen vertraut gezeigt hat, eine Reiseunterstützung von 11 600 Francs gewährt.

— Nach L'Afrique explorée sind die beiden deutschen Naturforscher Brittlofter und Sola in Monrovia angekommen, um im Auftrage des Leydener Museums ein volles Jahr der Durchforschung Liberias zu widmen.

— Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient" (1880, Nro. 3, S. 46 ff.) enthält einige Briefe Dr. Schweinfurth's und des Photographen R. Buchta, welche interessante Nachrichten über die Aequatorialprovinzen Aegyptens bringen. Der Kampf Gessi's gegen die Sklavenhändler ist (einstweilen) zu Ende; Gessi hat seine Gegner, freilich mit Mitteln, welche an Härte alle in Europa möglichen Maßregeln weit hinter sich lassen, nicht verjagt, sondern geradezu ausgerottet. Aber todtdem (oder vielleicht gerade deswegen) ist seine Absetzung eine beschlossene Thatsache, und es steht eine gänzliche Umgestaltung der Administration des Sudan in reaktionär-arabischem Sinne bevor. Es werden wohl über kurz oder lang alle Europäer, welche daselbst Aemter in der Verwaltung bekleiden, der Reihe nach eingeborenen Beamten weichen müssen, und bereits ist Messedaglia von seinem Posten als Gouverneur von Dar-fur abgesetzt. Ueberhaupt geht es im ägyptischen Sudan rückwärts; schon Gordon Pascha wollte das ganze Gebiet des Bahr-el-ghazal aufgeben, und im November 1879 wurde noch Buchta's Mittheilung alles Land südlich von Duffié (etwo 3½° nördl. Br.), alle Stationen am Victoria-Nil, am Mruttan u. s. w. geräumt. (Dagegen soll nach Dr. Junker on der Westküste des Albert Nyanza eine neue Seriba gegründet worden sein, von wo ein neuer Handelsweg nach dem Monbuttu-Lande angelobnet wird.) „All' das Werk Baker's, Gordon's eigene dreijährige Arbeit wird annullirt, die kaum geöffnete Straße von Norden zu den großen Seen wieder geschlossen und die Hoffnungen, welche neunjährige Bemühungen erweckten, werden mit einem Schlage zerstört. Gordon Pascha gab gemessene Befehle, daß Mruli, Magungo, Fatiko und den Truppen geräumt werden müssen, und ist gegenwärtig Dr. Emin Bey mit dem Vollzuge dieser Befehle beschäftigt."

Südamerika.

— Mr. Whymper hat seinen Plan, als Erster den Chimborazo zu besteigen (s. oben S. 150), bereits glücklich ausgeführt. Dr. Rothlisgel theilte vorüber in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Folgendes mit. „Vor ihm will der Franzose Jules Remy im Jahre 1856 den Gipfel des Berges erstiegen haben, doch wird dies aus verschiedenen Gründen bezweifelt. Der Siedepunkt, den derselbe auf der Höhe gefunden haben will, würde, wie Poggendorff nachwies, 7328 m ergeben, während die wirkliche Höhe des Berges etwa 1000 m weniger beträgt. Humboldt bestimmte seine Höhe trigonometrisch zu 6530 m, und Reiß fand auf Grund trigonometrischer Messungen von drei verschiedenen Basen aus, welche stets ungefähr dasselbe Resultat ergaben, daß der höchste der beiden Gipfel des Berges 6310 m und der andere 6269 m hoch sei, erhielt also nahezu dieselbe Höhe, welche schon der französische Akademiker La Condamine angab (6272 m). Im Jahre 1802 hat Humboldt die Besteigung versucht und im Jahre 1831 Boussingault mit Hall. Der Erstere scheint eine Höhe von 5878 m erreicht zu haben, die Letzteren wollen bis 6004 m gekommen sein. Beide unternahmen die Besteigung von der Südseite, welche die schwierigere zu sein scheint, während Dr. Stübel seinen Versuch von der Nordseite aus machte und bis zu einer Höhe von 5810 m vordrang. Whymper machte, nachdem er den Abhang des Berges zehn Tage lang rekognoscirt hatte, zwei vergebliche Versuche, und erst der dritte gelang. Das letzte Nachtquartier nahm der kühne Bergsteiger in einer Höhe von 5227 m und erstieg dann beide Gipfel. Die Schwierigkeiten der Ersteigung lassen sich daraus ermessen, daß die letzten 1000 Fuß eine fünfstündige Anstrengung erfordert haben sollen."

— Wer sich je mit der sogenannten politischen Geographie Südamerikas beschäftigt hat, weiß, wie schwankend die Grenzen der einzelnen Staaten gegen einander sind, und wie unmöglich es ist, dieselben auf der Karte anzugeben, weil auf manches Stück Land im unerforschten Innern zwei, drei oder vier Staaten gleichzeitig Anspruch erheben. Jetzt soll wenigstens die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela festgestellt werden; wir lesen im „South American Journal" vom 1. April, daß sich eine aus Delegirten beider Länder zusammengesetzte Kommission augenblicklich zu diesem Zwecke am obern Rio Negro befindet und bereits ein gutes Stück Arbeit fertig gebracht hat.

Arktisches Gebiet.

— Die Alaska-Handelsgesellschaft in S. Francisco hat von ihren Agenten auf den Aleuten und an der Beringstraße die Nachricht erhalten, daß mit Ausnahme eines heftigen Sturmes, der daselbst vom 3. bis 13. December 1879 wüthete, ein äußerst milder Winter herrschte. Ein Priester, der seit 30 Jahren in Unalaska wohnt, erklärt nie zuvor so warmes Wetter daselbst erlebt zu haben. Nur ein einziges Mal fiel das Thermometer auf 19 Grad unter Null herab. Man hofft, daß die Walfischfahrer und der Nordpolfahrer „Jeannette" nicht im Eise zu überwintern brauchten.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. VI. (Mit fünf Abbildungen). — Die Festen von Pungo Andongo. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. II. (Erste Hälfte.) — A. Zehme: Aus und über Arabien. IX. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaktion 1. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

VII.

Gaspardo Rosero, André's Wirth, war ein Mann von 65 Jahren, Haupt der Familie und Vetter des Alcade von San Pablo. Letzterer Beamte, der Pfarrer und zahlreiche Eingeborenen hatten sich bald um den Fremden versammelt, fragten ihn lachend nach den Pflanzen aus, die er in ihren Wäldern gesammelt hatte, und ließen es sich nicht ausreden, daß er ein „weißer Doktor" sei und lediglich zu medicinischen Zwecken sammele. Rosero aber fragte: „Habt Ihr den cuso gefunden?" und als André sich verwunderte, fügte er hinzu: „Ja, den cuso den animal-planto?" — „Der cuso — erklärte er — ist ein großer weißer Wurm mit schwarzem Kopfe und sechs Füßen, der in der Erde lebt. Wenn die Zeit seiner Verwandelung naht, gräbt er sich tief ein, und dann werden seine Füße zu Wurzeln und sein Kopf zu einem Stengel mit Blättern und Blüthen. Der Strauch, den Ihr angetroffen haben müßt, hat den Namen des Insektes erhalten." Alle Anwesenden bestätigten diese Worte und erklärten es für ganz leicht, ein oder mehrere Exemplare des Wunderthieres herbeizuschaffen. Allein nach zwei Stunden kehrte ein Mann, den man danach ausgeschickt hatte, mit leeren Händen zurück, und nun bot André, welcher überzeugt war, daß man ihn zum Besten habe, hundert schwere Piaster (400 M.) für einen cuso mit Wurzeln an den Füßen und Blättern am Kopfe. Sofort begab sich das ganze Dorf auf die Suche, und schließlich brachte Jemand das Gesuchte, was vollkommen dem entsprach, was André erwartete: die Larve eines todten Insektes, ähnlich der eines Mai- oder eines Nashornkäfers, an deren Füßen sich Anhängsel befanden, welche das Räthsel lösten. Die Oberfläche der Larve war mit Schimmel überzogen, der den Anfang der Zersetzung anzeigte; jeder Fuß aber lief in eine Art cylindrischer, am Ende keulenförmig verbreiterter Röhre aus, in welcher André einen Champignon vom Genus Isaria oder Sphaeria erkannte, wie solche auch in Europa oft auf Kadavern von Hautflüglern und dergleichen wachsen. Der Kopf zeigte natürlich keine Spur von einem Blatte oder einer Blüthe. Später vermochte sich der Reisende auch den Ursprung jenes sonderbaren Glaubens zu erklären: er fand, daß der cuso von den Wurzeln der ihm gleichnamigen Pflanze, einer Rubiacee mit weißen Blüthen und an der Unterseite

Der cuso, genannt animal-plante.

Digitized by Google

goldfarbenen Blättern, lebe. Mitunter bleibt nun eines der Thiere nach seinem Tode mit dem Kopfe an dem Wurzelstod haften und scheint mit demselben ein Ganzes zu bilden, während die sonderbaren Verlängerungen der Beine wie richtige Wurzeln aussehen. Der abergläubische Sinn der Eingeborenen, von welchem der Franzose noch stärkere Proben kennen lernte, that dann das Uebrige zur Entstehung jener Fabel.

Die beiden Träger, welche André benöthigte, waren inzwischen eingetroffen. Der eine, der canastero oder Korbträger, wurde mit dem Gepäck und dem Pflanzenpapier beladen; von dem andern, dem cargUero, wollte der Reisende sich tragen lassen, wann seine Kräfte zum Wandern nicht mehr ausreichten. Es dauerte dann noch ziemlich lange, ehe alle nöthigen Dinge, die langen runden Körbe aus Binsen (canastos), Lebensmittel, Stricke u. s. w. angeschafft waren, und nachdem dies geschehen, schlug man endlich die Richtung nach Barbacoas ein.

Gleich hinter dem Pfahlbaudorfe (1276 m) steigt man rasch in die Quebrada de San Pablo (1162 m) hinab, durch welche der gleichnamige Fluß strömt; derselbe ist aber eins mit dem Guayo, welcher bei seiner Vereinigung mit dem Chucunes umgetauft wird. Auf dieser Strecke giebt es eine Fülle von Aroideen, die mit ihren großen, prachtvollen und verschieden geformten Blättern die Stämme der Bäume bedecken, und unter denen sich besonders das Philodendron Daguense durch seine bunten, roth geaderten Blätter und behaarten Blattstiele auszeichnet. Eine Stelle hat von den Bambusgebüschen (guaduas), welche sie umgeben und in dem überaus feuchten Boden trefflich gedeihen, den Namen Guadual erhalten. Zahllose Kryptogamen bedecken die Bäume, besonders zierliche Farnkräuter, während die Orchideen schwach vertreten sind und wenig Blüthen aufzuweisen haben.

$2^1/_2$ Stunden nach dem Aufbruche, um $11^1/_2$ Uhr, befand man sich am Fuße eines Abhanges, welcher den bezeichnenden Namen „la subida de la Agonia“ (der Anstieg des Todeskampfes) führt. Der Weg war entsetzlich schwierig geworden; überall bedeckte ihn eine außergewöhnliche Vegetation: gewaltige Cecropiaë, Feigenbäume mit riesigen Stämmen, unbekannte Bromeliaceen und Aroideen, die feine zierliche Gualte-Palme von 20 m Höhe und mit weißem Stamme, Melostomen, Rubiaceen, Cyclantheen, eine große baumförmige Datura mit violetten Blüthen, die Passiflora glauca mit graugrünen 1 m langen Blättern und schönen wohlriechenden weißen Blüthen, Gesneriaceen mit wolligen Blüthen ꝛc. ꝛc. Aber wie soll man die verschwenderische Anhäufung dieser vegetabilischen Schätze schildern, ihre Größenverhältnisse und die unendliche Kunst, mit welcher die Natur ihre entzückenden Kinder gruppirt hat, beschreiben? An dieser Stelle vertauscht der Rio Guayo, nachdem er eben erst den Namen San Pablo erhalten, letztern wieder mit dem eines Rio Cuaiquer nach dem gleichnamigen Pueblo, welches unweit von dort in den Bergen des linken Ufers liegt und von Cuaiquerres-Indianern bewohnt wird. Die Brücke über den Cuaiquer an dieser Stelle hat eine Meereshöhe von 1036 m, die gleichnamige Quebrada dahinter 1017 m. Die Felsen an dem hier äußerst coupirten Flußlaufe bestehen aus schwarzem Schiefer, sowie gewissen kohlenführenden Gebirgen.

Die Lianenbrücke Guascas.

Unter großen Anstrengungen passirt man nun nach einander die Quebrada Palpiá, die wenigen Hütten von Armada (1040 m), die gleichnamige Quebrada (994 m) und den gleichnamigen Alto (1458 m), welch letzterer besonders schwierig zu erklettern ist. Dort fand André zum ersten Male an Stelle der gewöhnlichen Bananenpflanzungen den maqueño oder die chinesische Zwergbanane (Musa Cavendishii), deren Früchte größer sind, als die der gewöhnlichen Varietät (guineo), etwa die Größe einer Faust erreichen und sehr wohlschmeckend sind. Auch wird in regelrechten kleinen

Digitized by Google

Pflanzungen eine Heliconienart gezogen, deren riesige, oben glänzende, unten silberweiße Blätter von den Trägern zum Bedecken ihrer Lasten benutzt werden; man reißt die Mittelrippe des Blattes mit den Zähnen heraus, um es bieglamer zu machen, und verkauft ihrer 20 bis 30 Stück unter dem Namen hojas für einen Cuartillo.

Bei der Guada bei Carizal (1516 m) auf dem gleichnamigen Alto war der Weg zu beiden Seiten bis hinunter an den Fuß des Berges von Pflanzen mit schönen violetten Blättern eingefaßt, von denen André aber nicht einmal die Familie angeben kann. Weiter führt der Pfad durch sehr enge und tiefe Schluchten; die vor Anstrengung schwitzenden Träger müssen ihre Zuflucht zu Guarapo und Branntwein nehmen, dem sie jetzt häufig zusprechen. Die Hütten der Eingeborenen, bei denen man vorüberkommt, sind von abstoßender Unsauberkeit; die armen Bewohner bieten den Vorübergehenden „maduros, cocinados, calientitos, guarapo, comida“ an, das heißt reife, gekochte, warme Bananen, Guarapo und dicken Sancocho. Der Typus der Frauen zeigt eine Mischung von Indianer-, Neger- und etwas spanischem Blute; sie tragen ein einfaches, offenes Hemd, eine Art Fuhrmannskittel, und lassen ihre schönen schwarzen Haare frei herabhängen. An ihren Hütten ist gewöhnlich ein Lakenisch angebracht, auf welchem besagte Bananen und Pakete von Heliconienblättern zum Verkaufe ausliegen.

Von el Carizal (1345 m) aus besuchte André Cuaspi, um den Indianerstamm der Cuaiquers, welcher inmitten der ihn rings umgebenden Halbcivilisation vollständig wild geblieben ist, an Ort und Stelle kennen zu lernen. Um ihr Gebiet auf dem linken Ufer des Rio Cuaiquer zu erreichen, muß man den dort gerade sehr wilden Strom auf einer erstaunlichen Brücke, dem „puente de Guaduas“, überschreiten. Dieselbe besteht aus zwei mächtigen Lianen, die, in etwa 1 m Entfernung senkrecht über einander quer über das Flußbett ausgespannt, mit einander durch ein Netzwerk kleinerer Lianen verbunden und größerer Festigkeit halber hier und da von Tauen derselben Art gehalten werden. Ueber dieses Geflecht turnen die Indianer, die so geschickt wie die Affen sind, mit großer Leichtigkeit hinüber, die schmale Seite nach vorn; dann ziehen sie die ganze Brücke zu sich hinüber, „damit nicht die Blattern auf ihr hinüberkommen“. Und wirklich haben sie diese Krankheit, welche damals die ganze Gegend verheerte, dadurch von ihrem Dorfe fern gehalten. Meist wandern dieselben in den Bergen zwischen Cuaiquer und Cuascavi und auch weiter nach Westen umher, gering an Zahl und friedfertig, ausgezeichnet durch Zierlichkeit der Formen, namentlich was das weibliche Geschlecht anlangt. Diejenigen, welche André zu Gesicht bekam, waren außerordentlich furchtsam, schlugen die Augen zu Boden und antworteten kaum auf die Fragen, welche er mittels eines Dolmetschers an sie richtete; dessen Stelle versah ein Häuptling, der etwas Spanisch sprach.

Hütten der Cuaiquers-Indianer.

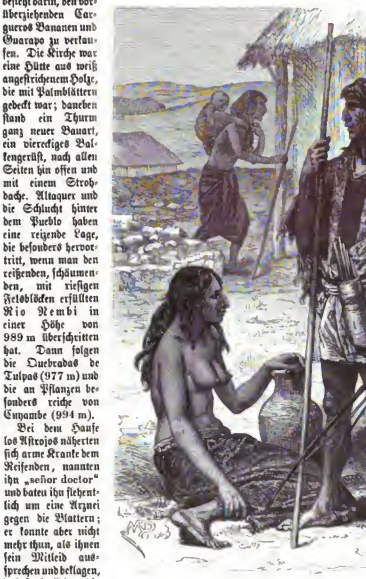
Die Männer sind von mittlerm Wuchse, gut gebaut und von rußbrauner Farbe; ihre schlichten Haare hängen ihnen tief in den Nacken herab. Nur mit Widerstreben willigte einer von ihnen, Taijus mit Namen, darein, sich von André zeichnen zu lassen (s. das Bild auf S. 260); von den Indianern der Cordillere unterscheiden sie sich besonders durch die große, gekrümmte Nase und durch die feinen, niemals fleischigen Gelenke. Sie tatuiren sich meist im Gesichte mit dem schön orangerothen Safte der Bixa-Pflanze und fügen mittels Indigo (añil) blaue Striche hinzu. Besonders aber weichen die Frauen von den ab, was André bisher gesehen hatte; sie sind klein und bronzefarben, haben eine Adlernase, runde, eingekniffene Nasenflügel, lange dicke Haare, mäßig großen Mund, flache rußbraune Lippen, gedrückte Stirn, schwache Brauen nahe an den sehr vorspringenden Lidern, starke Wimpern, glänzende mäßig große gerade stehende schöne Augen und ein kleines rundes Kinn. Während bei den Indianern der Gebirge der Brustkasten stark entwickelt ist, haben sie eine wenig breite Brust, abfallende zierlich gerundete Schultern und eiförmige, fein gerundete Brüste, die selbst bei jungen Mädchen mit großen Warzen versehen sind. Die Füße kurz und wohlgestaltet, die Beine sehr gut gewachsen, die Hüften wenig vorstehend, Arme und Hände etwas blau, aber von tadelloser Form: diese körperliche Beschaffenheit fand André fast bei allen Cuaiquera-Indianerinnen, mit denen er in Berührung kam. Meistens gehen dieselben bis zu ihrem zwölften Jahre, wo sie sich verheirathen und Mutter werden, völlig nackt. Bei Eintritt der Mannbarkeit wickeln sie ein Stück bayeta von dunkelblauer Farbe schräg um den untern Theil des Körpers, welches sie beim Gehen zwischen den Beinen in die Höhe schlagen.

Doch kehren wir an den Rio Cuaiquer zurück, von welchem aus der Reisende die Richtung nach Barbacoas einschlug. Zunächst erreichte er die Quebrada de Cuesbi (1054 m) und stieg dann auf zum Alto de la Cruzillada (1267 m), von welchem aus das Auge weithin schweift über einen Ocean von waldbedeckten Bergen, zwischen denen sich die Ortschaften Altaquer, Cuyambe, Paramo und andere

verstecken. Der höchste Gipfel in der Ferne, nach Westen hin, ist der Mirador, so genannt, weil man ihn mit einem Balkon (mirador), von welchem man ein unendliches Panorama erblickt, verglichen hat. Nun werden die Abhänge immer steiler und steiler, und man erreicht Altaquer in 1050 m Höhe, ein elendes Pueblo von achtzehn schmutzigen Hütten, in denen etwa sechzig häßliche faule Leute hausen, die hundert Mal weniger interessant waren als die Bilder, welche André soeben besucht hatte. Ihre einzige Industrie besteht darin, den vorüberziehenden Cargueros Bananen und Guarapo zu verkaufen. Die Kirche war eine Hütte aus weiß angestrichenem Holze, die mit Palmblättern gedeckt war; daneben stand ein Thurm ganz neuer Bauart, ein viereckiges Balkengerüst, nach allen Seiten hin offen und mit einem Strohdache. Altaquer und die Schlucht hinter dem Pueblo haben eine reizende Lage, die besonders hervortritt, wenn man den reißenden, schäumenden, mit riesigen Felsblöcken erfüllten Rio Nembi in einer Höhe von 989 m überschritten hat. Dann folgen die Quebradas de Tulpas (977 m) und die an Pflanzen besonders reiche von Cuyambe (994 m).

Bei dem Hause los Arroyos näherten sich arme Kranke dem Reisenden, nannten ihn „señor doctor" und baten ihn flehentlich um eine Arznei gegen die Blattern; er konnte aber nicht mehr thun, als ihnen sein Mitleid aussprechen und beklagen, daß solche Leiden die unglückliche Menschheit selbst in die schönsten und üppigsten Gegenden verfolgen. Umweit von der Casa traf er auf ein reizendes Fleckchen Erde. Ein rohes Kreuz stand da neben einer höchst malerischen Aufsetzstange für Hühner und erfreute sich der besondern Verehrung der Cargueros, die dort eine Art Bank, einen horizontalen Balken, aufgestellt hatten, um nach Ueberwindung des Alto ihre Lasten darauf absetzen zu können. Das Kreuz war von einer prächtigen Bromeliacee mit purpurfarbenen Blättern und von geringer Größe bedeckt, die zum Genus Tillandsia gehört und, falls sie neu ist, den Namen T. sanguinea erhalten soll. Ihr schönes rothes Blattwerk bildete den zierlichsten Schmuck des alten vermoderten Kreuzes, des Cruz de los bicundos.

Auf der Ruhebank der Cargueros, dem descanzo, konnte André die eigenthümliche Anordnung ihrer Traglasten mit Muße studiren. Damit sie die Angosturas oder Hohlwege zwischen senkrechten Wänden leicht passiren können, werden die Waaren in cylindrische, lange, schmale Körbe aus den gespaltenen Stielen von Gynerium saccharoides gepackt.



Cuaiqueres-Indianer.

Unsere vorliegte Abbildung stellt die Einzelheiten eines solchen canasto genau dar; derselbe wird von dem Alpenstocke (bordon) (B) gestützt und oben zum Schutze gegen Regen von der ruana und dem schon erwähnten Heliconienblatte (A) bedeckt. An der Seite hängen ein Paar Lederſandalen (C) (zapatos), welche angelegt werden, wo scharfe spitze Felsen dem nackten Fuße zu übel mitspielen würden, dann der chinan (E), worin sich die Papiere des Absenders der Waaren befinden, die pepa (F), die den Nacken des Trägers stützt, die cargadera (G) oder der Stirngurt, die Tragbänder oder braseros (D) und endlich der mate, die Tasse für den Guarapo. Den Korb in solcher Weise niedertragen heißt apuntalar und die Last selbst heißt dann apuntalada.

Auf dem Wege nach Paramo fand André Büschel von Bromeliaceen des Genus Pitcairnia, die so groß waren, daß sie den Weg versperrten; es sind die Maſsdendren ihres Geſchlechts. Weiterhin sah er über sich zwei andere kleine Species von Tillandsien hängen, die sich durch ihre schlingpflanzenähnliches Ranken und Kriechen und ihre sonderbaren grünen Blüthen mit großen rothen Deckblättern auszeichnen. André hat aus ihnen beiden das neue Genus Sodiroa aufgestellt und sie als S. caricifolia und graminifolia bezeichnet (s. Bulletin de la Soc. botan. de France, Jahrgang 1877, S. 164).

Fast in allen Hütten dieser Gegend hört man ein Instrument ertönen, das schon oben erwähnt wurde, die marimba

Digitized by Google

(das Inſtrument wird von Cameron, Stanley und Anderen unter demſelben Namen in Afrika öfters erwähnt und abgebildet, ſo z. B. Bd. XXXIII, S. 36, zweites Bild.) Es iſt eine Art großer Harmonika, die mit zwei Stricken

Kirche von Altaquer.

an einem Dachbalken befeſtigt iſt und aus zwanzig Bambusſtücken beſteht, die unter ebenſovielen Holzklötzchen von der Chontaduro-Palme (Astrocaryum) aufgehängt ſind. Letztere ſchlägt man mit einem Stocke (taco), der oben einen Kaut-

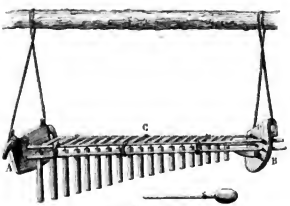
Kreuz bei los Arroyos.

Die Carga apuntalada.

Digitized by Google

schnuhknopf trägt. Die Cuaiqueres-Indianer und ebenso die Mischlingsbevölkerung dieser Gegend ist wie vernarrt in die Töne dieses Instrumentes, das sie mit großer Geschicklichkeit spielen. Eine Art Trommel, cuno genannt, wie wir sie schon ähnlich im Dorfe Burdo kennen gelernt haben, hat hier eine etwas andere Gestalt und wird wie die Militärtrommel gebraucht.

Bevor man die Station el Paramo erreicht, wo man seinen Proviant erneuern kann, passirt man die Quebrada Tejada und weiterhin den kleinen Fluß Pipulta und die Orte Pilcuan, Buenavista, Quendan, Almorzadero und Tejutes, worauf man Barbacoas, das Endziel der Reise, in einer Meereshöhe von nur 22 m erreicht. Von hier kann man auf dem Rio Telembi und verschiedenen, die sumpfige ungesunde Küstenstrecke durchschneidenden Kanälen nach dem Meerbusen und der Insel Tumaco gelangen, an welcher monatlich einmal die zwischen Callao und Panama verkehrenden Dampfer anlegen. André jedoch führte diese Reise nicht aus, sondern kehrte vor Barbacoas um, da sein Ausflug lediglich die botanische Erforschung des durchzogenen Gebietes bezweckte und er wegen der lebenden Pflanzen, die er nach Europa schicken wollte, nach den Hochebenen von Tuquerres zurückkehren mußte. Er hörte nur, daß sich die kleine im Jahre 1600 gegründete Stadt Barbacoas damals in Folge ihrer günstigen Lage und als Emporium aller von Europa kommenden Waaren in ziemlicher Blüthe befand.



Die Marimba.

Die Bevölkerung des Bezirks zählt nur 5000 Seelen, könnte sich aber rasch verdoppeln, wenn der Weg dorthin besser wäre, denn seine Lage ist gesund und vor den Miasmen der Küste durch Hügel im Norden und Westen geschützt; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 27°.

Auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war, kehrte André mit seinen beiden braven Trägern zurück. Bis nach San Pablo hatte er noch manches Mal eine „subida de la Agonia", nur unter andern Namen, zu ersteigen; die steilen Abhänge und Schwierigkeiten dieses Weges sind unmöglich zu beschreiben, und wie der Pfad nach der Laguna Cocha als „Affenweg" (camino de los monos) bezeichnet wird, so dieser hier als „Vogelweg" (camino de los pajaros). Während dieses Theils der Reise regnete es ebenso unaufhörlich, wie bei dem Hinwege. In San Pablo traf er sein Maulthier wieder, lohnte die Träger ab und traf am 30. Mai wieder in Tuquerres ein. Seine Ausbeute belief sich auf mehr als 300 Pflanzenspecies, die er noch nicht besaß, und seine Skizzen- und Tagebücher waren in diesen zwei Wochen voller geworden, als in den vorhergehenden zwei Monaten. Dank seiner Vorsicht war er gesund aus einem Gebiete zurückgekehrt, welches die meisten Reisenden mit Schrecken vermieden, und fand zum Schluß, daß die Anstrengungen und kleinen Leiden dieses Ausfluges durch die erzielten Resultate reichlich aufgewogen wurden.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

I.

Daß die böhmische Iser, die bayerische Isar und die südfranzösische Ivre denselben Namen führen, muß auch dem in etymologischen Dingen Ungeübten sofort ins Auge springen und zu Vermuthungen anregen. Wenn wir nun durch Tacitus wissen, daß keltische Boier im heutigen Böhmen saßen, welches nach ihnen den Namen Boihemum, Boierheim von den Germanen erhielt, und wenn Cäsar noch keltische Helvetier, Boien und Tectosagen auf germanischem Boden erwähnt, so ist leicht zu schließen, daß jener Flußname ein keltischer ist, wofür auch die Bedeutung spricht. Weit über heute deutsches Land sind keltische Orts- und Flußnamen verbreitet, und die auf -magus ausgehenden deuten wohl, wie Bacmeister will, eine Behausung an; er stellt es zusammen mit unserm „Gemach". Am Unterrhein hat sich dieses keltische -magus noch als -magen erhalten, so Rigomagus Remagen, Marcomagus Marmagen, Noviomagus als Neumagen und Nimwegen, das auf französischem Boden aber heute Noyon heißt. Auch das elsässische Brumat war im achten Jahrhundert noch ein Broemagad. Im Irischen bedeutet magen = locus. Noch breiter ausgegossen über alles keltische Land erscheint der Ortsname Dunum in der entschiedenen Bedeutung von Burg oder fester Stätte, wie denn Edinburg heute noch bei den Gaelen Schottlands Dun-Edin heißt. Dieses Dunum läßt sich gut zusammenstellen mit dem englischen town, dem niederdeutschen tun und dem hochdeutschen Zaun. Daß Zarten und Ladenburg in Baden, Kempten im Allgäu auf diesem keltischen dunum ruhen, wissen wir aus den urkundlichen Formen, und Bacmeister (Allemannische Wanderungen 16) hat darauf selbst den Namen Wirtemberg zurückgeführt, der vor nicht langer Zeit erst in Württemberg verballhornt wurde, weil er Jemandem an den Gastwirt zu sehr anklang.

Selbst nicht einmal der deutsche Rhein gehört uns, was den Namen betrifft; er ist keltisch und bedeutet der Rinnende, der Strom, ja das letztere Wort ist mit ihm ein und dasselbe Wort, wozu das griechische rhéo, fließe, vergleichen

Digitized by Google

werden mag. Ein zweiter Rhein floß an der Keltenstadt Bononia, jetzt Bologna, vorbei in den Po und dieser Rhein heißt noch heute Reno.

Leicht ließen derartige Beispiele sich häufen, um daraus die einstige weite Verbreitung der Kelten auch in deutschen Landen darzuthun. Sie waren das erste arische Volk, das auf dem europäischen Tummelplatze auftrat, die große Weltabtheilung, die frühzeitig Spanien — vermischt mit Iberern —, Gallien, Belgien, Britannien, Norditalien, Theile Germaniens innehatte, die aber auch über die Donauländer und Italien sich ergoß und in den kleinasiatischen Galatern Ausläufer hatte, worüber bei Zeuß das Nöthige nachgelesen werden mag.

Wenig Völkergeschichten predigen so laut und vernehmbar vom Hinfalle und Eingehen der Nationen, wie jene der Kelten. Wo ist denn heute dieses große, einst über fast halb Europa verbreitete Volk? Mühsam construiren wir aus den Orts- und Fluß- und Bergnamen seine ehemalige Anwesenheit und, wo die historischen Quellen fließen, sind sie oft so unsicher und spärlich, daß nun manchen Stamm sich ein Streit erhebt, ob er zu den Kelten, oder einem andern Volke zu rechnen sei. Weggewandert, aufgefangt und im Aufgesaugtwerden begriffen, so steht es um die Kelten, und lassen wir sie heute zur Schau antreten, was von ihnen in ursprünglicher Form mit der alten Sprache vorhanden, da erscheinen von der stattlichen Armee nur wenige Rotten und Fähnlein auf dem Platze, mühsam ihr Dasein fristend, zurückgedrängt an die äußersten Westmarken des Erdtheils. Unvermischt sind sie heute noch in einem Theile Irlands, im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und in der Bretagne.

Und doch redete Britannien nebst Caledonien und Hibernien so gut Keltisch wie Gallien, als Cäsar hinüberfuhr. Die gallische Sprache ist nach den Invasionen der Römer und Germanen allmälig der französischen Sprache gewichen, und so geschah es mit den keltischen Idiomen der großen Nordinseln, die von der anglo-normannischen Mischsprache verdrängt wurden. In Cornwallis ist das Britannische vor hundert Jahren eingegangen. Die Bewohner dieser Halbinsel, die dammonischen Briten, hatten sich bis zur Regierung Heinrich's VIII. unvermischt erhalten und redeten ihre alte Sprache. Von da ab aber gerieth diese so rasch in Vergessenheit, daß sie zur Zeit der Königin Anna nur noch in wenigen Dörfern in der Nähe von Landsend verstanden wurde. Die Kinder lernten Englisch und nur die alten Leute konnten noch ein bischen Cornisch, so daß um die Mitte der Regierung von Georg III Dolly Pentreath, ein altes Fischerweib zu Mousehole bei Penzance, das einzige Wesen war, welches noch die alte Sprache der dammonischen Briten konnte. Ihr Name ist eingeschrieben in die Geschichte der Sprache, wie jener der Frau Gütlin, der letzten, die auf Rügen Wendisch sprach und 1404 starb. Als Dolly Pentreath 1778 in dem hohen Alter von 102 Jahren starb, da konnte man sagen, mit ihr sei die keltische Sprache von Cornwallis gestorben und werde mit ihr zu Grabe getragen. Hier haben wir also das Eingehen beobachten können, wir wissen, daß am Ende des 15. Jahrhunderts Cornisch noch bis zum Tamar gesprochen wurde und daß 1707 noch die äußersten westlichen 23 Kirchspiele die alte Sprache redeten. 70 Jahre später starb Dolly [1]).

Was ich über die Anzahl, die Leibesbeschaffenheit und den Wohnsitz der keltischen Bretonen zu berichten wußte, das habe ich kürzlich in diesen Blättern („Globus“ XXXVI, S. 8) zusammengestellt. In runder Summe redet noch eine Million Menschen Keltisch. Diese Sprache ist auf den britischen Inseln noch lebendig bei etwas über zwei Millionen, so daß mit $3^1/_4$ Millionen die Zahl aller in Europa noch Keltisch redenden Menschen erschöpft ist.

Von den Bretonen soll also jetzt hier nicht die Rede sein, dagegen wollen wir uns etwas ausführlicher mit den Gaelen in Schottland, den Walisern und den Irländern beschäftigen, zumal hierzu uns eine gute Gelegenheit geboten ist. Aber auch diese geringen Reste des einst so bedeutenden Volkes bilden keine Einheit mehr; wie sie geographisch zerfallen, so sind sie auch sprachlich gegliedert. Die Bretonen oder Armoricaner und die Leute von Wales gehören dem kymrischen Dialekte an, während die Kelten Schottlands, Irlands und der Insel Man den gadhelischen (gaelischen) reden.

Wales.

Unter allen noch überlebenden Kelten haben die Waliser sprachlich und national die größte Widerstandskraft; wie andere sprachliche Minoritäten, die politisch einem Staate mit ihnen fremder Zunge angehören, knüpfen sie an ihre Vergangenheit an und ernähren sich, literarisch pflegen sie auf Eisteddfodds und in Vereinen ihre alte Sprache. Noch heute wird der Waliser, wenn er Englisch redet, an seiner Zunge erkannt, wie zu Shakespeare's Zeiten der Waliser Pfarrer Sir Hugh Evans in den „lustigen Weibern“. Körperlich bietet der Keltisch redende Waliser keinerlei Weg einen einheitlichen Typus dar, und Mackintosh, der sich mit dem schwierigen und wenig ergiebigen Geschäfte befaßt hat, bieten Typus zu beschreiben (Anthropological Review, Vol. IV, p. 1, 1866), unterscheidet nicht weniger als vier Unterabtheilungen. Den Hauptypus fand er bei einer Methodistenversammlung in Flintshire in Massen vertreten, und er charakterisirt denselben folgendermaßen: „Statur verschieden, oft schlank. Nacken lang. Gang leicht. Haar dunkel und grob. Augen eingesunken, Augenlider und Augenbranen dunkel. Das Gesicht lang oder sehr lang, schmal oder sehr schmal, am breitesten unter den Augen. Unterbalb der vorspringenden Jochbeine ein plötzliches Einsinken (a sudden sinking in under the cheek-bones). Das Kinn sehr schmal und zurücktretend, doch zuweilen hervorragend. Die Nase schmal, lang oder sehr lang, zuweilen jüdischer Form sich nähernd. Stirn schmal, doch nicht zurücktretend. Haar rumplig und entweder dunkel oder von düsterer röthlichbrauner Farbe (dull reddish-brown hue). Schädel schmal und sehr lang.“

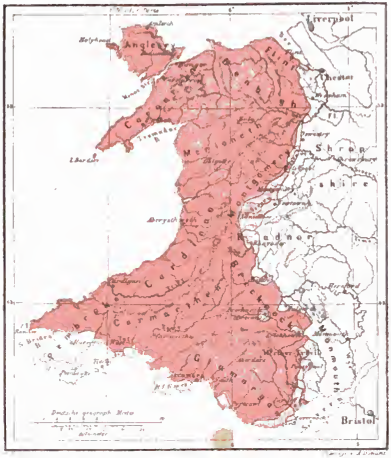
Aehnlich, mit geringen Abweichungen, schildert Mackintosh die übrigen drei Typen der Waliser, bei denen er gaelische Beimischung annimmt. Ich muß nun gestehen, daß mit solchen anthropologischen Diagnosen eigentlich nicht viel anzufangen ist, und daß Leute, auf welche sie passen, in Nord- oder Süddeutschland, in Italien und Rußland aufzufinden sind. Unsere Terminologie ist noch gar nicht scharf genug, um die typischen Formen der Völker und Racen zu beschreiben, und wir werden sie auch schwerlich so bald in der gewünschten Schärfe erhalten. Der Blick, das Gefühl thut da mehr als die künstlichste Beschreibung. Es ist das etwas Aehnliches, wie das Erkennen des Gewerbes, das ein Mensch betreibt, und das ihm den Stempel aufdrückt. „Der ist gewiß ein Schneider, der ein Barbier, der ein Ladenschwengel,“ und wir täuschen uns da nicht. Sollen wir aber das Typische extrahiren, und in eine Diagnose bringen, so stolpern wir. Schädelmessen, Messen der Figuren, Aufnahme der Farbe der Haare, Haut und Augen mag zu

[1]) Henry Jenner in Philosophical Society Transactions 1873 — 74, p. 165.

Digitized by Google

einem annähernd richtigen Mittelwerthe führen, wenn mit gewaltigem Materiale exakt gearbeitet wird und der Durchschnitt von vielen Tausenden vorliegt.

Die Sprache freilich ist ein sicheres Kriterium, insofern als ich einen Italienisch redenden einen Italiener nenne. Für die Abstammung ist damit aber noch gar nichts entschieden, denn die Sprache wechselt und der Schwarze von Haiti ist noch kein Franzose, weil er Französisch redet, der Bischari Nordostafrikas kein Araber, weil er die Sprache des Propheten annahm; Präsident Juarez war und blieb ein echter Mixe-Indianer, obgleich er nur Castilianisch redete. Diesen Proceß des Sprachenwechsels sehen wir noch täglich unter unseren Augen vor sich gehen, wenn wir die Sprachgrenzen und Sprachinseln beobachten. Oesterreich-Ungarn liefert da eine besonders große Anzahl von Beispielen. Ludwig Bamberger, Moritz Lazarus, Oppenheim u. A. behaupten mit Pathos und großem Flosskelreichthum gegenüber H. v. Treitschke ihr Deutschthum; Germanen sind sie aber nimmermehr, trotz



Gebiete, wo die Majorität Wälsch spricht.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Bewohner Wälsch sprechen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Bewohner Wälsch sprechen.

Sprachkarte von Wales für das Jahr 1871.

ihrer deutschen Sprache, und die anthropologische Analyse würde ihnen gegenüber unendlich leichteres Spiel haben, als bei den Walisern. Wie aber der Körper verschieden, so auch der Geist.

So weit wir übrigens die Dinge historisch zu verfolgen verstehen, hat bei den Walisern, und desgleichen bei den heute noch keltisch redenden Schotten und Irländern, Racenmischung nur in geringem Grade stattgefunden, und Sprache und Stamm decken sich hier also in congruenter Weise. Innerhalb historischer Grenzen mögen wir also sagen: der gaelische Hochschotte, der Irisch redende Irländer, der Wälsch sprechende Walliser — sie sind nach Stamm und Sprache echte Kelten. Daher ist die Sprache bei ihnen ein durchschnittlich sicheres Kriterium der Abstammung; von Seiten der Regierung wurde den keltischen Idiomen jedoch wenig Werth beigelegt, man kümmerte sich um die Statistik derselben nur in Irland, vernachlässigte dieselbe jedoch in Wales und Schottland gänzlich. Frühere Arbeiten sind nur wenig vorhanden, und diese sind lückenhaft oder beschränken sich auf die Sprachgrenze. Ueber die ethnographischen Verhältnisse Schottlands ist von Werth die Arbeit Murray's; danach ist die Sprachgrenze zu construiren, und ich habe

Digitized by Google

ausführlich darüber berichtet („Globus“ XXV, S. 7) unter Beigabe einer allerdings wenig genügenden Karte. Die Sprachgrenze in Wales beschrieb vor ungefähr vierzig Jahren in welscher Sprache — daher allgemein unzugängig — Walter Davies. Das ist so ziemlich alles. Man nehme noch hinzu die veraltete Sprachkarte von Berghaus in der achten Abtheilung von dessen physikalischem Atlas, Tafel 12.

Die Lücke auszufüllen und die Verbreitung der keltischen Sprache in geographischer wie numerischer Beziehung darzustellen unternahm nun unser seit längerer Zeit in London lebender Landsmann E. G. Ravenstein und, wiewohl er in Bezug auf Wales und Schottland einzig und allein auf seine Privatthätigkeit angewiesen war, hat er doch eine ganz vorzügliche und relativ zuverlässige und vollständige Arbeit zu Stande gebracht. Er hat sich damit ein großes Verdienst erworben und eine Arbeit von bleibendem Werthe ausgeführt, die eigentlich ein Engländer oder Kelte hätte machen müssen. Die Abhandlung führt den Titel: On the Celtic Languages in the British Isles; a Statistical Survey. Mit einer Karte versehen erschien sie im Journal of the Statistical Society vol. 42, part III, September 1879, p. 579 — 635. In Nachstehendem versuchen wir den wesentlichen Inhalt wieder zu geben.

In Wales beginnt Ravenstein mit den Grenzcounties, die er der Reihe nach auf ihren Gehalt an Keltisch sprechenden Leuten untersucht und weder er die Sprachgrenze festgestellt. Flintshire im Norden hat eine gemischte Bevölkerung, doch ist der westliche Theil rein welsch. Im Maelor Saesneg (dem Sachsen-Land), einem detachirten Theile des County, ist seit den Tagen Heinrich's VIII. die welsche Sprache ganz verschwunden. Als im Jahre 1730 Defoe nach Bangor in Carnarvon kam, gelang es ihm noch nicht, einen Englisch sprechenden Führer aufzufinden, während dort heute allein Englisch geredet wird. Denbighshire, südlich vom vorigen, ist welsch, ausgenommen der östliche Zipfel mit der Stadt Wrexham. Umgekehrt ist Shropshire fast ganz englisch bis auf seinen westlichen Theil, der die Stadt Shrewsbury und die Kirchspiele Stattton und Llanyblodwell umfaßt, wo Welsch gesprochen wird, wiewohl auch hier Abnahme dieser Sprache zu bemerken ist. Desgleichen verliert in Montgomeryshire das Welsche mehr und mehr an Boden. Im Thale des Severn wird ein oder zwei englische Meilen aufwärts von Llanllwchaiarn und Newtown sowie im Osten des genannten Flusses Welsch nur noch im Munde alter Leute vernommen. Innerhalb der letzten funfzig Jahre ist in Welshpool und Montgomerie die welsche Sprache ausgestorben. Am ganzen Severn entlang, von Slandiloes abwärts und bis jenseit Newtown, geht das Welsche ein, wiewohl dort überall noch Gottesdienst in welscher Sprache abgehalten wird. Auch aus dem Thale des untern Byrnwy ist das Welsche verschwunden. Radnorshire ist jetzt eine vorherrschend Englisch redende Grafschaft, wiewohl alle Orts-, Fluß- und Bergnamen welsch sind. Lebendig ist diese Sprache im äußersten Nordwestwinkel des County und gepredigt wird darin nur in Folge eines Vermächtnisses jährlich viermal in Rhayader, wo von 976 Einwohnern 200 Welsch reden, das junge Volk aber gar nicht mehr. Brecknockshire ist vorwiegend welsch, doch redet man in der Hauptstadt Brecon, mitten im County, schon vorzugsweise Englisch. Von Monmouthshire ist nur ein kleiner Theil im äußersten Westen noch welsch, und dieser wird mehr durch Zuwanderung welscher Bergleute bei der alten Sprache erhalten. In Glamorganshire wird Englisch wohl allgemeiner gesprochen, als in einem andern Theile von Wales, aber die gottesdienstliche Sprache ist vorzugsweise welsch. Nur ein kleiner Theil der Grafschaft jedoch, der die Halbinsel Gower umfaßt, kann rein englisch genannt werden. Eine Linie von Swansea nach Penclawdd scheidet hier englisches Sprachgebiet von dem nördlichen welschen. Um Cardiff herum zieht sich ein gemischtes Gebiet und südlich von dieser Kohlenstadt sind die Dörfer Penarth und Lavernock bereits ganz englisch. Im übrigen Glamorgan herrscht das Welsche, selbst in den Städten, wie denn von den 57 000 Einwohnern Swanseas 42 000 Gaelisch sprechen oder verstehen; in Aberdare kommen auf 36 000 Einwohner 26 000 und in Merthyr Tydvil auf 52 000 noch 34 400 Welsche. In Glamorgan wird sich diese Sprache noch verhältnißmäßig lange halten. Carmarthenshire ist noch intensiver welsch, da 95 Proc. seiner Bewohner diese Sprache reden, und nur in einem kleinen Distrikt an der Tafmündung, der die Kirchspiele Langharne, Llandsadurnen, Pendine und Marros umfaßt, herrscht das Englische. Hier sollte Flamingen angesiedelt sein. Pembrokeshire ist welsch im nördlichen, englisch im südlichen Theile. Als Arnulf von Montgomery zur Zeit Henry's I. das Land eroberte, brachte er englische Ansiedler mit, die zweimal hinter einander flämischen Nachschub erhielten. Diese Flamingen siedelten sich in Roose an, Haverfordwest war ihre Hauptstadt; auf der Halbinsel von Castle Martin westlich von Tenby herrschten sie vor. Pembrokeshire hieß damals im Gegensatz zu der welschen Nachbarschaft „Klein-England“ oder Anglia trans-wallina. Eine Linie vom nördlichen Theil der St. Bride's Bay zur Tafmündung schneidet das englische Stück der Grafschaft vom nördlichen welschen ab. Die englische Sprache macht auch hier Fortschritte. Cardiganshire ist ganz welsch, und selbst in der Stadt Aberystwith wird in 11 Kirchen von 16 der Gottesdienst welsch abgehalten. Merionethshire und Carnarvon sind beide ganz welsch, wiewohl die englische Sprache weit verbreitet ist, und dasselbe ist der Fall mit der Insel Anglesey, trotz ihres englischen Namens.

Die geographische Verbreitung der Welsch redenden Bevölkerung in Wales stellt sich nach Ravenstein nun folgendermaßen dar:

Wales	Area englische Quadratm.	Procent	Bevölkerung 1871	Procent	Welsch Redende	Procent
Vorherrschend welsche Distrikte .	6050	76,5	1 025 573	78,1	887 870	94,9
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Welsch Sprechenden . .	357	4,5	113 030	8,7	38 046	4,1
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Welsch Sprechenden	1592	19,0	174 080	13,2	8 614	1,0
Summa	7908	100,0	1 312 583	100,0	934 530	100,0

Innerhalb der Grenzen von Wales wird also noch von 934 530 Menschen die englische Sprache geredet; dazu kommen 62 000 Walliser, welche ihre Muttersprache bewahrt haben, die aber nach England ausgewandert sind; rechnet man diese hinzu, so erhält man 996 530 als Anzahl der Welsch-Redenden. Das ist immerhin noch eine respektable Zahl. Die Literatur der Walliser ist im Aufblühen begriffen; ein Jour-

Digitized by Google

nal, Trysofaa Plant (Kinderschatz), wird in nicht weniger als 43 000 Exemplaren abgesetzt. Was aber der welschen Sprache am meisten Abbruch thut, das ist der Mangel an Schulen in derselben; alle Schulen sind englisch und Ravenstein bemerkt dazu: „daß die Kinder bei einem so absurden System etwas lernen, ist zu bewundern."

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

II. (Zweite Hälfte.)

Auf Hendrik Zwaardecroon, mit welchem die Periode höchster Blüthe abschließt, deren sich die niederländischen Besitzungen in Asien unter der Regierung der holländisch-ostindischen Kompagnie überhaupt zu erfreuen gehabt haben, folgte aber von 1725 bis 1741 eine Reihe Generalgouvernenre, nämlich Matthens de Haan, Diderik Durven, Dirk von Cloon, Abraham Patras und Adriaan Valckenier, die nicht bloß an Standhaftigkeit und Energie, sondern auch in moralischer Beziehung tief unter ihren Vorgängern standen. Durven war in jeder Hinsicht verachtenswerth und hat den Ruf hinterlassen, in der langen Reihe der Generalgouverneure von Niederländisch-Indien, von dem ersten, Pieter Both, an bis auf den gegenwärtigen, Johan Willem von Lansberge, der allerschlechteste, seiner hohen Stellung unwürdigste und für sie am wenigsten geschickte gewesen zu sein. Valckenier aber verantaßte sehr unnöthiger Weise ein ruchloses Blutvergießen von so großartigen Dimensionen, wie die Geschichte der europäischen Völker kein zweites in den beiden letzten Jahrhunderten, und nicht sehr viele in den früheren aufzuzeichnen gehabt hat.

Der große Reichthum, zu welchem Batavia im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelangt war, hatte bei der europäischen Bevölkerung daselbst das Streben nach Prunk, Luxus und sinnlichem Genuß, zugleich auch Sittenlosigkeit im Allgemeinen in immer weiter werdenden Kreisen entstehen und stets zunehmen lassen. Goldhunger bemächtigte sich mehr und mehr der Gemüther, und man scheute sich nicht mehr, wenn die erlaubten Mittel nicht ausreichten, um schnell reich zu werden, seine Zuflucht zu unerlaubten, zu selbst gefährlichen und gemeinschädlichen zu nehmen. Hieran machten sich selbst die höheren und höchsten Regierungsbeamten schuldig. Diese letzteren mußten zu jener Zeit schon das Allerärgste ausgeübt haben, um zur Verantwortung und Strafe gezogen zu werden, wie z. B. 1732 Pieter Buyst, der als Gouverneur von Ceylon die empörendsten Grausamkeiten und den gröbsten Mißbrauch seiner Amtsgewalt nach allen Seiten hin begangen hatte. Er wurde nach erfolgtem Richterspruch zu Batavia auf dem Marktplatze auf einen Stuhl gesetzt und daran festgebunden, worauf man ihm mit einem Scheermesser den Hals abschnitt, seinen Körper viertheilte und die Stücke verbrannte. Aber nur selten erreichte, wie in diesem Falle, den Verbrecher die Strafe, und es fanden, wie der niederländische Historiker van Kampen berichtet, zu jener Zeit Seitens der Beamten der Ostindischen Kompagnie zu Batavia unter den Augen der Regierung, welche dieselben zuzudrücken verstand, fortwährend die schimpflichsten Gesetzesübertretungen statt.

Die Behandlung der Chinesen zu Batavia, deren Anzahl, in der Stadt sowohl als in deren nächster Umgebung, von François Valentijn, einem Zeitgenossen jener Periode, in seinem berühmten, fünf starke Foliobände umfassenden Geschichtswerke „Oud en nieuw Oost-Indie" im Jahre 1725 schon auf mehr als 100 000 geschätzt wurde, war unter den letztgenannten Generalgouverneuren eine ganz andere geworden als die, welche sie von den Vorgängern derselben erfahren hatten. Anstatt, wie früher, zwar streng überwacht, aber zugleich gerecht behandelt und durch eine verständige, besonnene, sich immer gleich bleibende Regierung vor Unterdrückung und Mißhandlung jeder Art geschützt zu werden, sahen sie sich jetzt in immer wachsendem Maße den Eingebungen der Willkür, der Habsucht und des Eigennutzes ihrer europäischen Machthaber bloßgestellt.

Es wurde schon bemerkt, daß damals die holländischen Regierungsbeamten in Batavia behufs ihrer Bereicherung selbst keine gefährlichen und gemeinschädlichen Mittel gescheut hätten. Die immer allgemeiner werdende und auf jede mögliche Weise stattfindende Erpressung von den Chinesen gehörte zu diesen gefährlichen Mitteln, zumal auch die zwischen der chinesischen Bevölkerung und den holländischen Behörden stehenden, das Vertrauen dieser letzteren genießenden chinesischen Beamten nicht weniger als die Aermeren und Niedrigeren ihres Volkes dem ausgesetzt waren. Man bedrohte z. B. einen Lieutenant oder Kapitän der Chinesen angeblich wegen Ungeschicklichkeit mit Entsetzung aus seinem Amte, ließ ihn aber gegen Erlegung einer mehr oder weniger beträchtlichen Geldsumme in denselben, oder aber man setzte die genannten Beamten wirklich ab und wählte unter den zahlreichen Bewerbern um die erledigten Stellen nur die Meistbietenden. Durch solche und ähnliche Handelsweisen der holländischen Beamten wurde aber unter der chinesischen Bevölkerung ein Geist von Unzufriedenheit erzeugt, der sehr bald in Erbitterung überging und endlich zu einem gewaltsamen Ausbruche gelangte. Die Möglichkeit eines solchen — bei dem starken numerischen, dem von 4 zu 100 gleichkommenden Mißverhältnisse der europäischen zu der chinesischen Bevölkerung, in der Stadt sowohl als Umgegend, höchst gefährlichen — Ereignisses hatten Holländer und, was das Schlimmste war, auch die Regierung von Batavia ganz aus dem Auge verloren.

Aber nicht allein unter den Holländern, sondern auch unter den Chinesen hatte unter den genannten seit Zwaardecroon zur Regierung gekommenen Generalgouverneuren die Demoralisation große Fortschritte gemacht. Ursache hiervon war theils die immer härtere Unterdrückung, welche sie erfuhren, theils aber der Umstand, daß die früheren Bestimmungen gegen zu große Zulassung derselben auf Java mehr und mehr in Unbrauch gekommen waren und umgangen wurden. Hierdurch nahm die chinesische Bevölkerung in Batavia fortwährend zu, zugleich aber in ihr auch die Zahl der Armen und fremder Hülfe Bedürftigen, solcher, die wegen Verbrechen und auch Furcht vor Strafe ihr Vaterland verlassen hatten, sowie überhaupt schlechtgearteter und übelgesinnter Individuen.

Schon im Jahre 1734 soll ein Lieutenant der Chine-

Digitized by Google

sen, Namens Ni-Ioko, zu Batavia einen Aufstand gegen die Holländer geplant und vorbereitet haben. Er starb aber, ehe alles zur Reife gelangt war, nachdem er sterbend seinen Sohn Lien-Hon-Kong hatte schwören lassen, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Dieser Lien-Hon-Kong, ein sehr kluger, unternehmender und dabei reicher Mann, wurde, obschon er der erbittertste Feind der Holländer war, diese Gefühle aber zu verheimlichen verstand, 1739 zum Kapitän der Chinesen in Batavia ernannt. Er spielt in den Ereignissen, die ein Jahr später daselbst stattfanden, eine hervorragende Rolle.

Im Jahre 1738, als Adriaan Balckenier Generalgouverneur war (1737 bis 1741), wurde der Gouverneur von Ceylon, der General Baron Gustaaf Willem van Imhoff, als ordentliches Mitglied des Rathes von Indien nach Batavia versetzt. Der Rath von Indien ist zu allen Zeiten die höchste Verwaltungsbehörde von Niederländisch-Indien gewesen und steht auch jetzt noch dem Generalgouverneur, der diesem Rathe vorsitzt, beratheud zur Seite. Van Imhoff, ein einsichtsvoller und energischer, zugleich auch rechtschaffener Mann, der sich auch später, als er selbst Generalgouverneur geworden war (1743 bis 1750), in jeder Hinsicht tüchtig erwies, erkannte sehr bald alle zu Batavia stattfindenden Uebelstände: den Charakter des aller Regententugenden entbehrenden, launenhaften und unzuverlässigen, stets zwischen beiden Aeußersten hin- und herschwankenden, sich bald übertrieben mild und nachsichtig, bald hart und despotisch gesinnt zeigenden Oberlandvogts Balckenier; die in allen Zweigen der Verwaltung herrschenden Mißbräuche, die Depravation der Beamten und das allgemeine Verderbniß der Sitten. Ebensowenig entging ihm auch die Gefahr, von welcher die holländische Kolonie durch den sich mehr und mehr bemerkbar machenden aufrührerischen Geist der Chinesen, bei dem großen numerischen Uebergewichte derselben, bedroht war.

Als ein Mittel des Schutzes hiergegen rieth Baron van Imhoff der Regierung, einen Theil der chinesischen Bevölkerung, hauptsächlich aus dem Umkreise der Stadt, wo die Ueberwachung derselben am schwierigsten war, namentlich solche, die nicht angestellten und ohne feste Beschäftigung waren, unter denen auch die meisten umuitarischen Bewegungen und Aufstörungen stattfanden, nach Ceylon zu verpflanzen, wo sie bei der Zimmtkultur nützlich beschäftigt werden und ein festes Bestehen finden könnten. Diese Maßregel, an welche man schon früher, 1735, gedacht hatte, fand Beifall und wurde zur Ausführung gebracht.

Die durchaus verkehrte, um nicht zu sagen verbrecherische Weise, in welcher in Folge der Demoralisation der damit beauftragten holländischen Beamten die Transportation der Chinesen nach Ceylon stattfand, ward Ursache, daß das Uebel, dem man durch diese Maßregel vorbeugen wollte, um so eher und gewaltsamer zum Ausbruche gelangte. Man brachte nämlich diese Deportation nicht bloß bei solchen Chinesen in Anwendung, welche ursprünglich hierfür bestimmt waren, sondern bedrohte hiermit auch viele der Reicheren, Wohlgesinnten und fest Angesessenen, bloß um bedeutende Geldsummen von ihnen zu erpressen. Hierdurch wurde auch unter der besseren Hälfte der chinesischen Bevölkerung Haß und Erbitterung gegen die Holländer erzeugt.

Hierzu kam noch, daß, bald nachdem die ersten Schiffe mit chinesischen Deportirten nach Ceylon unter Segel gegangen waren, sich zu Batavia das Gerücht verbreitete, man hätte auf hoher See die Chinesen über Bord geworfen und ertränkt. Dieses Gerücht fand unter den Landsleuten, Freunden und Belannten derselben nur zu sehr Glauben. In Folge dessen wurden Angst und Schrecken unter der chinesischen Bevölkerung allgemein, da ein jeder fürchtete, daß dasselbe Loos auch ihn erreichen werde. Der Gedanke, diesem Schicksale durch einen gleichzeitigen Aufstand innerhalb und außerhalb der Stadt zuvorzukommen, fand unter den Chinesen immer mehr Verbreitung, und das bedeutende numerische Uebergewicht, in welchem sie zu den Europäern standen, schien einem solchen Unternehmen den günstigsten Erfolg zu versprechen.

In Batavia, welches damals noch eine geschlossene, nach altholländischer Weise gebaute und befestigte, von einer Mauer, einem Wallgraben, Wachtthürmen, mehreren Bastionen und stark armirten Thoren umgebene Stadt bildete, und außerdem noch an seiner Nordseite ein besonderes, starkes Fort besaß, befanden sich im Jahre 1740 14 000 bis 15 000 Chinesen, während sich die Zahl der Holländer daselbst und in den Vorstädten nur auf 1689 belief, zu denen noch 2000 bis 2500 Mischlinge von europäischen Vätern und eingeborenen Müttern kamen. Die Gesammtbevölkerung der Stadt, Holländer und deren Abstammlinge halben Blutes, Chinesen, Malaien, Javaner, Bugis, Araber und andere Asiaten, etwa 10 000 Sklaven, unter denen viele vom Kap der guten Hoffnung und der Westküste von Afrika waren, mit eingerechnet, betrug in dem genannten Jahre 72 506 Seelen. Die Zahl der Chinesen im engern und weitern Umkreise der Stadt belief sich auf 85 000 bis 90 000.

Unter dieser der holländischen so sehr der Zahl nach überlegenen chinesischen Bevölkerung verbreitete sich sehr bald der Funke der Empörung, in den aufgeregten und erbitterten Gemüthern der Mehrzahl Zündstoff findend. Der Plan wurde gefaßt, alle Holländer männlichen Geschlechtes zu ermorden, ihre Frauen und Kinder zu Sklaven zu machen und anstatt der holländischen eine chinesische Herrschaft auf Java zu gründen. In der Stadt Batavia war der schon genannte, das Vertrauen der europäischen Behörden genießende Kapitän der Chinesen, Lien-Hon-Kong, der Hauptmotor und die Seele dieser aufrührerischen Bewegung.

Die Kunde von dem von den Chinesen beabsichtigten und vorbereiteten Aufstande gelangte zwar schon am 27. September zu Ohren des Generalgouverneurs Balckenier und wurde auch in den nächsten Tagen durch einlaufende Nachrichten bekräftigt, fand aber weder bei ihm noch bei dem Rathe von Indien rechten Glauben. Man hielt diese Nachrichten, wenn auch nicht für ganz aus der Luft gegriffen, doch für sehr übertrieben und in keinerlei Weise beunruhigend, weshalb man sich auf halbe Maßregeln beschränkte. Die wenigen Mitglieder der letztgenannten höchsten Behörde und unter ihnen in erster Stelle der General van Imhoff, welche jetzt schon eine kräftige und entschiedene Handelsweise Seitens der Regierung dringend hatten, waren überstimmt worden.

Erst als nach dem 5. Oktober Flüchtlinge aus der Umgegend von Batavia, sowohl Europäer als bisher wohlgesinnte Chinesen, in stets zunehmender Zahl mit ihren Familien Zuflucht innerhalb der Stadt suchten und die Nachricht mit sich brachten, daß Scharen chinesischer Aufrührer, deren Zahl in stetem Anwachsen sei, die Gegend durchzögen und allenthalben Raub, Mord und Brandstiftung verübten; daß sämmtliche Bewohner verschiedener holländischer Gehöfte ohne Schonung selbst der Frauen und Kinder, sowie auch die Besatzungen mehrerer kleinen Feldschanzen von den Chinesen erschlagen seien und dieselben sich für einen Ueberfall auf die Stadt vorbereiteten, wurde der Generalgouverneur von der ganzen Größe der Gefahr überzeugt, von welcher Batavia bedroht war. Bei so Beschlußlosigkeit dieses charakterschwachen, bald zu verderblicher Nachgiebigkeit, bald zu ebenso verderblichen Maßregeln

Digitized by Google

äußerster und übertriebener Strenge geneigten höchsten Beamten war die Anwesenheit des Generals van Imhoff, eines Mannes der That sowohl als des Rathes, ein besonderes Glück für Batavia zu nennen. Seine Stimme gewann immer mehr Gewicht im Rathe von Indien und alle verständigeren, das Wohl der Kolonie beherzigenden unter den holländischen Beamten sowohl als anderen europäischen Bewohnern der Hauptstadt schlossen sich immer fester an ihn an.

Zuerst trachtete van Imhoff die Chinesen innerhalb der Stadt zu beruhigen und vor jeder faktischen Theilnahme an den Gewaltthätigkeiten ihrer Landsleute in der Umgegend zurückzuhalten. Allen Ruhestörern wurde die härteste Strafe angedroht, den Wohlgesinnten aber Schutz gegen alle Willkür und harte Behandlung Seitens der Niederländer sowie die Aufrechthaltung der früher ihnen verliehenen Rechte und Freiheiten verheißen. Gegen den Willen des Generalgouverneurs wußte van Imhoff es durchzusetzen, daß die Regierung am 7. Oktober öffentlich bekannt machen ließ, daß jeder Europäer, der fortan sich Beleidigungen oder Gewaltthaten gegen die Chinesen zu Schulden kommen ließe, sie in ihrem Handel und Wandel stören und beeinträchtigen werde, solches mit der schwersten „arbitrairen Korrection", wie Kettenstrafen u. s. w., verhängen solle. Zugleich sorgte er dafür, daß alle Zugänge nach Batavia sorthwährend sorgfältig bewacht wurden. Endlich wurden auf Verantassung von dem General, zum Theil unter seinem persönlichen Oberbefehl, verschiedene kleinere und größere Patrouillen und Streifzüge in der Umgegend der Stadt gemacht, zuerst hauptsächlich in der Absicht, die Aufrührer in friedlicher Weise zur Ruhe und Niederlegung der Waffen zu bewegen. Diese Unternehmungen blieben aber nicht nur erfolglos, sondern es wurden sogar einige kleinere Truppendetachements von den Chinesen bis auf den letzten Mann niedergemacht.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober hatte wirklich ein Angriff von einer großen Menge von Chinesen auf Batavia statt. Dieselben fochten mit einem Muthe, den man nicht von ihnen erwartet hatte. Es gelang ihnen aber nicht, sich eines der befestigten Thore zu bemeistern, und sie wurden durch einen Ausfall der Holländer unter sehr großen Verluste an Todten zurückgetrieben. Die Chinesen innerhalb der Stadt hatten sich bei dieser Gelegenheit durchaus ruhig verhalten und ihren Landsleuten nicht den geringsten Beistand geleistet.

Dessen ungeachtet theilte Valckenier schon am Morgen des 9. Oktobers den Mitgliedern des Rathes von Indien mit, daß er es für zweckmäßig halte, die Stadt Batavia von allen dort wohnenden Chinesen zu entleeren, um hierdurch von der Gefahr befreit zu werden, zugleich Feinde von innen und von außen zu haben und somit mit größerer Kraft gegen die Chinesen in der Umgegend handeln zu können. Van Imhoff sprach sich unbedingt gegen diese Maßregel des Generalgouverneurs aus, indem er dieselbe für durchaus nicht nothwendig und durch die Umstände geboten erklärte. Seiner Ansicht stimmten auch die übrigen Räthe bei. Valckenier hob alsdann die Sitzung mit den Worten auf, daß er für seine Person bei seiner Meinung, daß alle Chinesen Feinde des Staates seien und die Stadt von ihnen gereinigt werden müsse, nach wie vor beharre.

Die Mitglieder des Rathes von Indien hatten, obschon sie mit Ausnahme von van Imhoff nicht dem Kriegerstande angehörten, die Leitung der Vertheidigung von den wichtigsten Thoren und Bastionen auf sich genommen und waren deshalb nach Aufhebung der Rathssitzung auf ihre verschiedenen Posten zurückgekehrt. Kaum waren sie aber daselbst angekommen, als, ihnen unbewußt, Valckenier mit der von ihm verlangten Entleerung Batavias von den Chinesen den Anfang machen und ein Blutvergießen von so großartigen Verhältnissen beginnen ließ, wie die Geschichte keines andern europäischen Volkes im vorigen Jahrhundert aufzuzeichnen gehabt hat. Dieses fürchterliche Blutvergießen war von Valckenier heimlich vorbereitet und angestiftet.

Unmittelbar nach Aufhebung der erwähnten Rathssitzung entstand in einigen chinesischen Häusern ein, wie man vermuthen darf, von den Helfershelfern und Vertrauten von Valckenier absichtlich angelegter Brand. Hierdurch entstand eine große Aufregung unter den Europäern. Arbeitsleute, Matrosen, Soldaten u. s. w. liefen hinzu und tödteten alle Chinesen, die sie in der Nähe der Brandstätte antrafen, dieselben absichtlicher Brandstiftung beschuldigend. Von hier verbreitete sich der Aufruhr schnell durch die ganze Stadt und zügellose, wüste Banden von Europäern aus der untersten Volksklasse durchzogen alle Straßen, ungehindert an den Chinesen Mord, Raub und Brandstiftung ausübend. Ein holländischer Schriftsteller, Augenzeuge dieser Scenen, beschreibt sie mit folgenden Worten: „Es giebt keine Feder, die alle damals verübten Gewaltthaten beschreiben kann. Alles, was zu der chinesischen Nation gehörte, Arm und Reich, Alt und Jung, Schuldig und Unschuldig, alle Chinesen ohne Ausnahme wurden mitleidlos ermordet. Schwangere Frauen, säugende Mütter, harmlos spielende Kinder, vor Alter zitternde Greise, alle fallen durch das Schwert. Alles wehrlosen Gefangenen wird wie Schafen der Hals abgeschnitten. Das Angstgeschrei der beklagenswerthen Opfer wird durch das Lachen und die Jubelrufe der Mörderscharen übertäubt. Keine Gnade, kein Mitleiden, kein Vergeben."

Dieses Blutvergießen dauerte Tag und Nacht und hörte erst am 10. Oktober auf, als kein Chinese mehr da war, der noch hätte ermordet werden können. Die Entleerung der Stadt von ihnen war eine vollständige. Nach den officiellen Berichten betrug die Zahl der Ermordeten 10 000, nach anderen Angaben 12 000 bis 15 000. Am 13. Oktober ließ Valckenier bekannt machen, daß einem jeden Javanen oder Malaien für jeden einem Chinesen aufgehalt der Stadt abgehauenen Kopf zwei Ducatons gezahlt werden sollten, schon aber wenige Tage später, am 16. Oktober, dem Rathe von Indien vor, alles Chinesen aus der Umgegend, die sich freiwillig unterwerfen würden, vollständige Amnestie zu verleihen. Das betreffende, den 22. Oktober publicirte Edikt hatte aber keine Wirkung, denn die Chinesen setzten ihre Feindlichkeiten fort, indem sie bei dem Kaiser (Susuhunnan) von Java zu Kertasura Unterstützung gegen die Holländer suchten und fanden. In Folge dessen entstand ein mehrjähriger Krieg zwischen letzteren und jenem Fürsten, der aber zum Nachtheil desselben ausfiel und endlich 1756 zur Theilung des Reiches Kertasura in das von Suvakerta und Djokjokerta Anlaß gab. Die Ruhe unter den Chinesen in der Umgebung von Batavia wurde schon früher hergestellt.

Van Imhoff und die anderen Räthe von Indien hatten schon unmittelbar nach dem Morde der Chinesen alle moralische sowohl als thatsächliche Theilnahmlosigkeit hieran von sich gewiesen und ihre Entrüstung über diese That des Generalgouverneurs offen ausgesprochen. Die Erbitterung hierüber zwischen ihnen und Valckenier ging so weit, daß letzterer endlich den General van Imhoff und die Räthe von Indien, van Schinne und de Haze, festnehmen ließ und am 13. Januar 1741 unter militärischer Bewachung nach Holland sandte, die ganze Schuld an dem Blutvergießen ihnen zur Last legend. In Holland ging über das zu Batavia Geschehene ein allgemeiner Schrei der Entrüstung auf. Es gelang dem Baron van Imhoff und den beiden anderen Räthen

Digitized by Google

von Indien indessen ohne Mühe sich vollkommen zu rechtfertigen und den Generalgouverneur Balckenier als den an jenem Blutvergießen allein Schuldigen darzustellen. Derselbe wurde seines Amtes entsetzt und General van Imhoff zu seinem Nachfolger ernannt, mit dem Befehl, eiligst nach Java zurückzukehren, Balckenier zu Batavia gefangen zu nehmen, zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen und bestrafen zu lassen.

Balckenier hatte, bald nach der Abreise von Baron van Imhoff und seiner Schicksalsgenossen, die Regierung an J. Thedens übergeben und die Rückreise nach Holland angetreten. Van Imhoff traf ihn am Kap der guten Hoffnung und führte ihn mit sich nach Batavia zurück. Die Untersuchung, über welche wenig Näheres bekannt geworden ist, dauerte über Jahr und Tag, bis der Tod von Balckenier im Gefängniß ihr ein Ende machte. Nach Einigen starb er an Krankheit, nach Anderen wurde er, nach erfolgtem Richterspruch, heimlich erdrosselt. Van Imhoff regierte bis zu seinem Tode im Jahre 1750. Er trachtete an erster Stelle alle nachtheiligen Folgen der Ereignisse des Jahres 1740 so bald wie möglich zu verwischen. Da die Chinesen schon damals für die Niederländer auf Java unentbehrlich waren, wie sie es thatsächlich auch heute noch sind, so suchte die Regierung aufs Neue Kinder des Reiches der Mitte dorthin zu locken und ihnen durch Verleihung einer vollständigen Amnestie und Wiederverleihung aller früheren Rechte und Freiheiten Vertrauen einzuflößen. Diese Bemühungen blieben auch nicht erfolglos, und schon unter van Imhoff entstand zu Batavia eine neue, wenn zuerst auch nur langsam anwachsende chinesische Kolonie. Unter dem Nachfolger von van Imhoff, J. Mossel, einem ebenfalls verständigen, energischen und wohlgesinnten Manne, der zehn Jahre lang die höchste Würde in Niederländisch-Indien bekleidete, nahm dieselbe aber immer schneller zu, und es dauerte nicht mehr lange, so hatte sie den Umfang und die Blüthe, deren sie sich vor 1740 erfreute, wiedergewonnen. Die Regierung hatte aus den Ereignissen im letztgenannten Jahre die Lehre gezogen, die Chinesen streng zu überwachen, zugleich aber sie mit derselben Strenge gegen alle Willkür, Erpressung und Gewaltthätigkeit Seitens der niederen Beamten und Privatpersonen zu beschützen. Diese Weise von Behandlung der Chinesen blieb dann die herrschende, und so bildete sich zwischen ihnen und den Holländern auf Java zum Vortheile beider Theile das noch jetzt daselbst bestehende und nur selten, wie z. B. im Jahre 1832 in der Residentschaft Kravaang durch einen wenig bedeutenden Aufstand der Chinesen getrübte Wohlverhältniß. Auch gelegentliche kleinere Aufstände der chinesischen Grubenarbeiter in den Zinnminen auf Banka sowie Verwickelungen zwischen den Niederländern und den chinesischen Ansiedlern auf der Westküste von Borneo, welche letzteren die Oberherrschaft der Regierung zu Batavia nicht anerkennen wollten, in den Jahren 1850 bis 1854, haben das gute Verhältniß zwischen den Holländern und Chinesen auf Java nicht zu stören vermocht.

Die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer.

α. Abgesehen von der Sprache vermag der Mensch sich durch Zeichen, durch Bilderschrift und durch Wortschrift verständlich zu machen. Während über den Ursprung der Sprache die Gelehrten noch nicht einig sind, steht man die Geberden- oder Zeichensprache so zu sagen täglich entstehen oder in ihren einfachsten Formen von Jedermann benutzt, wie z. B. durch das Legen des Zeigefingers auf den Mund Schweigen geboten wird. Sie ist auch die „Muttersprache" der Taubstummen, welche nach den besten Autoritäten ganz von selbst und ohne jede Mithülfe sprechender Menschen die Geberdensprache entwickeln und gebrauchen. Es ist die Geberdensprache eben ein allgemeines Besitzthum der Menschen, entwickelt wird sie jedoch nur da, wo ein Bedürfniß vorliegt, bei Taubstummen und sprachlich getrennten Naturvölkern, die auf Verkehr mit einander angewiesen sind.

Um zunächst einen Begriff von derselben zu geben, führen wir einige Beispiele der gewöhnlichsten unter Taubstummen üblichen Zeichen an. Um „ich" zu bezeichnen, setzt man die Spitze des Zeigefingers auf die Magengegend. „Du" ist ein Zeigen mit diesem Finger auf die Person, an die man sich wendet. „Er" ein Weisen mit dem Daumen über die rechte Schulter. Diese Zeichen sind gleichsam selbstverständlich, werden von jedem verstanden und auch von Sprechenden angewendet, um ihrer Rede durch Geberden Nachdruck zu verleihen.

Hält man die rechte Hand offen mit der Fläche nach unten in der Brusthöhe und hebt sie dann bis zur Schulterhöhe, so bedeutet dies bei den Taubstummen „groß", umgekehrt bewegt „klein", das Zeichen für „Mann" ist eine Bewegung, als wolle man den Hut abnehmen; „Frau" wird bezeichnet, indem man die geschlossene Hand auf die Brust legt; „Kind" indem man den rechten Ellbogen auf die linke Hand stützt. „Hierher" und „kommen" haben dasselbe Zeichen, ein Winken mit dem Finger auf den die Zeichensprache Gebrauchenden zu. Hält man Zeige- und Mittelfinger aus einander, so daß sie ein V bilden, und weist man mit diesen Fingerspitzen von den Augen weg, so ist es „sehen". Berühren des Ohres bedeutet „hören", der Zunge „sprechen" oder „schmecken". Alles, was gezeigt werden soll, wird mit dem Zeigefinger (daher sein lateinischer Name index) angegeben. „Sprechen" wird durch Bewegen der Lippen angedeutet. Ergreift man mit zwei Fingern etwas Fleisch vom Handrücken und zieht es empor, so bedeutet dies „Fleisch", und macht man dazu mit dem Zeigefinger eine wirbelnde Bewegung, wie wenn Rauch emporsteigt, so ist es „gebratenes Fleisch". Man mache mit zwei Fingern die Form eine Vogelschnabels vor dem eigenen Munde nach, hebe und senke die Arme, als ob man die Flügel schlage, und man hat die Geberde für „Gans"; nimmt man dazu das eben erwähnte Zeichen für „gebratenes Fleisch", so hat man die „gebratene Gans".

Alle diese Zeichen sind so einfach und natürlich, daß man dazu keiner besondern Erläuterung bedarf. Jedoch sind die meisten anderen complicirter und wollen gelernt sein, lassen sich auch nur umständlich beschreiben, so daß wir Beispielen absehen.

Die Geberdensprache hat keinerlei Grammatik, keinerlei Flexionen. Sie bildet ihre Sätze etwa folgendermaßen. „Pferd schwarz gut traben" und das ist natürlich; aber eine Syntax ist vorhanden und diese ist ja auch bei uns je nach

Digitized by Google

der Sprache verschieden; so haben auch die Taubstummen ihre besondere Syntax. Ihre Konstruktion ist nicht „schwarzes Pferd“, sondern „Pferd schwarz“, nicht „bring einen schwarzen Hut“, sondern „Hut schwarz bringen“. Die Unabhängigkeit der Zeichensprache von der gewöhnlichen Rede zeigt sich gerade hierin, und Sprechende, welche die Taubstummensprachen erlernen, fehlen gerade in dieser Beziehung, indem sie die Zeichen in der Reihenfolge ordnen, wie sie denken, nicht wie die Taubstummen. Das mag genügen, um einen allgemeinen Begriff von der Zeichensprache unserer Taubstummen zu geben.

Aber auch unter Sprechenden hat die Zeichensprache einen hohen Grad von Ausbildung erlangt. Menschen, die die Sprache anderer nicht verstehen, verhalten sich zu einander wie Stumme. Sophokles gebraucht aglossos, zungenlos, für „Barbar“, im Gegensatz zum Griechen, und die Slaven nennen die Deutschen njemci, Stumme. Haben aber in dieser Art „Stumme“ ohne Dolmetscher mit einander zu verkehren, so greifen sie in der ganzen Welt zur Zeichensprache.

Es ist bekannt, daß die nordamerikanischen Indianer, deren nomadische Lebensweise und große Verschiedenheit der Sprache das Bedürfnis nach Verständniß unter den einzelnen Stämmen hervorrufen mußte, die Geberdensprache zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben. „Die indianische Geberden- und Zeichensprache der Taubstummen sind nur verschiedene Dialekte derselben Ursprache,“ sagt E. B. Tylor. Wenn dieselbe aber bemerkt, „dieselben Zeichen dienen von der Hudsonbai bis zum Golf von Mexiko als ein Medium um sich zu unterhalten,“ so dürfte dieses mit den Thatsachen nicht übereinstimmen.

Es liegt nun, um dies zu konstatiren, nämlich eine neue Publikation des Smithsonian Instituts in Washington vor, welche von Garrid Mallery herrührt, demselben, welcher die so wichtige Schrift über das Aufstehen der Indianer verfaßte. Sie führt den Titel: Introduction to the study of Sign Language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of Mankind. Washington 1880.

Mallery hat sich sorgfältige Vokabularien der einzelnen Zeichen in den verschiedenen Gegenden des nordamerikanischen Kontinentes angelegt, er hat die ganze einschlägige Literatur, alt und jung, über den betreffenden Gegenstand studirt, über 800 verschiedene Zeichen zusammengebracht und gefunden, daß von einer Zeichensprache der Indianer nicht die Rede sein kann. Um dieselbe Idee auszudrücken brauchen verschiedene Indianerstämme verschiedene Zeichen. Wahrscheinlich ist keine der im Gebrauch befindlichen Geberden ihrem Ursprung nach conventionell, sie sind vielmehr mehr oder weniger ausgeführte Theile natürlicher Pantomimen, die im Gebrauche sich als besonders geeignet zur Zeichensprache zeigten, und also angenommen wurden.

Der Pelzhändler Long, Prinz Max von Neuwied, J. G. Kohl, Rich. Burton sind die vorzüglichsten Autoren, welche bisher über die Zeichensprache der Indianer schrieben. Außer seinen eigenen Erfahrungen hatte aber Mallery noch gegen zwanzig Manuskripte und Listen zur Verfügung, nach denen er seine „Introduction“ bearbeiten konnte, welche nur als Einleitung zu einem größern Werke dienen soll.

Um zunächst zu zeigen, daß die Zeichensprache der Indianer keine einheitliche ist, führt er die verschiedenen Bezeichnungen für eine Menge Wörter an. So hat er für „Häuptling“ allein sieben gesammelt. Nach Long wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, senkrecht niedergeführt und dann in einer geraden Linie bis zur Höhe des Kopfes wieder emporgeschnellt. Es soll das bedeuten: Erhaben über andere. Nach Prinz Max dagegen: Hebe den Zeigefinger der rechten hochgehaltenen Hand empor, drehe ihn im Kreise und bringe ihn dann zur Erde herab. Meinung: Derjenige, welcher im Mittelpunkt der ihn umgebenden Untergeordneten steht. Ferner noch fünf andere Beispiele.

Für „Tag“ führt Mallery gleichfalls sieben ganz verschiedene Zeichen an, unter denen dasjenige, welches unser J. G. Kohl mittheilt, das einfachste und ansprechendste ist. „Zeige mit dem Zeigefinger gegen das Himmelsgewölbe und führe ihn an demselben von Ost nach West.“

Desgleichen sieben Zeichen für „Tod“. Die rechte Hand wird in der Höhe des Magens gehalten, dann mit einem Sprung umgeworfen wie ein Boot. Oder: Halte die linke Hand flach gegen das Gesicht mit dem Rücken nach auswärts, dann schiebe die rechte, in derselben Weise gehaltene Hand unter die linke. So sah es Prinz Wied, und die Idee, die dieser Pantomime zu Grunde liegt, ist die des Begräbnisses.

Thiere werden von den indianischen Mimographen nach ihrer charakteristischen Form und Bewegung nachgeahmt, so daß man den plumpen Bären ꝛc. erkennt. Nur für Hirsch und Hund tritt die Zeichensprache ein, und für ersteren weist Mallery sechs Zeichen nach, worunter eines, die Darstellung des Geweihes durch das Aufsetzen der gespreizten Finger zu beiden Seiten des Kopfes, auch bei unseren Taubstummen gebräuchlich ist.

Ist nun die Mehrheit der verschiedenen Zeichen — die obigen Beispiele mögen genügen — sicherlich nicht übereinstimmend bei den einzelnen Indianerstämmen, so giebt es doch wieder eine Anzahl, die identisch oder fast identisch sind. Dahin gehört die Bezeichnung für „Pferd“. Man spreizt Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand und setzt sie rittlings auf den Zeigefinger der linken.

Erstaunen, Verwunderung wird dadurch ausgedrückt, daß man die rechte Hand vor den offenen Mund legt — eine auch bei uns vorkommende natürliche Geberde, die schon in den ägyptischen Hieroglyphen erscheint.

Allgemein ist auch die Bezeichnung für den weißen Mann. Das erste, was den Indianern an ihm auffiel, war der Hut, und sie machen, um ihn zu bezeichnen, die Geberde des Hutabnehmens.

Einzelne Zeichen haben ein besonderes Interesse; so werden Bruder und Schwestern, Kinder derselben Mutter, dadurch angedeutet, daß man die beiden ersten Finger in den Mund steckt, wodurch darauf hingewiesen werden soll, daß dieselben an einer Brust genährt wurden. Um Freude und Zufriedenheit auszudrücken wird, nach Prinz Wied, die rechte Hand auf die Brust gelegt und alsdann in Schlangenlinien in die Höhe gewirbelt: das Herz schlägt hoch.

So werden ganze Reden zu in dieser Zeichensprache gehalten, und Mallery beschreibt einige derselben Abort für Wort, Satz für Satz, ein recht umständliches Beginnen, dem wir hier nicht zu folgen vermögen. Die Zeichensprache findet sich bei allen Indianerstämmen und ist namentlich bei denen der Ebene entwickelt. Die Nothwendigkeit lag aber hier auch besonders vor, denn nur in wenigen Gegenden der Erde sind über einen gleich großen Raum so viele sprachlich verschiedene Stämme, die sich also stumm einander gegenüberstehen, vertheilt. Die Jagd, der Krieg, das nomadische Leben bringen sie zusammen und erheischen Verständigung. Weniger als die weiter westlich sitzenden Stämme gebrauchten Irokesen, Algonkiner und Muskoki — mit denen die Weißen zunächst in Berührung kamen — die

Digitized by Google

Zeichensprache; wenigstens scheint dies der Fall gewesen zu sein, wenn nicht ein Beobachtungsfehler hier vorliegt.

Leicht kann in der stillen Einöde der Prärien oder Urwälder das gesprochene Wort vernommen, das Wild dadurch verscheucht, der im Hinterhalt lauernde Feind dadurch aufmerksam gemacht werden; so ward die Zeichensprache Vorsichtsmittel für die kriegerischen Jägervölker. Mehr und mehr bildete sie sich aus und einzelne Individuen erlangten darin eine große Fertigkeit. Als ein Zeichen ihres Alters kann gelten, daß bereits Synonyme, ja Dialekte in ihr vorkommen.

Indianer, die zwei verschiedene Zeichensprachen reden, verständigen sich dennoch nach einiger Zeit unter einander, und mit Taubstummen, die ihre eigenen Zeichen haben, kommen sie auch nach einigen Versuchen zu einem Verständniß. Im Jahre 1873 wurden Indianer in das pensylvanische Taubstummeninstitut geführt, wo sie die Zeichen der Taubstummen schneller verstehen lernten, als umgekehrt. Die in den Osten gebrachten Indianer freuen sich stets, wenn sie mit Taubstummen zusammentreffen, wie wir, wenn wir in der Fremde die heimathliche Sprache hören.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ wird aus Banjaluka in Bosnien Ende März geschrieben: „Wir haben hier die ersten deutschen Kolonisten. Zwischen Verbir und Banjaluka haben sich Hannoveraner angesiedelt und ihrem Dorfe den Namen „Windhorst“ beigelegt.“

— Immer reicher wird der Schatz, welchen unsere Literatur an prachtvoll illustrirten Werken über nah und fern liegende Länder aufzuweisen hat, und jedes folgende sucht die vorangegangenen an Gediegenheit des Textes, Fülle und Schönheit der Abbildungen, prachtvoller Ausstattung zu übertreffen. Vor uns liegen die beiden ersten Lieferungen des neuen Prachtwerkes „Spanien. In Schilderungen von Theodor Simon“. Reich illustrirt von Prof. Alexander Wagner in München.“ (In circa 20 Lieferungen zu 2 M. Verlag von Gebrüder Pätel, Berlin.) Die Zeichnungen sind sämmtlich von dem genannten Künstler an Ort und Stelle aufgenommen worden, der mit dem Verfasser des Textes zusammen wiederholt die Halbinsel bereiste, ein nicht zu unterschätzender Vortheil für das Ganze, dem dadurch der einheitliche Charakter von vornherein gesichert ist. Die beiden ersten Lieferungen enthalten überraschend schöne Bilder aus dem Marseiller Hafen, von Barcelona und Montserrat, Landschaften sowohl wie Architekturstücke und besonders zahlreiche vorzügliche Typen aus dem Leben des Volkes. Die Beschreibung schließt sich den prächtigen Holzschnitten in gleicher lebensvoller Frische und künstlerischer Auffassung an, ohne die prosaischeren Momente, Verkehr, Handel, Industrie u. s. w., unberücksichtigt zu lassen. Das Werk bietet eine Fülle neuer Anschauungen und wird eine Zierde jedes Bücherschrankes bilden.

— Nach der amtlichen des Regierungsjubiläums des Kaisers Alexander veröffentlichten Uebersicht über die Thätigkeit des russischen Ministeriums der Kommunikationen in den letzten 25 Jahren besitzt sich: a. Die Länge der Wasserstraßen, natürliche wie künstliche, im europäischen Rußland auf 51 426 Werst, im Bau sind noch drei Kanäle, und zwar der von St. Petersburg zum Meere 29 Werst, der Kanal des Swir 33,5 Werst, und der Kanal von Sjasst 18 Werst. b. Die Länge der Chausseen in Rußland auf 134 414 Werst. c. Die Länge der Eisenbahnen auf 22 299 Werst (gegen 979 Werst am 2. März 1855); dazu treten als im Bau oder in Vorbereitung dazu befindlich 905 Werst. (Nach Russ. Inv. 1880, Nro. 48.)

Asien.

— Die russische Regierung hatte Herrn Ellery mit Untersuchung der Mündungen des Jenisei beauftragt, namentlich um zu ermitteln, welches der geeignetste Punkt sei zur Umladung der Waaren aus den Seedampfern in Flußfahrzeuge und umgekehrt. Ein solcher Punkt ergab sich bei dem sogenannten „Karantin mys“, 340 Werst von der Mündung des Jenisei. Herr Ellery berichtet ferner, daß trotz des tiefen Fahrwassers die Fahrt in der Jenisei-Mündung für Seedampfer höchst beschwerlich ist wegen der sehr langen, steil abfallenden Sandbänke, die zuletzt ausgangslose Buchten, wie man sie dort nennt „Kurji“, bilden. Ein Schiff, das in solche Bucht geräth, trifft oft erst nach 20 Werst den Punkt, wo die Sandbank und Land sich anschließt. Bis jetzt geben weder gute Karten noch Seezeichen die Stellen an, wo solche „Kurji“ beginnen.

(Jenis. Gubern. Wjed.)

— Im Sommer 1879 unternahm Herr M. Fetissow von Wiernoje aus eine Exkursion in das Gebirge südlich vom Thale des Issyk. Er gelangte bis etwa 45 Werst ostwärts von der Mündung des Urdurun und bis 30 Werst südwärts von den Bergzügen Kokkisa und Kuldyktau. Hier erforschte Fetissow den kleinen See Kulkut (Jaschil-kul); am Westende seines Reisegebietes besuchte er das nördliche Ufer des Tschatyr-kul und das Thal Arpa bis in die Berge von Sujof. Ueber den Paß von Sujof, an dem Platze des frühern kalschgarischen Grenzpickets vorbei, gelangte er in das Thal eines kleinen Flusses, der zum Theil von dem Passe von Sujof selbst, zum Theil aus den Bergen nahe südöstlich des Passes kommt. Dieses Flüßchen heißt Jatrok, wendet sich nach den Bergen von Alai-tu (Lai-tu), vereint sich hier mit anderen Gebirgswassern und fließt schließlich durch Andidshan. Dem Jatrok folgte Herr Fetissow auf 15 Werst nach Westen bis zu dem Saumwege von Usch-Turfan nach Andidshan. Schlechtes Wetter und Krankheit hinderten ihn dann längs des Jatrok nach Andidshan zu gehen; er mußte nach Wiernoje zurückkehren. Die Jatrok-Schlucht und deren Seitenthäler südwestlich des kalschgarischen Pikets sind im Osten und Süden von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen und markiren so deutlich die natürliche Grenzlinie des chinesischen Reiches. Die Kirghisen von Kaschgar weiden hier zeitweise ihre Pferde, die russischen Kirghisen nomadisiren dort nicht. Durch dieses Thal führt auch der nächste Weg von Arpa nach Andidshan, während der Weg jetzt jenseit des Sujof-Passes auf chinesischem Gebiete geführt ist. (Nach der Turkest. Ztg.)

— Ueber die erstaunliche Gedächtnißkraft der Hindus berichtet Prof. Monier Williams im „Athenäum“ (Nro. 2732) ungefähr Folgendes. Um dem sichtlichen Verfall des orthodoxen Brahmanenthums abzuhelfen, beschloß eine Anzahl hochgestellter Eingeborenen, der vermeintlichen Ursache desselben, nämlich dem abnehmenden Studium und Verständniß des Sanskrit, entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke wurde in Bombay eine Mustervorversammlung zu Ehren eines blinden Pandits, mit Namen Gattu-Lalabchi, abgehalten, wobei

Digitized by Google

ihm eine Summe von 18310 Rupien überreicht wurde, als Lohn für seinen Eifer in der Religion, seinen Erfolg in der „Reinigung der Menschengemüther“ und seine Gabe, Gedichte zu improvisiren. Letztere erfuhr unser Gewährsmann eines Tages, als Gattu-Laladschi ihn mit drei Gehülfen besuchte und sich erbat, über sechs beliebige Themata in sechs verschiedenen Versmaßen sechs Gedichte zu extemporiren; es wurden nur drei Gegenstände und drei der schwierigsten Metren gewählt, und ohne einen Augenblick Verzug dictirte er seinen Schreibern die verlangten Verse mit wunderbarer Genauigkeit und Schnelle. Dergleichen Improvisatoren heißen Sighra-Kavis oder Assu-Kavis; natürlich verdanken sie ihre Fertigkeit weniger dem poetischen Genius als dem großartigen Gedächtniß, welches bei einem Hindu so bedeutend ist, daß er ganz verschiedene Dinge zugleich behalten und doch seine volle Aufmerksamkeit auf jedes einzelne hinter- einander concentriren kann. Trinsstanadbhani ist die Bezeichnung eines Mannes, der 30 Dinge zugleich betreibt, ja Williams lernte einen Satavadhani kennen, d. h. einen Hindu, der auf hundert Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit richten konnte, nämlich verschiedene Partien Schach spielen, Verse schreiben und hersagen, Probleme ausarbeiten und allerhand Berechnungen anstellen. Aschtavadhanis, d. h. Leute, die an Achterlei in derselben Zeit denken können, sind etwas ganz Gewöhnliches in Indien. Ein solcher Gedächtnißkünstler zeigt seine Fertigkeit, indem er acht Personen, die acht verschiedene Dialekte sprechen, hinter einander das erste, zweite, dritte u. s. w. Wort von acht verschiedenen Sätzen sagen läßt, und dann ohne das geringste Besinnen jeden einzelnen Satz in der richtigen Aufeinanderfolge der Worte in dem betreffenden Dialekt wiederholt.

— Der französische Consul in Singapur zeigte seiner Regierung Anfangs April an, daß M. Ballon, welcher von derselben mit einer wissenschaftlichen Mission nach Sumatra betraut war, dort am 15. März mit seinen seiner Gefährten ermordet worden ist.

— Ein Telegramm von Prof. Milne aus Japan an Prof. Perry vom 25. Februar dieses Jahres meldet, daß soeben in Yedo ein heftiges Erdbeben stattgefunden habe, nachdem zwei Monate vorher das gewaltigste der letzten 20 Jahre gewesen, so daß die Gegenwart als eine Periode großer seismischer Thätigkeit anzusehen ist. Mit Bezug hierauf erzählt Herr F. B. Dicking in den „Times“, daß die Eingeborenen bis Ende 1878, wo er Japan nach mehrjährigem Aufenthalte verließ, stets heftige und zerstörende Erdbeben für 1880 prophezeiten. Die Japaner seien ausnehmend genaue Beobachter von Naturerscheinungen und ihrer cyklischen Perioden und besonders unvergleichliche Wetterpropheten. Perry's Nachricht bestätigt die Genauigkeit ihrer Berechnung, die zweifellos auf einer aufmerksamen Beobachtung der Erdbebenperioden beruht.

Afrika.

— Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ hat, wie wir hören, beschlossen, noch im laufenden Jahre eine zweite Station in Afrika, und zwar im Reiche, speciell in der Hauptstadt (Muffumbo) des Muata Jamwo, zu errichten und dieselbe durch die beste zu Gebote stehende Persönlichkeit, dem im Verkehr mit den Schwarzen so geübten und erprobten Dr. Pogge, zu besetzen. Derselbe soll von einem Topographen und einem Naturforscher begleitet werden. Ingenieur Schütt, dessen afrikanische Reiseresultate möglichst bald erscheinen werden, hat eine Aufstellung bei der unter Dr. Naumann's Leitung stehenden geologischen Landesaufnahme in Japan erhalten und geht Mitte des April dorthin ab. Die für die deutsche Station in Ostafrika bestimmten Herren, Hauptmann von Schbler, Dr. Böhm und der Astronom Dr. Kaiser (s. oben S. 159), haben am 4. April Berlin verlassen und die Reise nach Zanzibar angetreten.

— Ueber die den Congo aufwärts gehende Expedition unter Stanley's Leitung sind bisher keine officiellen Nachrichten mitgetheilt worden, indem sich der Reisende die Veröffentlichung seiner Erlebnisse unbedingt vorbehalten hat. Das „Journal du Commerce Maritime“ brachte indessen Nachrichten eines Reisenden vom 9. November 1879, der Stanley im Dorfe Vivi traf, 15 Meilen oberhalb Noki, der äußersten vom holländischen Hause Faro gehaltenen Faktorei, wo er gegenüber der zweiten Stromschnelle eine erste Station gegründet hatte. Sie liegt auf einer kleinen nach drei Seiten steil abstürzenden Bergfläche, 60 m über dem Strome. Längs dem Nordrande der Fläche erstrecken sich Magazine, ein zum Abbrechen eingerichtetes Wohnhaus und kleinere Nebengebäude. Man gelangt dahin auf einem eigenen Wege von 400 m Länge, der vom Stromufer oberhalb der ersten Stromschnelle ausgeht; unterhalb dieser Stürze befinden sich noch Magazine zur Unterbringung der übrigen Gründe, die noch nicht über denselben hinaufgeschafft werden konnten. Stanley brauchte zwei Monate zum Bau der Station und des dahinführenden Weges. Von Vivi nach dem obersten großen Sturze von Jellala, der 4 bis 5 m Höhe hat, folgen sich auf einer Länge von 5 Meilen 63 andere Stromschnellen, welche jede Fahrt unmöglich und die Herstellung eines Weges nothwendig machen, der nach dem Ausstrome des Ingenieure 200 km Länge haben wird und ein sehr schwieriges von Felsblöcken überdecktes Terrain durchschneidet. Erst oberhalb kann eine regelmäßige Schiffahrt wieder beginnen. Von den acht Europäern, die Stanley begleiteten, sind zwei bereits gestorben, einer lag sterbend in Banawe (Banana?), ein vierter war entwichen. Von seinen fünf Fahrzeugen waren drei, zeitweise wenigstens, außer Dienst; das Hauptschiff, la Belgique, lag in Banawe in Reparatur. — Alle diese Schwierigkeiten sollen Stanley's Energie in nichts geschwächt haben, und es soll sein Geist mehr von moralischen als materiellen Sorgen in Anspruch genommen sein.

— Vor Kurzem sind günstige Nachrichten über den in Madagaskar befindlichen Reisenden J. M. Hildebrandt, über dessen Gesundheitszustand von eine Zeit lang in Sorge sein mußte, eingelaufen. Nachdem derselbe im April 1879 in Reisis angekommen war, verwendete er die Monate Mai, Juni und Juli zu einer Reise nach Betsaw, um genauere Daten über Dr. Rutenberg's Ermordung zu sammeln, was ihm auch nach Wunsch gelang. Im August nach Mossidis zurückgekehrt, lag er daselbst bis Ende September krank. Die folgenden Monate benutzte er zu kleineren Ausflügen auf das Festland, die einen reichen Zuwachs seiner Sammlungen ergaben. Um Mitte März dieses Jahres beabsichtigte er, von Betsaw in südlichem Bogen nach der Hauptstadt Antananarivo zu reisen. Wie auch früher, hat der verdienstvolle Reisende rastlos gesammelt, und zahlreiche Kisten mit botanischem, mineralogischem und ethnologischem Material sind theils schon in Berlin eingetroffen, theils dorthin unterwegs. (Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. VII. (Mit acht Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. I. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. II. (Zweite Hälfte.) — Die Zeichenfrequenz der nordamerikanischen Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 10. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama [1]).

(Deutsch von F. Hilgendorf.)

I.

Als ich — erzählt Herr Houette — im Jahre 1874 mit einem unserer Kriegsschiffe auf der Rhede von Yokohama lag, entschloß ich mich, nachdem mehrere kleinere Exkursionen innerhalb der Fremdengrenze mich für ein größeres Unternehmen begeistert hatten, zu einer Besteigung des Fusi-Yama [2]) und sann sofort in mehreren meiner Kameraden bereitwillige Begleiter. Dank der Zuvorkommenheit des französischen Ministers in Yedo erhielten wir, unserm Spaziergang den Titel einer wissenschaftlichen Forschungsreise beilegend, einen ungeheuren Reisepaß mit Zeichen, Stempeln und Unterschriften, auf dem unsere Namen in dem reinsten Japanisch prangten, ebenso wie die Funktionen, die angeblich einem jeden bei dieser Expedition obliegen. Und in der That, wir hatten ja einen Arzt, einen Ingenieur und ein correspondirendes Mitglied der Geographischen Gesellschaft; ich, einer so offenkundigen Qualifikation als Forscher ermangelnd, wurde zum Zeichner designirt, und dem letzten von uns wurde als dem ältesten der ehrenvolle Posten eines Leiters der Expedition zu Theil. Einige Tage vor unserer Abreise stieß ein uns befreundeter Armeeoffizier zu unserer Truppe, der zwar keine besondere Charge erhielt, was ihn indeß nicht hinderte uns vermöge seiner kulinarischen Talente für die Folge wesentliche Dienste zu leisten.

Am 25. September 4 Uhr Morgens verließen wir unser Schiff, und einige Minuten später fanden wir an dem Hatoba (Ausschiffungsplatz) den Dreispänner, der uns bis Odawara, wo der Tokaido aufhört für Wagen benutzbar zu sein, führen sollte. Der Lieutenant erwartete uns mit einem Japaner, der ihm als ausgezeichneter Koch und brauchbarer Dolmetscher empfohlen, und welcher überdies schon von früher her mit der Fusi-Wanderung wohl vertraut war.

Ein Vetto (Kutscher oder Pferdeknecht) lief munter den Pferden voraus mit der erstaunlichen Leichtigkeit und Ausdauer, wie sie diesen Leuten eigen ist. Sie alle sind prächtig tatuirt, und ein schrecklich anzuschauender Kriegsheld, ein gigantischer Drache oder sonst ein phantastisches Ungethüm, das sind die Objekte, die sie am liebsten sich ins Fleisch gravieren lassen [1]). Diese Verzierung bildet, beiläufig bemerkt, mit dem unentäußerlichen Fundoshi [2]) ihre einzige Bekleidung, sobald sie sich vor dem Auge der Stadtpolizei sicher glauben. Bald erreichten wir mit einer rückläufigen Bewegung beginnend Kanagawa, den Sitz der Ken [3])-Regierung, von wo ab die von Nordost nach Südwest führende

[1]) Le tour du monde 1879, p. 401 seq. Diese freie Wiedergabe hat wesentliche Abkürzungen erfahren; auch hat der Uebersetzer geglaubt, hier und da einige Korrekturen sich erlauben zu dürfen.

[2]) Besser Fuß-no-Yama oder Fusi-San.

[1]) Neuerdings ist das Tatuiren überhaupt bei Strafe verboten; jeder, der es von ehedem ist, hat sich dies polizeilich bescheinigen zu lassen.

[2]) Ein leichtes und gürtelförmig um die Lenden gehendes und zwischen den Schenkeln hindurchgezogenes Tuch, das jeder Japaner zu tragen hat.

[3]) Ken heißen die neueren, meist aus Vereinigung mehrerer älterer Provinzen hervorgegangenen Landesabtheilungen.

Digitized by Google

Hauptstraße, der Tokaido, uns einen bequemen Weg bietet. Freilich nicht immer iſt er die herrliche von hundertjährigen Bäumen (Pinus Massoniana) eingefaßte, breite, wohlgepflegte Straße, wie wir ſie vorläufig paſſiren; mitunter wird er zu einem holprigen Bergweg; zuweilen zu einem ſich durch Felſen windenden Fußpfad, immer aber bleibt er eine reich belebte Verkehrsſtraße. Er bildet gleichzeitig die Dorf- oder Stadtſtraße der Ortſchaften, die er berührt, und die oft überhaupt keine anderen Gaſſen beſitzen. Ueber eine Meile zieht ſich nicht ſelten die einfache Häuſerreihe zu beiden Seiten des Tokaido entlang.

Unvergleichlich iſt die Rührigkeit, welche hier herrſcht. Zur Zeit, wo wir ihn betreten, beginnen die Häuſer ſich zu öffnen; von allen Seiten Morgenbegrüßungen und graziöſes Zulächeln; die Nachbaren tauſchen die Neuigkeiten des vergangenen Abends aus. Konnitchi wa, o medeto gosarimas! hören wir hundertmal (Guten Tag, viel Glück!). Hier kommt eine Familie fröſtelnd und ſchauernd von dem heißen Bade, in das ſich die ganze Familie vom Großvater bis zum jüngſten musko (Knaben) begeben hat, dort erblickt man ein Morgenmahl mit den hurtig gehandhabten Eßſtäbchen. Weiterhin erſteigen einige Gläubige die wenigen Stu-

Eine Anſicht vom Tokaido. (Nach einer Photographie.)

Im Vordergrunde ein Tragkorb einfachſter Form mit zwei Trägern; dahinter ein kleiner Tempel und die Dächer zweier Wohnhäuſer.

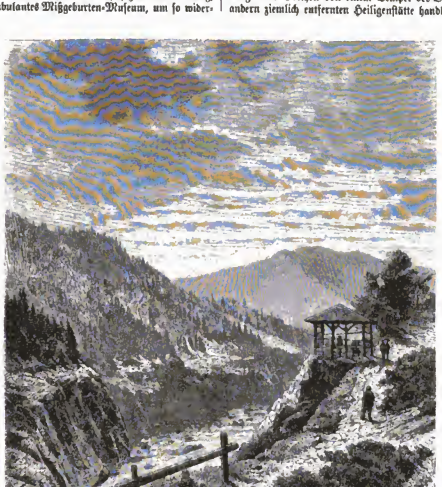
fen, welche zu einem coquet hinter Geſträuch halbverſteckten Tempelchen führen, und auf der Straße kreuzen ſich Laufhaken und die Kango-Träger, welche, die Bambusſtange auf den Schultern, mit taktmäßigen Schritten vorwärts eilen; die Dſhinrikſhas, leichte Wägelchen von zwei unermüdlichen Eingeborenen dahingerollt, überholen die langen Reihen der Packpferde; und alle dieſe Scenen erſcheinen im Rahmen einer entzückenden Landſchaft. Die Natur wird bald erwachen, noch ſchwebt der Thau in klaren Tröpfchen an den Abhängen der Bäche und blitzt in den Strahlen der aufgehenden Sonne; ihr Licht dringt durch das dichte Baumgebüſch und tänzelt fort über die vergoldeten Schnörkel und Drachen, welche die Bedachungen der Tempel ſchmücken, und in der Ferne erheben ſich in unſicheren Linien die Hügelreihen der Hyeo-Bai über dem Morgennebel.

Gegen 10 Uhr gelangten wir, nachdem ein kleiner Imbiß in dem Flecken Oiso und erfriſcht hat, an die viel berufene Baumlinie, die durch zwei Pfoſten gekennzeichnet wird, rechts und links am Tokaido aufgepflanzt und in japaniſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache mit der Inſchrift „Vertragsgrenze“ verſehen.

In Oiso hatten wir auch neuen Vorſpann und neue Bettos erhalten, und hurtig ging es jetzt die Straße weiter parallel mit der etwa eine Meile entfernten Meeresküſte. Gegen Mittag erreichten wir den größern Ort Kokubu-nots. Dort herrſchte eine große Aufregung; die ganze Bevölkerung befand ſich in Feſtkleidern auf der Straße und von ferner ertönte eine ſeltſame Muſik, die näher und näher kam. Bald ſahen wir einen ungeheuren Zug ſich heranbewegen. An der Spitze gingen würdevoll und gemeſſenen Schrittes an die vierzig prächtig gekleideter Zweiſchwerter-Männer, demnächſt voranziehend einer ſchön geſchnitzten und lackirten, von zwan-

Digitized by Google

zig Samurais getragenen Lade, ähnlich einem rieſigen Reliquienſchrein, folgten mehrere Bonzen im Feiergewand, eine zweite Reihe von Prieſtern ſchloß den Zug. Ihnen hängte ſich eine große Zahl von Kindern an in ihrem beſten Putz von den grellſten Farben und endlich der ſchmutzigſte Haufe von Kranken und Bettlern, den man ſich zu denken vermag, ein wahres ambulantes Mißgeburten-Muſeum, um ſo widerwärtiger, in je ſchärferm Kontraſt er durch ekle Schmutzigkeit mit dem glänzenden Aufzug der übrigen Proceſſion ſtand. Mit vieler Mühe entnahm ich aus den Erklärungen, die einer der uns umringenden Japaner in gefälligſter Weiſe uns zu geben verſuchte, daß es ſich hier um die Ueberführung einer Gottheit von einem Tempel des Orts nach einer andern ziemlich entfernten Heiligenſtätte handle.



Der Tokaido unterhalb Hatta. (Nach einer Skizze von Houette.)
Ueber einer ſteilen Stelle eine Theebude.

Nicht lange nach unſerm Aufbruch trafen wir auf einen Fluß, hinter dem man Odawara mit dem Shiro (Schloß) der Daimio-Stadt auftauchen ſah. Dieſer Fluß, während der trockenen Jahreszeit durchwatbar, tritt jedes Jahr aus und überſchwemmt die Ebene zwiſchen Odawara und dem Meere. Im Augenblicke unſerer Ankunft hatten die letzten Regengüſſe das Waſſer derart angeſchwellt, daß das Durchwaten eine Unmöglichkeit war. Glücklicherweiſe lag eine Fähre bereit, geräumig genug, um, wenn auch eins nach dem andern, Reiſende, Wagen und Pferde auf das jenſeitige Ufer zu ſchaffen.

Odawara, einſt eine hervorragende Stadt, jetzt aber, nachdem es aufgehört Fürſtenſitz zu ſein, ſehr herabgekommen, iſt, zu beiden Seiten des Tokaido hingeſtreckt, wunderbar gelegen: an die letzten Ausläufer der Hakone-Kette angelehnt beherrſcht es nach Süden das kaum zwei Kilometer entfernte

Digitized by Google

Hakone, Dorf und See, von Osten aus gesehen. Links eine Kryptomerie. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Meer; nach Norden wird die Aussicht durch die grünenden Bergzüge geschlossen, die sich einer auf den andern thürmen und durch einen Einschnitt hindurch die Schneehaube des Fusi-Yama erblicken lassen. Um 1 Uhr hielten wir vor dem Hauptgasthof der Stadt. Es galt jetzt für den Weitertransport des Gepäcks zu sorgen, da der Wagen hier zurückbleiben mußte. Der Versuch durch unsern gepriesenen Dolmetscher zu unterhandeln schlug kläglich fehl, nach langwierigen Discussionen verständigten wir uns endlich, von unseren eigenen elementaren Sprachkenntnissen Gebrauch machend, mit zwei Japanern, die unser Gepäck auf zwei Pferde luden, während wir zu Fuß unsere Reise fortsetzten. Heute Abend, versicherte man uns, würden wir in Hakone schlafen.

Hinter Odawara vereugt sich der von herrlichen Bäumen

Japanisches Bauernhaus. (Nach einer Photographie.)

Davor ein Keaki-Baum (Zelkowa keaki), zu den Ulmen gehörig. Im Hintergrunde Aufgang zu einem Tempel, dessen Vorgebäude sichtbar ist. Auf der Straße ein Jinrikscha mit zwei Mann Bedienung.

beschattete Tokaido, sobald er die Ebene verläßt und ein breites wenig tiefes Thal hinaufzieht, in dem ein prächtiger Bergstrom niederstürzt. Bei dem Dorfe Iumoto führt uns der Weg nach dem rechten Ufer hinüber und nun immer mehr in die Berge hinein, in eine Gegend von unbeschreiblicher Schönheit. Die Natur bietet jeden Augenblick neue Kontraste, neue Ueberraschungen. Hier ist unser Pfad eingezwängt zwischen dem Gießbach und enormen Felsen, über unseren Häuptern zeichnet sich das düstere Laub der Tannen auf dem Himmel ab, man sollte meinen, in Schottland oder Norwegen sich zu befinden. Dann erweitert sich die Schlucht, reich belenchtet schieben sich Hügel zwischen Hügel in reizender Unordnung, der Fluß theilt sich, wir sehen tausend Bäche, malerische ländliche Brücken führen vom einen zum andern,

Digitized by Google

dort projicirt ein coquet dazwischen geiagertes Dörfchen die Silhouetten seiner Häuser auf den grünen Hintergrund. — Nach und nach indeß legte sich unser anfänglicher Enthusiasmus; die durch stetes mühsames Ansteigen erzeugte Ermattung machte uns einsilbiger, und aus unserer Truppe wurde eine immer längere Kolonne.

Endlich nach drei Stunden andauernden Steigens machten wir in dem Dorfe Hatta oder vielmehr in dessen etwas oberwärts gelegenem Tschaya (Thee- oder Wirthshaus) Halt. Die Sonne, schon tief am Horizont, vergoldete die Berggipfel mit ihren letzten Strahlen und verwandelte das ferne Meer in einen Silberspiegel; über die Thalschluchten, die wir durchwandert, zogen bereits tiefe Schatten hinweg. Unsere armen Pferde, welche mühselig die den Weg bildenden Steinstufen hinauf gestolpert waren, gingen uns mit gutem Beispiele voran, und zögernd verließen wir einer nach dem andern Hatta mit seinem einzigen Panorama, dem niedlichen Wirthshausgarten und dem Völkchen von Dienerschaft und Kindern, das unser Erscheinen herbeigelockt hatte. Nach zweistündigem Marsch, zuletzt wieder etwas hinabsteigend nach dem Thal des berühmten Hakone-Sees, stießen wir bei einbrechender Nacht auf die ersten Häuser des nicht sehr bedeutenden Fleckens Hakone. Während der ganze Ort vor unserm Yadoya (Gasthaus) sich versammelte, richtete der Lieutenant, zuerst mit seinem Kochkünstler, nach kurzer Einsicht in dessen Geschick und Methode, indeß ohne denselben unser Mahl her, die Wirthsleute aber sorgten für eine zweckmäßige Eintheilung des Hauses in Einzelgemächer, was in der einfachsten Weise geschieht. Der Boden ist nämlich mit Matten bedeckt, zwischen denen Holzbalken liegen, welche den Grundriß in eine Anzahl rechtwinkliger Vierecke zertheilen; auf diese Balken werden verschiebbare mit Papier beklebte Holzrahmen nach Belieben aufgestellt, und man hat nun Salons, Speise-, Schlafzimmer so viel und so groß, als man es gerade wünscht.

Nachdem wir dem Souper alle Ehre hatten widerfahren lassen, suchte ein jeder sein Bett auf, d. h. er lagerte sich zwischen zwei bide wattirte Decken, Futong genannt, die auf dem blanken Fußboden ausgebreitet wurden, in denen wir uns aber eines trefflichen Schlafes erfreuten.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

II.

Schottland.

In dem bereits angezogenen Aufsatze über Schottland habe ich im Allgemeinen die ethnographischen Verhältnisse dieses Landes erörtert. Hier gilt es sich speciell auf den keltischen Theil der Bevölkerung zu beschränken, mit dem ich mich einst persönlich viel beschäftigt habe und den ich in den abgelegensten Winkeln der Hochlande und der Hebriden aufgesucht habe.

Das ehemals Scoten genannte Volk bezeichnete sich selbst als Gaedal, Gael oder Gaoidhil, wie die Gaelisch sprechenden Schotten und Irländer sich noch heute nennen; desgleichen nannten sie sich selbst noch Feinn, und diese verschiedenen Namen wurden auf ein und dasselbe Volk angewendet, wodurch mancherlei Verwirrung entstanden ist. Das Wort Gaedal soll entstanden sein aus ein, Mann, und deal, welches Licht, Helle bedeutet, so daß es also einen weißen oder hellen Mann meint; ans deal oder dheal ist geal, weiß, klar, entstanden und mit diesem Worte bezeichnen die Gaelen alles Angenehme und Schöne, während dubh, schwarz, für alles Unangenehme und Böse gebraucht wird. Der andere Volksname, Feinn, hat mit dem vorigen gleiche Bedeutung. Fiann ist die Singularform und Fionn ist gleichfalls weiß oder schön. Feinn daher weiße oder schöne Leute. Hiermit bezeichnen sich die Gaelen in allen ihren alten Balladen, in denselben, die dem Macpherson das Material zu seinem Ossian lieferten. In Feinn liegt die Wurzel des Namens der Veneter, jenes alten gallischen Volkes in Armorica, das durch seine nautische Geschicklichkeit sich auszeichnete und deren Hauptstadt Dariorigum durch das gaelische doire righ, Hain der Häuptlinge, erklärt wird. Im Allgemeinen lassen die Kelten freilich sich nicht als seefahrendes Volk betrachten, indessen die Veneter segelten in ihren Schiffen aus Eichenholz versehen mit Lederseegeln nach Britannien und Hispanien und die Iren hatten Island schon lange vor den Normännern entdeckt. Soot oder Scint, wovon unser heutiges Schotten, ein Namen, unter dem das Volk den Römern bekannt war, bedeutet die herrschenden Leute. Was endlich den Namen Caledonii anbelangt, so erklärt Hector Mac Lean denselben durch Gael daoine, die schönen oder verwandten Männer, wobei er auf Tacitus' Bemerkungen über die Leibesbeschaffenheit der Caledonier hinweist. Von wesentlichem Einflusse auf die Verhältnisse wurde eine irische Invasion, jene der Dalriads, die in Nordbritannien eine ähnliche Rolle spielten, wie die Normannen in England. Diese irischen Dalriads wurden die Herrscher des Landes, das sie allmälig nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit den Waffen des Geistes sich unterwarfen; sie waren Christen, die Bewohner Schottlands aber noch nicht. St. Columba (Callum Cille), einer aus dem Geschlechte der O'Neill, das Jahrhunderte lang Irland regierte, schuf auf der Hebrideninsel Iona seine Zelle auf und sandte von hier seine Missionäre nach Schottland hinüber und weiter nach dem Kontinente, wo sie vom 7. bis 10. Jahrhundert als Glaubensboten in Deutschland wirkten. Fremdes Blut kam aber durch die Dalriads nicht in die Schotten, waren es ja ihre nächsten Verwandten.

Der Körperbeschaffenheit nach unterscheidet Mac Lean (Anthropology. Review IV, 218, 1866) unter den keltischen Hochländern zwei Typen, einen dolichokephalen und einen brachykephalen. Der erstere herrscht auf den Inseln, im westlichen Ross und Sutherland, der brachykephale im nordöstlichen Theile von Argyle, in Perthshire und den nördlichen Hochlanden. Mit der ganzen Typenschilderung kann ich aber nichts anfangen, da mehr Ausnahme als Regel vorhanden, und ich verweise hier auf das bei den Walisern Gesagte.

Um nun abzugrenzen, was heute noch von den Gaelen

Digitized by Google

und der gaelischen Sprache in Schottland vorhanden ist, nehmen wir wieder Ravenstein's Arbeit zur Hand, welcher seine Aufzählung im Norden, in der Grafschaft Caithneß, beginnt, deren südwestlicher Theil noch gaelisch ist. In Latheron, Halkirk und Reay wurde 1834 noch überall diese Sprache allein geredet, doch nimmt sie daselbst jetzt stark ab, namentlich in Reay, während sie in Latheron sich durch Einwanderung noch eher hält. Sutherland ist ganz gaelisch; in den Orten an der Ostküste, wie Helmsdale und Golspie, beginnt aber das Englische Boden zu fassen. In Roßshire und Cromarty herrscht auch das Gaelische, nur ist die Halbinsel Cromarty hier schon fast ganz englisch,

Gebiete, wo Gaelisch von 25 bis 50 Proc. der Einwohner gesprochen wird.

Gebiete, wo Gaelisch von der Majorität der Einwohner gesprochen wird.

Sprachkarte von Schottland im Jahre 1871.

da die Einwohner meistens von Ansiedlern abstammen, die Jakob VI. aus dem Süden hierher versetzte. In den Städten an der Ostküste dieselbe Erscheinung wie in Sutherland: Dingwall hat unter 2125 Einwohnern nur 700 Gaelisch Redende und, da keine gaelische Schulen vorhanden, verliert die Sprache im Osten stark an Boden. Anders im Westen, wo sie noch sehr fest sitzt und selbst von den Kindern englischer Einwanderer erlernt wird. Auch auf der Insel Lewis ist nur die Stadt Stornaway mit englischer Infiltration zu nennen, sonst ist dort alles gaelisch. In Invernesshire ist das Becken des Beauley mit Ausnahme des gleichnamigen Ortes noch gaelisch, die „Hauptstadt der Hochlande"

Digitized by Google

dagegen, Inverneß, hat bereits eine englische Majorität; Strath Nairn, Strath Spey [1]), Badenoch, die Landschaften am Caledonischen Kanal sind gaelisch und auf der Insel Skye ist es ebenso, doch soll hier langsam das Englische eingreifen. Auf den westlichen Hebriden endlich finden wir die stärkste Festung des Gaelenthums, denn zwei Drittel der Einwohner verstehen kein Wort Englisch. Hier wird sich das Gaelische am längsten erhalten. Von Elgin, Nairn und Banff ist nur der obere, bergige Theil noch gaelisch; der ebene, der Küste zugewandte und volkreichere bereits englisch. Gaelische Schulen existiren dort nicht. Von Aberdeenshire sind nur die entferntesten Thäler am obern Dee noch im alten Geschlecht gaelisch — die Jugend spricht dort Englisch; von Forfarshire gehört nur der kleine Distrikt Blacklanans noch der keltischen Sprache, während der größere Theil Perthshires, aber der dünner bevölkerte, noch zu deren Gebiet zu rechnen ist. Die Eisenbahnen und Touristen räumen hier schnell auf und vom Süden dringt das Englische gewaltig vor. Die Grenze der Sprachen verläuft jetzt vom Ben Lowond über Doune, Comrie, Dunkeld zum Glen Shee. Im Jahre 1834 sprach in Comrie noch der vierte Theil der Bewohner Gaelisch, fand noch gaelischer Gottesdienst statt; letzterer hat aufgehört und Gaelisch vernimmt man in jenem Orte noch äußerst selten. Vom Loch Earn meldet ein Korrespondent an Ravenstein: „In wenigen Jahren wird hier wohl kein Gaelisch mehr gesprochen werden, und je eher es verschwindet, desto besser für die armen Hochländer.“ Bis an die Sidlaw- und Ochil-Berge im Osten wurde im neunten Jahrhundert noch Gaelisch gesprochen, nur der zwischen diesen und dem Meere gelegene schmale Streifen war damals „sächsisch“. In Stirlingshire ist nur der Distrikt von Buchanan am östlichen Ufer des Loch Lowond noch als gaelisch zu verzeichnen. Und diesem gegenüber entspricht am westlichen Ufer desselben Sees der Distrikt Arrochar als der einzige gaelische von Dumbartonshire. Argyleshire, das südwestliche Land der Gaelen, zählt noch 82 Proc. Keltisch Redende; die Gegenden am Clyde sind aber bereits englisch, ebenso die Südspitze der Halbinsel Cantyre. Die Westküste mit den dazu gehörigen Hebriden, wie Mull, Jona, Jura, Islay, Colonsay, ist aber noch fest keltisch. Von den Buteshire ausmachenden Inseln ist Arran ganz gaelisch, Bute in der Südhälfte englisch, die Cumbraes sind ganz englisch.

Damit ist das gaelische Gebiet begrenzt. Innerhalb desselben reden noch 300 000 Menschen die alte Sprache, wie die nebenstehende Tabelle zeigt.

Schottland hat also kaum noch zehn Procent Gaelisch redende Leute und von diesen sind acht Zehntel über das halbe Land zerstreut, also eines geringen Widerstandes fähig. In den englischen Gegenden des Landes kommen 206 Einwohner auf die Square-Mile, in den gaelischen nur 17. In den Lowlands sind die Kelten durch Assimilation bereits untergegangen, in den Bergen halten sie sich etwas länger noch; aber auch hier müssen sie aussterben. Die Hebriden und die Nordwestküste werden am längsten der Zufluchtsort des keltischen Idioms sein und die künstlichen Mittel zur Erhaltung desselben reichen gegenüber der angelsächsischen Fluth nicht aus. Hochlandsgesellschaften und Hochlandsspiele mit nackten Beinen allein thun es nicht; auch der an der Universität Glasgow auf Professor Blackies Betreiben errichtete Lehrstuhl der keltischen Sprachen ändert nichts an der Sache, und die Society for the support of Gaelic schools kann nur wenig den Proceß verzögern. Sie unterhält 26 Schulen, fast durchweg auf den Hebriden, die von 1048 Kindern besucht werden, ist aber in Geldnöthen, denn 1877 betrug ihr ganzes Einkommen nur 662 Pf. St.

Schottland	Area englische Quadratmeile	Procent	Gesammtbevölkerung	Procent	Gaelisch Redende	Procent
Vorherrschend gaelische Distrikte . .	15 571	50,3	268 496	8,0	242 207	80,7
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Gaelisch Redenden . . .	427	1,4	36 536	1,1	12 954	4,3
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Gaelisch Redenden .	14 833	48,3	3 045 986	90,9	45 792	15,0
Summa .	30 831	100,0	3 360 018	100,0	300 953	100,0

Als ich vor sechszehn Jahren Schottland besuchte und speciell den Gaelen mein Augenmerk zuwandte, schrieb ich in mein Merkbuch: „Ueberall, wo ich nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit alten Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir immer dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch verstehen oder sprechen, findet man nur noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienste an, so findet man die alten in der gaelischen, die jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache“ [1]).

[1]) Strath bedeutet ein langes breites Thal.

[1]) R. Andree, Vom Tweed zur Pentlandsföhrde. Jena 1866, 146.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

III.

Die Chinesen auf den indischen Inseln sind, was die männliche Hälfte betrifft, entweder selbst dort eingewandert oder aber daselbst geboren und gehören theilweise Familien an, die schon seit mehreren Generationen, in einzelnen Fällen, namentlich auf Java, schon Jahrhunderte dort ansässig waren. Zu diesen letzteren gehören hauptsächlich die Reicheren,

Digitized by Google

Vornehmeren und Angesehenen. Die von javanischen oder malaiischen Müttern Geborenen oder die Mischlinge ersten Grades unterscheidet man durch die Benennung Bernakkan-Chinesen (abgeleitet und corrumpiert aus dem malaiischen Worte Porak anak, d. h. ein Kind gebären) sowohl von den aus China eingewanderten Chinesen als auch von den Mischlingen zweiten, dritten Grades u. s. w., oder solchen, die nur ein Viertel, ein Achtel oder noch weniger chinesischen Blutes in sich haben.

Obgleich in den Bernakkan-Chinesen das inländische Blut mit dem chinesischen zu gleichen Theilen vermengt ist, so gleichen dieselben doch hinsichtlich ihrer Körper- und Gesichtsbildung mehr den National-Chinesen als ihren malaiischen oder javanischen Müttern, und stimmen mit diesen hauptsächlich auch noch durch ihre Haustracht überein, welche dunkler und mehr gesättigt als die ihrer chinesischen Väter ist. Diese Erscheinung aber hat ihren Grund in der beträchtlichen, zwischen der malaiischen und der mongolischen Race im Sinne von Blumenbach bestehenden ethnologischen Aehnlichkeit. Man kann die erwähnte Thatsache als eine Stütze für die in neuester Zeit immer mehr zur Geltung gelangende Ansicht gebrauchen, daß die Malaien in weiterem Wortsinne oder als Kollektivbegriff einer sehr beträchtlichen Menge ethnographisch zusammengehörender, wiewohl geographisch und politisch getrennter Völkerschaften keine besondere, selbständige Race, sondern nur eine der ältesten Hauptabzweigungen der turanischen oder mongolischen Stadt, von welchen die Chinesen einen andern, gleichfalls sehr alten Zweig darstellen.

Im Gegensatze zu diesen Halbblut-Chinesen zeigen sich bei den Mischlingen ersten Grades zweier ethnologisch so scharf geschiedener Völkerschaften wie die Niederländer, Deutschen, andere Nordeuropäer und Malaien es sind, die charakteristischen physischen Racenmerkmale ihrer der malaiischen Völkerfamilie angehörenden Mütter in unverkennbarer Weise deutlicher ausgeprägt als die ihrer arischen Väter. Bei den Kindern und Enkeln der sogenannten Bernakkan-Chinesen ist die Beimischung des malaiischen Blutes, wenn ihre Mütter gleichfalls von Chinesen abstammen, bei den ersteren fast immer, bei den andern aber stets, schon in dem Maße unkenntlich geworden, daß sie sich selbst bei genauer, wissenschaftlicher Untersuchung nicht mehr zu erkennen giebt. Ebenso schnell aber, als sich schon in den nächsten Generationen die Körperbildung der Halbblut-Chinesen in die typisch chinesische umgestaltet, findet bei ihnen auch der Uebergang ihres psychischen Charakters, ihrer Denk- und Handelsweise, mit einem Worte ihres ganzen geistigen Lebens in das specifisch Chinesische statt.

Fast noch schneller aber als bei dem männlichen vollzieht sich dieser Uebergang bei dem weiblichen Geschlechte. Da das Verbot der Auswanderung chinesischer Frauen aus ihrem Vaterlande erst in ganz neuer Zeit aufgehoben wurde, und dieselben auch keine Zulassung in den niederländischen Kolonien auf den indischen Inseln fanden, so stammen so gut wie alle Chinesinnen daselbst ursprünglich von malaiischen und javanischen Müttern ab. Obgleich man unter ihnen solche mit sehr anziehender und selbst schöner Gesichtsbildung gar nicht selten antrifft, so zeigen doch schon die Töchter chinesischer Väter und eingeborener Mütter meistens nicht mehr die anmuthigen, plastisch schönen Körperformen dieser letzteren, sondern die unseren europäischen Begriffen von weiblicher Schönheit nicht entsprechende körperliche Bildung der Frauen im Himmlischen Reiche im Allgemeinen, die in mehr als einer Hinsicht sich als eine typische bezeichnen läßt. Für die schönsten Chinesinnen im Indischen Archipel, was Gesichts- und Körperbildung zugleich betrifft, gelten die von dajakschen Müttern abstammenden im westlichen Theile von Borneo. Ich selbst habe zu Sambas, Pontianak, Soccadana und anderen Orten an der Westküste dieser großen Insel viele schöne und wohlgebildete Chinesinnen wahrgenommen.

Als Beweis dafür, daß die Frauen von gemischtem chinesischen Blute sich besonders schnell zu vollkommenen Chinesinnen umbilden, ist mir immer der Umstand erschienen, daß in chinesischen Familien auf Java das wohlklingende, vokalreiche, sehr leicht zu erlernende Bulgär-Malaische, welches die Verkehrssprache auf allen indischen Inseln ist, von den Frauen, im Gegensatze zu den ihnen ethnologisch gleichstehenden Männern, stets mehr oder weniger mit dem eigenthümlich schwerfälligen, das Ohr unangenehm berührenden Accente gesprochen wird, durch welchen sich sonst nur die aus China eingewanderten Männer lebendiges kennbar machen.

Die Chinesinnen auf den indischen Inseln übertreffen die malaiischen und javanischen Frauen sowie noch mehr die aller übrigen daselbst einheimischen Volksstämme an Intelligenz und Bildung, da fast alle neben der malaiischen auch die chinesische Sprache reden, viele die letztere sogar lesen und schreiben können. Sie stehen im Allgemeinen auch auf einem viel höhern sittlichern Standpunkte, namentlich die aus den reicheren und vornehmeren Familien, sind tugendhaft, gute Mütter und Hausfrauen, fleißig und sparsam. Als Schattenseite des Charakters besteht bei vielen dieser Frauen die Leidenschaft für Karten- und Hazardspiel.

Wie bei allen Chinesen außerhalb ihres Vaterlandes ist, wie schon oben von den Auswanderern aus dem Reiche der Mitte noch Californien bemerkt wurde, auch bei den im Indischen Archipel lebenden das Streben nach Gelderwerb die Hauptsache, um welche sich ihr ganzes Dichten und Trachten dreht. Bei der großen Billigkeit aller ersten Lebensbedürfnisse auf den indischen Inseln und dem Umstand, daß ihnen in keinem Zweige ihrer Thätigkeit weder von den Europäern noch von den Eingebornen wesentlich Konkurrenz gemacht wird, haben die Chinesen daselbst noch eine sicherere Aussicht, durch ihre unermüdliche Arbeitslust, ihre Betriebsamkeit und Sparsamkeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit wohlhabend und selbst reich zu werden, als in irgend einem andern Lande. Man darf hierbei aber auch nicht aus dem Auge verlieren, daß die Mehrzahl der Chinesen außerhalb ihres Vaterlandes, was die Mittel des Gelderwerbes betrifft, nicht besonders wählerisch ist, und um zu diesem Ziele zu gelangen häufig selbst solche Wege nicht scheut, die hart an der Grenze des durch Strafgesetze Verbotenen vorbeiführen. Sie fürchten selbst das Ueberschreiten dieser Grenze nicht, wenn sie hoffen können, hierdurch nicht in Berührung mit der Kriminaljustiz zu kommen.

Wenn nun diese so sehr auf Gelderwerb gerichtete Sinnesart der Chinesen es der niederländisch-indischen Regierung zur Pflicht macht, sie anhaltender und strenger als jeden andern Theil der Bevölkerung zu überwachen, hauptsächlich um die im Allgemeinen, was Intelligenz betrifft, tief unter ihnen stehenden Eingebornen davor zu schützen, durch sie ausgesogen zu werden, so wird die Regierung doch auch von ihrer Sucht nach Gelderwerb wesentlichen Nutzen zu ziehen. Sie verwendet die Chinesen nämlich für eine Anzahl von Geschäften und Verrichtungen, für welche die Eingeborenen malaischer Race sowohl ihrer Indolenz als ihrer geringern Intelligenz wegen nicht gut gebraucht werden können und die, wie gewinngebend einige von ihnen auch sind, von den Europäern, welche schon durch ihre Hautfarbe die Aristokratie in dieser Weltgegend bilden, als sie sie nicht passend und ihrer unwürdig angesehen wer-

Digitized by Google

den. Für viele dieser Geschäfte sind aber auch die Europäer kaum mehr geschickt als die Javaner und Malaien.

Geschäfte dieser Art sind in erster Stelle die Pacht des Betriebes von Opium, dessen Einfuhr ein mit allergrößter Strenge gehandhabtes, jährlich zwischen 9 und 11 Millionen (im Jahre 1875 9746000) Gulden eintragendes Regierungsmonopol bildet. Alle Haupt- und Unterpächter sowie die Verkäufer dieses Artikels letzter Hand in jenen allenthalben bestehenden, öffentlichen, für Opiumraucher bestimmten Einrichtungen, die zugleich Stätten der gemeinsten Prostitution sind und ein ebenso eigenthümliches als unbeschreiblich widerwärtiges Schauspiel gewähren, sind ausschließlich Chinesen. Ebenso ausschließlich sind dieselben Pächter der Banken für die chinesischen Hazardspiele Po und To-pho, der Leihhäuser, der Bazarabgaben u. s. w. u. s. w. Auch die Lieferung eines großen Theiles der Bedürfnisse für die Armee, die Hospitäler, Gefängnisse und andere öffentliche Einrichtungen ist nomentlich auf den Besitzungen außerhalb Java's so gut wie ausschließlich in Händen der Chinesen.

Die Hauptverbreitungselle und die am meisten allgemeine Beschäftigung der Chinesen auf den indischen Inseln, und zwar nirgends mehr als auf Java, bildet aber der Handel und alles, was hiermit in Verbindung steht. Hierdurch aber greifen sie in alle Lebensverhältnisse dasselbst so tief ein und sind von so großer Wichtigkeit geworden, daß man sie, ohne zu übertreiben, als durchaus unentbehrlich bezeichnen kann. Die Chinesen sind nämlich fast allein und ausschließlich, da der Antheil, den Europäer und Araber hieran nehmen, ein verschwindend kleiner ist, das vermittelnde Element, durch welches der ganze Bedarf der ungefähr 22 Millionen betragenden eingeborenen Bevölkerung an Artikeln des europäischen Imports zu derselben gelangt. Wie bedeutend dieser Bedarf ist, geht schon daraus hervor, daß alljährlich für 20 bis 22 Millionen Gulden an Werth weiße und gefärbte Baumwollenstoffe, Sarongs, Kopftücher u. s. w. eingeführt werden, wovon nur ein sehr geringer Theil von den 33000 bis 34000 in Niederländisch-Indien lebenden Europäern konsumirt wird. Aber auch dieß beziehen sie fast alles heran größtentheils von den Chinesen. Wenn nämlich die sich mit dem Import beschäftigenden großen europäischen Handelshäuser zu Batavia, Samarang, Sourabaja und Macassar Sendungen der genannten Kattunstoffe erhalten haben, so bringen sie dieselben, je nach der augenblicklichen Nachfrage, an den genannten Haupthandelsplätzen in einer größeren oder geringeren Anzahl von Kisten zugleich auf öffentliche Versteigerungen oder aber sie verkaufen dieselben, ebenfalls kistenweise unter der Hand aus ihren Packhäusern. In beiden Fällen aber sind fast nur Chinesen die einzigen Käufer.

Dasselbe findet auch bei anderen aus Europa importirten, häufig aus den allerverschiedensten Gegenständen zusammengesetzten, hauptsächlich für das Bedürfniß und den Luxus der Europäer bestimmten Facturen statt, indem dieselben, je nachdem sie mehr oder weniger umfangreich sind, entweder im Ganzen oder aber in größeren Partien zugleich verkauft werden. Es giebt zwar in Niederländisch-Indien, namentlich in den Hauptorten von Java, auch großartige, sich mit dem Detailverkauf beschäftigende europäische Handelshäuser, und zwar von einer Art, wie man sie in Europa nicht kennt, in denen man sich mit allen nur denkbaren Gegenständen des europäischen Bedürfnisses und Luxus, mit englischen Wagen und Pariser Damenschuhen, den kostbarsten Salonmöbeln und Käse, Schinken, allen Arten von Weinen und in Blechbüchsen konservirten Genüssen und fleischspeisen zugleich versehen kann. Ich erwähne hier nur des berühmten Geschäftes der Brüder van Dedem in Sourabaja. Diese Handelshäuser aber sind Selbstimportanten und beziehen ihren Bedarf direkt aus Europa, stehen auch mit der eingeborenen Bevölkerung in keiner oder doch nur äußerst geringer Verbindung.

Viele von den chinesischen Handelsleuten, welche die aus Europa importirten Kattunstoffe und andere Artikel in großen Mengen zugleich erstehen, sind reich und können gegen Baarzahlung kaufen oder aber haben bei den großen europäischen Handelshäusern einen Kredit, der sich oft auf Hunderttausende von Gulden beläuft. Der Umstand, daß in dem geschäftlichen Leben der Chinesen Konsortien eine so große Rolle spielen, sie auch überhaupt gezwigt sind, sich im Verkehr mit Europäern diesen gegenüber gegenseitig zu unterstützen, sowie ihre unermüdliche Betriebsamkeit und die vielfachen zwischen den chinesischen Ansiedlern in den verschiedensten Gegenden bestehenden Geschäftsverbindungen, macht es ihnen leicht, die in Masse gekauften Artikel in kurzer Zeit, in kleineren Partien, gegen einen mäßigen Gewinn unter den chinesischen Kaufleuten zweiten und dritten Ranges zu verbreiten und hierdurch ihren durch die Ankäufe auf Kredit eingegangenen Verpflichtungen innerhalb der festgesetzten Zeit zu genügen.

Der Verkauf letzter Hand durch die chinesischen Detailhändler geschieht theils in Läden, theils oder auch sehr zahlreiche, Stadt und Land durchziehende chinesische Hausierer. Viele der chinesischen Kaufläden, namentlich in den Hauptstädten und in erster Stelle zu Batavia, sind keineswegs unbedeutend, und man findet in ihnen, wenn sie auch, was ihren Umfang betrifft, mit den erwähnten europäischen Detailgeschäften nicht wetteifern können, und man sich in ihnen nicht mit kostbaren Gegenständen der Hauseinrichtung, mit Equipagen u. s. w., versehen kann, eine zahllose Menge von Gegenständen des Bedürfnisses der Europäer. Die Besitzer dieser chinesischen Kaufläden, welche gleich den europäischen Detailhandlungen Toko genannt werden, sind namentlich zu Batavia die festen Lieferanten (malaiisch Langganan) für die europäischen Haushaltungen besonders der Beamten und Offiziere und versehen sie mit allen für dieselben nöthigen Artikeln, Fleisch, fische, frische Gemüse und Früchte ausgenommen, gegen Baar, die alle Monate zusammengerechnet und bezahlt werden. Besonders für Beamte und Offiziere unteren und mittlern Ranges ist diese Einrichtung ebenso vortheilhaft als bequem. Den großen europäischen Detailgeschäften wird hierdurch aber so gut wie keine Konkurrenz gemacht, da die Besitzer der chinesischen Detailhandlungen immer einen beträchtlichen Theil ihres Vorrathes von denselben entnehmen. Dessen ungeachtet aber ist es für die Konsumenten vortheilhafter, von ihnen statt unmittelbar von den europäischen Detailhändlern zu kaufen. Den Chinesen werden nämlich, da sie immer nur massenhafter Einkäufe machen, von letzteren viel niedrigere Preise gestellt, und können sie deßhalb, weil ihnen das Leben viel weniger kostet als den Europäern und sie sich deßhalb mit einem geringern Verdienste begnügen können, das aus zweiter Hand Eingekaufte immer noch billiger an die Konsumenten verkaufen, als die europäischen Handlungen das unmittelbar von ihnen aus Europa Bezogene.

Faktoren von besonderer Wichtigkeit für den Detail- und Kleinhandel und zugleich das Hauptmedium, durch welches aus Europa eingeführte, dem Bedürfnisse der Eingeborenen sowohl als den der Europäer entsprechende Waaren vorzugsweise in die Hände der ersteren gelangen, sind die sehr zahlreichen herumziehenden Klontoege genannten chinesischen Hausierer. Namentlich auf Java sind sie für den Handelsverkehr von größter Bedeutung. Man sieht sie allenthalben, auf dem Lande wie in den Städten, sich herumbewegen, be-

Digitized by Google

gleitet von einem oder einigen Trägern (malaiisch Koulie), die auf ihren Schultern ein der Länge nach gespaltenes Bambusrohr tragen, von dessen vorderm und hinterm Ende mit den verschiedensten Gegenständen des häuslichen Gebrauches gefüllte Körbe und Kasten herabhängen. In den Straßen der javanischen Städte, namentlich der größeren, sind diese Klontongs, welche durch das Ertönenlassen einer eigenthümlichen Bleckklapper ihre Gegenwart vor den Häusern zu erkennen geben und die ihr Geschäft theils für eigene Rechnung, theils aber und zwar am häufigsten für ansässige chinesische Handelsgeschäfte betreiben, typische Figuren. Sie verkaufen Zwirn, Nadeln, Messer, Scheeren, Band und Knöpfe, Streimpfe, Eau de Cologne und andere Parfümerien, Toilettenseife, Zahnbürsten, Kattunstoffe, abgepaßte Stücke farbiger Zeuge für die Kleidung der eingeborenen Hausbedienten und unzählbare andere Artikel oft zu unglaublich billigen, fast immer aber unter den europäischen stehenden Preisen.

Bemerkt möge auch noch werden, daß sowohl die Kassirer aller größeren Gouvernementskassen als auch die der größeren europäischen Handelshäuser ohne Ausnahme Chinesen sind. Sie sind sehr schnelle und gewandte Rechner und Geldzähler, gelten auch in diesen Stellungen für treu und zuverlässig. Man hört auch nur äußerst selten davon, daß der eine oder andere von ihnen von dem ihm geschenkten Vertrauen Mißbrauch gemacht habe.

Als eigentliche Hausbedienten werden in ganz Niederländisch-Indien niemals Chinesen oder Chinesinnen, sondern stets nur Malaien und Javaner gebraucht. Hiermit stehen die englischen Kolonien in den Malaienländern, Singapur, Malakka und Pulo Pinang, wo man ebenso wie auf Hong-Kong nur chinesische Hausbedienten antrifft, in einem entschiedenen Gegensatz.

Auf Java bildet der Landbau schon seit lange nicht mehr, wie solches in früheren Zeiten der Fall war, eine der Hauptbeschäftigungen der Chinesen. Die gänzliche Veränderung aller agrarischen Verhältnisse dadurch seit der Einführung des sogenannten Kulturstystems durch den Generalgouverneur J. van den Bosch im Jahre 1830, welches wiederholt modificirt auch jetzt noch herrschend ist, bildet die Hauptursache dieser Erscheinung. Denn obschon viele Chinesen sich im Besitze von größeren oder kleineren Ländereien befinden, die entweder bloß in Grasfeldern und Weideländern bestehen, oder aber mit Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen bestanden sind, theilweise auch in Kafferplantagen, Reis-, Zucker- und Indigofelder umgeschaffen wurden, so wird die für diesen Landbesitz erforderliche unmittelbare Arbeit oder der eigentliche Acker- und Gartenbau doch fast ausschließlich von eingeborenen Lohnarbeitern, nicht aber von Chinesen verrichtet. So lange als es in Niederländisch-Indien noch Sklaven gab, d. h. bis zum Jahre 1860, wurden auch diese, wenn auch nur theilweise, von ihren chinesischen Gebietern trotz des bestehenden Verbotes hiergegen zur Feldarbeit gebraucht.

Ebenso wenig aber, wie bei den Europäern in gleichen Verhältnissen, kann bei den Chinesen, welche sich im Besitze eines sogenannten Zuckerkontraktes mit der Regierung befinden oder auch nur Theilnehmer an einem solchen sind, von einer direkten, unmittelbaren, körperlichen Bethätigung an der Landwirthschaft die Rede sein. Kontraktanten dieser Art erhalten nämlich für die Anpflanzung des Zuckerrohres und die Bereitung des Rohzuckers daraus in der betreffenden Fabrik die erforderlichen Gründe und Arbeitskräfte zugleich mit Vorschüssen an Geld geliefert. Hierfür ruht auf ihnen die Verpflichtung, bis zu einem festgesetzten Zeitpunkte eine gleichfalls festgestellte Menge Rohzuckers von vorgeschriebener Güte gegen einen in dem Kontrakte bestimmten niedrigen Preis in die Regierungsmagazine abzuliefern. Die ganze Arbeit der Kontraktanten beschränkt sich auf die Leitung und Beaufsichtigung der eingeborenen Arbeitsleute.

Wirklichen direkten Landbau ausschließlich mit eigenen Kräften treiben die Chinesen auf der Westküste von Borneo, theilweise auch auf Banka und den zahlreichen, die Residentschaft Riouw bildenden Inseln. Auf diesen letzteren beschäftigen sie sich vielfach mit der Anpflanzung von Nauclea Gambir, der Mutterpflanze des Katechu, oder der sogenannten Terra Japonica und der Bereitung dieser an Gerbstoff so besonders reichhaltigen, massenhaft nach Europa ausgeführten Substanz.

Andere Beschäftigungen der Chinesen auf den indischen Inseln sind die Gewinnung des Zinnes auf Banka und Billiton, sowie die von Alluvialgold im westlichen und südwestlichen Theile von Borneo.

Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß sich in den Hauptstädten von Java, namentlich zu Batavia, zu wesentlichem allgemeinen Nutzen Chinesen in stets zunehmender Anzahl zu Handwerkern für das Bedürfniß der Europäer herausbilden. Viele von ihnen sind Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Möbelschreiner, Wagenmacher u. s. w. und liefern ganz gute und brauchbare, wenn auch nicht gerade sehr feine und elegante Arbeiten zu billigen Preisen. Ein von Chinesen in Batavia verfertigter, zweisitziger, sehr brauchbarer und gar nicht unscheinbar aussehender Mylord z. B. kostet noch nicht halb so viel als ein aus Holland oder England eingeführter. Brodbäcker sind die Chinesen auf den indischen Inseln von jeher vorzugsweise gewesen.

Was das politische Verhältniß betrifft, in welchem die Chinesen auf den indischen Inseln sich befinden, so muß jeder, der die Zustände daselbst aus eigener Anschauung kennt und zugleich ein unbefangener, vorurtheilsfreier Beobachter ist, dasselbe als ein für sie sehr günstiges erklären und der Staatsklugheit, mit welcher die Stellung dieser Hunderttausende von Ansiedlern aus dem Reiche der Mitte, allen anderen Bestandtheilen der Gesammtbevölkerung gegenüber, in neuerer Zeit geregelt wurde und fortwährend gehandhabt wird, Anerkennung und Lob zollen. Die Chinesen sind, mit Rücksichtsnahme auf Intelligenz und Arbeitsamkeit, wodurch sie den Niederländern nicht nur im höchsten Grade nützlich, sondern fast unentbehrlich werden, vor allen anderen nicht europäischen Bestandtheilen der Bevölkerung wesentlich bevorzugt. Sie sind frei von allem Herren- und Militärdienste, genießen das Recht der Freizügigkeit, sind nicht gezwungen, in besonderen, abgeschlossenen Stadttheilen zu wohnen, erfreuen sich in gleichem Maße wie die Europäer des Schutzes ihrer Personen und ihres Eigenthums und können in jeder erlaubten Weise wohlhabend und reich werden, auch ihre Reichthümer offen zur Schau tragen und des Genusses derselben sich erfreuen ohne irgendwie Erpressungen bloßgestellt zu sein. Auch die in einer Kopf-, Gewerbe- und Grundsteuer bestehenden Abgaben, welche von ihnen erhoben werden, sind durchaus nicht übertrieben und drückend. Aehnlich wie die niederländische Regierung die eingeborene Bevölkerung auf Java, die dort aufässigen Araber und andere asiatische Fremdlinge nur durch das Mittel der von ihr aus dem Adel und den Vornehmeren dieser verschiedenen Völkerschaften gewählten und angestellten Regenten und Chefs beherrscht und mit ihnen verhandelt, hat dieselbe auch den einzelnen chinesischen Gemeinden unmittelbare Vorgesetzte aus ihrer eigenen Mitte gegeben. Wie bereits im Laufe dieser Mittheilungen bemerkt wurde, fand diese Einrichtung

Digitized by Google

schon in den älteren Zeiten der niederländischen Herrschaft auf den indischen Inseln statt.

Je nach der Größe einer chinesischen Gemeinde sind die Vorgesetzten derselben mehr oder weniger zahlreich und von höherm oder niedrigerm Range. An der Spitze der kleinsten steht nur ein einziger Lieutenant, an jener der größeren ein Kapitän mit einem oder zwei Lieutenants, an der Spitze der noch umfangreicheren, wie bei Samarang und Sourabaja, ein Major, ein oder zwei Kapitäne und mehrere Lieutenants. Zu Batavia, wo die chinesische Gemeinde die zahlreichste ist, steht derselben ein ganzer chinesischer Rath vor, nach dem Regierungsalmanach von Niederländisch-Indien für 1879 zusammengestellt aus einem Major als Präsidenten, vier Kapitäns und ebenso viel Lieutenants als Mitglieder und zwei Secretairen. Diese chinesischen Beamten sind die Zwischenpersonen zwischen ihren Landsleuten und der niederländischen Regierung. Sie sind in erster Stelle mit der Polizei in den ihnen unterstellten Gemeinden beauftragt und haben dafür zu sorgen, daß die Ruhe und Ordnung nicht gestört, auch den Gesetzen und Verordnungen nachgekommen wird. Zu den höchsten örtlichen Verwaltungsbeamten stehen sie in unmittelbarer genauester Beziehung und haben dieselben von allen Regungen und Bewegungen unter ihren Landsleuten auf der Stelle zu unterrichten. Nichts darf den niederländischen Behörden verschwiegen bleiben. Im Uebrigen läßt die Regierung die Chinesen in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, ihrer nationalen Sitten und Gewohnheiten durchaus ungestört.

Die chinesischen Beamten, namentlich die Kapitäns und Majors, erfreuen sich eines gewissen Ansehens bei den Europäern, eines sehr großen bei ihren Landsleuten, erfreuen sich auch bedeutender, namentlich indirekter materieller Vortheile. An allen offiziellen Feierlichkeiten nehmen sie Antheil und erscheinen bei solchen Gelegenheiten in seidenen, auf der Brust und dem Rücken mit in Gold aufgestickten Drachen versehenen Prachtgewändern und Knöpfen aus Edelsteinen auf ihren Mützen, ganz nach Sitte der Großwürdenträger am Hofe zu Peking gekleidet.

Um von dem socialen Verhältnisse zwischen den Europäern und den Chinesen auf den indischen Inseln zu reden, muß in erster Stelle bemerkt werden, daß daselbst von einem gegenseitigen Racenhasse, wie ein solcher sich in Californien zwischen Amerikanern und Chinesen mehr und mehr geltend macht, auch nicht die geringste Spur besteht. Beide Theile haben für einander eine zu große Wichtigkeit, ihre materiellen Interessen sind zu enge verwoben und ihre Geschäftsverbindungen allzumannigfach, als daß nicht nur ein allgemeines Wohlverhältniß, sondern auch eine Art geselligen Verkehres zwischen ihnen entstanden sein sollte. Die vornehmeren und reicheren Chinesen veranstalten nicht selten glänzende Festlichkeiten, an denen alle vornehmeren europäischen Bewohner des Ortes Theil nehmen, und sind ihrerseits regelmäßige Besucher der bei den höchsten europäischen Beamten an festgesetzten Abenden stattfindenden Empfänge. Auch die chinesischen und europäischen Damen besuchen sich gegenseitig und stehen oft in sehr freundlichem Verkehr mit einander. Einige der vornehmeren Chinesen sind selbst Mitglieder von Freimaurerlogen.

Das Mitgetheilte genügt den Unterschied deutlich zu machen, welcher zwischen der Lage der Chinesen in den Weststaaten von Nordamerika, namentlich aber in Californien und der ihrer Landsleute auf den indischen Inseln unter niederländischem Scepter besteht. In Westamerika sind die Chinesen, trotz des Burlingame-Vertrages, Unterdrückungen und Mißhandlungen jeder Art bloßgestellt und genießen keine Sicherheit weder ihres Eigenthums noch ihrer Person. In Niederländisch-Indien dagegen sind sie nicht nur in letzterer Beziehung vollkommen geschützt, sondern erfreuen sich daselbst auch solcher Freiheiten, Rechte und Gelegenheiten zum Gelderwerb, wie sie ihr eigenes Vaterland ihnen nicht gewährt. Auch wohin sonst noch chinesische Auswanderer sich hingewandt haben, weder auf Cuba, noch in Brasilien oder in Australien, kann ihre Lage auch nur annähernd so glücklich genannt werden, wie die ihrer Landsleute in Niederländisch-Indien.

Man kann deshalb für gewiß halten, daß die Gährung unter der chinesischen Bevölkerung auf Java, von der im vorigen Jahre holländische Zeitungen berichteten, von diesen sehr übertrieben worden ist, und ebenso auch, daß die Maueranschläge in Batavia und anderen Orten, von welchen gleichfalls Meldung geschah, nur der Ausdruck von Unzufriedenheit der Eingelnen gewesen sind, nicht aber die Stimmung der Chinesen im Allgemeinen wiedergegeben haben. Dieselben sind zu klug und einsichtsvoll und die Zahl derer unter ihnen, die reich und begütert sind, also nur zu verlieren haben, ist zu groß, als daß sie sich, ohne Noth und bloß durch das Verlangen nach einer selbständigen Herrschaft verlockt, sich in ein so äußerst gefährliches Abenteuer einlassen sollten, wie ein Aufstand gegen die Niederländer ohne Zweifel für sie sein würde. Denn wie groß ihr numerisches Uebergewicht über die letzteren auch sein möge, so ist doch daran, daß es ihnen gelingen könnte, das Joch derselben abzuschütteln, jetzt noch nicht im entferntesten zu denken. Ein allgemeiner Aufstand der Chinesen auf den indischen Inseln, namentlich aber auf Java, würde freilich auf alle Verhältnisse dieser blühenden Kolonie von so tief eingreifender nachtheiliger Einwirkung sein, daß die Folgen derselben noch lange nach seiner eventuellen Dämpfung sichtbar bleiben würden.

Ein Besuch der Galápagos-Inseln[1]).

Unter diesem Titel berichtet unser Landsmann, der Staatsgeologe der Republik Ecuador Dr. Theodor Wolf, die populäre geographische Literatur durch eine anziehend und frisch geschriebene Schilderung dieser besonders durch Darwin's Beschreibung bekannt gewordenen eigenthümlichen Inselgruppe des Stillen Oceans. Wir erhalten einen interessanten Einblick sowohl in die geologischen Verhältnisse dieser vulkanischen Eilande, als auch in ihre merkwürdige Flora und Fauna, welch letztere besonders durch ihre Reptilien an die Urzeiten der Geologie erinnert. Zwar hat der Verfasser nur die Südhälfte des Archipels — die Inseln Floreana, Chatham, Barrington, Indefatigable und den südlichen Theil

[1]) Theodor Wolf, Ein Besuch der Galápagos-Inseln. Mit 3 Kärtchen. Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff I, 9. und 10. Heidelberg. Carl Winter.

Digitized by Google

von Albemarle — kennen gelernt, und er schickt warnt davor, seine Beobachtungen zu voreilig auf den ganzen Archipel anzuwenden; doch ist es nach den Berichten früherer Reisender wahrscheinlich, daß das Meiste auch für die Nordhälfte gilt, und so wollen wir uns denn unter seiner Führung in diesem wunderbaren Stückchen Erde etwas umsehen. Drei sauber ausgestattete Kärtchen: eine Uebersicht der ganzen Gruppe, ein Plan der Insel Floreana und eine Darstellung der Cormorantsspitze auf derselben, leisten uns hierbei gute Dienste.

Da die Inseln jetzt nur von Arbeitern zum Zweck der Ausbeutung der Orchilla- oder Orseillesechte bewohnt werden — seit ihrer Entdeckung durch die Spanier im 16. Jahrhundert bis jetzt haben sie sich allen Kolonisationsprojekten unglücklich erwiesen —, so wird der regelmäßige Verkehr mit dem 500 bis 600 Seemeilen entfernten Hafen von Guayaquil durch ein alle zwei bis drei Monate segelndes Schiff des Besitzers jener Arbeiterkolonie, Herrn Baldisan, unterhalten. Am 1. August 1875 fuhr Wolf ab und gelangte erst am 10. Abends an seinen ersten Zielpunkt Floreana oder Charles-Insel; die beiden östlichsten Inseln, Chatham und das bei der furchtbaren Rauhheit seiner Lavafelder und dem absoluten Mangel an Süßwasser unculitivirbare Hood, kennen zu lernen wurde er durch einen in jenem sonst stillsten Theile des Stillen Oceans ganz ungewöhnlichen Sturm verhindert. Der erste Eindruck, den Floreana von Schiffe aus gesehen gewährt, ist traurig und fast niederschlagend: man hat Mühe, zu glauben, daß man sich unter dem Aequator befindet; zwischen dem spärlichen, weißlich grauen Gestrüpp scheint allenthalben der schwarzbraune Lavagrund durch, so daß die ganze Landschaft einförmig graubraun aussieht; nur die höchsten Berggipfel schimmern in schwachem Grün.

Die Galápagos-Inseln verdanken ihr Entstehen weder der Zertrümmerung eines größern Landes, noch der Ablösung vom Festlande, noch auch der Hebung des alten Seegrundes, sondern der allmäligen Anhäufung vulkanischer Auswurfstoffe; von einem Hauptkrater aus haben sie sich durch Lavaergießungen vergrößert und im selben Verhältniß zu Höhe wie an gleichmäßigem Umfang zugenommen. Einige — so Albemarle und Chatham — sind durch die Vereinigung zweier auf solche Weise entstandener Inseln gebildet. Die Entstehung dieser Gruppe n vulkane (nur scheinbar gehören sie den Reihe n vulkanen an) ist verhältnißmäßig jung und reicht sicher nicht über die Tertiärperiode hinauf; nun so interessanter ist es, daß sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so viele endemische Pflanzen- und Thierformen aus eingewanderten südamerikanischen Geschlechtern gebildet haben. Die Formation ist durchaus verschieden von der zwölf Längengrade östlichern des Hochlandes von Quito: letztere besteht aus trachytischem und andesitischem, ersteres ganz aus basaltischem Material. Blickt man nun in den untern Theile der Inseln durchweg auf einen zerklüfteten, furchtbar rauhen Lavaboden, über dessen dürre Schlackenkruste man nur mit Mühe klettert, so geräth man in einer Höhe von 800 bis 900 Fuß plötzlich auf weiche, schwarze Dammerde in üppige Vegetation; dieser Wechsel jedoch beruht nicht auf einer andern geologischen Formation, sondern auf dem zerstörenden Einfluß, den die fortwährenden Nebel und Regen der höhern Region auf die Lavamassen ausüben. Während nämlich die untere Zone beinahe regenlos und nur auf einige Winterregen angewiesen ist die Regenzeit fällt zwischen Februar und Juni, ist aber meist sehr kurz und bleibt sogar oft ein oder zwei Jahre ganz aus), fällt im höhern Theile das ganze Jahr hindurch häufig Regen, wobei zu bemerken ist, daß auf der Südostseite bei den herrschenden südlichen Passatwinden die feuchte Region fast 200 Fuß tiefer hinabreicht als auf der nordwestlichen.

Daher erklärt sich die auffallende Verschiedenheit der Vegetationsverhältnisse. Auf die Strandsflora — einige salzliebende Pflanzen, theils Kräuter, theils dornige Sträucher — folgt bis weit hinauf graulich weißes, scheinbar verdorrtes Gebüsch, welches sich aber bei näherer Betrachtung als in Blättern und sogar Blüthen stehend zeigt, deren winterliches Aussehen nur eine Anbequemung an den trockenen Boden und das dürre Klima ist. Vereinzelt erheben sich dornige Algoroba-Bäume und der zu den Terebinthaceen gehörige „Palo santo“, der einen Umfang von 3 und eine Höhe von 30 Fuß erreicht; auf den rauhesten Lavafeldern vegetiren kräftig eine baumartige Opuntia und ein solosstaler Säulenkaktus, die der Landschaft ein ganz groteskes Gepräge geben. Die Zahl der in dieser Region vorkommenden Phanerogamen schätzt Wolf auf 50 bis 60 Arten, von Kryptogamen bemerkte er nur einige Flechten, von denen die wichtigste, die Orchilla, auf die Zone bis 300 Fuß beschränkt scheint. Von 600 Fuß an verschwinden die unteren Gesträuchen und der Kaktus; Algoroba und Palosanto wachsen kräftiger, besonders aber vermittelt die in ellenlangen Büscheln im Winde schaukelnde Barrtlechte der Baumäste den Uebergang zu den immergrünen Wäldern des obern Theiles, die mit ihren dünnstämmigen, kaum 30 Fuß hohen Bäumen, von denen eine Art den Sangnisorbeeren, zwei den Compositen angehören, den Besucher in die Hochländer Ecuadors in eine Höhe von 9000 Fuß versetzt glauben machen; auffallend jedoch unterscheidet sich die Flora von der des Festlandes durch die Kleinheit der Blattorgane, die Seltenheit epiphytischer Gewächse und das Fehlen schöner Blüthen und der Lianen: auf dem ganzen Archipel fand Wolf keine einzige schöne Blume und von Schlingpflanzen nur einen Convolvulus. Dagegen strotzt das bebaute Land von Floreana — leider beträgt das ganze cultivirbare Terrain kaum eine Quadratmeile! — von riesiger Fülle und Fruchtbarkeit: Zuckerrohr, Manioc, Bataten, Kartoffeln, Baumwollen- und Indigostauden, Salat und Kohl, Rettige, Möhren und Runkelrüben, Reben und Feigen, Orangen und Limonen gedeihen hier in entzückender Ueppigkeit.

Was nun die Zoologie betrifft, so ist die endemische Fauna fast noch ärmer als die Flora; hauptsächlich aus diesem Grunde wohl vermehren sich neu eingeführte Arten so rasch und leicht; von Säugethieren kennt man mit Sicherheit nur eine einheimische Art, einen kleinen Nager (Mus Galapagoensis), während Rind, Ziege, Pferd, Esel, Schwein, Hund, Katze und Hausbuhn vollständig eingebürgert und verwildert sind. Das Rind lebt in großen Herden auf den Hochplateaus von Floreana und Chatham, dort 800 bis 900, hier circa 3000 Stück stark. Ein Mann ist eigens angestellt, hauptsächlich die alten Stiere zu schießen; das Fleisch wird eingesalzen und mit den Fellen, die, da sie nicht von Insektenlarven durchbohrt sind, einen großen Werth haben, nach Guayaquil verschickt. Auf Chatham hat man eine Anzahl Kälber eingefangen; die Kühe gehen Tags über zu den wilden Herden in die Pampas und kommen Abends von selbst zum Corral zurück, um sich melken zu lassen.

Die Esel, eine muthige und wilde Race, sind sehr verbreitet; „warum,“ fragt Wolf, „haben diese Thiere hier die sonderbare Gewohnheit angenommen, sich wie ein Hund oder eine Katze auf die Hinterbeine zu setzen? Auch der ernsteste Mann wird das Lachen nicht unterdrücken können, wenn er sie in dieser komischen Position gravitätisch auf den Pampas sitzen sieht.“

Traurig sieht es mit den Insekten aus: 4 Arten Schmetterlinge und circa 15 Arten Käfer, ein paar Hen-

Digitized by Google

schrecken und Libellen waren so ziemlich Wolf's ganze Ausbeute. Nur ein kleiner Skorpion und ein riesiger Skolopender (Tausendfuß) mit gewaltigen Zangen, wohl die zwei einzigen giftigen Thiere der Galápagos-Inseln, sind sehr verbreitet.

Bei den Landvögeln fällt jedem Besucher die große Zahmheit auf: viele fliegen neugierig herbei, setzen sich auf das nächste Gebüsch und lassen sich mit einer Gerte oder mit einem Schmetterlingsnetz fangen, von den Tauben kann man sich schnell eine reichliche Mahlzeit verschaffen. Hingegen sind die See- und Strandvögel äußerst scheu und schwer zu schießen, ja, man kann auf diesen Inseln aus der Zahmheit oder Scheu eines Vogels ziemlich sicher schließen, ob er endemisch ist oder nicht. Den merkwürdigsten Strandvogel, den Pinguin, lernte unser Reisender beim Besuch der geologisch interessanten Cormorant-Spitze — sie ist dem Besuch und der Somma vergleichbar, da sie einen von einem ältern halbkreisförmigen Tuffkrater umgebenen Schlackenkegel darstellt — kennen: er schwimmt ausgezeichnet, beim Gehen aber wackelt er unbeholfen mit den schlaff niederhängenden Flügelstummeln wie ein Kind, welches das Gehen lernt, weshalb man ihn bezeichnend „pajaro-niño“ (Kindervogel) nennt.

Die merkwürdigste Thierklasse dieser Inseln sind die Reptilien, und unter diesen wieder die Meerechsen, von den Leuten „Iguana“ genannt, sie ist jedoch von den echten südamerikanischen Leguanen verschieden und bildet eine eigene Gattung Amblyrhynchus. Braunschwarz, auf dem Rücken bald heller, bald dunkler braun und grün marmorirt, am Bauche gelblich oder röthlich, zeigt sie mit ihrem hornigen und stachligen Kopfpanzer und dem vom Kopf bis zum Schwanz laufenden Kamm langer Hornstacheln den einzigen jetzt lebenden Repräsentanten der Meersaurier, gleichsam den Ueberrest und Nachzügler jener gewaltigen und bedeutenden Saurier, welche in den Urzeiten unseres Planeten eine so große Rolle spielten.

Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet.

Die beunruhigenden, vielfach ängstlich übertriebenen Gerüchte, welche über die Reise des bekannten russischen Obrist Prschewalski vielfach verbreitet werden, veranlassen uns den Lesern des „Globus“ diejenigen Nachrichten mitzutheilen, welche der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft officiell zugegangen sind. Ein jeder Leser mag sich selbst ein Urtheil darüber bilden, wie weit man veranlaßt ist von einem Mißerfolge der Expedition zu reden oder gar von einem tragischen Ausgange derselben. Diese Nachrichten sind der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugegangen und dem im Drucke befindlichen Jahresberichte des Secretärs der Gesellschaft entnommen.

Die letzten völlig verbürgten Nachrichten über Prschewalski datiren vom Herbst des vergangenen Jahres. Er hatte im Sommer die Wüste Gobi glücklich in der Richtung nach Süden durchschritten, verließ am 24. September u. St. das südliche Tsaidam (s. „Globus“ Bd. XXXVII, S. 110) und schlug den Weg nach Tibet ein. Die mongolischen Beamten des Siningschen Kreises, bei welchen der Reisende zwei Kisten mit Sammlungen deponirte, riethen ihm entschieden von einer Fortsetzung der Reise in der eingeschlagenen Richtung ab; doch liegt es nicht in der Gewohnheit des kühnen und zugleich umsichtigen Reisenden sich durch derartige Rathschläge von seinen Plänen abbringen zu lassen. Daß auch diesmal der Rath erfolglos gewesen, sehen wir aus der resultatlos verlaufenen Sendung des Anban von Koko-Nor (Koko oder auch Khuku-Noor) an Prschewalski; der Bote, mit einem Briefe des Gouverneurs, in welchem Prschewalski der Vorschlag gemacht wurde, den Weg über die Provinz Sze-tschwan zu wählen, traf den Reisenden nicht mehr im Siningschen Bezirke an. Wahrscheinlich, meint Herr Kajander, der russische Bevollmächtigte in Peking, wahrscheinlich hatten die Chinesen gehofft, der Reisende würde ohne ihre Hülfe keinen Führer aus Schadsen (Schatsen) nach Tsaidam finden und er würde nicht in gerader Richtung, ohne Führer, weiter reisen. Sie hatten darauf gerechnet, im Norden mit Prschewalski so zu verfahren, wie sie es im Osten mit einem andern Reisenden, mit dem Grafen Szechenyi gemacht, den sie von der Grenze Tibets unter dem Vorwande, die Bewohner Tibets dulteten keine ausländischen Reisenden, zurückgewiesen. Aus späteren Nachrichten werden wir sehen, daß in der That eine solche Machination schon vorbereitet ist.

Die vortreffliche Ausrüstung der Prschewalski'schen Expedition, welche den Reisenden von einem chinesischen Schutzconvoi unabhängig macht, die Energie und Furchtlosigkeit des Chefs der Expedition und seiner Begleiter, die Geschwindigkeit endlich, mit der Prschewalski seine Reise ausführt, haben bisher alle Pläne der Chinesen vereitelt.

Der Bericht Herrn Kajander's, dem diese Nachrichten entnommen sind, ist vom 16. December datirt. Einen vollen Monat blieb er ohne fernere Nachrichten über die Reisenden, und erst am 16. Januar theilte ihm der englische Gesandte in Peking mit, es sei in Sze-tschwan das Gerücht verbreitet, eine ausländische Reisegesellschaft, die von Norden nach Tibet vorgedrungen, wäre auf dieselben Schwierigkeiten gestoßen, wie Graf Szechenyi im Osten.

An demselben Tage, also am 16. Januar, benachrichtigten die chinesischen Minister Herrn Kajander, daß jegliche zuverlässige Nachrichten über den russischen Reisenden fehlten und daß die chinesische Regierung jegliche Verantwortlichkeit für das Loos der Expedition von sich weise, da der Reisende den Weg durch die Wüste gewählt habe, in welcher keine chinesische Behörden vorhanden seien. Einige Tage später, am 28. Januar, erhielt Herr Kajander neue Nachrichten. Nach Aussagen von Chinesen habe Prschewalski seinen Führer fortgejagt, weil er ihn irre geführt; Mitte Oktober habe der Führer ihn in der Wüste verlassen. Diese Nachricht wurde durch den Telegraphen nach St. Petersburg übermittelt, und in ihr hat man die Quelle aller beunruhigenden Gerüchte über die Expedition zu suchen.

Daß Prschewalski in der Wüste ohne Führer geblieben, ist ein Factum, welches noch keineswegs Veranlassung giebt, über das Loos der Expedition sich Sorgen zu machen; ist doch Nehmlichs Prschewalski auf seinen früheren Reisen schon mehrfach widerfahren. Aus dieser Thatsache ist man eher zu dem Schlusse berechtigt, daß Prschewalski mit Sicherheit darauf rechnete, seinen Weg auch ohne Führer zu finden und er hat im Reisen genug Erfahrungen, um ihm dies zutrauen zu können; dann ist aber die Expedition auch so reich ausgerüstet und mit Lebensmitteln versehen, daß sie alle Chancen hat, nicht nur die Grenze von Tibet zu erreichen, sondern auch im ungünstigen Falle die Rückreise zu vollenden. Wir dürfen uns indessen nicht verhehlen, daß die Expedition trotzdem großen Schwierigkeiten entgegen geht.

Digitized by Google

Nach Nachrichten, die Herr Kajander eingezogen, drohen der Expedition in den verhiedenartigen Wüsten mancherlei Gefahren, theils von Seiten der Tanguten, die in Banden herumstreifend, Karawanen von Wollfahrern nach Hlassa (L'hassa) plündern, theils von Seiten des mörderischen Klimas der Gegend. Was die Gefahr von Seiten der Tanguten anbetrifft, so ist dieselbe nicht allzuhoch anzuschlagen, und Prschewalski's frühere Reisen haben gezeigt, wie wenig eine wohl bewaffnete Expedition falscherlei Gesindel zu fürchten hat, das wohl verkleiden Wollfahrern, nicht aber gut armirten Schützen gefährlich werden kann. In Bezug auf die Schwierigkeiten, welche das Klima dem Reisenden bereitet, muß darauf hingewiesen werden, daß nach sorgfältigen Erkundigungen Prschewalski den Herbst als die zum Reisen günstigste Jahreszeit gewählt hat. Ein drittes Hinderniß endlich, und wohl das am schwierigsten zu überwindende könnten die Reisenden von den chinesischen Behörden erfahren; dieselben sind jedoch so lange unschädlich, als die Reisenden sich in der Wüste des nördlichen Tibet aufhalten; die ersten chinesischen Behörden treffen die Reisenden in dem bewohnten Theile Tibets, also etwa 15 Tagemärsche vor Hlassa. Ob es Prschewalski gelingen wird, auch diesen Schwierigkeiten zu entgehen, ist fraglich; für seine persönliche Sicherheit ist hier aber nichts mehr zu fürchten, und das Schlimmste, was ihm dann widerfahren könnte, wäre, daß man ihn unter Kawai zurück schickt.

Jedenfalls muß man im Auge behalten, daß zuverlässige und sichere Nachrichten über Prschewalski vor Ende Mai oder Anfang Juni kaum zu erwarten sind; um diese Zeit erwartet man im Kanfukat von Urga die Rückkehr der Lama aus Hlassa, welchen Sendungen und Briefe an den Reisenden anvertraut sind und welche beauftragt sind, über das Loos der Expedition sichere Kunde zu bringen.

Soweit der Bericht des Secretairs. Nachdem derselbe gedruckt, ist von Hrn. Kajander noch ein Bericht eingelaufen, in welchem er ein Schreiben des (chinesischen) Residenten in Hlassa übermittelt, welches auslagt, daß über Prschewalski in Hlassa keinerlei Nachrichten vorliegen. Das Schreiben ist ihm aus den Thung-li-yamen zugestellt worden und meldet, daß die Tanguten sich mit Entschiedenheit dem Zulassen eines Fremden in ihr Land widersetzen sollen; der Resident habe zwei Beamte, Soldaten und Lamas nach Batang (auf der bekannten Straße von Tatsien-lu nach Lhassa) gesandt, um das Volk zu beruhigen; der Gouverneur von Sining sei beauftragt, den Reisenden zu bereden, seinen Plan, den Weg über Tsaidam zu nehmen, aufzugeben und ihn statt dessen nach Batang zu dirigiren, wo man mit ihm wie mit dem ungarischen Reisenden verfahren würde (d. h. ihn heimschicken).

Gleichzeitig benachrichtigten die chinesischen Minister Hrn. Kajander, daß aus Hlassa und aus Szetschwan Truppen auf dem Wege bis zum Kuku-Nor ausgeschickt seien.

Der Brief des Residenten ist im Thung-li-yamen am 25. November eingetroffen. Nach Nachrichten aus Sining soll Prschewalski die Grenze Tibets am 24. September überschritten haben, indessen scheint dies, wie oben erwähnt worden, einige Tage später erfolgt zu sein.

Berücksichtigt man, daß die Nachrichten des Residenten in Hlassa sich wohl auf die erste Hälfte des November beziehen, daß Prschewalski die Grenze Tibets Ende September überschritten hat, daß er selbst auf die Wüstenreise etwa 30 Tagemärsche rechnet, und daß von der Grenze bis Hlassa ferners 15 Tagemärsche sind, so sieht man, daß vor Anfang oder Mitte November auch in Hlassa kaum Nachrichten von der Expedition eintreffen können.

Daher liegt denn auch die jetzt seine Veranlassung vor, über das Loos der Expedition heute mehr besorgt zu sein, als man es bei ihrer Abreise zu sein berechtigt war[1]).

St. Petersburg. R. Lenz, 21. April 1880.

[1]) Wie das „Athenaeum“ (Nro. 2788 vom 17. April dieses Jahres) mittheilt, ist kürzlich über Nepal in Indien die Meldung eingetroffen, daß eine Gesellschaft von 13 Europäern, zweifellos die Prschewalskische Expedition, und einigen chinesischen Soldaten den Ort Kaschu-ta, etwa 12 Tagereisen nördlich von Lhassa passirt, und daß die chinesischen Behörden in Lhassa die tibetischen Behörden angewiesen hätten, die Fremden passiren zu lassen. Ob letzteres geschehen wird, ist zwar keineswegs sicher, aber anscheinend wollten sich die Tibeter dem nicht widersetzen. Red.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der italienische Minister für Handel und Ackerbau verlangt vom Parlamente die Kosten zur Herstellung einer großen geologischen Karte von Italien im Betrage von 6 Millionen Lire, die auf 30 Jahre vertheilt werden sollen.

— Das preußische Kultusministerium hat für das mit dem 1. April 1880 beginnende Finanzjahr eine Summe von 32 000 M. für Fortsetzung der Aufnahmen in Attika bewilligt. Es ist Aussicht vorhanden, daß dieselben nach und nach in dem großen Maßstabe von 1:25 000 über die ganze Landschaft ausgedehnt werden. Preußen erwirbt sich damit ein nicht geringes Verdienst; denn die ältere 1852 herausgegebene französische Aufnahme des Landes wurde in achtfach kleinerem Maßstabe (1:200 000) publicirt und hat bei der Kürze der darauf verwendeten Zeit begreiflicher Weise nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit ausgeführt werden können.

Afrika.

— Nachdem die italienische Regierung gegen Ende des vorigen Jahres die schon längere Zeit einer italienischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörige Assab-Bai (am nördlichen Eingange der Straße Bab-el-Mandeb auf der afrikanischen Seite) officiell in Besitz genommen hat, haben die Engländer ihrerseits die unweit südlich davon gelegene Bai von Tadschura wiederum besetzt. Dieselbe war schon einmal mit englischen Kolonisten besiedelt, die aber durch die unwohnenden Stämme vertrieben wurden. Jetzt ist ein englisches Kriegsschiff dortbin abgegangen, um ein kleines Fort zu errichten und zu armiren und mit den Eingeborenen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. So üben jetzt nicht weniger als fünf Mächte Hoheitsrechte an jener Meerenge aus: die Türkei auf dem arabischen, Aegypten auf dem afrikanischen Ufer, England in Aden, Perim und Tadschura, Italien in der Assab-Bai und Frankreich in Obak, welches zwischen Tadschura und der Assab-Bai liegt.

— Die Missionäre C. T. Wilson und Felkin (s. oben S. 64) werden noch im Laufe des April in England zurück erwartet. Wilson ist der erste Engländer, welcher seit der denkwürdigen Reise von Speke und Grant in den Jahren 1861 bis 1863 Afrika von Zanzibar aus über Uganda und den Nil abwärts durchkreuzt, und Felkin ist neben Oberst Long der einzige Engländer, welcher die Reise nach und von

Digitized by Google

Uganda auf der Nil-Route ausgeführt hat. Die beiden Herren sind von drei Waganda-Häuptlingen begleitet, welche einen Brief Mtesa's an die Königin Victoria zu überbringen haben.

— Die zweite belgische Afrika-Expedition unter Papelin und Carter ist in Karema, M. Cambier's Station am Tanganjika-See, angelangt; aber von den Elephanten, welche den Eingeborenen weit und breit den gewaltigsten Respekt vor den Europäern einflößte, soll nur ein einziger kein Ziel erreicht haben. Man beabsichtigt nun, im östlichen Afrika ein Etablissement behufs Einfangen und Zähmen von Elephanten zu errichten. Eine weitere belgische Expedition soll unter Kapitän Raemaekers und dessen Bruder nach Karema abgehen; dieselbe nimmt drei Handwerker mit und einen kleinen Dampfer zum Gebrauche auf dem Tanganjika-See.

— Die Mitglieder der „London Missionary Society" in Ujichdidschi am Tanganjika-See haben in Mtowa auf der Westküste, unweit nördlich des Lukuga-Ausflusses, eine neue Station gegründet. Die gesammte Partie, aus dem Rev. W. Griffith und den Herren Hutley und Hore bestehend, fuhr Ende Oktober 1879 in ihrem kleinen Schiffe „Calabash" über den See, wählte die Stelle aus und reiste mit Einwilligung des dortigen Häuptlings das erste Haus der Station „Plymouth Rock". Die Umgegend wird als sehr malerisch, mit gerundeten Bergen, zahlreichen Karen Bächen und reicher tropischer Vegetation geschildert. Mr. Robert Arthington von Leeds, der Urheber dieser Mission am Tanganjika, hat der Gesellschaft weitere 3000 Pf. St. angeboten für den Fall, daß sie einen Dampfer auf dem See unterhalten und das Land zwischen diesem Binnen- und dem Albert Nianza erforschen lassen will. Gute Aussichten für die Geographie!

— Auf S. 218 dieses Bandes haben wir Näheres über Thomson's Expedition vom Njassa- zum Tanganjika-See mitgetheilt und erwähnt, daß nur einige Stunden nach ihm auch Mr. Stewart von der Missionsstation Livingstonia (am Südende des Njassa-See) auf einem andern Wege den Tanganjika erreichte. Mr. Stewart schlug eine südlichere Route ein, welche viel leichter zu sein scheint, als die von Thomson zurückgelegte nördliche. In einer Entfernung von 11 engl. Meilen westlich vom Njassa-See erstieg er bequem ein Plateau, welches sich in einer durchschnittlichen Höhe von 4700 Fuß bis zum Tanganjika-See hinzieht, viel Regen und ein kühles gesundes Klima hat, wo man fast in jedem Dorfe Vieh antrifft, und die Tsetse-Fliege nur dicht am Tanganjika-See vorkommt. Der Weg über das Hochland ist durchaus bequem; es ist im Osten, dort wo man es vom Njassa aus ersteigt, 3900 Fuß hoch und steigt allmälig bis 5400 Fuß (am Tanganjika) an. Selbst in der trockenen Jahreszeit findet man stets Wasser in Fülle. Am 3. November stieg Stewart die 2100 Fuß zum Tanganjika hinab, traf mit Thomson zusammen und nahm während seines vierzägigen Aufenthaltes in dem Dorfe Pambete 15 Pfd. Zähne von Mpuddistanzen, aus welchen die geographische Länge dieses wichtigen Punktes hoffentlich genau abgeleitet werden kann. Am 10. November kehrte er nach dem Njassa-See zurück und traf am 20. December in Livingstonia wieder ein. Die Länge seines Hinmarsches betrug 254 engl. Meilen, diejenige des Rückmarsches in Folge Abschneidens von Umwegen nur 232, und die gerade Entfernung beider Seen von einander mag in der Luftlinie 210 engl. Meilen messen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Sklavenhandel am Njassa-See zum Leidwesen der Missionäre einen neuen Aufschwung genommen hat und über die von den Portugiesen besetzte Oststüste seine lebendige Waare exportirt.

— Der „A. Z." entnehmen wir folgende auf Afrika bezügliche Einzelheiten über die zu handelspolitischen Zwecken unternommene Weltumseglung der amerikanischen Fregatte „Ticonderoga", welche unter Commodore Shufeldt's Befehl am 7. December 1878 Hampton Roads verließ. Ueber Madeira, die Canarischen Inseln und Sierra Leone erreichte sie das Gebiet der Neger-Republik Liberia, wohin sie Creasstreitigkeiten zwischen der Republik und den britischen Besitzungen an der Sierra-Leone-Küste riefen. Shufeldt unterhandelte bezwegen mit den englischen Behörden und ließ dann verschiedene Rekognoszirungen machen, wie von dem Hafen von Cap Mount und den untern Monrovia mündenden St.-Paul-Flusse. In der Hauptstadt des Freistaates verweilte die Corvette vom 21. Februar bis zum 5. März. Es wurden längs des nördlichen Ufers des St.-Paul-Flusses im Golah-Lande bis zu den Stromschnellen von Njumbawah Höhenmessungen gemacht, um die Möglichkeit eines Eisenbahnbaues nach dem Innern festzustellen. Diese Rekognoszirungen, welche 60 engl. Meilen weit reicht, ist die erste, welche diesem Flusse über den Punkt hinaus, bis wohin die Flut reicht, gemacht worden ist. Darauf wurden am Cap Palmas gefährliche Untiefen untersucht und mit Bojen bezeichnet, der Hafen von Monrovia hydrographisch aufgenommen, dann wieder nach Norden über Cap Mount hinaus zurückgefahren, dort der als nördlicher Grenzfluß Liberias ins Auge gefaßte Sugury und der 75 engl. Meilen im Umfang haltende Fishermond-See, der landeinwärts von Cap Mount liegt, aufgenommen, ebenso der Mohfah-Fluß bis zu dem Punkte, wo er schiffbar wird, eine Strecke von 40 engl. Meilen, beschrieben. Die an den Ufern dieses Flusses wohnenden Stämme wurden von den amerikanischen Offizieren besucht, und obwohl damals gerade zwischen ihnen heftige Fehden stattfanden, so wurden die weißen Gäste dennoch überall freundlich aufgenommen und fanden keine Schwierigkeiten, um unter Beistand ihrer Dolmetscher mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen gründlich bekannt zu werden. Am 1. April trat eine aus zwei Engländern, zwei Liberianern und Commodore Shufeldt als Schiedsrichter bestehende Kommission zusammen, um die Grenzfrage zu regeln, tagte über drei Wochen und vertagte sich dann auf unbestimmte Zeit, ohne zu einem Ergebnisse gekommen zu sein. Am 29. April verließ die „Ticonderoga" diese Küsten, lief später Fernando Po, den Gabun, die Mündung des Conga, die Kapstadt u. s. w. an, traf Ende Februar dieses Jahres in Singapur ein und ist von dort nach Borneo gegangen.

— Frankreich hat seine Macht am obern Senegal, deren Grenze bisher durch Medina (circa 1000 km landeinwärts) bezeichnet wurde, um circa 200 km vorgeschoben, indem es in Bafulabe ein Fort errichtet hat. Medina soll mit den neuen Posten durch eine ungefähr 600 Kilometer lange Eisenbahn verbunden, und dieselbe bis an den obern Niger verlängert werden, wenn die Kammern den Gesetzesvorschlag der Regierung annehmen, durch welchen der Bau von drei Hauptbahnlinien in der Senegal-Kolonie, nämlich der von St. Louis nach Dakar, einer zweiten von der Küste nach Medina und jener oben erwähnten von Medina nach dem Niger, als im öffentlichen Interesse liegend erklärt wird.

Inhalt: Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama. I. Deutsch von F. Hilgendorf. (Mit vier Abbildungen.) Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. II. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. III. (Schluß.) — Ein Besuch der Galápagos-Inseln. — R. Lenz: Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — (Schluß der Redaction 23. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus, betreffend: Karte von Central-Asien, von Dr. Josef Chavanne. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama.

(Deutsch von F. Hilgendorf.)

II.

Am frühen Morgen erwacht ließen einer meiner Gefährten und ich uns von einer No san (Dienerin) nach dem Yu-ya (Badehaus) führen, einem großen Becken, in dem bereits das ganze Personal der Herberge, Männer und Frauen, umher plätschernten. Weit entfernt über unser Erscheinen erstaunt zu sein, empfing und die Gesellschaft vielmehr mit Lachen und den anmuthigsten Begrüßungsgesten; die Freude erreichte aber den Gipfel, als man uns in das Becken hineinspringen, jedoch eiligst unter jämmerlichem Geschrei wieder herausklettern sah. Das Wasser besaß eine Temperatur, daß ich mich noch heute frage, wie wir ohne Brandblasen davon kommen konnten.

Die von uns projektirte Route führte den Tokaido verlassend nordwestwärts über den Hakone-See und dann über einen Bergrücken zu dem ringförmigen Thale, das den Fusi-Yama umzieht. Im Garten des Gasthauses selbst bestiegen wir das Fune (Boot), um nebst unserm Gepäck nach dem Nordende des Sees überzusetzen.

Dieses Becken, 720 m über dem Meere erhaben, liegt in einer Art von Trichter, 6 km lang und 2 km breit, gebildet von dem steilen Abfturz der Hakone-Berge. Unmittelbar steigen diese in das tiefe ruhige Wasser hinab, das ihre von düster grüner Vegetation und schwarzen Baltangesteinen bedeckte Oberfläche wiederspiegelt; kein Vogel wird gehört, kein lebendes Wesen gesehen, außer dem Dorf Hakone ist kein Haus, keine Hütte an den einsamen Ufern zu erspähen.

Nach einer einstündigen Wasserfahrt, um 8 Uhr Morgens, betreten wir frischen Muthe den steilen Pfad, der uns über die westliche Kette nach der Fusi-Ebene hinüber führen wird. Zwei mühevolle Stunden währt die Ersteigung, aber auf dem Grat angelangt fühlen wir durch das glänzende Panorama unsere Anstrengungen reichlich belohnt. Hinter und die Schlucht, die wir verließen, mit dem See in der Tiefe, vor uns die grünende Ebene mit Baumgruppen durchsät, von zahlreichen Wasseradern durchtheilt und jäh abgeschnitten durch die Masse des Fusi-Yama, der sich in seiner ganzen erschreckenden Höhe himmelwärts erhebt. Beim Anblick des gewaltigen Berges, seines die Wolken überragenden Kraters, des Ziels unserer Wanderung, konnten wir uns eines gewissen Kleinmuths nicht erwehren; giebt es doch kaum auf der Welt einen Berg, der in gleicher Weise ganz aus einem Guß dem Schoß der Erde entwächst; die Ebene zu den Füßen des Vulkans liegt fast im Spiegel des Oceans, und nicht nach und nach erhebt man sich bei der Ersteigung höher und höher, sondern in einem Athem hat man die viertausend Meter zu erklimmen. Wir begannen an der Lösung dieser Aufgabe zu verzweifeln.

Unsere Entmuthigung hatte indeß wohl mit eine äußere Veranlassung. Die Ansprüche, welche soeben an unsere Kräfte gestellt worden waren, hatten unsern Appetit rege gemacht, und doch war in dieser Einsamkeit vorläufig keine Aussicht, eine Erfrischung zu erlangen. Gotenda, die nächste Station, lag noch in weiter Ferne als weißes Fleckchen vor unseren Augen. Nach einem zwei lange Stunden dauernden Hinabsteigen beschlossen wir endlich in einem kleinen Weiler, der ersten menschlichen Wohnung, die Gastfreundschaft

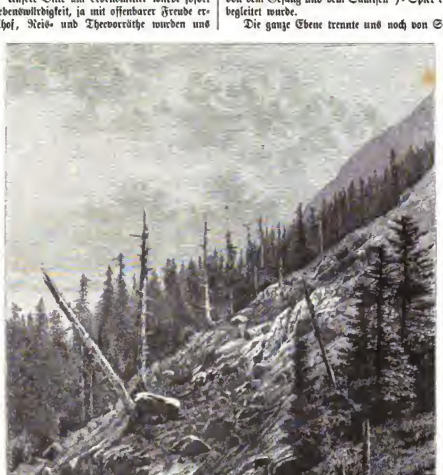
Digitized by Google

Der Fusi-Yama von Osten aus. Im Vordergrunde das Dorf Subashiri. Links ein Pfosten, die Grenze des Dorfbezirks bezeichnend, zu beiden Seiten große Steinlaternen.

Digitized by Google

eines japanischen Landmannes zu erproben. Es war ein großes schönes Gehöft und von untadelbarer Sauberkeit. Hinter dem Schuppen und dem Wohnhause erblickten wir ein Gärtchen, wo die Laune des Wirthes unter Benutzung eines kleinen Wasserlaufs Miniatur-Kaskaden und -Brücken geschaffen hatte; die ganze Wohnung athmete Frohsinn und Wohlbefinden. Unsere Bitte um Lebensmittel wurde sofort mit größter Liebenswürdigkeit, ja mit offenbarer Freude erfüllt, Geflügelhof, Reis- und Theevorräthe wurden uns zur unumschränkten Verfügung gestellt, und unter Zuziehung unserer Conservenbüchsen war bald ein treffliches Mahl hergestellt. Für die Unterhaltung sorgten die neugierigen Fragen der in immer größerer Zahl herbeikommenden Nachbaren, nach der Tafel aber ergötzten unser Wirth und seine zwei Söhne uns durch eine Darstellung mit Marionetten, die von dem Gesang und dem Samisen [1]- Spiel einer Geisha [2] begleitet wurde.

Die ganze Ebene trennte uns noch von Subashiri, un-



Riß am Abhang des Fusi-Yama. Zur Seite Lärchen und Tannen. (Nach einer Skizze von Houette.)

serm heutigen Nachtquartier. Der Weg indeß war bequem und schattig; bald erreichten wir das nette aber kleine Dorf Hoten. Unmittelbar hinter ihm auf einer Wiese hatten wir eine neue Begegnung mit der dramatischen Kunst zu verzeichnen: es war ein Dorftheater, dessen beide Akteurs mit den grellsten Farben schrecklich angemalt und laut schreiend nach besten Kräften und, wie aus dem schallenden Gelächter des Auditoriums zu entnehmen war, mit bestem Erfolge ihrer Rolle gerecht wurden.

Das reiche Land, das wir durchzogen, mit Gehöften und Häuschen übersäet, gut bebauet und bewaldet, von unzähligen Bächen durchschnitten, hätte wohl in höherm Grade unsere Aufmerksamkeit verdient, als wir sie in unserer Ermüdung ihm zollen mochten. Bald aber begann der Boden mit vulka-

[1] Eine Art dreisaitiger Guitarre.
[2] Sängerinnen, welche ihre Kunstleistungen gegen Bezahlung in Privat- und Gasthäusern vorführen.

Digitized by Google

nischen Trümmern sich bedeckend, ein schwärzeres Kolorit anzunehmen, Lavablöcke, die vor langen Jahren der Krater herabgeschleudert, wurden häufiger, das Land trockener, unfruchtbarer, alles verkündete die Nähe des Vulkans. Um 7 Uhr endlich, nach fast 11stündigem Marsche, streckten wir unsere entkräfteten Glieder auf den reinlichen Matten des Gasthauses von Subashiri aus.

Während der Pilgerzeit gewinnt dieses Dorf eine gewisse Bedeutung, ebenso wie Yoshida, das am Nordabhang des Fusi-Yama liegt; von hier beginnen die Wallfahrer ihre Besteigung. Zu dieser Jahreszeit aber, am 26. September, ist der Verkehr gering, nur mit Mühe konnten wir daher zwei Enten für unsere Mahlzeit auftreiben.

Der Weg zum Gipfel hinauf ist in acht Stationen eingetheilt, welche durch kleine Hütten, wo die Pilger Lebensmittel, Wasser und Schutz finden, kenntlich sind. Jetzt

Hütte der fünften Station auf dem Fusi-Yama. (Nach einer Skizze von Houette.)

ist indeß alles verlassen, nur die kahlen Wände sind zurückgeblieben und wir sind also dazu verurtheilt, Wasser, Holz, Lebensmittel, Decken, kurz alles, was man braucht, mitzuschleppen.

Mit den 13 Ninsoku (Träger, Arbeiter), die wir nach langem Parlamentiren zu mietben uns erbötig erklärten, die Besteigung zu unternehmen, sollte durchaus unmöglich sein. Am Abend brachen wir die Unterhandlungen ab, am Morgen begannen sie von Neuem, bis wir nach Verlust einer kostbaren halben Stunde den Sieg errangen. Es war 7½ Uhr.

Das Wetter, bisher stets günstig, ließ sich auch bei unserm Aufbruch herrlich an; klar und scharf zeichnete sich die zackige Umrißlinie des Vulkans ab, der Schnee auf der Höhe, ab und zu von den Felsgraten durchschnitten, erschien uns mäßig dick. Alle Auspicien waren günstig.

Nach Durchwanderung des noch wenig ansteigenden, unseren Waldwiesen im Charakter ähnlichen untersten Gür-

Digitized by Google

teln, eines Terrains, das die Japaner mit dem Ausdruck Hara bezeichnen, beginnt erst in Andeutungen, dann immer ausgesprochener die Waldregion. Der Wald von Tannen, dicht, geheimnißvoll, feierlich, die Brutstätte aller der Ungeheuer, welche die japanische Mythe geschaffen hat, und in Wirklichkeit bevölkert von Bären und Wildschweinen, umhüllt die Flanken des Fusi-Yama in der Höhe zwischen 1500 und 2500 m. Nichts Melancholischeres, Wilderes als dieses schweigsame Dickicht; hier und dort zerreißt eine colossale Lichtung den Tannenmantel, und ein tiefer Riß furcht die Seiten des Berges, in ihm zusammengeworfen liegen zersplitterte und zerpulverte Baumstämme, enorme Felsblöcke, und Massen von Asche und Lapilli, die unter unserm Fußtritt knirschen. Mit Mühe bringen wir weiter vor, bei jedem Schritt an einen entwurzelten Baum stoßend, über die Rauhigkeiten des Bodens stolpernd, und der Weg steigt immer fort, und die Tannen und die Schluchten folgen auf einander in verzweifelter Monotonie, bis wir nach mehreren Stunden dieses ermüdenden Marsches an einer freien Stelle Halt machen können, wo einige Balken mit dem Ueberreste eines Strohdaches uns eine Art Asyl gewähren. Dort nahmen wir ein etwas frugal ausfallendes Frühstück ein; unsere Träger folgten unserm Beispiel und brachten ihrem Reisvorrath eine tüchtige Bresche bei. Auf diesem Sammelplatz machten wir auch die Entdeckung, daß außer den dreizehn gedungenen Ninsoku noch eine vierzehnte Person uns begleitete, und zwar mit Anspruch auf gleich hohen Lohn, obwohl sie ohne irgend eine Last mit marschirte. Er wäre gekommen, so eröffnete der Mann uns demüthigst, um die Thür zum fünften Stationshaus zu öffnen, dessen Besitzer er sei.

Der Weg war gekennzeichnet durch unzählige Strohsandalen, welche die Pilger, sobald dieselben abgenutzt sind, fortwerfen. Diese höchst primitive aber sehr bequeme Fußbekleidung besteht in einer einfachen Sohle von geflochtenem Stroh, die durch eine Schnur, die gleichfalls aus Stroh gedreht ist, und welche zwischen dem ersten und zweiten Zehen durchgezogen und über dem Hacken befestigt wird, ihren Halt hat. Aber nur die Haut von Jemand, der an solche Beschuhung gewöhnt ist, wird ungequetscht und ungeschunden bleiben.

Unsere kleine Truppe hielt sich heute weniger gut als gestern; nicht ohne Besorgniß gewahrte ich, wie unser würdiger Chef in der äußersten Arrieregarde mühsam seine Beine schleppte, und selbst der muthiger ausschreitende Doktor lieferte durch ungewöhnliche Stummheit ein bedenkliches Zeichen. Auch die kräftigeren Mitglieder ließen die Pausen nach immer kürzeren Zeiträumen eintreten. Endlich um 3 Uhr Nachmittags verließen wir den nie endenwollenden Wald, aber nur um auf einen noch schwierigeren und mühseligeren Weg zu gelangen. Dazu schlug uns ein feiner Regen ins Gesicht und durchdrang unsere Kleidung, Wolken umhüllten uns in Gestalt eines eisigen Nebels und mit Steigen der Höhe wurde die Kälte entsprechend intensiver. Mit 27° C. hatten wir die Ebene verlassen, jetzt zeigte das Thermometer nur noch 7° und sank noch immer weiter.

Mit beeisten Bärten und Kleidern klettern wir bergan, oft weicht ein Stützpunkt unseres Stockes, und in dem beweglichen Schutt gleiten wir die paar Meter, die wir mühsam gewonnen, wieder abwärts. Doch immer aufs Neue beginnen wir diese entmuthigende Arbeit, denn wir müssen ja zur Nacht auf jeden Fall die fünfte Station erreichen. Unser armer Kapitän wurde von einem Ninsoku an einem Stock gezogen, von einem zweiten hinten geschoben. Trotz aller Noth konnten wir uns des Lachens nicht erwehren, wenn wir beim Umsehen diese Gruppe in ihrer Gesammtheit sich eine Strecke bergabwärts begeben sahen.

Die Nacht brach herein, der Schnee wurde massiger und unser Weg schwieriger zu erkennen, wir arbeiteten im kalten Nebel weiter immer voll Furcht in dem Chaos von Schluchten und von Felsmassen, denen Schatten und Nebel phantastische Formen und Verhältnisse verliehen, und zu verlieren. Die Ninsoku, ermattet und unter ihrer eigentlich ziemlich leichten Last gebeugt, blieben zurück, nur zwei dienten uns als Führer. Plötzlich hörten wir einen Freudenschrei; der Besitzer der fünften Station öffnete uns, trenn seinem Versprechen, die Thür. Wir hätten ihn fast umarmt.

Es war 6 Uhr 30 Minuten; den ganzen Tag über hatten wir nur nur $^1/_2$ Stunde Ruhe genossen und dabei eine Höhe von fast 3000 m über der Ebene erstiegen.

Erstarrt, todtmüde vor Frost und Anstrengung, riefen wir nach Feuer. Bald flackerte es. Aber ein erstickender Rauch war vorläufig seine einzige Wirkung. Eilig arbeitete der Ingenieur an Stelle des mangelnden Schornsteins ein Loch oben in die Wand, während in dem Gesicht des Besitzers der Hitze Indignation und Resignation sich neben einander malten.

Nachdem die von Subashiri mitgeführten Provisionen bemerkenswerth schnell verschwunden waren, suchte jeder sich ein möglichst bequemes Plätzchen zu bereiten und baldigst einzuschlafen. Aber der Ort war wenig dazu angethan. Das Schnarchen der vierzehn Japaner, der hereinschlagende Regen, welcher unser Feuer zu erlöschen drohte, der trotz der angebrachten Verbesserung uns noch immer erstickende Rauch, dann der rauhe Bergwind, der durch die schlecht gefügten Planken der Wände hindurch strich, alles dies hielt uns bis zum Morgen wach, den wir mit Freude begrüßten.

Der Regen hatte aufgehört, herrlicher Sonnenschein beleuchtete den Kraterrand, der ganz dicht vor uns zu liegen schien. Leider verbarg noch unten zu eine dicke Wolkenschicht die herrliche Aussicht, deren Genuß wir wohl verdient gehabt hätten.

Trotz der abscheulichen Nacht begaben wir uns guten Muthes auf den Weg nach dem nahen Gipfel. Aber je weiter wir schritten, um so weiter schien er vor uns zurückzuweichen, und erst nach drei Stunden eines Marsches, des erschöpfendsten, den wir bisher gemacht, war es uns endlich beschieden, auf dem Rande des Kraters selbst Halt zu machen. Unsere Mühen waren vergessen. Mit kindlicher Freude liefen wir um den Krater herum, an dessen Erreichung wir fast verzweifelt hatten; nur die Wolkenlage am Fuße des Vulkans störte unsere Stimmung [1]).

Gemächlich stiegen wir in den Kessel des Kraters hinab. Bei ungefähr 600 m Durchmesser und 200 m Tiefe muß derselbe einst einen gewaltigen Schmelzofen gebildet haben. Heute ist er völlig erkaltet, nicht eine Spalte, nicht der geringste Dampfstrahl, keine Schwefelspur verräth irgend welches unterirdische Leben unter diesem schenßlichen Chaos von nach allen Richtungen unthergestreuten und zerklüfteten Blöcken. Nur die Oede und die feierliche Lautlosigkeit, welche stets die Orte zu umgeben pflegen, die einst Zeugen großartiger Naturphänomene gewesen sind, läßt die stürmische Vergangenheit ahnen, die in dem letzten Ausbruch von 1707 einen großartigen Abschluß fand.

Als wir wiederum den Rand dieses Schlundes erstiegen, welche Ueberraschung für uns! Der Wind hatte das Gewölk fortgefegt, und in seinem vollen Glanze konnten wir

[1]) Die Höhe des Fusi-Yama wird von Rein auf 3745 m angenommen. Vergl. dessen gehaltvollen Aufsatz: Der Fusi no Yama in Petermann's Mittheilungen 1879, S. 365.

Digitized by Google

Das Innere des Fusi-Yama-Kraters. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

das zu unseren Füßen ausgebreitete Panorama bewundern, das durch seinen Kontrast zu der Wildheit der Natur unmittelbar um uns noch ergreifender wirkte.

Auf der einen Seite das Meer und die Küsten Japans bis zur Yedo-Bai hin in den schärfsten Linien, auf der andern das ganze Land gleich einem grünen Rasenteppich, hier und da mit einem weiß schimmernden Punkte verziert. Das ist Odawara, Yokohama, dort ist Yedo. Wie klein erscheinen sie uns, diese Städte, in denen man sich müde zu laufen vermag. Alles will das Auge mit einem Blicke erfassen, nimmer kann es sich davon losreißen. Indeß die Verdünnung der Luft machte sich mit solcher Kraft bemerkbar, daß wir an den Aufbruch denken mußten. Das Barometer, welches in Subashiri 760 Millimeter Quecksilberdruck anzeigte, war auf 506 gefunken. Unter solchen Verhältnissen wird der Athem leuchend, die Schläfen summen, man fühlt ein allgemeines Unwohlsein. Nach einer Stunde Aufenthalt auf dem Gipfel des heiligen Berges beginnen wir den Abstieg. Jetzt aber anstatt einen sich hin und her schlängelnden Pfad zu benutzen, begiebt man sich geradeswegs nach unten hinab auf der Linie der größten Neigung.

Den Körper möglichst nach hinten gebeugt, den Stock vor uns ausstreckend, folgen wir mit schwindelnder Eile der Spur unserer Führers. Der Fuß drängt sich in die Schicht von Asche und Geröll, welches in Wirbeln gehoben umherspritzt, und wehe dem, der auf einen Lavablock oder einen festliegenden Stein trifft, unfehlbar überschlägt er sich. In zwanzig Minuten durchsausen wir in dieser Weise den Weg, auf dessen Erklimmung wir heute Morgen drei mühselige Stunden verwandt hatten.

Den nämlichen Abend noch hatten wir in Subashiri unser Nachtlager.

Am folgenden Tage, dem 29. September, begaben einer meiner Begleiter und ich uns wieder auf den Weg nach Hatone. Nach einem vollen Tagemarsch trafen wir Abends dort ein.

Die nächste Morgendämmerung fand uns auf dem Wege nach Fusi-sama, das unser nächstes Nachtquartier bilden sollte. Aber anstatt den Tokaido direkt nach Yumoto zu verfolgen, beschlossen wir für diesmal einen nördlichen Umweg über Ashinoyu, ein kleines Oertchen, das seinen Ruf den Thermalquellen verdankt. Schon nach ein und einer halben Stunde waren wir zur Stelle, und auf schattigen Fußwegen, mit Azaleen und Lilien eingefaßt, erreichten wir bald Miyanoshita.

Miyanoshita besitzt die malerischste Lage, die man sich zu denken vermag; es hängt in halber Höhe an den laubreichen Wänden, die dicht zusammengedrängt eine enge, aber von lachenden Gesträuchen und Blumen angekleidete Schlucht zwischen sich fassen. Die Häuschen, auf den Felsvorsprüngen festgeklammert, verschwinden fast im Grün der Büsche, reihen sich im anmuthigsten Wirrwarr über einander, und tief unten über spiegelglatte stets neu polirte Felsen stürzt der Bergstrom, dessen Ufer wir nun bis zum Meere folgen. Unweit Odawara gewinnen wir den Tokaido wieder.

Es war 3 Uhr Nachmittags. Der Regen, der seit dem Fusi-Yama-Tage uns verschont hatte, fiel in großen Tropfen, der Himmel verdüsterte sich und das Meer bedeckte sich mit bleiernen Farben, ein Wetter war im Anzug, das uns hindert zu Fuß den Weg fortzusetzen. Zu Wasser wollte uns kein Japaner nach Fusi-sawa überführen, Pferde waren nirgends vorhanden, endlich fanden wir glücklicherweise zwei Jinrikshas.

Bei schönem Wetter sind diese kleinen Wagen ein ganz angenehmes Transportmittel; von zwei munteren Burschen gezogen legt man darin mit Leichtigkeit 7 bis 8 Meilen den Tag zurück. Aber der Weg war schlammig, bei jedem Schritt durch große Pfützen unterbrochen. Trotz aller Anstrengung kamen unsere Japaner nur langsam vorwärts, und wir selbst, in unseren durchnäßten Kleidern frierend und unter der Kappe von geöltem Papier, die uns schützen sollte, erstickend, fanden uns in einer wenig beneidenswerthen Lage. Wir verzichteten sehr bald darauf, Fusi-sawa zu erreichen, und waren sehr zufrieden, als wir uns gegen 6 Uhr Abends in Oiso einquartieren konnten.

Niemals werde ich die Behaglichkeit vergessen, welche ich in dieser prächtigen Herberge empfand, als ich meiner lendenten Kleider ledig und in sehr bequemem japanischen Anzuge inmitten des malerischen Gasthauslebens mit Hülfe der rührigen und lustigen Dienstmädchen und der eifrigen Wirthsleute meine Mahlzeit herrichtete.

Das Gasthaus in Oiso ist die letzte, aber reizendste Erinnerung an meine Fusi-Yama-Reise.

Am folgenden Tage, dem 1. Oktober, schließen wir bereits an Bord unserer Fregatte, trotz aller Genüsse der Reise recht glücklich, das Leben auf dem Schiffe und unsere Schlafstelle dort wieder zu haben.

Der Kaiserin-Augusta-Fall in Westafrika.

Von **Otto Schütt.**

Malange, der letzte Posten, welchen die Portugiesen jetzt noch im Innern der Provinz Angola besetzt halten, ist ein kleiner Ort, den etwa 1000 Schwarze und vielleicht 20 Weiße, zur Hälfte sicher Deportirte, bewohnen mögen. Vor einigen Jahren erst wurde die Karawanenstraße nach Cassange, die den stolzen Namen der „estrada real" führt, über Malange verlegt, wo vorher ein höchst lästiger Wegelagerer, der Häuptling Mohieba, residirte. Jetzt dienen die Söhne desselben den Händlern als „carregadores" zur Beförderung der Waaren von und nach der Küste. Eine „fortaleza" (Festung), die sich durch eine Fahnenstange und eine davorstehende, ihren verfehlten Beruf betrauernde invalide Kanone ganz leicht von den übrigen Lehmhütten unterscheidet, benimmt dem ankommenden Fremden sofort jeden Zweifel, daß er sich in einem „conselho", einer Distriktshauptstadt, befindet, wo ein „Chefe" (Untergouverneur) seinen Sitz hat.

In Malange mußte nun sowohl der Bedarf an Perlen, Kattun, Pulver, Salz, kurz den gebräuchlichen Tauschartikeln, welche im Innern die Stelle des Geldes vertreten, wie auch die erforderliche Anzahl Träger, auf deren Schultern dort einzig und allein der Transport der Waaren bewerkstelligt wird, angeschafft werden.

Dies beanspruchte natürlich Zeit und da wir außerdem in voller Regenzeit waren, in welcher Niemand dort eine große Reise antritt, verweilte ich vier Monate und benutzte

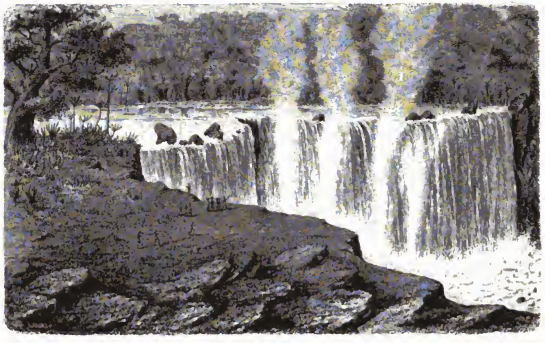
Digitized by Google

die Zeit zum gründlichen Studium und zu einer exacten topographischen Aufnahme der Umgegend.

Unter anderm führte mich eine Exkursion in südlicher Richtung zur Entdeckung eines großartigen Wasserfalles, den der majestätische Quanzastrom dort unter 9° 54' südl. Br. und 16° 42' östl. L. bildet, den vor mir keines Weißen Auge erblickt, dessen allgewaltige Schönheit noch keines Europäers Gemüth bewegt hatte. Die Portugiesen in Malange glaubten von diesem Falle zu wissen und einige erzählten sogar, sie seien dort vorbeigekommen; aber ein alter Brasilianer, Senhor Almeida, der seit 30 Jahren dort gelebt, erklärte mir, Jene sprächen von einem großen Falle, der bei Quibinda, nicht fern von der frühern Straße, gelegen sei. Diesen habe er selbst früher gesehen und dort habe er von den Negern sagen hören, einige Tagereisen weiter oben sei ein anderer, bedeutend größerer Katarakt, der eine „fumarada", dicken Rauch, mache und in dem ein „bichu", ein Ungeheuer, wohne, das jeden Nahenden verschlinge, der nicht schwarze Haut habe und noch dazu ein rothes „panno" (Kleid) trüge[1]).

Alles dies reizte natürlich meine Neugier, und eines Tages stellte ich eine kleine Karawane zusammen, verproviantirte mich für eine mehrtägige Reise und marschirte los; mein Reisegefährte Guerovo und Saturnino Machado, mein Wirth, begleiteten mich.

Am zweiten Tage setzten wir über den Cuige, einen tiefen Fluß, der bei Quibinda in den Quanza mündet, und hatten dort den ersten Vorgeschmack von den Schwierigkeiten eines solchen Flußüberganges in einem winzigen, am Rande ausgebrochenen Canoe, aus einem Baumstamm aufs Roheste



Der Kaiserin-Augusta-Fall des Quanza.

geschnitten; diese elenden Backtröge kosteten uns auf der spätern Reise manchen tüchtigen Mann, manches werthvolle Gepäckstück und vor allem manche Stunde voll Herzbeklemmung, wenn die Wilden dabei von unserer hülflosen Lage Nutzen zogen und uns bedrohten.

Hier mußten wir in dieser traurigen Maschine Mann für Mann, natürlich Gepäck und Träger zuerst, einzeln befördert werden; die anderen warteten in der Sonnengluth, bis die Reihe an sie kam. Den Reitstieren wurden die Sättel abgenommen, dann schob man sie mit Püffen und Stößen hinein ins Wasser und zerrte die besinnungslos, oft an den ungünstigsten Stellen drüben landenden, so gut es eben ging, heraus; ein kleiner Katarakt, etwa hundert Meter weiter unten, mit steilen Ufern und eben groß genug, um einen Ochsen zu zerschmettern, erhöhte die Reize der Situation bedeutend.

Am dritten Tage, nach einem Ritte auf fußbreiten Pfade und durch „Capim" (Steppengras) von einer nie von mir für möglich gehaltenen Höhe und Dichtigkeit, der des dicht vor Einem Reitenden Hut nicht zu sehen gestattete und in welchem man füglich fast ersticken, kamen wir an eine salzige Lagune, die uns den Blick auf den nur wenige Kilometer entfernten Quanza gestattete, welcher hier vermöge einer riesigen Windung unserm Wege auf kurze Zeit nahe war. Ein schöner, dichter Wald umsäumte die Lagune und das breite Silberband des Stromes.

In diesem Walde hatten wir die dritte Nacht gelagert und waren zeitig aufgebrochen; nach dreistündigem Marsch kamen wir an eine Lichtung, wo bereits die zu Tage tretenden Granitblöcke die Nähe des Stromes ankündigten. Ein Rauschen, welches sich schon vorher im dichten Walde in unbestimmter Weise vernehmbar gemacht hatte, ließ mich schärfere Umschau halten; da sah ich etwa 4 Kilometer vor mir eine Anzahl Rauchsäulen sich zum Himmel erheben, wie wenn große Strecken des dürren Grases einer Steppe an verschiedenen Stellen entzündet worden wären. Ich konnte mir nicht erklären, was es sei, und sah den mit mir dem Trupp vorangeeilten Führer, einen einheimischen Jäger,

[1]) Die Sá da Bandeira'sche Karte von Angola verzeichnet übrigens an der angegebenen Stelle eine „Cataracta do Mugo do Condo", die mithin vielleicht in früherer Zeit den Portugiesen bekannt war. (Red.)

Digitized by Google

fragend an; dieser jedoch drängte, offenbar in großer Aufregung, verwirrte, nur einzelne, abgerissene Laute ausstoßend, von denen ich, damals der Sprache noch sehr wenig mächtig, nur aulanga-aulanga (schön, gut) verstand. Eiligst folgten wir dem Pfade, der wieder in den Wald einbog, das Rauschen wurde bald ein Brausen, stärker und stärker; plötzlich schnitt den Wald eine mächtige, horizontale Granitplatte ab, über sie noch hinweg und dicht vor unseren Füßen brausten wirbelnd und schäumend die Wasser über die Felswand hernieder! Die ganze Scene war außerordentlich schön; mochte der Blick sich nun gegen die kommenden, gleichsam sich auf uns zu wälzenden Wasser wenden und dann sich hinabsenken mit ihnen in den Kessel des Stromes, oder mochte er über die Ebene schweifen, dem breiten Strome in seinen Windungen folgend, bis er in der Ferne verschwand, überall fesselte die großartige Scenerie den Beschauer. Die Ufer und auf dem Flusse verstreute Inselchen sind mit Waldbäumen geschmückt, deren Physiognomien ein wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Ueber alle hervorragend sieht man den starken Baobab, den Riesen, dessen Aeste nicht selten den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnten.

Neben dunkelgefärbten cypressenartigen Maracaojous zeichnet sich die lichtere, volle Krone des der Buche an ersten vergleichbaren Silk-cotton-tree, der makumeira, vortheilhaft ab. Dazwischen geben stolze Gruppen schlanker Palmen mit ihrem federartigen, sich so eigenthümlich plastisch gegen den tiefblauen Himmel abhebenden Gezweig der Scenerie auch hier jenes Fremdartige, Märchenhafte, das, wo sie vorkommen, der östlichen, sagenhaften Meeresküste, ja selbst der Wüste einen Reiz verleiht.

Eine Kette chaotisch über einander gewälzter, schwarzer Felsblöcke lagert sich, in der Mitte im stumpfen Winkel gebrochen, quer über den ganzen wohl 600 Meter breiten Strom und staut die heranbrängenden Wassermassen für einen Augenblick; dann brausen sie hinüber und vorbei; unten aber, in der Tiefe, empfangen sie abermals starre Felsmassen und schleudern ihre Theile in Gischt verwandelt senkrecht hinauf in Säulen, deren zerstiebende Kapitäler hoch über den obern Rand des Falles hinausragen und die Umgegend in einen feinen Wasserstaub hüllen.

Sprachlos standen wir vor diesem blendenden Schauspiel, überwältigt, unserer selbst nicht bewußt; erst nach langer Pause fanden wir Worte, das Empfundene auszutauschen, und noch unter dem Eindrucke der Majestät des Ortes schritten wir zu seiner Taufe und gaben ihm den Namen unserer erlauchten Kaiserin. Später fuhren wir unterhalb des Falles über den Fluß und verbrachten den Tag jagend in den wilden auf viele Tagereisen hin unbewohnten Urwäldern des rechten Ufers; dann reisten wir weiter, den Strom hinauf bis an den Loando, einem großen Nebenfluß des Quanza, der, nicht fern von seinem Einfluß, ebenfalls einen großen Wasserfall bildet. Von dort kehrten wir nach Malange zurück. Niemals aber auf der ganzen fernern Reise zeigte sich uns ein ähnliches auch nur annähernd so schönes Bild, wie es der „Kaiserin-Augusta-Fall“ geboten.

Im Quellgebiet des Muk-su.

Nach dem Russischen des Herrn **Oschanin.**

Unter diesem Titel veröffentlichte Oschanin in Nr. 33 und 43 der Turkestan. Ztg. von 1879 einen längern Bericht, dem nachstehende Mittheilungen von geographischem Interesse entnommen sind:

Der Muk-su ist der größte Zufluß des Surch-ab (Wachsfl.). Er wurde zuerst im Jahre 1876 von Russen besucht, als ein Detachement unter Fürst Wittgenstein rekognoscirend von Darant-kurgan im Alai-Thale aus über den Ters-agar-Paß nach Süden bis Altyn-mazar vorging. Kostenko hat diesen Zug als Theilnehmer beschrieben. Im Jahre 1877 durfte Mutschketow ebenfalls nur bis Altynmazar gehen. Erst 1878 erhielt Oschanin Erlaubniß, das Quellgebiet des Muk-su oberhalb dieses Punktes zu untersuchen, obwohl dasselbe schon seit 1876 in russischen Besitz übergegangen war. Ein Vorgehen bis über den Murgh-ab (Aksu) in das Gebiet von Schugnan gelangte zwar nicht zur Ausführung, doch brachte die Expedition und die Aufnahme der Marschroute durch Herrn Rodionow eine wesentliche Bereicherung der Kartographie für diesen Theil Mittelasiens und änderte wesentlich die Anschauungen über die Pässe, welche nach der Landschaft Schugnan und in das Bassin des Kara-kul führen.

In der Nacht vom 9. (21.) zum 10. (22.) September 1878 befanden sich die Reisenden unweit des Passes Ters-agar, an der Stelle, wo sich der nördlich in das Alai-Thal abfließende Ters-agar-su mit dem von links kommenden Min-tele-su zum Tus-su vereinigt. Auf dem rechten Ufer des Ters-agar-su lag eine ziemlich große Fläche mit salzhaltigem Boden und spärlichem Graswuchs; die Abhänge der Berge ringsum, bedeckt mit vertrockneten Gräsern, erschienen wie mit gelbem Ocker bestrichen. Baum- und Strauchwuchs hatten schon 3 Werst unterhalb des Lagerplatzes aufgehört. Am Abend um 9 Uhr waren + 4°R., am 10. früh 6 Uhr aber — 3° und es fiel bis 8 Uhr Schnee, der eine Dicke von 4 Werschock (18 cm) erreichte. Ums 8 Uhr stieg das Thermometer auf — 0 und der Schnee begann zu schmelzen. Erst um 12 Uhr wurde aufgebrochen, als der Pfad längs des ziemlich steilen Hanges auf dem rechten Ufer des Ters-agar-su wiedererkennbar war. Der Aufstieg zum Passe geht ganz allmälig, aber die Spalte, in der das Wasser herabkommt, verengt sich stellenweise auf wenige Saschen (1 Saschen = 2,1 m). Der obere Theil des Bachbettes und der kleine See auf dem höchsten Punkte des Passes, aus dem die beiden Ters-agar-su nach Nord und Süd abfließen, war ganz trocken. Die Paßhöhe selbst, eine enge, mehrfach gewundene Schlucht, ringsum von nahen Bergen umgeben, bietet fast gar keine Umsicht. Jenseits des kleinen Sees führt der Weg fast unmerklich abwärts zunächst auf dem rechten Ufer des südlichen Ters-agar-su auf etwas sumpfigem Boden. Nach etwa 2 Werst verläßt er das Flüßchen, das in einer ganzen Reihe von Wasserfällen an völlig unzugänglicher Stelle zum Muk-su hinabfällt. Wenige Minuten Weges führen an den Rand eines kleinen Abhanges, wo eine prächtige Aussicht sich öffnet. Man sieht etwa 3000 Fuß über dem Flußthal des Muk-su, das wie ein schmaler grauer Streifen erscheint, in dem hier und da der Wasserspiegel schillert. Das Thal hat im Allgemeinen die Richtung von Ost nach West, und das Ostende desselben liegt etwa zwei Werst aufwärts vom Fuße des Passes. Dort entsteht der Muk-su aus der Vereinigung

Digitized by Google

dreier Flüsse; zwei von ihnen, der Souk-su und Kaindy, kommen in ganz engen Schluchten von Osten her, der Sel-su aber kommt von Süden; der südliche Ters-agar-su, den Kostenko mit als Quellfluß rechnet, ist zu unbedeutend, um diese Ehre zu verdienen.

Flußaufwärts sieht man schneebedeckte Berge, unter denen namentlich drei Gipfel hervorragen, die sich Ters-agar gerade gegenüber jenseit des Muk-su erheben. Der erste, östlichste, der Schelewski, füllt den Winkel zwischen dem Sel-su und dem Muk-su; der zweite, Sandal, steht im Mittelpunkte der ganzen Gruppe und westlich von ihm erhebt sich der Muz-dshilga. Mindestens die oberen zwei Drittheile dieser Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt. Oschanin schätzt den Sandal auf nicht unter 25 000 Fuß absoluter Höhe, die anderen wenig niedriger; verbunden sind sie durch Bergrücken, über welche die drei Spitzen noch etwa 5000 Fuß emporragen. Der weitere Verlauf des Bergzuges westlich vom Muz-dshilga ist nicht zu sehen, sondern wird durch die Berge auf dem rechten Ufer des Muk-su, also durch die Trans-Alai-Kette, verdeckt.

Der Anblick der drei Bergriesen von Altyn-mazar (am Muk-su in etwa 8000 Fuß Höhe) aus ist noch großartiger wie von Ters-agar her, denn dort ist der Beschauer nur eine halbe Werst vom Fuß der Berge entfernt. Diese steigen direkt aus dem Thale des Muk-su empor und seine Vorberge verdecken ihren Abhang. Zwei kleine Gletscher senken sich auf diesen Hängen zum Flusse herab; der eine zwischen dem Schelweki und dem Sandal hat nicht mehr als eine Werst Länge; der andere, etwa zwei Werst lang, nimmt die Schlucht zwischen dem Sandal und dem Muz-dshilga ein. Die Gletscher kommen nicht bis zur Thalsohle herab, ihre Endmoränen liegen auf etwa 1000 Fuß relativer Höhe. Beide Gletscher haben keine Seitenzuflüsse und keine Mittelmoränen, aber die Seitenmoränen sind sehr stark entwickelt, namentlich bei dem westlichen Gletscher. Die Hänge unterhalb der Endmoränen sind sehr steil, ein Hinaufsteigen bis zu den Gletschern scheint fast unmöglich, ist wenigstens äußerst gewagt. Diese beiden Gletscher erwähnt auch Kostenko, und die 1878 erschienene Karte vom Quellgebiet des Amu Darja giebt sie an; ein dritter Gletscher aber, den diese Karte von den Bergen auf dem linken Ufer des Kaindy zum Thal des Muk-su sich herabsenken läßt, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Der Name Gou-Gebirge, den man seit der Alai-Expedition den oben genannten drei Pilzen gegeben, ist den Bewohnern der dortigen Gegend ganz unbekannt.

Der Abfluß von Ters-agar nach Altyn-mazar ist namentlich auf der untern Hälfte sehr steil, der Boden meist weich, nur auf kurzen Strecken steinig. Der Weg ist in Zickzacks bergab geführt. Auf halber Höhe des Abhangs zeigen sich neben dem Graswuchs wieder die ersten Sträucher. Am Fuße des Passes liegt ein altes kirghizisches Winterlager, Hütten aus Stein gefügt mit zumeist zerfallenen Dächern, am Rande einer Dickichts, das sich eine halbe Werst breit und zwei Werst lang ausdehnt. Das Dickicht besteht aus wilden Rosen, Saalweiden und Weidenborn gleich demjenigen, das sich längs des Surchab von Darant bis zur Mündung des Sox-buch erstreckt, doch fehlt die dort so reich vertretene Clematis.

Der Ort selbst wird Kutas-tuschty genannt, d. h. „das Zal war geschlachtet". Altyn-mazar ist das Grabdenkmal des muslimanischen Heiligen Hodshi-Fazilmand, eines direkten Nachkommen des Chalifen Omar, jetzt ein nur wenig besuchter Wallfahrtsort. Es liegt zwei Werst von Kutas-tuschty. Ein Scheich Mullah-Saib-Nazar hält an dem Wallfahrtsort die Wache, er unterrichtet zugleich im Winter die Kirghizenkinder von weit herum. In Altynmazar lebten nur vier Familien, die meisten Bewohner hatte die Hungersnoth in dem harten Winter 1877/78 vertrieben. Im Souk-su wird etwas Gold gefunden. Vielleicht 100 Leute arbeiten dort während fünf Monaten in Genossenschaften zu je vier Mann, doch erreicht der Durchschnittsertrag noch nicht zwölf Kopeken (38 Pf.) pro Kopf und Tag.

Am Abend des 10. September um 9 Uhr zeigte das Thermometer in Kutas-tuschty — 1/2° R. In Folge der Schneeschmelze war der südliche Ters-agar-fu aus den Ufern getreten. Bei Nacht hörte man zweimal das Getöse fallender Lawinen, die aber nicht bis zum Fuße der Berge herabkamen.

Nach den Erkundigungen, welche Oschanin vom 11. September ab in Altyn-mazar einzog, war von dort bis Polis, das etwa unter 38 1/2° n. Br. schon auf dem Gebiete von Schugnan liegt, kein Nomadenlager mehr zu finden; es mußten also Führer und Proviant von hier aus mitgenommen werden.

Der Weg nach Schugnan über den Tachta-korum-Paß war nach Angabe der Kirghizen „nicht besonders beschwerlich". Zum Passe führen zwei Wege; der eine geht am Sel-su aufwärts und dann längs dessen rechtem Zuflusse Baljand-tiik zum Fuße des Passes; der andere durch das Thal des Kaindy und über den gleichnamigen Paß trifft den ersteren im Quellgebiet des Baljand-tik. Vom Kaindy-Paß sagten die Leute, daß er hoch im Bereiche des ewigen Schnees liege, und daß im letzten Winter so viel Schnee gefallen sei, daß es schwer sein würde, mit Lasthieren durchzukommen. Ihn einzuschlagen schien deshalb bedenklich. Der Weg am Sel-su sollte stellenweis verschüttet und sehr beschwerlich sein; doch vertraute man darauf, ihn leicht passirbar machen zu können, da die Ansagen der Einwohner über die Wegsamkeit nicht allzuenau zu nehmen sind. Dieser Weg wurde also eingeschlagen.

Jenseit des Tachta-korum-Passes führt der Weg an dem Flüßchen gleichen Namens (bei seiner Mündung in den Murgab heißt er Kubary) entlang; zwei Tagemärsche vom Passe aus führen nach Polis, wo man wieder Kirghizen antrifft.

Von dort führt übrigens ein ganz bequemer Weg zum Kyzyl-art-Passe und dieser Paß selbst ist trotz seiner hohen Lage auch mitten im Winter passirbar. Auf diesem Wege erscheint seit Jahren ein gewisser Saib-Nazar bei seinen Raubzügen auf dem Alai. Der oberste Lauf des seinen, der sogenannte Basch-Alai, dient übrigens nur als Sommerweide; Winterlager giebt es dort nicht. Nur wo die engen Thäler des Kurschab, der Ak-bura und ihrer Zuflüsse nicht ausreichen, das Vieh zu ernähren, lassen die Kara-Kirghizen einen Theil der Herden mit ein paar Wächtern auch im Winter auf den Höhen, und sie finden Nahrung an den Hängen, wo der Schnee nicht liegen bleibt.

In Altyn-mazar erhielt die Expedition noch einige weitere geographisch interessante Nachrichten. So zeigte sich, daß man vom Baljand-tik nicht nur über den Tachta-korum-Paß nach Schugnan, sondern auch zum Kara-kul gelangen kann und zwar über den Kokui-bel-Paß. Wenn die bisherigen Karten angaben, daß der Weg über den Kokui-bel vom Kara-kul zum Mur-gab führe, so sagten die Kirghizen vielmehr aus und die Pamir-Expedition von Sjewerzow hat es bestätigt, daß zwischen Polis und dem Kara-kul ein Paß nicht vorhanden ist.

Ueber den Souk-su sagten sie aus, er fließe in einer so engen Schlucht, daß die Goldsucher dort nur zu Fuß fortkommen. Von diesem Flusse aus aber könne man direct

Digitized by Google

nach Aram-kungei, einem Ort am Nordende der Altyndarinoschen Schlucht, gelangen. Wenn das richtig ist, so würde außer den Pässen von Khykl-art und Ters-agar noch ein dritter, freilich für Saumthiere nicht brauchbarer Paß über die Trans-Alai-Kette führen. Nach Aussage der Bewohner von Ters-agar fließt der Souk-su bis Chodsha-Tawab, dem ersten karakirghizischen Winterlager, schon auf dem Gebiete von Karategin, in einem ganz unbewohnten Thale; dort wird aber das Thal breiter und hat denselben Charakter wie bei Altyn-nagar. Der Boden ist mit Dickicht bedeckt und der Fluß theilt sich in mehrere Arme; dann verengt es sich wieder und der Pfad führt am Steilrand entlang. Der Weg, äußerst beschwerlich und nur für Fußgänger brauchbar, wird im Winter ganz ungangbar wegen der Schneemassen, die sich in dem Thale anhäufen.

Am Muk-su, einen Tagemarsch, also etwa 30 Werst von Altyn-nagar, befindet sich nach Aussage eines Karakirghizen ein Wasserfall von ungefähr 6 Arschin (12,5 m) Höhe. Andere bestritten dessen Vorhandensein. Die Richtigkeit der Aussage konnte nicht festgestellt werden.

Ueber die Bewegungen der Gletscher gingen die Aussagen dahin, daß der Balsand-kik, an dem sie auch jetzt wieder vorrücken, zuletzt vor etwa zehn Jahren durch Eismassen völlig versperrt war und hinter denselben einen See bildete, dessen Durchbruch dann eine ueberschwemmung am Sel-su und am Muk-su zur Folge hatte, die namentlich im Thale des letztern viele Verheerungen anrichtete.

Otschanin meint, das ganze Thal des Sel-su sei wohl einst von einem Gletscher bedeckt gewesen. Das Wasser könne wohl eine schmale Schlucht mit fast senkrechten Wänden sich ausbohren, dann werde es diese aber auch zum größten Theile selbst einnehmen. Das Gegentheil davon aber, sagt er, sehen wir am Sel-su. Hier stehen die Felsen unter Winkeln von 60 bis 90° an, die Breite des Flußthals aber beträgt bis zu zwei Werst; die Wassermenge des Sel-su ist zu unbedeutend, um eine solche Ausspülung zu Wege zu bringen. Gletscherspuren freilich hat Otschanin in dem Thale nicht gefunden. Er erklärt dies zum Theil aus seiner Unbekanntschaft mit der Gletschernatur und empfiehlt das Quellgebiet des Muk-su der Aufmerksamkeit der Geologen.

Für die weitere geographische Untersuchung dieses Gebietes und der südlich davon gelegenen Theile des Pamir zwischen dem Tachta-forum-Paß und dem Jaschikul, wohl noch die unbekannteste Gegend ganz Mittelasiens, bezeichnet er als geeignetsten Annäherungsweg denjenigen über den Khykl-art-Paß und zur Kudara, weil man dort überall bequem mit Lasttheren durchkommen und während längerm Aufenthalts zu Gletschertouren u.s. w. die Thiere nahe dem Arbeitsfelde gut unterbringen kann.

Ursprung und Eintheilung der Madagassen[1]).

Daß ein großer Theil der Einwohner Madagaskars nicht afrikanischen, sondern malaiisch-polynesischen Ursprungs sei, wurde bereits früh erkannt. Die Uebereinstimmung der Sprache, vieler Sitten und Gebräuche, endlich die anthropologischen Merkmale deuteten darauf hin. Crawfurd's Ansicht, daß die Madagassen „Neger, aber Neger von einer eigenthümlichen Sorte seien", wird heute kaum noch beachtet, und wenn Stanuland Wake auf zwei, sage zwei Schädel hin, die ihm aus Madagaskar zugingen, die anthropologische Uebereinstimmung der Madagassen und Südafrikaner constatiren will, so ist dies eine durchaus unzulässige Forschungsweise. Sibree macht darauf aufmerksam, daß bei der hohen Verehrung, welche die Howas für ihre Todten und deren Gebeine haben, es kaum möglich ist, sich Howa-Schädel zu verschaffen, und daß diese auch jetzt noch in den Sammlungen fehlen. Feillleider, so allgemein in Afrika getragen, fehlten bei den Bewohnern von Madagaskar, welche nur gewebte oder geklopfte vegetabilische Stoffe trugen, und deren eigenthümlich gestaltete Blasebälge wohl in der malaiischen Inselwelt, nicht aber in Afrika wiederkehren.

Sibree nahm die Vokabularien in Wallace, „Malaiischer Archipel", zur Hand, welche neun Wörter in 59 verschiedenen Sprachen jener Region vergleichend darstellen, und er fand in jeder der neun Columnen madagassische Wörter vertreten, ja in vielen Fällen lag absolute Identität vor. Das madagassische afo, Feuer, war in 20; lela, Zunge, gleichfalls in 20; foky, weiß, in 30 Sprachen wiederzufinden. In der Liste von „117 Wörter in 33 Sprachen des malaiischen Archipels" sind madagassische Wörter in mehr als 80 oder fünf Siebentein aller wiederzufinden. Es beziehen sich diese Bemerkungen auf die Howa-Form des Madagassischen; wären die Küstendialekte Madagaskars dabei durchforscht, so würden sich sicher noch mehr Uebereinstimmungen nachweisen lassen.

Die Stämme an der Ostküste und in der Centralprovinz Imérina sind durch langen Verkehr den Europäern am besten bekannt geworden, und bei den Betsimisáraka der Ostküste nimmt Sibree sogar starke europäische Beimischung an, worauf ihm die auffallend hellere Hautfarbe derselben deutet. Desgleichen ist dort in Folge alter Ansiedelungen arabisches Blut in die Bevölkerung eingedrungen. Arabische Wörter in der Sprache, ja das Vorhandensein arabischer Bücher und Manuskripte beweisen das hinlänglich.

Am meisten gemischt sind wohl die Howas der Centralprovinz, deren Eroberungszüge sie nach allen Seiten hinführten, und die zahlreiche Sklaven von auswärts mitbrachten, deren Nachkommen die heutige Sklavenbevölkerung Imérinas ausmachen. Die Andrians oder Adeligen halten jedoch ihr Blut rein und heirathen nur unter sich.

Was die Sakalavas betrifft, die Leute des Westens und Nordens, so findet Sibree drei verschiedene Beimischungen bei ihnen: Araber, Inder von Bombay, deren Kleider, Schmuck, Musikinstrumente, Gebräuche an der Nordwestküste überall zu finden sind, und endlich Neger, die in großen Mengen von der afrikanischen Ostküste als Sklaven nach Madagaskar geführt wurden.

Daß sind die fremden ethnischen Elemente Madagaskars. Was nun die Eingeborenen selbst betrifft, so trifft man unter ihnen in Bezug auf den physischen Habitus, Hautfarbe, Gesichtstypus, Statur sehr große Abweichungen. Vom olivenbräunlichen Menschen, der nicht dunkeler als der Südeuropäer ist, findet man alle Farbenabstufungen bis zu einer sehr dunkelen, fast schwarzen Farbe. Ebenso sind

[1]) Nach Sibree, The Great African Island. London 1880.

Digitized by Google

Unterschiede im Haar: die hellen Leute haben schlichtes, langes, schwarzes Haar; die dunkelen dagegen kürzeres, mehr gekräuseltes, jedoch nicht negerwolliges. Indessen ist dies Verhältniß nicht konstant und findet sich auch das Umgekehrte, also z. B. helle Leute mit kurzem gekräuselten Haare. Die eigentliche Negerphysiognomie, wie wir sie uns mit prognathen Kiefern, wulstigen Lippen, weiten Nasenlöchern ꝛc. vorstellen, kommt auf Madagaskar bei den Eingeborenen nicht vor.

Die Madagassen lassen sich im Allgemeinen in drei große Gruppen bringen: die östliche, mittlere und westliche. Von diesen sind die Howas oder nördlichen Centralstämme und die Betsimisaraka oder östlichen Küstenstämme die hellsten; es folgen in der Farbenskala die Betsileo oder südlichen Central- und die Tanála oder östlichen Waldstämme, während die Sakalava an der Westseite als die dunkelsten den Beschluß machen. Die Statur aller ist etwas unter dem europäischen Mittelmaß, die Glieder sind wohlgestaltet, die Bewegung leicht und graciös. Unter den Andrians (Adligen) glaubt Sibree etwas größere Gestalten constatiren zu können. Der Kopf der Howas mit hohen Stirnen ist sehr wohlgebaltet; ihr Ausdruck ist sehr intelligent und bei manchen findet man schief gestellte Augen nach Art der Chinesen. Die Abbildungen, welche Ellis von ihnen giebt, erklärt Sibree für wohl gelungen.

Die Sakalava, wiewohl dunkeler als die Howas, stehen hinter ihnen körperlich keineswegs zurück und alle Beobachter schildern sie als hübsche, kräftige Leute. Unter den Betsileo findet man die größten Madagassen; ihre durchschnittliche Größe ist 6 Feet (1,83 m), die Weiber sind ein wenig kleiner. Alle die körperlichen Scheidungen, namentlich in Bezug auf die Hautfarbe, sind jedoch nirgends scharf zu nehmen, sondern allenthalben sind Uebergänge vorhanden, wenn auch die drei großen Abtheilungen in Ost-, Central- und Weststämme bestehen bleiben. Sprachlich kann man jedoch — soweit es bei der heutigen Kenntniß der Dialekte zulässig — nur zwei Abtheilungen machen und zwar stehen hier die Howas allen übrigen Stämmen gegenüber. Die Howas haben das nasale n der übrigen Bevölkerung nicht oder nur in schwachem Maße; jene lassen auch bei dreisilbigen Wurzeln die Endsilbe (ka, tra, na) fort und Wörter, die heute obsolet oder nur in ganz besonderm Sinne bei den Howas gebräuchlich, sind bei den übrigen Madagassen noch im allgemeinen Gebrauche. Daraus folgert Sibree, daß die Howas die spätesten Einwanderer auf Madagaskar sind; Traditionen unterstützen diese Ansicht; sie erzählen, wie die Howas die Bazimba verdrängten.

Obgleich die verschiedenen Stämme über die weite große Insel zerstreut und oft durch ausgedehnte unbewohnte Landstriche von einander getrennt sind, erscheinen sie dennoch in Bezug auf Sprache und Gebrauch sehr einheitlich. Die verschiedenen Dialekte, die sich heute aus der Originalsprache herausgebildet haben, sind theilweise durch den Gebrauch des „Fady“ oder des „Zu den Bann thuns“ einzelner Wörter und Namen entstanden, worüber wir später noch einige Mittheilungen bringen.

Was aber zunächst hier interessirt, ist die Frage: Wie gelangten die Madagassen aus den entfernten malaiischen Regionen auf die Insel? Daß die Malaye-Polynesier vortreffliche Seefahrer sind, ist längst bekannt, und ihre weite Verbreitung bis zur Osterinsel und bis Hawaii ist nur auf dem Wege der Schiffahrt möglich gewesen. Auch die Küstenbewohner Madagaskars sind heute noch vortreffliche Seefahrer. Wenig bekannt ist, daß die Leute des Nordwestens alljährlich Seeräuberzüge nach den Comoren unternahmen, und einer der Artikel des ersten Vertrages der Engländer mit Radama I. zielte auf die Unterdrückung dieser Piratenfahrten hin. Diese Züge erforderten ganze Flotten von Canoes, die stark bemannt waren.

Als 1805 die Portugiesen von Mozambique aus eine Corvette von 14 Kanonen gegen jene Seeräuber abschickten, fiel dieses in eine Windstille geratbene Schiff den Madagassen zur Beute. Im folgenden Jahre nahmen sie ein französisches Sklavenschiff. Weit draußen in der stürmischen See findet man oft die Madagassen in ihren mit Auslegern versehenen Canoes umherfahren, so daß man Mangel an nautischer Geschicklichkeit nicht bei der Beseedelungsfrage in Rechnung ziehen darf. Sibree meint auch, daß die Malediven, Chagos-Inseln, Admiranten, Seychellen und Maskarenen als Zwischenstationen gedient haben können; indessen machen wir darauf aufmerksam, daß diese Inseln bei ihrer Entdeckung durch die Europäer völlig unbewohnt waren, und daß auf keiner derselben bis heute Spuren früherer Bevölkerung nachgewiesen werden konnten.

Ueber den Zeitpunkt der Besiedelung Madagaskars vermögen nur Tradition und Sprache einige Auskunft zu ertheilen, da alle geschriebenen Denkmäler fehlen. Ueber die Traditionen der Küstenbevölkerung ist noch sehr wenig bekannt; die Howa-Traditiou berichtet aber, daß dieses Centralvolk von der Ostküste in seine heutigen Wohnsitze gelangte. Die gegenwärtige Herrscherin ist in der Reihe der Howa-Souveräne die Sechsundbreißigste der gut nachweisbaren; vor diesen erscheinen, wie überall, mythische Könige. Die Analogie der englischen Herrscherreihe zu Hülfe nehmend berechnet danach Sibree, daß die Howas etwa zur Zeit der normannischen Eroberung (11. Jahrh.) in ihre heutigen Sitze einwanderten.

Ein wenig mehr Licht erhalten wir bei der philologischen Betrachtung der Frage. Missionar C. Dahle hat im Antananarivo Annual eine Abhandlung über den Einfluß des Arabischen auf die madagassische Sprache veröffentlicht, aus welcher hervorgeht, daß das Vorhandensein arabischer Namen für die Monate und Tage entnommen von den Constellationen des Zodiacus und den Hauptsternen in diesen Constellationen einige Schlüsse zuläßt über die Zeit, wann der arabische Einfluß auf Madagaskar in dieser Richtung einzuwirken begann. Dahle findet ferner, daß dieses nicht vor dem neunten Jahrhundert der Fall gewesen sein kann, wahrscheinlicher aber viel später.

Soviel im Allgemeinen. Sehen wir uns nun die einzelnen Stämme ein wenig näher an, betrachten wir ihre ethnographische Vertheilung und die Anzahl.

Obenan unter allen madagassischen Stämmen stehen, sowohl was Civilisation und Intelligenz als auch politische Bedeutung betrifft, die Howas. Von ihren Wohnsitzen im Centrum der Insel aus beherrschen sie einen großen Theil des Innern, den ganzen Osten und einen Theil des Nordwestens. Früher bestanden sie aus zahlreichen kleinen politisch von einander unabhängigen Staaten, die bis in unser Jahrhundert hinein den Sakalaven des Westens tributpflichtig waren. Nachdem aber die Howas politisch geeinigt waren, gelangten sie zur Macht und Herrschaft. Unter Andrianimpoina, dem Vater Radamas I., begann die aggressive Politik der Howas; Radama (1810 bis 1828) setzte dieselbe kräftig fort; die Betsileo im Süden wurden unterjocht und Verträge mit den Engländern und Franzosen, sowie die Einrichtung der Armee nach europäischen Principien gaben Radama das nöthige Uebergewicht, um das Sakalawajoch abzuschütteln. Unter seinen Nachfolgern und Nachfolgerinnen kam das Christenthum zur Geltung und breitete sich die Macht der Howas mehr und mehr aus; sie verstehen zu herrschen, weil sie gehorchen können, und ohne Zweifel be-

Digitized by Google

sitzen sie ein verhältnißmäßig großes organisatorisches Talent. Seit 1861 regiert Königin Ranavalona II., welche das Christenthum einführte und bei der die englischen Missionäre großen Einfluß besitzen. Wenn der Wohnsitz der Menschen von wesentlichem Einfluß auf denselben ist, so darf nicht verkannt werden, daß das 1200 m über dem Meere liegende Hochland Imérina, der Wohnsitz der Howas, wesentlich günstig auf deren Entwickelung einwirkte und deren Ueberlegenheit theilweise mit bedingte.

Südlich von den Howas wohnen die Betsileo. Sie stehen in moralischer Beziehung wohl noch höher als jene und kommen ihnen in Bezug auf Industrie und Ackerbau gleich. Politisch sind sie jedoch von jenen abhängig und von Ramada I. unterworfen worden. Die Howa-Unterdrückung ist unter ihnen jetzt fest verwurzelt, das Heidenthum wurde abgeschafft, der Boden für die Wirksamkeit der Missionäre gebnet und überall Schulunterricht eingeführt.

Noch weiter südlich treffen wir auf die Bára, über die wir erst seit 1873 einige Kenntnisse besitzen. In jenem Jahre drang eine Howa-Armee bis zu ihnen vor, und 1876 wurden sie zum ersten Mal von englischen Missionären besucht. Sie bewohnen ein sehr ausgedehntes welliges Hochland, welches von hohen Gebirgen durchzogen ist, und scheinen das unciviliirtiefte aller Völker Madagaskars zu sein. Nicht einmal Werthwesser sind bei ihnen bekannt.

Oestlich von den beiden letztgenannten Stämmen, den Betsileo und Bára, verläuft der große Wald, welcher die Hochlande des Innern von den Tiefländen der Ostküste scheidet. In bewaldeten Haufen die Tanála, ein Waldvolk, wie der Name (ala = Wald) besagt. Von Süd nach Nord verbreiten sie sich über eine Strecke von mehr als 300 Kilometer; ihre Breitenausdehnung ist aber nur eine geringe. Die nördliche Abtheilung der Tanála unter dem in Ambohimanga residirenden Häuptling Ibóana erkennt die Howa-Herrschaft an.

Der erwähnte Waldgürtel theilt sich zwischen 17° und 21° südl. Br. in zwei Streifen, die ein breites, nur licht bewaldetes Thal einschließen, das als Ankay (von hay = Lichtung) bekannt ist. In ihm wohnt das als Tankay oder Bezanozano bekannte Volk, dessen Name in beiden Fällen „Leute der Waldlichtung“ bedeutet. Sie sind die Vermittler des Verkehrs zwischen der Ostküste und dem Hochlande im Innern und den Howas unterworfen.

Nördlich von ihnen, gleichfalls noch innerhalb der beiden Waldgürtel, gelangen wir zu den Sihánaka, dem Seevolke, in deren Gebiete der größte Landsee Madagaskars, der Alaotra, liegt. Das größtentheils sumpfige Land deutet auf eine einstige größere Ausdehnung des Sees. Nur nach heftigen Kämpfen im Anfange unseres Jahrhunderts vermochten die Howas der Sihánaka Herr zu werden.

Das eigentliche Volk der Oststufte, zwischen dieser und dem Waldgürtel wohnend, sind die Betsimisáraka. Es ist dies eigentlich ein Sammelname für verschiedene Küstenstämme, den die Europäer aufbrachten, da sie mit den Betsimisáraka im Hafen Tamatave zuerst in Berührung kamen. Zu ihnen rechnet man also die Betanimena, die Taimoro, die Taifaka, die Tanofy und die Tandroy an der äußersten Südspitze am Kap St. Marie. Alle sind von den Howas unterworfen, welche Militärposten im Lande errichteten, von denen aus zugleich Missionäre für die Christianisirung wirken.

Unter Sakalava versteht man schließlich die sämmtlichen Stämme des Westens der Insel. Sie greifen jedoch auch nach der Süd- und namentlich nach der Nordspitze über. Aus einer ganzen Reihe von kleineren Stämmen zusammengesetzt, trennt man sie jetzt in südliche Sakalaven oder jene von Menabe, und nördliche oder jene von Iboina. Der Hauptname stammt von dem Fülfschen Sakalava, an welchem ein kriegerischer Clan saß, der einen Stamm nach dem andern unterwarf und zuerst das Reich Menabe, dann das Reich Iboina gründete, beide beherrscht von Sakalavahäuptlingen. Mehr als 170 Jahre lang waren diese Weststämme die mächtigsten der Insel; sie erhielten europäische Waffen von Nordwesten her und machten selbst die Howas tributpflichtig, bis diese, wie erwähnt, unter Radama I. das Joch abwarfen. Letzterer heirathete die Tochter des Sakalavafürsten von Menabe und gelangte dadurch auch zur Herrschaft über den Westen. Allein oft genug erhoben sich die Sakalaven gegen das Howa-Joch und nur, wo diese Militärposten stehen haben, ist ihre Herrschaft eine gesicherte. Christenthum und Civilisation haben unter den Sakalaven noch keinen Eingang gefunden.

Sibree behandelt alsdann „die Spuren einer Urbevölkerung vor der Malaiischen Einwanderung“. Es liegt darüber mehr Traditionelles und Sagenhaftes als Thatsächliches vor, und spricht Sibree sich nirgends darüber aus, zu welcher Race die muthmaßliche Urbevölkerung gehört haben könne. Bei der abgesonderten Stellung, welche Madagaskar in botanischer und zoologischer Beziehung einnimmt, und der durch Strömung erschwerten Verbindung mit dem afrikanischen Kontinent ist es übrigens nicht unbenkbar, daß in den frühesten Zeiten selbst eine so große Insel vor der Malaien-Invasion unbewohnt war.

Sibree meint dagegen, daß in der Thal Spuren einer Urbevölkerung vorhanden; sie seien aber sehr dürftig und oft von Fabeln nicht zu unterscheiden. In Imérina, der Centralprovinz der Howas, zeigt man die „Gräber der Vazimba“, über die Hochebene zerstreute Steinhaufen, die vom Volke mit abergläubischer Angst betrachtet werden. Diese Furcht ist auch die Ursache, daß man die „Gräber“ bisher nicht öffnen durfte. Die Tradition erzählt jedoch Mancherlei von den Vazimba, nennt sogar die Namen ihrer Häuptlinge und beschreibt sie als kleine Leute mit langen Schmalköpfen. Sie kannten das Eisen nicht und flüchteten vor den überlegenen Howas. Nach Guillain sollen im Sakalava-Lande, zwischen den Flüssen Manambolo und Tsiribihina, sich noch Spuren dieser Aboriginer finden. Genaues ist darüber nicht bekannt. Auch die südlichen Völker kennen „Vazimba-Gräber“. Bei ihnen sind sie jedoch Kreise im Gras, wo Opfer, um Krankheiten zu verhüten, dargebracht werden.

Auf die französischen Berichte aus dem vorigen Jahrhundert über das Zwergvolk der Kimos oder Quimos, das nordwestlich von Fort Dauphin hausen soll, heller als die Madagassen ist und wollige Haare hat, scheint Sibree nicht viel zu geben. Doch erwähnt er, daß jener Landstrich auf 22° südl. Br. von Europäern noch nicht erforscht sei. Der Graf von Modave, 1768 bis 1770 Gouverneur von Fort Dauphin, beschreibt ein 3 Fuß 7 Zoll hohes Kimoweib.

Sage Berichte von einem Stamm Kalio oder Behosy hat der Missionär Cousins im Antananarivo-Jahrbuch 1875 mitgetheilt. Sie wohnen eine Wochenreise westlich von der Hauptstadt in Wäldern, leben von Honig, Aalen und Lemuren, sind schwarz, den Sakalava ähnlich und springen wie Affen in den Bäumen umher. Gefangen sterben sie vor Furcht.

Unglücklicherweise, meint Sibree, seien die Landschaften, in denen Vazimba, Kimo und Behosy leben, von Europäern noch nicht erforscht worden. Hier bleiben also noch ethnographische Räthsel zu lösen.

Digitized by Google

Auch der Frage nach Anzahl und Vertheilung der Bevölkerung Madagaskars tritt Sibree näher, was um so wünschenswerther, als hier bekanntlich sehr weit von einander abweichende Angaben vorliegen. Im Allgemeinen ist die Insel sehr dünn bevölkert und große Strecken fruchtbaren Landes sind ganz unbewohnt. Die seltsamen Heirathen, das übliche Geschlechtsleben, der Kindermord, die Sklavenausfuhr, die Tangina-Ordalien, die Pocken, Malariafieber und langanhaltende Kriege der Stämme unter einander verhinderten das Anwachsen der Bevölkerung.

Ellis in seiner History of Madagascar schätzte die Einwohnerzahl auf 4 450 000, Oliver (1868) auf 5 300 000, Mullens (1875) ging auf 2 500 000 herunter. Sibree meint, die Wahrheit liege in der Mitte, und nimmt zwischen $3^1/_2$ und 4 Millionen an. Die Centralprovinz Imerina ist am dichtesten bevölkert. Nur wenig große Städte sind vorhanden. Antananarivo hat 100 000, Fianarantsoa, die Bestfleckenhauptstadt, 5000 Einwohner, der Handelshafen Tamatave an der Ostküste hat zwischen 6000 und 7000, der Hafen Modschanga an der Nordwestküste 14 000 Einwohner.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der österreichisch-ungarische Lloyd hat beschlossen, schon im kommenden Oktober anstatt, wie beabsichtigt war, erst im Jahre 1882) seinen ersten Dampfer nach Hongkong abgehen zu lassen und von da an die Chinafahrten mit den für Singapur bestimmten Dampfern fortzusetzen. Man hofft, daß namentlich Industrielle der Glas-, Papier- und Zündwaarenbranche, sowie einige Brauereien schon den ersten Dampfer zu Probesendungen benutzen werden.

— Neue Straßenanlagen im Kaukasus. Behufs Vermehrung der noch wenig zahlreichen Verbindungen über den Kamm des Kaukasus hinweg haben in den letzten Jahren vielfach Rekognoszirungen stattgefunden. Im Herbst 1879 sind für zwei neue Straßen diese vorläufigen Untersuchungen zum Abschluß gekommen. Die eine soll aus dem kubanischen Bezirke über den Paß Dombai-Ulgen in das Gebiet von Suchum führen. Der Paß liegt in 2005 m (6847 Fuß) Meereshöhe 92,25 Werst von Suchum, dieser Stadt näher und etwa 1000 Fuß niedriger wie die übrigen in Frage gekommenen Pässe. Von Norden wie von Süden führen schon Straßen ziemlich nahe an den Fuß des Passes, und die Umwandlung des Dombai-Ulgen in eine fahrbare Straße bietet, dem Berichte des Herrn Kuzowlew zufolge, weder bedeutende technische Schwierigkeiten, noch wird sie besonders kostspielig sein. In derselben Richtung führte schon in alten Zeiten eine Straße über den Kaukasus; auf dem Nordabhange im Thale der Teberda haben sich auch noch Spuren davon erhalten.

Eine zweite Straße soll von Grosny nach Tiflis geführt werden. Hier ist schon, im Norden angefangen, ein Fahrweg vorhanden von Grosny bis zum Fort Gwodsimowsk, dann wird der Weg auf dem linken Ufer des Argun bis zur Worte Anator führen, hier auf das rechte Ufer übergehen und auf diesem die Paßhöhe gewinnen, die barometrisch auf 9000 Fuß über dem Meere bestimmt worden ist. Auf dem Südabhange geht der Weg in Zickzackwindungen hinab zur Pscha-Aragwa und auf dem linken Ufer dieses Flusses zum Dorfe Schinwany, wo die Straße von Tionety auf einer Brücke über den Fluß führt. Auf dem rechten Ufer der Großen Aragwa wird der Weg dann weiter geführt bis zu der Andrejew'schen Mühle, wo sie in die Grusinische Militärstraße einmündet. Von Schinwany bis zu der genannten Mühle (3 Werst) ist der Weg schon mit Karren befahrbar und mit leichter Mühe für Verkehr von Wagen einzurichten. Von den übrigen 112 Werst des neu projektirten Weges sind etwa 68 Werst auf erdigem Boden, 44 Werst aber auf Felsgrund anzulegen; letztere namentlich auf der Nordseite des Passes; der Südabhang ist erdig und, trotz der Erhebung von 8000 Fuß, fast bis zur Paßhöhe hinauf mit Wald bedeckt. Schneeverwehungen sind deshalb nicht zu fürchten. Auch auf der Nordseite war in dem jetzigen schneereichen Winter die Verbindung auf dem Wege bis zum Fort Gwodokimowsk nicht ein einziges Mal unterbrochen. Der Bau dieser Straße wird theuer sein, ist aber dadurch erleichtert, daß das Baumaterial, namentlich Holz und Steine, an Ort und Stelle sich vorfindet.

Von Tiflis südwärts nach Alexandropol soll neben der schon bestehenden Straße über Delischan eine neue direkte chaussirte Straße angelegt werden. (Nach dem Kawkas.)

— Die Dampfschiffahrt auf den Flüssen des Ob-Systems. Die wichtigste der befahrenen Linien ist diejenige von Tjumen nach Tomsk auf den Flüssen Tura, Tobol, Irtysch, Ob und Tom, die vom Mai bis Oktober offen ist. Weniger Bedeutung hat die Fahrt den Irtysch aufwärts bis Semipalatinsk; auf dem Ob abwärts bis Obdorsk und bis zur Insel Pukow; den Ob aufwärts bis Barnaul und Bijsk; auf dem Ob in dem Tschulym bis zum Dorfe Bersjus und bis Atschinsk in Ostsibirien; endlich auf der Tura und ihrem Nebenflusse, der Niza, bis Irbit. Regelmäßig und während der ganzen Schifffahrtszeit betrieben wird nur die Linie von Tjumen nach Tomsk mit den Zwischenstationen Tobolsk, Surgut und Narym. Die Fahrten auf dem Ob über die Mündung des Tom aufwärts bis Barnaul und Bijsk sind nur während der ersten Hälfte der Schifffahrtszeit möglich, später nur, wenn zufällig Hochwasser eintritt. Auf dem Irtysch, oberhalb Tobolsk bis Omsk und Semipalatinsk, wird ebenfalls nur in der ersten Hälfte der Schifffahrtsperiode ohne Unterbrechung gefahren; nach dem Ablaufen der Frühjahrswasser wird die Bewegung der Dampfer fraglich und oft unmöglich. Nach Angabe der Schiffsführer ist der Wasserstand im Ob-System sehr wechselvoll. In Jahren mit niedrigem Wasser müssen die Waaren oft in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden; es ist sogar vorgekommen, daß wegen der Unmöglichkeit des Wasserraumportes Waaren von der Mündung des Tom aus durch Landfuhrwerk nach dem 60 Werst entfernten Tomsk gebracht werden mußten. Im Jahre 1870 sank im Tobol, 80 Werst von Tobolsk, das Wasser bis auf 2 Fuß Tiefe, in den beiden folgenden Jahren von Ende Juli bis September auf $2^1/_2$ Fuß Tiefe. Auf dem Tschulym bis Bersjus und Atschinsk, sowie auf der Tura und Niza nach Irbit ist mehr nur zu einer Reise im Frühjahr möglich. (Nach Jenis. Gubern. Wjedom.)

Afrika.

— A. v. Couring, Marroco, das Land und die Leute. (Berlin, G. Hempel, 1880.) Das Buch beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Land und Leute, die eine Anzahl der sonderbarsten Sätze enthalten. So heißt es auf S. 1: „Die Ausdehnung der Küsten beträgt ungefähr 400 km

Digitized by Google

im Mittelländischen Meere und 900 km im Atlantischen Meere; auf der Ostseite (!) nimmt man ungefähr 250 km an." Oder auf S. 2: „Das ganze nördliche Afrika, mit einziger Ausnahme der großen Ebene der atlantischen Küste zwischen dem 32. und 36. Breitengrade, zeigt überall denselben geodätischen (!) Anblick: es ist ein hoher Gebirgsland, gebildet aus Erhöhungen, welche mehr oder weniger parallel mit der Küste des Mittelländischen Meeres laufen." Oder auf S. 5: „Der ganze Küstenstrich ist einem gemäßigten Mittbeete (!) ähnlich, woselbst, und oftmals bei Negernmangel, bennoch alle bekannten (!) Pflanzen wachsen und gedeihen." Verbreitere Beschreibungen lassen sich wohl kaum erfinnen, und an solchen Dingen ist das Buch nicht arm: Es soll Tit. der Nachsmenschlichkeit zu Liebe, von Titus gegründet sein (S. 77); der Name Rif erscheint noch immer als Riff; wo von den Sprachen Afrikas gesprochen wird, kommt so manche Sonderbarkeit zu Tage. Während der Autor wiederholt über die „erstaunliche Gemüthlichkeit und Unkenntniß" der Kartographen eifert, welche Süd, Tafilet und Wed Nun zu Marokko rechnen, giebt der Autor selbst auf S. 193 an, daß in Tafilet der Sultan von Marokko ein Drittel seines Besitzes aufbewahre, woraus doch wohl geschlossen werden darf, daß er dort eine gewisse Autorität ausübt. Und wenn er sagt: „Tafilet, über das nur wenig bekannt ist, da nie ein Christ es betreten darf," so ist daran zu erinnern, daß Rohlfs den Ort in den Jahren 1862 und 1864 besucht hat.

Herrn v. Conring's Reise, im Krupp's Auftrag unternommen, hatte den Zweck, die industriellen und kommerziellen Verhältnisse in Marokko an Ort und Stelle zu untersuchen; was er in dieser Hinsicht mittheilt, erscheint uns, so viel wir darüber zu urtheilen vermögen, weit gebotteicher und der Beachtung mehr werth, als seine sprachlichen, historischen, geographischen u. s. w. Exkurse. Er malt freilich mit sehr düsteren Farben; aber das zu schenßlichen Unthaten verlockende Protektionssystem (S. 66), die Willkür und Grausamkeit der Regierenden, des Sultans an der Spitze (S. 227), die Unzuverlässigkeit im Handel scheinen in der That keine Grenze zu kennen, auch wenn man einen Theil des abfälligen Urtheils des Autors auf seinen Richterstolz in kommerziellen Dingen schiebt. Ebenso stimmen wir ihm bei, wenn er dagegen eifert, Abgesandte solcher barbarischen Nationen in Europa als unseres Gleichen zu behandeln. Wollte ihm doch einer von der 1877 nach Berlin geschickten Gesandtschaft wiederholt seinen dort erhaltenen preußischen Orden verkaufen! Mit größter Offenheit wird auch das Verhalten der fremden Konsuln und Residenten besprochen, sowie der von England ausgeübte schlechte Einfluß. Freunde dürfte sich der Verfasser in Marokko schwerlich mit diesen Enthüllungen erwerben, aber für jeden, der dortihn geschäftliche Beziehungen unterhält oder solche anknüpfen oder dort reisen will, dürften die mitgetheilten Personalia manchen guten Wink enthalten; ebenso das Bereichnniß der Dampfschiffahrten (S. 24), das Kapitel über Geld, Maße, Gewichte, Preise, Löhne und Abgaben (S. 236) und noch manche andere der hier und da zerstreuten Notizen.

Die dem Buche beigegebene Karte enthält nichts Neues; die zweite Beilage, den Lambert'schen Plan der Stadt Marokko, hat der Verfasser selbst durch Anfnahme der nächsten Umgegend vervollständigt.

— Madagassische Namen. Deren Länge wird den gebildeten Bokalen ist gewiß allen Lesern aufgefallen und vergeblich bemüht sich ein Europäer, solche zehn- und zwölfsilbige Namen seinem Gedächtniß einzuprägen. Z. B.

Rauvonimahitriniarivo,
Rainivoninahitrinieny,
Rabodomanbrianampoinimerina.

Der vorletzte dieser Namen war, wie wir aus Sibree's Werk über Madagaskar ersehen, der Name des frühern Premierministers und der letzte war der „heilige Name" der berühmten Königin Ranavalona. Diese Namen sind natürlich zusammengesetzte Wörter und werden verständlich, wenn man sie zerlegt. Der erste der angeführten bedeutet, abgesehen von dem Na, „der Ruhm von Taulend", der zweite „der Vater des Ruhms des Klusses" und der dritte „das Kind des Andrianampoinimerina", welcher letztere Name wiederum bedeutet: „der Fürst im Herzen von Imerina."

Familienmamen giebt es auf Madagaskar nicht und da es überhaupt nur wenig verschiedene Namen giebt — Rakoto, Ranaivo, Raivo, Rasoa sind häufiger als bei uns Müller und Schulze —, so ist es oft sehr schwer, eine Person zu identificiren. Um sie daher zu unterscheiden, greifen die Madagassen zu dem umständlichen Mittel, die Leute nach ihren Vätern, Brüdern, Söhnen, nach ihrem Geschäft oder ihrem Amt zu benennen. Was das sich stets wiederholende Präfix „Ra" betrifft, so dient es zur Namenbildung überhaupt. Wird es vor irgend ein Wort gesetzt, so entsteht dadurch ein Name. Man setzt es vor Thier- und Pflanzennamen und erhält so einen Eigennamen. Die zwei Edlen, welche Radama I. nach England schickte, hießen: Ra-Boalavo und Ra-Totozy, Ratte und Maus. „Rainī", auch häufig vorkommend, bedeutet: „Vater des". So heißt z. B. ein Mann Rafoto; er bekommt ein Mädchen, das Rasoa genannt wird, und sofort heißt er nun Rainisoa, Vater der Soa. Ein Verfahren, das bei Naturvölkern nicht selten ist. Seit die Howas vor etwa zehn Jahren das Christenthum angenommen haben, sind durch die Missionäre biblische Namen unter ihnen eingeführt worden. Johannes und Jonas werden, leicht verändert, bevorzugt. Auch dem ersteren wird Rajoanina und auch dem letztern Rajona. So finden wir noch Samuel, Daniel, Joseph, Japhet, Zacharias als Rasamiela, Radaniela, Rajoseta u. s. w. Von biblischen Weibernamen ist bloß Maria angenommen worden, woraus Ramariaveo entstand. Neuerdings haben die katholischen Missionäre begonnen, die Heiligennamen bei der Taufe einzuführen und den ganzen Kalender nach Madagaskar versetzt. Die Protestanten taufen dagegen noch auf die alten heimischen Namen. Es ist eben eine Uebergangszeit, die sich auch in den Namen ausspricht, wobei oft ganz wunderliche Bildungen vorkommen, wie Ramosbazaha, welches aus dem Präfix Ra, mosé (französisch monsieur) und dem einheimischen vazaha (Meister, Mann) besteht und etwa „Herr, Monsieur, Weißer Mann" übersetzt werden kann.

— Das Haus als Sonnenuhr. Auf Madagaskar werden, wie wir durch Sibree erfahren, die Häuser genau nach den Himmelsgegenden orientirt gebaut. Zu Folge dessen bezeichnen die Madagassen alle Dinge im Hause nach dem Kompaß und gebrauchen keineswegs „rechts" und „links". Dinge, die auf dem Tische liegen, werden auch danach benannt und man verlangt z. B. das Messer, das im Süden auf dem Tische liegt.

Da nun Uhren noch sehr selten auf Madagaskar sind und die Bauart, Lage und Stellung des Hauses überall gleich und nach der Schablone ist, so bezeichnet man die verschiedenen Stunden des Tages nach den Theilen des Hauses, welche die Sonne in ihrem Laufe von Oft nach West berührt. So heißt neun Uhr mitatao haratra, „das kommen (der Sonne) über den Unterbalken (des Daches)". Mittag ist mitatao vovonana, „das Kommen über die First", d. h. wenn die Sonne senkrecht steht, ebenso wie sie um 9 Uhr unter einem Winkel von 45 Graden steht. Um 1 Uhr nun ist es mitaidik'andro, „das Hereinsacken des Tages", weil dann die Sonne, bereits etwas sinkend, etwas in die offene gegen Süden gelegene Thür hereinguckt. Um 2 Uhr heißt die Zeit ampitotoam-bary, „am Platze, wo der Reis gestoßen wird", weil die dann weiter sinkende Sonne mit ihren Strahlen im Innern des Hauses die Stelle erreicht, wo jenes Geschäft vorgenommen wird. 3 Uhr ist ampamatorianjanak'omby, „am Platze, wo das Kalb angebunden wird". Das ist der Mittelpfosten, wo diese Thiere des Nachts angefesselt sind. ½5 Uhr heißt tafapaka, „berührt", weil dann

Digitized by Google

die Sonnenstrahlen die westliche Mauer des Hauses erreichen.

Australien.

— Die Bevölkerung sämmtlicher australischer Kolonien am 31. December 1878 wird officiell auf 2 603 122 Seelen angegeben. Am 30. Juni 1879 berechnete man dieselbe für Victoria auf 887 434 (482 769 männliche, 404 665 weibliche), für Neusüdwales auf 712 919 (396 625 männliche, 315 394 weibliche), für Südaustralien auf 255 148 Seelen, für die übrigen Kolonien liegen nur die Zahlen vom 31. December vor; danach hatte Queensland 210 510, Westaustralien 28 166, Tasmanien 109 947 und Neuseeland (ohne die Maori) 432 519 Einwohner. Nirgends sind die Eingeborenen mit eingeschlossen. Die meisten Heirathen im Verhältniß zur Bevölkerung wurden in Südaustralien abgeschlossen, nämlich 9,47 pro Tausend, die wenigsten in Westaustralien, nämlich 6,80 pro Tausend. Die Zahl der Geburten erreichte die Höhe von 90 731, der Todesfälle von 38 170, so daß sich ein Ueberschuß von 52 561 herausstellte. Zu diesem natürlichen Zuwachs gesellte sich der durch Einwanderung von 43 827 Seelen (13 911 Einwanderer und 95 184 Auswanderer), so daß ganz Australien im Jahre 1878 einen Bevölkerungszuwachs von mehr als 96 000 Seelen erhielt. Dabei ist zu bemerken, daß während alle anderen Kolonien durch Einwanderung gewannen, Westaustralien im genannten Jahre 149 Personen verlor. Die Einnahmen der Kolonien blieben erheblich hinter den Ausgaben zurück; die ersteren beliefen sich auf 17 353 164 Pf. St., die letzteren auf 18 409 752 Pf. St., alle außer Queensland und Tasmanien überschritten ihr Einkommen. Das höchste Einkommen pro Kopf der Bevölkerung, 9 Pf. St. 17 Sch. 8½ P., hat Neuseeland, das niedrigste, 3 Pf. St. 10 Sch. 4¾ P., Tasmanien. Ebenso kommt bei den Ausgaben die höchste Quote, 10 Pf. St. 7 Sch., auf Neuseeland, die niedrigste, 3 Pf. St. 9 Sch. 2½ P., auf Tasmanien. Die Staatsschulden aller Kolonien beliefen sich auf 67 515 401 Pf. St.; Neuseeland allein schuldete deren 22 608 311 Pf. St., also über 52 Pf. St. pro Kopf, in Queensland betrug die Schuld über 42 Pf. St. pro Kopf. Die Gesammteinfuhr belief sich auf 50 545 966, die Ausfuhr auf 44 196 737 Pf. St.; von dem ersten Werthe fallen über, von dem letzteren nahezu ⅔ auf die beiden Kolonien Victoria und Neusüdwales. In alle Häfen aller Kolonien liefen ein 8499 Schiffe von 3 909 920 Tonnen, es liefen aus 8367 Schiffe von 3 790 632 Tonnen. Die Länge der Eisenbahnlinien im Betrieb hatte 3978¾ engl. Meilen erreicht, im Bau waren 1159¾ engl. Meilen; es waren 25 515½ engl. Meilen Telegraphenlinien mit 40 501½ engl. Meilen Drähten dem Verkehr übergeben und 1229¼ engl. Meilen im Bau. Von den Gesammtareal, das auf 1 980 497 600 Acres berechnet wurde, waren im Ganzen in Privatbesitz übergegangen 73 996 736 Acres, so daß nach 1 912 500 864 Acres zur Disposition standen. Unter dem Pfluge befanden sich 1878 bis 1879 schon 5 892 381 Acres, wovon nahezu die Hälfte, 2 576 321 Acres, mit Weizen bestellt waren. Der Ernteertrag ergab 26 Mill. Bushel Weizen, 12 Mill. Bushel Hafer, 6 Mill. Bushel Mais, 1,6 Mill. Bushel Gerste u. s. w. Der gesammte Viehstand erreichte die Zahl 70 293 747, nämlich 1 609 878 Pferde, 7 402 659 Rinder, 61 066 100 Schafe und 815 110 Schweine.

— Die Kaninchenplage ist bekanntlich in Australien und Neuseeland so universell geworden, daß es fast zur Frage steht, ob für die Zukunft die Kaninchen oder die Squatter die Herren der Weidetriften sein sollen. Aber auch die aus Europa importirten Sperlinge, welche man längere Zeit unter den Schutz besonderer Gesetze gestellt hatte, machen sich jetzt in Australien so breit, daß man allen Seiten bittere Klagen über die sogenannte „Sperlings-Pest“ einlaufen. So haben sie im letzten Jahre ganze Felder von Gerste so gut wie verheert und dadurch den Farmern das Einheimsen erspart.

— Die Eastern Extension Telegraph Company, welche die Legung eines zweiten Kabels von Singapur über Banjoewangi auf Java nach Port Darwin in Nordaustralien kontraktlich übernommen hat, hatte im December 1879 die erste Strecke von Singapur nach Banjoewangi vollendet. Die zweite und letzte Strecke bis Port Darwin wird in nächster Zeit fertig sein. Es soll dann ein Tag- und Nachttelegraphendienst zwischen Australien und Europa eingeführt werden.

— Der Dampfer Strathleven verließ am 6. December 1879 Sydney, um unter anderen eine Ladung Fleisch von 475 Schafen und 50 Ochsen, welches vermittelst des sogenannten Bell-Coleman-Apparats in gefrorenen Zustand versetzt war, nach London zu befördern. Gelingt der Versuch (wie er es ist), so fallen von Australien aus mehrere Dampfer mit viel größerer Fleischfracht regelmäßig auf England expedirt werden.

— Südaustralien wurde Ende December vorigen Jahres wieder einmal von Myriaden von Heuschrecken heimgesucht. Glücklicher Weise traf deren Besuch so spät ein, um der Ernte noch erheblich schaden zu können.

— Alexander Forrest wurde auf seiner letzten großen Entdeckungsreise auch von zwei Eingeborenen, genannt Dauer und Tom Pierre, begleitet. Bemgleich die ganze Gesellschaft sehr viel zu leiden hatte und in erschöpftem Zustande das Northern Territory erreichte, so scheint doch für die beiden Eingeborenen die Last der Strapazen und Entbehrungen zu groß gewesen zu sein. Während Dauer schwer erkrankt in Albany, Westaustralien, darnieder liegt, starb Tom Pierre im Oktober bald nach seiner Rückkehr. Der letztere war der ständige Begleiter des Gebrüder Jahn und Alexander Forrest auf ihren berühmten Reisen und hatte sich immer als ein sehr nützliches und treues Mitglied der Expeditionen erwiesen. Alexander Forrest ehrte sein Andenken auf einem öffentlichen Meeting in Perth durch warme Worte der Anerkennung.

Arktisches Gebiet.

— In Italien beschäftigt man sich mit dem Projekte einer Südpol-Expedition, und der König selbst interessirt sich für dasselbe. Er beauftragte den Schiffslieutenant Bove, welcher eben an der Nordenskjöld'schen Umschiffung Asiens theilgenommen, den Schiffsbauinspektor Mattei und den Admiral Saint Bon mit der Ausarbeitung der Pläne für ein starkes, dem Drucke der polaren Eismassen Widerstand leistendes Schiff.

Inhalt: Alfred Honette's Besteigung des Fusi-Yama. II. Deutsch von F. Hilgendorf. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Otto Schütt: Der Kaiserin-Augusta-Fall in Westafrika. (Mit einer Figur.) — Otschanin: Im Quellgebiet des Muk-fu. — Ursprung und Eintheilung der Madagassen. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaktion 25. April 1880.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

I.

Das Nosairier-Gebirge, welches eine durchschnittliche Höhe von 900 m erreicht, erhebt sich zwischen dem Libanon und dem Dschebel Akrâd oder Akra, dem Kasios der Alten, der Küste parallel. Vom Libanon wird es durch das breite Thal des

Die Ebene von Latakieh (Laodikia). (Nach einer Photographie.)

Nahar el Kebir (d. h. Großer Fluß), der in alten Zeiten Eleutheros hieß, geschieden, vom Dschebel Akra durch den Gießbach Muhameltein; gegen Osten fällt es senkrecht zum Thale des Orontes (el-Asi der Araber, d. h. der widerspenstige,

Digitized by Google

rebellische) ab, während es vom Mittelländischen Meere durch eine zwei bis drei Wegstunden breite Ebene getrennt wird. Verschiedene Theile dieses Gebirgslandes sind früher von dem französischen Gelehrten Guillaume Rey und dem Lieutenant Walpole besucht worden; keiner von beiden aber richtete sein Augenmerk auf die Anthropologie der Bewohner, welche sich doch auf den ersten Blick von allen Stämmen in der Runde unterscheiden und deshalb ein ganz besonderes Interesse erwecken müssen. Dasselbe wird noch erhöht durch den ihnen zugeschriebenen wilden Charakter, das Geheimnißvolle ihrer Religion, die Zähigkeit und Thatkraft, mit welcher sie ihre Nationalität und Unabhängigkeit gegen alle fremde Eroberer vertheidigt haben und noch zu vertheidigen wissen. M. Cahun beabsichtigte deshalb, diese blonden Leute mit hellen Augen, die sich so scharf von den Arabern, Türken, Maroniten, Kurden u. s. w. abheben, zu besuchen und Nachforschungen über ihren Ursprung, ihre Sitten und Gebräuche und über ihre anthropologischen Merkmale anzustellen. Aber es ist nicht leicht, zu ihnen zu gelangen. Schon der älteste mohammedanische Reisende, der die Nosairier erwähnt, erzählt zu Beginn des 14. Jahrhunderts, daß sie die Stadt Latakieh eroberten und ausplünderten. Im 16. Säculum spricht der Franzose Thévet von den Gefahren, welche den Reisenden auf der Straße zwischen Tripolis und Latakieh von ihnen drohten, und Walpole schreibt über den Besuch, den er ihnen im Jahre 1851 abstattete: „Als ich nach dem Gebirge abreiste, gab es in Latakieh keinen Menschen, der nicht vollkommen überzeugt war, daß ich einem sichern Tode entgegen reiste. Kein einziger Einwohner der Stadt hatte sich jemals zu ihnen gewagt, und ihr Land war für sie eine wahre terra incognita.“ Als Cahun zum ersten Male Latakieh besuchte, fiel ihm das angenehme Aeußere und die stolze Haltung einiger Nosairier auf dem dortigen Markte auf; was man ihm aber von ihnen erzählte, war keineswegs

Der Norden des Nosairier-Gebirges in Syrien.

Vertrauen erweckend, und in Beirut rieth man ihm dringend ab, sich in ihre Berge zu wagen, erzählte viel von ihren Schandthaten, vermochte aber sonst wenig oder gar nichts Zuverlässiges über sie zu berichten.

Endlich traf Cahun einen Christen, der in der Nähe von Latakieh in einem Dorfe mit gemischt christlicher und Nosairier-Bevölkerung geboren war und früher mit den Beduinenwohnern Handel getrieben hatte. Derselbe hieß Mahjub Ben-Dumat, hatte den Franzosen bei ihrer syrischen Expedition als Führer gedient, später den Konsul Outrey nach Japan und Amerika begleitet und war auch mit Favre und Maudrot in Cilicien gewesen (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 71, 231, 283). Er übernahm die Führung und stellte die nöthigen Zelte, Reitpferde und Maulthiere. Am 7. Oktober verließ Cahun Beirut. Ihn begleiteten außer dem Führer zwei junge Tscherkessen, Saïch und Rustem, die er halbverhungert in Messina getroffen und mitgenommen hatte, zwei mohammedanische Maulthiertreiber Osman und Ahmed und der Koch Tammuß, ein Christ, die Mehrzahl von diesen Leuten wohl bewaffnet. Am Nachmittage des sechsten Tages erreichten sie von Süden her das erste Nosairier-Dorf, el Mentar, einen in die Ebene vorgeschobenen Vorposten, mit dessen Einwohnern und ihrem Dorfälteſten sich der Reisende sofort auf den besten Fuß zu stellen wußte. Ohne Unfall erreichte die Gesellschaft Latakieh; nur unterwegs, in Banias, begegnete sie türkischen Soldaten, welche in einem Gefechte mit den Nosairiern einige Leute verloren hatten und sich in Unordnung zurückzogen. In Latakieh schlug Cahun sein Zelt in dem Garten eines maronitischen Geistlichen, eines Verwandten seines Führers Mahjub, auf, wurde von dem französischen Konsul Geofroy, einem Freunde der Nosairier, aufs Beste empfangen und machte bald nähere Bekanntschaft mit einem nosairischen Häuptlinge Gandschu. Geofroy gab ihm einen seiner Untergebenen mit,

Digitized by Google

Abu Selim, der in einem Nosairier-Dorfe in der Ebene ansässig war, und diesen wieder begleitete sein Sohn Selim, der französisch sprach.

Der Weg in die Berge, welchen sie einschlugen, führte zuerst südwärts über den Leichenacker der Stadt und die mit Gestrüpp bewachsene Ebene; dann biegen die Thiere mit dem Gepäcke links ab nach der Brücke über den Nahar el-Kebir, während die Uebrigen geradeaus reiten, um den Fluß zu durchfurthen und zuletzt gleichfalls die Richtung nach Südosten nach den Bergen zu nehmen. Zwei Bodenwellen, mit Myrthen und Ginster bewachsen, werden überschritten, darauf eine dritte, höhere, worauf man in ein reizendes kreisrundes Thälchen niedersteigt. Etwa 1 km zur Linken liegt am Abhange das Dorf Senobar und dicht zur Rechten fließt zwischen senkrechten 4 bis 5 m hohen Ufern der gleichnamige Fluß (Fichtenfluß). Jenseit des Dorfes kletterten zwei Burschen, mit Flinten auf dem Rücken, auf dem Abhange herum und hüteten eine Herde schwarzer, ganz kleiner Ziegen; auf die Ankömmlinge zu aber schritt ein dritter, und zwei Frauen, eine ältere und eine junge hübsche, folgten ihm. Es waren Einwohner von Senobar, die durch ihren Mitbürger Abu Selim von der Ankunft Gahan's benachrichtigt worden waren und ihm einen Krug Wasser und einen andern voll Löben (saurer Milch) zur Erfrischung entgegen brachten. Aus seinem Hause ließ Abu Selim einen Teppich und eine große Wassermelone bringen und dann wurde gefrühstückt, wobei die Frauen in einer kupfernen Tasse zu trinken herum reichten. Sie plauderten auch mit dem Fremden, ohne im geringsten schüchtern zu sein, aber auch ohne unziemliche Neugier und zeigten viel mehr freien

Das Dorf Meterkieh. (Nach einer Photographie.)

Anstand, selbstverständlich als die Mohammedanerinnen nicht nur, sondern auch als die Christinnen des Libanon, welche sich vor dem Reisenden fast stets versteckten oder versteckt wurden.

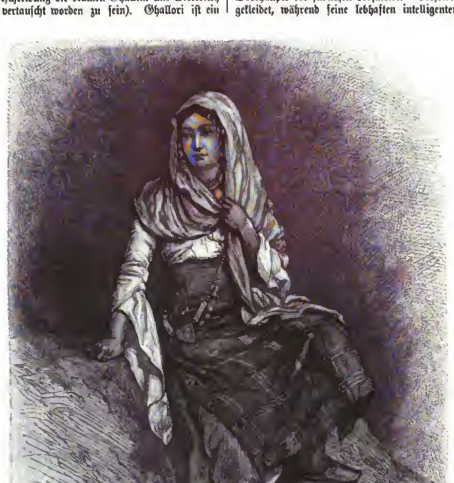
Dann stieg man wieder zu Pferde, überschritt einen Gebirgskamm und gelangte in ein rundes Thal, wobei ein trapezoidaler Berg zur Linken blieb, auf dessen Gipfel ein einzelner großer Baum die Lage des Dorfes Rabe Jun anzeigte. Das Terrain steigt merklich an, die Vegetation wird eine andere, Ginster wechselt mit Myrthen; ab und zu treten Pappeln auf und schwarze Eichen mit knorrigem Stamme und gewundenen Aesten, und auf der Höhe jedes Anstieges liegt eine mit aromatischen Kräutern bewachsene Fläche, unter welchen ein großes Heidekraut und Arnica vorherrschen. Jede solche Fläche bildet den Mittelpunkt eines Halbkreises oder Halbtrichters, der ihn überragt; man steigt von dem Plateau hinab, erklettert den Abhang des Halbkreises und glaubt, einen Gebirgskamm zu erreichen, aber befindet sich nun nur auf einem Plateau und vor einem neuen Halbkreise. Mitunter macht der Pflanzenwuchs großen Höckern eines weißlich-grauen Kalksteins Platz, der bald in körnigen Anhäufungen, bald in glatten Platten auftritt. Nun zeigt sich zur Rechten ein langer mauerartiger Berg, auf dem Myrthen, Ginster und hohes Heidekraut wuchern, und wird umritten, worauf man wieder ein Plateau in einem Halbkreise erreicht, über welchem linker Hand in einer Entfernung von 30 km der grüne Dschebel Arbain (d. i. Berg der Vierzig), einer der heiligen Berge der Nosairier, auftragt. Rechts auf dem Plateau liegen die niedrigen einstöckigen Häuser des Dorfes Ghallini, ohne Mörtel aufgeführt, die platten Dächer mit einer Einfassung von Dornenbündeln umgeben; gegen Westen aber schimmert von fern das blaue Meer herüber.

Die Einwohner des Dorfes hatten sich am Eingange desselben versammelt und hießen den Fremden herzlich willkommen; Frauen befanden sich in großer Zahl dabei, auch

Digitized by Google

ein großes schönes Mädchen mit reichem schwarzen Haarwuchse, die dem Reisenden die übliche kupferne Tasse voll Wasser darbot.

Eine halbe Stunde Reitens brachte ihn bei dem niedlichen Dorfe Meterkieh vorbei nach Ghallori (auf der Karte, einer genauen Nachbildung der Cahun'schen, scheinen nach dieser Beschreibung die Namen Ghallini und Meterkieh mit einander vertauscht worden zu sein). Ghallori ist ein elendes Nest; Niemand empfing die Ankömmlinge, wofür man den Grund bald erfuhr: einige türkische Soldaten waren in dem Orte einquartiert und genirten die Dörfler. Cahun nahm von dem ungeschliffenen türkischen Offiziere keine Notiz und unterhielt sich mit dem ehrwürdig aussehenden, achtzigjährigen Scheich Ibrahim Said, dem religiösen Oberhaupte der südlichen Nosairier. Derselbe war dürftig gekleidet, während seine lebhaften intelligenten Augen und



Frau aus Ghallini.

sein würdevolles einfaches Benehmen seiner Stellung ganz entsprachen. Später erfuhr denn auch der Reisende, daß er früher sehr reich gewesen, daß aber im Jahre 1877 die Türken in Folge eines Nosairier-Aufstandes sein Dorf ausgeplündert und vier von seinen fünf Söhnen erschlagen hatten. Eine Viertelstunde später schlug ihm der Scheich vor, weiter zu reiten, gab ihm selbst eine Strecke das Geleit und schickte zwei Bauern als Führer weiter mit.

Etwa eine Stunde lang ritt die Gesellschaft an dem waldigen, steil abfallenden Hange einer etwa 100 m tiefen Schlucht hin, bog dann nach links in das Thal hinunter und erreichte nach einem steilen Aufstiege eine kleine mit Myrthen bewachsene Fläche. Vor ihr lag ein Eichenwald, in welchen einer der nosairischen Führer sich begab. Bald traten mehr als ein Dutzend rüstiger Burschc mit der Flinte auf dem Rücken, den Yatagan im Gürtel und den Spinnrocken in der Hand, aus dem Gehölze hervor. Sie spannen so friedfertig und grüßten den Fremden so freundlich, lagen

Digitized by Google

aber im Hinterhalte, wohl um irgend einen einzelnen türkischen Soldaten abzufassen. Einer der Führer blieb bei ihnen zurück, wofür ein Räuber die Reisenden begleitete. Jenseit des Waldes wurden noch zwei Bergrücken und ein Plateau überschritten; nachdem dann eine tiefe, mit gewaltigen Kalkbroden überstäte Schlucht gekreuzt war, sah man zur Linken in etwa 10 km Entfernung einen grünen Berg und auf demselben ein kleines Gebäude, dessen weiße Mauern im Glanze der sinkenden Sonne leuchteten. Unmittelbar vor ihnen lag eine 4 bis 5 ha große Hochfläche, auf welcher Cahun's Zelt aufgeschlagen war, und wo sich etwa hundert Rosairier beiderlei Geschlechts in einer einzigen Reihe aufgestellt hatten. Der Franzose nahm vor seinem Zelte Platz, worauf ein hübscher Jüngling von 17 bis 18 Jahren mit angenehmen, kühnen Zügen aus der Reihe hervortrat, den Gast begrüßte und sich neben ihn setzte. Er trug rothe

Mhanna und sein Stiefbruder. (Nach einer Photographie.)

Schuhe mit blauseidenen Troddeln, Hosen von weißem Kaliko, eine schwarz besetzte Jacke von blauem Tuche mit geschlitzten Aermeln und einen Turban, der zweimal um den Kopf gewunden war und dessen Zipfel auf die rechte Schulter herabfiel, letzteres eine allen Rosairiern gemeinsame Gewohnheit. Viele der anwesenden Frauen, namentlich eine mit rosiger Gesichtsfarbe, blonden Haaren und blauen Augen, erinnerten sofort an einen im Jura, besonders bei Saint-Claude, nicht seltenen Typus.

Bald setzte sich ein Knabe von 7 bis 8 Jahren neben Cahun's Nachbar zur Rechten; derselbe zeichnete sich durch leuchtendes Blond, rosige Weiße der Haut und durch seine Sommersprossen aus, die ersten, die Cahun an einem Orientalen sah. Jedermann bezeigte ihm große Achtung; der Franzose erfuhr, daß es der Neffe einer anwesenden niedlichen blonden Frau und der Stiefbruder seines Nachbarn sei; letzterer hieß Mhanna und war Häuptling eines nahen Dorfes, welches mit zwei anderen zusammen den Na-

Digitized by Google

Tanz der Nosairier. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

men Kerdaha führt. Dann erschien auch der Häuptling des Kalbieh genannten Bezirkes, Ismaël el-Osman, mit zwei Pettern und wurden mit Kaffee und Branntewein bewirthet, während die Angeschenerten unter den anwesenden Nosairiern, zehn bis zwölf an der Zahl, in einiger Entfernung saßen und binnen weniger als einer halben Stunde acht Liter Arrak aus den Vorräthen des Reisenden verkilgten. Dafür erhielt derselbe aber von einigen Frauen des Ortes zum Abendessen vortreffliche Speisen zugeschickt, denen er um so größere Aufmerksamkeit schenken konnte, als ihn seine Wirthe während des Essens allein ließen. Gleich darauf trat ein Bote des alten Scheich Ibrahim in das Zelt und überbrachte einen Revolver, der dem Reisenden, als er in Ghallori zu Pferde gestiegen, von einem der dort stationirten Türken gestohlen worden war. Beim Abschiede hatte ihm der Scheich versprochen, ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, und hatte durch Drohungen den Revolver wieder erlangt. Der türkische Offizier hatte indessen seinerseits gedroht, daß das Dorf Ghallori es büßen solle, wenn dem Fremden der Name des Diebes mitgetheilt würde. Die Sache war damit noch nicht zu Ende.

Am selben Abend versammelten sich die angesehenen Leute des Bezirks Kalbieh nochmals schön geschmückt um das Zelt ihres Gastes und feierten mit Flintenschüssen seine Anwesenheit. Cahun hielt es für seine Pflicht, dem Feste beizuwohnen, ließ seine drei Laternen an den Seilen des Zeltes aufhängen, einen Teppich über den Rasen breiten und Branntewein herbeischaffen. Ismaël el-Osman, dessen beide Bettern, Mhanna und die sieben Stiefsöhne Ismaël's nahmen dann neben dem Fremdlinge Platz. Letztere, insgesammt große und starke Burschc, der älteste 26, der jüngste 16 Jahre, waren die Kinder eines durch Adel und seine Thaten berühmten Nosairier-Häuptlinge, welcher im Kampfe gegen die Türken gefallen war. Ismaël hatte dessen Wittwe geheirathet und dabei, der nosairischen Sitte gemäß, wenn ein Edler eine noch adligere Frau heirathet, dessen Namen Osman angenommen. Als er deshalb seine Stiefsöhne dem Fremdlinge vorstellte, trat er höchst bescheiden zurück und sagte: „Ich bin ihr Sohn und sie sind meine Brüder.“ Auch jener hübsche Knabe stellte sich wieder ein, Mhanna's Stiefbruder, der als der edelste unter den Nosairiern galt, und dem sie alle hohe Achtung bezeigten; diese Wichtigkeit, welche die Nosairier ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht des Individuums dem Stammbaum beilegen, machte auf Cahun einen großen Eindruck. Selbstverständlich hielten sich die gewöhnlichen Leute von der Versammlung der Vornehmen fern und ständen etwa fünfzig Schritte entfernt ihr Feuer an, um das sie lachend herumtanzten. Das Gespräch der Notabeln wendete sich bald der Politik zu und, wie überall in Syrien, wurde allgemein der Wunsch ausgesprochen, der Türken ledig zu werden, wenn möglich mit Hülfe Frankreichs. (Einem Deutschen gegenüber bezeigen die Syrier natürlich die gleiche Liebe zu Deutschland, wie in Cahun's Anwesenheit zu Frankreich; beide Male ist nur der Haß gegen die Türken der wahre Beweggrund. Die Achtung vor Deutschland ist freilich durch die Ereignisse von 1870 bedeutend gestiegen und konnte selbst durch den letzten Russenkrieg nicht in den Hintergrund gedrängt werden.)

Der folgende Tag brachte schwere Arbeit: es handelte sich darum, eine Basis für die topographische Aufnahme zu bestimmen und zu diesem Zwecke zunächderst die Schluchten, welche die Hochebene von Kerdaha rings umgeben, zu durchstreifen. Reiten war unmöglich; nur ein Fußgänger kann auf den mit mächtigen glatten und schlüpfrigen Felsblöcken besäeten Abhängen vorwärts kommen. Am Grunde einer Schlucht und am Abhange einer grauen Felsens fand Cahun Felsenkammern, wohl Grabstätten vorhistorischer Bewohner des Gebirges. Es ist unbenann, in dieselben hinein zu gelangen: erst muß man durch einen 2 m langen, mit Gebüsch bewachsenen und nicht selten von Schlangen heimgesuchten Gang bis zu einer Thür vordringen, welche früher mit einer Steinplatte oder einem Felsblocke geschlossen war und nur 60 cm breit und 80 cm hoch ist. Durch diesen Rundbogen gelangt man in eine Höhle von 5½ m Tiefe, 2 m Breite und 1 m Höhe, die eigentliche Grabkammer, welche weder Inschriften noch Reste irgend welchen Schmuckes enthält, sondern nur spärliche Knochenreste, Humus, röthliche grobe Topfscherben von 4 cm Dicke, welche ihrer Krümmung nach zu schließen zu Gefäßen gehörten, die an der Oeffnung etwa 50 cm Durchmesser besaßen. Alle diese Gräber waren schon früher geöffnet worden; nur ein einziges entdeckte Cahun zu seiner Freude, dessen Gang noch mit Erde gefüllt war, und das er am nächsten Tage zu öffnen beschloß. Für diesen Tag war es schon zu spät, und er mußte nach dem Plateau zurückkehren.

Am Abend erhielt er eine Einladung, dem Tanze der Leute von Kerdaha beizuwohnen. Umweit seines Zeltes war ein großes Feuer angezündet und ein Teppich hingelegt, worauf er und der Emir Ismaël Platz nahmen. Auch diesmal drehte sich das Gespräch wieder darum, ob die Franzosen die Nosairier von den Türken befreien würden — Cahun behauptet, daß bei ihnen eine alte Prophezeiung existire, daß sie einstmals Franken würden —, ob dieselben dann eine Eisenbahn bauten, wie viel ein fleißiger Arbeiter täglich Lohn erhalten könnte u. s. w. Alle räumten offen ein, daß sie zum großen Theil von Raub leben, daß aber die Türken daran Schuld seien, welche sie beleidigten, unterdrückten und, wenn sie gerade die Oberhand haben, bestählen. Die Nosairier bauen gerade so viel Feldfrüchte, als sie selbst brauchen; denn was sollten sie mit mehr machen, da ihnen der Markt in Latakieh durch die Gewaltthätigkeit der Türken verschlossen ist? Auch kaufen die Türken nichts und verzehren wenig. „Wir aber hier oben — sagte der Emir — verbrauchen viel, essen gern gut und gehen schön gekleidet. Ich war früher reich, ließ mir Maurer aus Latakieh kommen und ein zweistöckiges Haus bauen, wie es die Städter besitzen, die Türken haben es mir verbrannt.“ Im Jahre 1877 nämlich hatte eine türkische Streitmacht, die anfangs bei Kerdaha geschlagen worden war, dann aber 1200 Mann Verstärkung erhalten hatte, die Nosairier gezwungen, Kerdaha preiszugeben und sich tiefer in das Gebirge zurückzuziehen. Dann hatten die Türken der drei Dörfer verbrannt und eine Anzahl gefangener Nosairier erschossen. Zudem hatte sich der Häuptling des Bezirkes Mehelbe, Hassan Nasir, mit seinen Leuten den Türken angeschlossen; um sich an Mhanna's Vater zu rächen, der nebst dem oben erwähnten Gandschu, dem Häuptlinge des Bezirks Beit esch-Schilf (Amzerâa), den Soldaten in die Hände gefallen war, versprach er dem türkischen Oberbefehlshaber Hussein Pascha 1000 Mejdschidieh (3600 M.), wenn er seinen Feind hinrichten ließe. Der Pascha ging auf den Handel ein und ließ Mhanna's Vater den Kopf abschneiden; man aber weigerte sich Hassan Nasir, zu bezahlen. Da ließ ihn der Pascha die Pistolenmode geben, und seinen Bezirk plündern, indem er zugleich seinen schmählichen Wortbruch überall bekannt machte. Gandschu, der gefesselt nach Latakieh gebracht werden sollte, entkam unterwegs, schlug zwei Tage später 1000 Mann, die ihn in Amzeraa angreifen sollten, trieb sie in die Ebene zurück und verbrannte das Blockhaus, welches die Türken zur Beherrschung des Landes oberhalb Amzeraa erbaut hatten. Dann fiel er der von

Digitized by Google

Kerdaha aus operirenden türkischen Streitmacht in die Flanken, und auch diese mußte unter großen Verlusten Hals über Kopf das Gebirge räumen. Der Leichnam eines gefallenen Brigadegenerals wurde vor den Augen der gefangenen Türken geschändet, nebst den übrigen feindlichen Leichen, wie es bei den Nosairiern Sitte ist, verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut, was den Mohammedanern ganz besonders unangenehm ist: denn wie soll ein solcher am Tage der Auferstehung und des jüngsten Gerichtes alle Reste seines Körpers wieder zusammenfinden?

Inzwischen hatte der Tanz seinen Fortgang genommen. Die sieben Stiefsöhne des Emir Ismaël, mit ihren schönsten Kleidern angethan und mit ihren besten Waffen geschmückt, faßten sich an der Hand, wobei jeder seine Rechte und des Nachbarn Linke etwas hinter seiner Hüfte aufstützte. Der Aufführer steht am Ende rechts, schwenkt ein Taschentuch und improvisirt einen rhythmischen Gesang, dessen Schlußworte vom ganzen Chorus wiederholt werden, wobei derselbe abwechselnd auf dem linken und dem rechten Fuße hüpft. Abund zu feuert der Führer seine Genossen durch den Ruf: Hóeh, ho au, und dann springen alle noch höher und schlägt mit dem Hacken, der mit einem dreispitzigen Eisen versehen ist, kräftiger auf. Immer lebendiger wird es, und selbst Mhanna und endlich auch der alte Emir stellen sich an die Spitze der Tänzer, und die Gesänge werden politischer Natur und behandeln den Haß gegen die Türken und die Hoffnung auf französische Hülfe. Einer der sieben Brüder, der siebzehnjährige Hammet, trug ein vollständiges albanesisches Kostüm; er hatte es einem Baschibozuk-Offizier, dem er 1877 in Kerdaha selbst den Patagan durch den Leib gerannt, abgenommen und damit das Recht erworben, es zu tragen. Doch rühmte er sich dessen nicht; denn sonderbarer Weise erzählten die Nosairier im Gegensatze zu den sonst so großsprecherischen Orientalen nicht gern von ihren Thaten, und wenn sie es ja thun, dann mit großer Bescheidenheit und ängstlicher Vermeidung jeder Aufschneiderei.

Ein Höhlenfund aus der Hohen Tatra.

Von Dr. A. Nehring.

Im vergangenen Sommer hat Herr Dr. S. Roth, Realschulprofessor zu Leutschau (Ober-Ungarn), im Auftrage der königlich ungarischen Akademie mehrere Höhlen der Hohen Tatra wissenschaftlich untersucht. Es ist sehr erfreulich, daß man in jenen höchsten Theile der Karpathen derartige Forschungen begonnen hat; denn bisher war die Hohe Tatra in dieser Beziehung für uns eine terra incognita. Freilich ist es ein schwieriges, mit Entbehrungen und Gefahren verbundenes Unternehmen, auf jenem hohen und schwach bevölkerten Gebirge, welches in der Gerlsdorfer Spitze bis über 8000 Fuß (2659 Meter) aufsteigt, systematische, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechende Höhlenuntersuchungen durchzuführen. Herr Prof. Roth hat es gewagt. Er ist mehrfach gezwungen gewesen, in einer Höhe von 6000 Fuß und darüber die Nacht im Freien zuzubringen; dafür hat er aber auch den Erfolg gehabt, eine Menge von interessanten Fossilresten der Vorzeit an das Tageslicht zu fördern und der Wissenschaft zugänglich zu machen, welche für die Geologie und Zoogeographie von großem Interesse sein dürften.

Ohne dem in einiger Zeit zu erwartenden Berichte des Herrn Prof. Roth über die gesammten Untersuchungsresultate vorgreifen zu wollen, erlaube ich mir, im Einverständnisse mit dem Entdecker, den Lesern dieser Zeitschrift eine kurze Mittheilung über die Fauna einer der untersuchten Höhlen vorzulegen.

Die betreffende Höhle liegt im nördlichen Theile der Hohen Tatra auf dem Berge Nodi etwa 2000 m über dem Meere, im Gebiete des Zipser Comitats, ungefähr unter 49° 15′ nördl. Br. und 37° 51′ östl. L., gerade im Norden von der Eisthaler Spitze und zwar in der Luftlinie etwa 6 km von dieser entfernt [1]).

Die Oeffnung der Höhle ist gen Westen gelegen, nach dem benachbarten Berge Muran hin. Der Boden war mit einem gelben Höhlenlehm bedeckt, und in diesem fanden sich bei einer Tiefe von 0,5 bis 1 m sehr zahlreiche Knochenreste von kleineren Wirbelthieren; letztere waren jedoch in der Lehmschicht nicht gleichmäßig vertheilt, sondern lagen nur an einer bestimmten Stelle, welche etwa 6 qm Ausdehnung hatte [1]).

Da Herr Prof. Roth nicht das nöthige Vergleichsmaterial zur Bestimmung der genannten Fossilreste zur Disposition hatte, so bat derselbe sie vor Kurzem mir zur Untersuchung an. In Folge dessen bin ich in der Lage, die ersten fossilen Wirbelthierreste von der Hohen Tatra (soviel mir bekannt ist) öffentlich besprechen zu können.

Die Wirbelthierfauna der bezeichneten Höhle, welche ich nach den übersandten Fossilresten konstatiren konnte, besteht aus 25 Arten. Sogenannte Novae Species sind nicht darunter, dagegen eine große Zahl von solchen Arten, welche in thiergeographischer Hinsicht das größte Interesse beanspruchen dürfen.

Besonders zahlreich sind die Nager vertreten; es sind mindestens elf Arten, nämlich folgende:

1. Myodes lemmus, Lemming. Zahlreich.
2. Myodes torquatus, Halsbandlemming. Einige Exemplare.
3. Arvicola nivalis, Schneemaus. Einige Exemplare.
4. Arvicola gregalis, sibirische Zwiebelmaus. Einige Exemplare.
5. Arvicola ratticeps, nordische Wühlratte. Einige Exemplare.
6. Arvicola amphibius, Wasserratte. Zwei Exemplare.
7. Arvicola arvalis, gemeine Feldmaus. Sehr zahlreich.
8. Arvicola agrestis, Ackermaus, oder eine nahe verwandte Art. Einige Exemplare.
9. Cricetus frumentarius, gemeiner Hamster. Ein Exemplar.
10. Lepus (variabilis?), eine Hasenart, wahrscheinlich der Schneehase. Ein Exemplar.
11. Lagomys (hyperboreus?), eine kleine Pfeifhasenart,

[1]) Wer sich darüber genauer orientiren will, vergleiche die im Auftrage des ungarischen Karpathenvereins von Prof. Karl Koldenheyer herausgegebene Specialkarte der Hohen Tatra. (Kesmark 1876, Selbstverlag des ungarischen Karpathenvereins.)

[1]) Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Prof. Roth.

Digitized by Google

wahrscheinlich der kleine nordische Pfeifhase. Ein Exemplar.

Von Insectivoren sind nur zwei Species angedeutet, nämlich:

12. Sorex vulgaris, Waldspitzmaus. Zwei bis drei Exemplare.
13. Vespertilio sp., eine kleine Fledermausart. Ein Exemplar.

Dazu kommen einige Carnivoren:

14. Foetorius erminea, Hermelin. Ein Exemplar.
15. Foetorius vulgaris, Wiesel. Ein Exemplar.
16. Ursus (spelaeus?), eine Bärenart. Ein Exemplar.

Nur eine Wiederkäuerart ist vertreten, aber diese erscheint für die Charakteristirung des ganzen Fundes um so wichtiger; es ist dieses

17. Cervus tarandus, das Rentthier. Ein Exemplar.

Es folgen dann noch einige Vogelarten, von denen einige sehr interessant sind, nämlich:

18. Lagopus alpinus (= L. mutus), Gebirgsschneehuhn. Drei bis vier Exemplare.
19. Lagopus albus, Moorschneehuhn. Zahlreich.
20. Anas crecca, Krickente. Ein Exemplar.
21. Scolopax sp., ein schnepfenartiger Vogel. Ein Exemplar.
22. Emberiza sp., eine Ammerart. Ein Exemplar.
23. Strix nyctea?, Schneeeule. Nur durch einen fabirten Radius angedeutet.

Endlich sind noch einige Batrachier vertreten, nämlich:

24. Rana temporaria, der Grasfrosch. Fünf bis sechs Exemplare.
25. Eine nicht sicher bestimmbare, aber von Rana verschiedene Batrachier-Art.

Wie ich schon oben hervorgehoben habe, sind die meisten dieser Fossilreste auf einer räumlich sehr beschränkten Stelle bei einander gefunden, wie dieses auch an anderen analogen Fundstätten oft beobachtet ist. Dieser Umstand sowie die Beschaffenheit mancher Knochen weisen darauf hin, daß die betreffenden Fossilreste nicht etwa von Wasserfluthen eingeschwemmt sind (wogegen auch die ganze Situation der Höhle spricht), sondern daß sie die ehemalige Wohnstätte von Raubvögeln und vierfüßigen Raubthieren andeuten.

Unter den oben aufgezählten Thierarten befinden sich ja auch einige Raubthiere, wie Hermelin, Wiesel, Bär, Schneeeule, welche hier in Betracht gezogen werden können. Ich möchte besonders der Schneeeule und anderen Raubvögeln einen Hauptantheil an der Zusammenführung der Nager- und Vogelreste zuschreiben. Die Raubvögel haben bekanntlich die Gewohnheit, die Vögel und kleineren Säugethiere, welche sie erbeuten, mit Haut und Knochen zu verzehren und nach stattgehabter Verdauung die unverdaulichen Theile der verschlungenen Thiere (wie Knochen, Haare, Federn) in Form von länglichrunden Ballen, sogenannten „Gewöllen", wieder auszuspeien. Dieses Auswerfen der Gewölle pflegen sie an bestimmten Ruheplätzen auszuführen, so daß dieselben sich an diesen Punkten oft zu förmlichen Haufen ansammeln [1]).

So wird es auch in der Höhle auf dem Berge Rovi zugegangen sein; dieselbe diente einstmals der Schneeeule und anderen Raubvögeln vorübergehend oder dauernd zum Aufenthalte, und so wurden in ihr an bestimmten Stellen, besonders unterhalb der Ruheplätze jener Raubvögel, zahlreiche Gewölle aufgehäuft.

Auf diese Weise kamen dort Hunderte von Schädeltheilen (besonders Unterkiefern) und Extremitätenknochen kleinerer Säugethiere und Vögel zur Ablagerung, und zwar in einem Erhaltungszustande, welcher demjenigen der Gewöllknöchelchen vollständig entspricht. Viele der mir vorliegenden Fossilreste zeigen sogar an ihren äußersten Ecken und Kanten die charakteristischen Corrosionserscheinungen, welche durch die Schärfe des Magensaftes der Raubvögel an den hervorragenden Knöchelchen der Gewölle hervorgebracht werden.

Andere von den vorliegenden Fossilresten werden durch das Hermelin und das Wiesel, die wenigen Rentthierreste mögen von dem Bären eingeschleppt worden sein. Daß etwa auch der Mensch bei der Zusammenführung der Fossilreste mitgewirkt habe, erscheint sehr fraglich.

Ohne allen Zweifel haben die aufgezählten 25 Thierarten in der nähern und weitern Umgegend des Berges Rovi einstmals gelebt. Es ist nicht daran zu denken, daß die Lemminge etwa von ihren heutigen Wohngebieten durch Fluthen nach der Hohen Tatra geschwemmt oder durch Raubvögel so weit verschleppt wären. Wenn wir nun unsere obige Speciesliste durchmustern, so finden wir darunter folgende Arten, welche heutzutage weder auf der Hohen Tatra noch in der Nähe derselben lebend beobachtet sind: 1. Myodes lemmus, 2. Myodes torquatus, 3. Arvicola ratticeps, 4. Arv. gregalis, 5. Lagomys sp., 6. Cervus tarandus, 7. Lagopus albus, 8. Lagopus alpinus, 9. Strix (nyctea?), 10. Ursus (spelaeus?).

Lassen wir den Höhlenbär und die Schneeeule aus dem Spiele (da diese Art-Bestimmungen nicht über jeden Zweifel erhaben sind), so bleibt doch noch eine Anzahl von sehr interessanten Arten übrig, welche in zoogeographischer Hinsicht unsere vollste Beachtung verdienen. Es ist freilich nicht das erste Mal, daß diese Arten im fossilen Zustande auf mitteleuropäischem Boden gefunden sind. Ich selbst habe dieselben nebst manchen ähnlichen Arten schon an zahlreichen Fundorten in Deutschland nachgewiesen [2]). Aber es ist doch sehr wichtig, jene Arten auf der Hohen Tatra und zwar so hoch über dem Meere konstatirt zu haben. Es fällt dadurch ein ganz neues Licht auf die zoogeographischen Verhältnisse der Vorzeit.

Gehen wir die einzelnen Species noch etwas genauer durch, so nehmen zunächst die beiden Lemmingsarten unser Interesse in Anspruch. Ihr jetziger Verbreitungsbezirk liegt weit ab von der Hohen Tatra; die Lemminge gehören bekanntlich heutzutage zu den circumpolaren Nagern. Das nördliche Rußland ist die der Tatra nächstgelegene Gegend, welche beide Lemmingsarten noch jetzt beherbergt [3]).

Arvicola ratticeps, die nordische Wühlratte, ist in ihrem Verbreitungsgebiete nicht ganz so weit von der Hohen Tatra zurückgewichen, wie die Lemminge; sie soll nach Blasius noch in den russischen Ostseeprovinzen vorkommen, wenngleich ihr Hauptwohngebiet in Skandinavien und Nordrußland liegt.

Arvicola gregalis, die sibirische Zwiebelmaus, kommt, soviel ich weiß, in Europa lebend nicht mehr vor; sie hat sich bis Sibirien zurückgezogen.

Dasselbe ist von der kleinen Pfeifhasenart zu sagen, sei es nun, daß dieselbe mit Lagomys hyperboreus, sei es

[1]) Vergl. meine diesbezüglichen Beobachtungen im Archiv f. Anthropol. XI. S. 12 f. und im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Gesellsch. 1879, Nro. 8.

[2]) So z. B. bei Thiede, Gostar, Westeregeln, in Bayrisch-Oberfranken, bei Würzburg, im Lahnthal bei Steeten, in der Balver Höhle u. s. w.

[3]) Vergl. Nehring, „Die geogr. Verbreitung der Lemminge in Europa jetzt und ehemals" in der „Gaea", 1879, S. 663 bis 671 und S. 712 bis 726.

Digitized by Google

mit Lag. pusillus identisch ist. Erstere Art ist ganz und gar auf Nordost-Asien beschränkt; letztere erstreckt ihr Verbreitungsgebiet nur in der Gegend zwischen Wolga und Uralfluß ein Wenig nach Europa hinein.

Das Renthier bleibt heutzutage der Hohen Tatra fast eben so fern, wie der Lemming, wenn es auch hier und da im östlichen Rußland zur Winterszeit ziemlich weit nach Süden streift.

Was die Schneehühner anbetrifft, so sollte man meinen, es müßten auf der Hohen Tatra lediglich Reste von alpinen Schneehühnern vorkommen, oder dieselben müßten wenigstens überwiegen. Aber dieses ist nicht der Fall; die Reste der Moorschneehühner, welche an den längeren und stärkeren Lauftuochen mit voller Sicherheit zu erkennen sind, überwiegen bei dem vorliegenden Funde ganz entschieden. Uebrigens stimmt dieses durchaus mit den Beobachtungen überein, welche ich an anderen Fundstellen, z. B. in Bayrisch-Oberfranken, gemacht habe [1]). Man kann annehmen, daß die alpinen Schneehühner einstmals die höchsten Theile der Hohen Tatra bewohnt haben, während die Moorschneehühner mehr am Nordfuße derselben zu Hause waren.

Jetzt sind beide Schneehuhnsarten auf der Hohen Tatra ausgestorben. Wenigstens habe ich in keinem mir zugänglichen Werke eine Notiz über das Vorkommen von Schneehühnern auf jenem Gebirge gefunden; ebensowenig konnte mir Herr Prof. Roth sowie der von demselben befragte Vorstand des ungarischen Karpathenvereins eine sichere Angabe über das Vorkommen von lebenden Schneehühnern auf der Tatra mittheilen. Der nächste Punkt, an welchem noch jetzt Moorschneehühner leben, ist die Umgegend von Memel in Ostpreußen. Für die Gebirgsschneehühner würden die Ostalpen das der Tatra nächstgelegene Wohngebiet bilden [2]).

Schließlich muß ich noch mit einigen Worten auf die Schneemaus, Arvicola nivalis, eingehen. Bisher kannte man dieselbe nur von den Alpen, welche sie in verschiedenen Barietäten auf ihrer ganzen Erstreckung bewohnt, und von den Pyrenäen. Vor Kurzem hat sie Forsyth Major lebend auf dem Gran Sasso d'Italia entdeckt, und zwar zusammen mit der Gemse. Fossil habe ich selbst diese interessante Art aus mehreren oberfränkischen Höhlen nachgewiesen [3]). Jetzt ist sie nun auch auf der Hohen Tatra im fossilen Zustande konstatirt. Dieses Resultat scheint aber dahin führen zu sollen, daß die Schneemaus auch noch im lebenden Zustande auf der Hohen Tatra konstatirt werden wird. Auf meine Veranlassung hat Herr Prof. Roth wegen des etwaigen recenten Vorkommens der Schneemaus auf der Hohen Tatra Nachforschungen gehalten, sowie auch in einer Vorstandssitzung des ungarischen Karpathenvereins die Sache zur Sprache gebracht; und da hat es sich denn herausgestellt, daß in der That noch jetzt auf den höchsten Theilen jenes hohen Gebirges eine Mausart existirt, welche in ihrem Aeußeren und in ihrer Lebensweise mit der Schneemaus der Alpen übereinzustimmen scheint. Es ist von dem Vorstande des ungarischen Karpathenvereins Auftrag gegeben worden, einige Exemplare jener Thierart zu fangen und mir zu genauerer Untersuchung zu übermitteln.

So hat denn die vorjährige Höhlenuntersuchung des Herrn Prof. Dr. Roth auf der Hohen Tatra recht erfreuliche wissenschaftliche Resultate ergeben, welche besonders für die Zoogeographie von entschiedener Bedeutung sind. Das geologische Alter der Fossilreste aus der Höhle des Berges Novi kann kaum zweifelhaft erscheinen. Dieselben reichen offenbar bis in die Glacialperiode oder bis an das Ende derselben zurück. Die rein nordischen Arten mögen etwas weiter zurückreichen, als diejenigen, welche weniger nordisch erscheinen, wenn man nicht lieber annehmen will, daß die einen Arten den höheren Theil des Gebirges, die anderen gleichzeitig die Abhänge und die Gefilde am Fuße desselben bewohnten.

In der Glacialzeit besaß die Hohe Tatra großartige Gletscher; die Spuren derselben sind noch jetzt deutlich zu sehen [1]). In jener Zeit breitete sich die arktisch-alpine Fauna, welche ganz Mitteleuropa in Besitz genommen hatte, auch über die Karpathen aus und nahm besonders von der Hohen Tatra dauernden Besitz. Die rein arktischen Thiere starben dort später aus, ebenso manche von den alpinen Thieren. Nur wenige der letzteren, wie das Murmelthier, die Gemse und wahrscheinlich auch die Schneemaus, haben sich bis auf den heutigen Tag in den höchsten Theilen der Hohen Tatra erhalten; sie scheinen jedoch ebenfalls dem Aussterben nahe gekommen zu sein.

Herr Prof. Dr. Roth hat mir mitgetheilt, daß der ungarische Karpathenverein in Folge der interessanten Ergebnisse der vorjährigen Ausgrabungen, welche, wie oben erwähnt, im Auftrage der königlich ungarischen Akademie ausgeführt worden, ihm für das laufende Jahr eine namhafte Summe zur Fortsetzung der Untersuchungen bewilligt habe. Es ist zu hoffen, daß dabei weitere Resultate von wissenschaftlicher Bedeutung erzielt werden.

Wolfenbüttel, am 20. April 1880.

[1]) Vergl. meinen Aufsatz über fossile Schneehühner in der „Natur", 1879, Nro. 45.

[2]) Während diese Zeilen schon gesetzt waren, ging mir von Seiten meines Freundes, des Hrn. Prof. Wilh. Blasius in Braunschweig, die Notiz zu, daß in dem Special-Katalogo der ungarischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung folgende von Joh. Frivalszky herrührende Angabe sich finde: „Das Schneehuhn (Lagopus mutus Leach) auf den südöstlichen Gebirgen Ungarns vorkommend." Danach wäre also das Gebirgsschneehuhn, wenn es auch auf der Hohen Tatra nicht mehr lebt, in Ungarn überhaupt noch nicht ausgestorben.

[3]) Vergl. Nehring, Die fossilreste der Mittelsanna aus den oberfränkischen Höhlen, in den Beitr. z. Urgesch. Bayerns, Bd. II, S. 230, 231, 234.

[1]) Vergl. S. Roth, „Ueber Thal- und Seebildung in der Hohen Tatra" im Jahrb. d. ungar. Karpathenvereins, V. Jahrg. 1878, S. 141 ff.

Volksmedizin in der argentinischen Republik.

Aus dem Italienischen des Dr. **Paul Mantegazza** in Florenz. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung.

I.

An allen Orten der Erde, wo immer der wissenschaftlich gebildete Arzt seine Kunst ausüben will, findet er in der ihn umgebenden Gesellschaft einen geheimen Feind, der ihm, wenn er es am wenigsten erwartet, Hindernisse aller Art in den Weg legt. Dieser dunkle Gegner, der so oft seine Waffen und Kampfweise ändert und doch immer fürchterlich bleibt, wie alle verrätherischen Feinde, ist die Quacksalberei oder Volksmedizin. Dieses Erbstück der Unwissenheit und der Furcht, durch die Vorurtheile der Mode, die Ausgeburten einer rohen Phantasie und die Geheimnisse der

Digitized by Google

Charlatanerie noch vermehrt, pflanzt sich von den Eltern auf die Kinder und von Geschlecht zu Geschlecht als ein unantastbares Heiligthum fort. Vergebens weisen Männer von Bildung dieses Vermächtniß zurück und vergebens streben sie sich rein zu halten von diesem ansteckenden Erbübel. Ein südamerikanisches Sprichwort findet in jedem Menschenkinde einen „geborenen Arzt". Es ist das eine Art Erbsünde, für welche noch kein Erlöser gekommen ist und vor der weder die sorgfältigste Erziehung noch die größte natürliche Begabung genügend zu schützen vermag. Der gebildete Laie hängt dem bunten Hanswurst dieser Volksheilkunst höchstens ein anderes Mäntelchen um. So finden wir die Entdeckungen des krassesten unwissendsten Empirismus mit den Worten: Entzündung, Schwäche, Reizung u. s. w. getauft, todte Brocken medizinischer Systeme, unter die unwissende Menge gefallen, die selbst gegen den Tod Mittel haben möchte.

Das Volk braucht nothwendig ein gewisses Maß medizinischer Kenntnisse. Es soll und muß eine ärztliche Belehrung erhalten. Es muß seine Gesundheit selbst zu schützen wissen; es muß wissen, was ein wahrer Arzt ist und worin dessen Kunst besteht; es muß die Hauptlehren der Hygieine so gut wie die der Sittenlehre kennen, die von jener abhängig ist und nicht getrennt werden kann. Um nun aber diese Kenntniß zu verbreiten, ist es zuerst unumgänglich nothwendig, die bestehenden Vorurtheile und Irrthümer zu zerstören, mit einem Worte all' den Schutt einer abergläubischen, finstern Vergangenheit hinwegzuräumen, um das neue wohnlichere Gebäude unseres Wissens an dessen Stelle zu errichten.

Auch in Südamerika finden wir eine Volksmedizin. Natürlich, denn da die dort eingewanderten Spanier Jahrhunderte lang ohne fachwissenschaftliche Aerzte blieben, oder nur wenige Chirurgen ohne genügende Kenntnisse hatten, so waren sie genöthigt, sich selbst kuriren zu lernen, gerade so wie sie Schneider-, Schmiede- und andere Handwerker-Arbeit verrichten mußten. Die spärlichen Ideen der arabischen Heilwissenschaft, die sie in die neue Welt hinübergebracht hatten, wurden auf dem rohen Empirismus der Eingeborenen gepfropft, mit denen die Eroberer fortwährend verkehrten. So bildete sich bald ein System von Heilmittel-Lehren, das wenigstens hinsichtlich seines organischen Zusammenhanges manche unserer berühmtesten medizinischen Systeme beschämen könnte.

Wenn schon das Studium des Irrthums eines einzelnen Menschen dem Psychologen reiche Ausbeute gewährt, so wird ein ganzes System von Irrthümern zu einer kaum zu erschöpfenden Fundgrube psychologischer Forschungen und Entdeckungen. Bei der Volksmedizin von Entre-Rios finden wir die ersten Versuche eines wissenschaftlichen Heilverfahrens basirt auf den Selbsterhaltungstrieb, auf das Bedürfniß, aus den Wirkungen die Ursachen, aus der äußeren Aehnlichkeit der Dinge den gemeinsamen Ursprung derselben zu erschließen. So kam man z. B. dazu, alle diejenigen Pflanzen für nützlich zu halten, die anderen in Europa bei verschiedenen Krankheitsfällen bereits angewandten Pflanzen ähnlich sind. Dazu denke man sich noch: äußern Prunk, mit dem der Spanier seine Religion, seine Sprache und sein geselliges Leben so verschwenderisch ausschmückt — die Erfindungen und „Entdeckungen" der zahllosen Charlatane, die von allen Seiten aus der alten in die neue Welt strömten, um Gold und Diamanten zu erbeuten —, endlich die Leichtgläubigkeit des unwissenden Volkes, die Beschränktheit der Leidenden, die Allmacht der unwissenden Lehrer und die Ohnmacht der öffentlichen Aemter und Obrigkeiten: und man hat alle die Elemente beisammen, aus welchen die ärztliche „Kunst und Wissenschaft" des südamerikanischen Volkes noch heutigen Tages besteht.

Uebrigens ist jeder wissenschaftliche Arzt, der in jenen Ländern praktiziren will, auch wenn er sich gar nicht um die Volksmedizin kümmern wollte, nichtsdestoweniger genöthigt, dieselbe zu studiren, da man derselben nicht ausweichen kann, wie man überhaupt einen Feind nicht zu bekämpfen vermag, ohne ihn vorher zu kennen. Sagt ja schon Machiavelli: den Feinden muß man schmeicheln oder sie vernichten.

Ich habe beide Wege versucht und überzeugte mich nach vielen Niederlagen — von denen immer eine größer war als die andere —, daß ich die Waffen strecken und statt ein Feind besser ein Verbündeter jener unwiderstehlichen Macht werden mußte, die kaum von der Alles zerstörenden Zeit übermächtigt werden kann.

Alle Krankheiten haben eine Ursache, darin stimmen wir, Aerzte und Nichtärzte, alle überein. Der Entrerianer aber behauptet weiter: Diese Krankheitsursache muß durchaus sein entweder calor, oder frio, oder pasmo, oder aire, oder frato, oder mal del ojo. Ich wette, daß Niemand in den argentinischen Ländern ein Uebel findet, welches nicht eine Folge einer dieser sechs Krankheitsursachen wäre! Wenn man glauben muß, daß Gott zuerst die Dinge erschaffen hat und dann erst deren Namen, und wenn ganz unbestreitbar der Mensch früher da war, als die Sprache, so beobachten die „Aerzte" in Südamerika nicht selten das umgekehrte Verfahren: sie erfinden erst ein Wort und suchen sodann für dasselbe einen Gegenstand. Sie machen erst einen Rahmen, und beschneiden dann das zugehörige Gemälde so lange, bis es zum Rahmen paßt. Es ist dies ein Erbfehler des menschlichen Geistes, der in kleinen und großen Dingen auch schon bedeutende Männer der Wissenschaft auf Abwege gebracht und die unbedingten Autoritätsgläubigen getäuscht hat.

Der Calor ist Hitze oder Entzündung mit allen verwandten Krankheitserscheinungen und deren auf -itis endigenden Namen. Das Wenig und Viel, das Mehr und Minder ist eine Schaukel, auf der sich der menschliche Geist nur allzugern einwiegt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn auch die Quacksalberei in Südamerika dasselbe thut. Kommen wir zu einem Kranken, dessen Puls ungewöhnlich stark schlägt, dessen Haut fieberhaft erhitzt ist und der einen unlöschbaren Durst hat, so können wir darauf schwören: er hat das „calor". Ein anderer leidet an Schwäche, geringem Pulsschlag und kalter Haut: er hat den frio (Kälte), und sein Zustand ist dem vorhergehenden diametral entgegengesetzt.

Der pasmo (Krampf) ist das dritte Krankheitselement, welches den eigentlichen Tetanus, die Convulsionen, Hysterie und Epilepsie in sich begreift.

Aire (Luft) ist ein krankmachendes Etwas, das minder klar ist, als die vorhergehenden Krankheitsursachen. Es begreift in sich alle die Affektionen, welche durch meteorologische Einflüsse entstehen. Dahin gehören die rheumatischen Uebel, Lähmungen, die nicht vom Schlagflusse herrühren, Kontrakturen, Nervenschmerzen und andere dunkle Krankheitszustände, denen selbst der wissenschaftliche Arzt schwer einen passenden Platz anweisen kann.

El frato bedeutet nicht allein „Blähung", sondern überhaupt jede Krankheitserscheinung, die plötzlich von einem Theil des Körpers zu einem andern übergeht und nicht von Fieber oder anderen deutlich wahrnehmbaren Symptomen begleitet ist, welche die Krankheit in die eine oder andere der bereits angegebenen Abtheilungen verweisen könnten.

Das Seitenstechen, eine so gewöhnliche Erscheinung bei der Tuberkulose, und rheumatische Schmerzen sind Folgen

Digitized by Google

des Hato, der als unumschränkter Gebieter unseres Organismus die Schleimhäute anbläst, in Blut und Säften unseres Körpers haust und auf die frechste Weise in das feinste Gewebe unserer Eingeweide sich eindrängt.

Ich werde nie den argentinischen Jüngling von guter Erziehung und geweckten Geiste vergessen, der, im ersten Stadium der Lungenschwindsucht stehend, mich überzeugen wollte, daß das leichte Seitenstechen, welches ihn von Zeit zu Zeit befiel, von einem Asto verursacht sei. Er strengte sich vor mir aus aller Kraft an, sich auszuräsonnieren, und behauptete dabei, daß er sich auf solche Weise von seinem Schmerze befreie. So groß ist die Gewalt der menschlichen Phantasie, insbesondere wenn sie noch gebraucht wird, um die Hoffnung auf Genesung zu unterstützen.

Das mal de ojo oder daño ist kein Augenübel, wie der Wortlaut besagt, und wie ich selbst die erste Zeit meines Aufenthaltes in Amerika alles Ernstes glaubte [1]), sondern etwas Uebernatürliches, dessen ganze Bedeutung ich erst nach vieler Mühe begriff. Einst ließ mich eine Kranke zu sich rufen und fragte mich, ob ich auch das mal de ojo kuriren könne. Ich erwiderte darauf, daß ich als wissenschaftlicher Arzt jede beliebige Krankheit zu behandeln wüßte. Während dessen sah ich der Kranken scharf ins Gesicht und bemerkte zu meiner großen Verwunderung, daß sie ganz gesundheiten Augen von der Welt hatte. Ich erwartete eine nähere Erklärung über ihre Frage. Bald jedoch fing die Kranke an mir zu erzählen, daß ein Gewisser einen bösen Blick auf sie geworfen habe, und daß sie von jenem Tage an Käfer, Spinnen und ganze Büschel von Kopfhaaren mit dem Urin von sich gegeben habe. Ich glaubte im ersten Augenblicke, sie wollte einen schlechten Witz mit mir machen. Nach wenigen Tagen jedoch, als ich die Kranke näher beobachtet hatte, fand ich, daß sie wirklich steif und fest glaubte, die Insekten und Kopfhaare, die zufällig in das Nachtgeschirr gefallen waren, seien aus ihrem Körper gekommen.

Alle fremdartigen und seltenen Krankheiten werden von den Volksärzten für mal de daño gehalten. Da es nun wohl keinen Menschen in dieser Welt giebt, der sich rühmen könnte, niemals noch eine Beleidigung oder Verwünschung erlitten zu haben: so weiß der Kranke mit einiger Anstrengung natürlich leicht unter seinen früheren Erlebnissen irgend einen Umstand ausfindig zu machen, der seine Vermuthung unterstützt und die Diagnose des „Arztes" sicherstellt.

Ich fand diesen Aberglauben ganz in derselben Gestalt auf den Kanarischen Inseln, wo nach Mac Gregor die Bauern, wenn sie fürchten, daß eine Hexe ihnen begegnen und den bösen Blick auf sie werfen könnte, sich dadurch zu schützen suchen, daß sie plötzlich die Binde, die sie um den Leib tragen, umwenden; oder wenn sie sich noch mehr gegen die schrecklichen Folgen der Hexerei sichern wollen, so ziehen sie ihre Hosen aus und ziehen sie verkehrt wieder an. Doch was brauchen wir die Beispiele dieses Aberglaubens erst lange auf den Kanarischen Inseln oder in den unteren Schichten des Volkes zu suchen, da zu Hippokrates schon auf der ersten Seite seines Prognostikon so verständlich sagt: Simulvero et si quid divini in morbis inest, etiam hujus praenotionem ediscore; mögen nun die Herren Commentatoren, die im Aeskulap von Kos weder Vornrtheile noch Widersprüche finden wollen, in hitzigen Kämpfen und langen Abhandlungen die Worte des Urtextes τὸ θεῖον auch hundertmal vertheidigen.

Sobald sich der argentinische Arzt durch die Einwürfe der Kranken oder seine eigenen Bedenken in die Enge getrieben fühlt, verbindet er zwei bis drei der bekannten Krankheitselemente und — er hat sich geholfen. So entstehen al aire panmado oder la sierra do la sangre, an das selbst Avicenna glaubte, der auch noch die Pulsschläge des Herzens in warme und kalte eintheilte.

Das argentinische Volk, das auf seinen wilden Ritten wie in seinen Bürgerkriegen das Leben so oft aufs Spiel setzt, hält alle seine Krankheiten für sehr wichtig und bedenklich und ist im Allgemeinen sehr zur Hypochondrie geneigt. Bei dem geringsten Anzeichen einer unbedeutenden Störung der Gesundheit wird der Arzt geholt. Mit der ängstlichsten Genauigkeit werden ihm die Symptome der Krankheit beschrieben. Ja, die Leute fangen plötzlich an um das Leben zu flehen und zu jammern, indem sie wiederholt versichern, daß kein Opfer im Stande sei, das verlorene Glück der Gesundheit zu ersetzen. Diese Thatsache ist vielleicht auch den Erfahrungssätze zu erklären, daß oft gerade die muthigsten Krieger in Krankheiten am muthlosesten, und umgekehrt, weibische Feiglinge sich in überaus Schmerzen und Nöthen unerschrocken zeigen. Vielleicht hat auch der Charlatanismus, der so enorme Summen auf die Wiedererwerbung der verlorenen Gesundheit setzte, das Seine dazu beigetragen, daß man in jenen Ländern eine so große Scheu vor allen Krankheiten bekam. Möglich auch, daß die habituellen gastrischen Uebel und Verdauungsbeschwerden, an denen fast alle Argentiner mehr oder minder leiden, einen Schatten der Schwermuth über ihre sonst so eisenfeste Natur breiteten, denn kein Theil der Eingeweide hat auf die Gemüthsstimmungen der Fremde und Traurigkeit größern Einfluß als der Magen mit seinen zwei Anhängseln. Vielleicht auch erzeugen die angegebenen drei Ursachen vereint diese Furcht vor Krankheiten.

[1]) Wunderbar, daß G. Mantegazza als Italiener nicht den mal occhio gekannt hat, der in seinem Heimathlande eine so große Rolle spielt. Der römische Naturist bedauert täglich Tages sein Pferd mit der schönen Koralle, um es gegen denselben bösen Blick zu feien, von dem schon Horaz glaubt, daß er seinem Landgute nichts anhaben könne. R. Andree (Ethnographische Parallelen und Vergleiche S. 35) weist diesen Aberglauben nach bei den Indianern in Nicaragua, den Mexicanern, bei Jesus Christus, den Arabern, Negyptern, den alten Engländern, in den südsüdlichen Oasen, in Nubien, Wadai, Bornu, Ussuli, Uganda, Sierra Leone, Cameroun, in Persien, bei den Ariern und Aboriginern Ostindiens, den Afghanen, Mongolen, Tataren, Griechen, Albanesen, Slaven, Germanen, Romanen ꝛc. (Red.)

Südsee-Sagen.

1. Die Vulkangöttin Pele und die Sintfluth (Hawaii).

Der in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, erscheinende „Hawaiian Almanac" bringt jährlich einige Uebersetzungen von alt-hawaiischen Sagen und Traditionen, deren Rettung vor der Vergessenheit, bei dem raschen Kulturwechsel der Eingeborenen und dem drohenden Aussterben derselben, uns so wichtiger ist. Aus dem Kalender für 1879

Digitized by Google

wurde bereits die Sage über „den Ursprung des Feuers“ mitgetheilt (s. „Globus“ Bd. XXXV, S. 287); in dem diesjährigen Hefte findet sich die Tradition von Pele, der Göttin der Vulkane, und ihrem Antheil an der hawaiischen Sintfluth.

Die Mythologie der alten Hawaiier kannte nur bösartige und feindliche Götter (akuas); ihr Pantheon, wie das ihrer Stammesbrüder auf den anderen Inselgruppen des Großen Oceans, war mit grausamen Gottheiten bevölkert, vor deren Zorn und Rache der Kanaka zitterte, wie auch ihre grotesken Bildnisse in den heiaus (Tempeln) mit aufgerissenen Rachen voller Hunde- und Haifischzähne Furcht und Schrecken erregen sollten. Die mächtigste aller Gottheiten war Pele, die Göttin, der die aktiven Krater und Vulkane Hawaiis unterthan waren; denn was könnte sich der Macht und den Schrecken eines feuerspeienden Berges oder eines Lavaausbruches zur Seite stellen! Doch nicht allein alle vulkanischen Phänomene wurden ihr zugeschrieben, sondern auch die große Sintfluth, welche in alten Zeiten auf Hawaii stattfand, wurde nach der Tradition von ihr verursacht. Die Sage lautet wie folgt:

Pele's Vater hieß Ka-neho-alani und ihre Mutter Kahinalii (die Endungen ka-lani [der Himmel] und alii [Fürst, Häuptling] kommen in hawaiischen Götter- und Häuptlingsnamen sehr häufig vor); sie wurde in Hapakuela geboren, einem weit entfernten Lande am Rande des Himmels nach Südwesten (Samoa oder Neu-Seeland?). Dort lebte sie bei ihren Eltern, bis sie erwachsen war und Wahielua heirathete, dem sie einen Sohn Menehune und eine Tochter Laka gebar. Aber Wahielua, ihr Mann, ließ sich von Pelehuna-lani verführen und entlief mit dieser, worauf Pele voller Wuth und Zorn sich auf seine Verfolgung begab, wobei sie in die Nähe der hawaiischen Inseln kam. Nun waren diese Inseln zu jener Zeit eine ungeheure Oede und Wüste, zwar mit den heutigen Bergen, aber ohne süßes Wasser und selbst ohne das Meer. Als Pele ihre Reise antrat, gaben ihre Eltern ihr das Meer mit, damit es sie begleite und ihre Kanus mit sich trüge. Also segelte sie vorwärts, getragen von der Fluth des Meeres, welches aus ihrem Haupte hervorströmte, bis sie das Land Pakuela erreichte, und dann fuhr sie weiter bis Kanaloa auf Hawaii. Aber das Wasser des Meeres fuhr fort, höher und höher zu steigen, bis nur noch die höchsten Spitzen der Bergriesen Haleakala auf der Insel Maui (10 032 Fuß hoch), Mauna-Loa (13 600 Fuß) und Mauna-Kea (13 805 Fuß) auf Hawaii sichtbar waren; alles andere Land war vom Wasser bedeckt; aber bald darauf sank das Meer wieder, bis es seinen jetzigen Spiegel erreichte. Dieses Ereigniß wird noch jetzt von den Eingeborenen Kai a Kahinalii, d. h. Kahinalii's Meer, genannt, da es Pele's Mutter war, die ihr das Meer mitgab, welches diese nach Hawaii brachte. Und von jener Zeit an bis heute hat Pele mit ihrer ganzen Familie ihre ursprüngliche Heimath in Hapakuela verlassen, um in den brennenden Kratern von Hawaii-nei zu wohnen. Begleitet war sie von ihren Brüdern Ka-moho-aili (der Fürst des Dampfes), Kanehilili (der Mann des Donners), Kahuila-akalani (der Blitz des Himmels) und Ke-uhi-kamalana (der Feuerspeiende), deren zwei, gleich dem Vulkan der Alten, verkrüppelt waren. Ferner befanden sich in Pele's Gefolge die schreckensreichen Schwestern Makore-wawahi (die Kanudrecherin mit Feueraugen), Ka-wawahi-lani (die Himmel-Zertrümmerin), Hiaka-kaaraua-maka (die schnellängige Wolkenhalterin) und Ka-hoi-ke-poli-o-Pele (die Pele's-Leib-Umfassende). Diese furchtbaren Gottheiten lebten in den Feuerseen der thätigen Krater, und in dem Gefolge der Lavaquellen hört der Kanaka ihre Stimmen. Alles Volk mußte ihnen opfern und Tribut bringen, und wurde dies einmal unterlassen, so erhebte der Boden vor ihrem Grimm, lange Spalten und Risse thaten sich auf, und Ströme flüssigen Feuers, Aschen- und Steinregen und Wolken giftiger Gase verherrlichten das Land. Als im Jahre 1790 auf der Insel Hawaii ein Aufstand gegen den König Kamehameha I. ausbrach, zog ein Heer der Rebellen durch den Bezirk Puna über den Südabhang des Mauna Loa. Plötzlich erhebte der Vulkan und Schwefelbäche entstiegen dem Boden, durch welche die ganze mittlere Abtheilung, über 400 Mann stark, erstickt wurde. Dieses Naturereigniß ließ Kamehameha als besonderen Günstling der Göttin Pele erscheinen, und die Aufständischen unterwarfen sich ohne Widerstand.

Als Pele, so fährt die Sage fort, zuerst auf Hawaii ankam, nahm sie ihren Wohnsitz auf der Insel Kauai, der nordwestlichsten der Gruppe. Von dort ging sie nach Südosten nach Kalaupapa auf der Insel Molokai, wo jetzt die Kolonie der Aussätzigen liegt, und wohnte in dem dortigen Krater Kauhe-fo, bis sie nach Lahaina auf der Insel Maui übersiedelte, wo sie den Krater Puulaina aufgrub. Von hier zog sie weiter nach Südost auf den Gipfel des großen Hale-a-kala, des „Hauses der Sonne“, auf derselben Insel, wo sie lange wohnen blieb, bis sie den 2000 Fuß tiefen und 10 engl. Meilen breiten Krater dieses Berges ausgehöhlt hatte. Aber auch hier vertrieb sie der Meergott Moana, worauf sie nach Hawaii, der südöstlichsten Insel, hinüberzog, wo sie bis zum heutigen Tage im großen Krater des Kilauea sich aufhält. Es ist jedenfalls seltsam, daß diese Tradition über Pele's Wanderung genau mit der geologischen Theorie übereinstimmt, nach welcher sich die vulkanische Thätigkeit auf den Sandwich-Inseln von dem nordwestlichsten und geologisch ältesten Kauai über Molokai und Maui nach Hawaii, der südöstlichsten und jüngsten Insel, gezogen hat, wo sich noch jetzt der letzte thätige Vulkan, der Mauna Loa, mit dem Nebenkrater Kilauea befindet; seit historischen Zeiten ist alle vulkanische Thätigkeit auf diese Insel beschränkt.

Auch nach der Bekehrung der Hawaiier zum Christenthum blieb der Krater des Kilauea, als letzter Wohnsitz der Göttin Pele, noch lange mit strengem „Tabu“ belegt, und kein noch so kühner Kanaka hätte es gewagt, dem Zorn der Göttin zu trotzen und in ihre Behausung einzudringen. Erst im August des Jahres 1824 unternahm die hohe Häuptlingin Kapiolani das große Wagniß; begleitet von einigen Missionären und anderen Weißen und mit großem Gefolge ihrer Anhänger stieg sie in den Krater hinab und betrachtete den Feuersee in der Nähe, wodurch sie den Tabu brach und endlich dem Aberglauben ihrer Landsleute ein Ende machte. Trotzdem haben noch bis zur neuesten Zeit fremde Besucher des Kraters bemerkt, daß ihre eingeborenen Führer mit unbedecktem Haupt kleine Opfer wie Glasperlen, Korallen, Muscheln u. s. w. mit dem hawaiischen Gruße: „Aloha, Pele!“ in den Feuersee werfen, der noch jetzt Una Pele, d. h. der Tempel der Pele, heißt. Und als letztes Andenken an die einst mächtige Göttin, deren unterirdischen Feuern die ganze Hawaii-Gruppe ihr Dasein verdankt, mögen jene haarähnlichen, feinen Glasfäden gelten, die nur im Krater des Kilauea gefunden und daselbst bei starkem Winde durch Abwehen und Ausspinnen der Lavatropfen von den Feuerfontainen gebildet werden, denn bis der letzte Vulkan Hawaiis erlöschen wird, werden sie unter ihrem poetischen Namen: „lauoho Pele“, die Haare der Pele, bekannt bleiben.

2. Der Tartarus der Fidschi-Insulaner.

Vor der Anthropologischen Gesellschaft in London wurde am 13. April ein Vortrag des Missionärs L. Fison über

Digitized by Google

die Begräbnißgebräuche auf Fidschi verlesen, welcher einige interessante Mittheilungen über die Mythologie der Eingeborenen dieser Südsee-Gruppe enthält.

Auch die Götter des vitischen Olympo zeichneten sich durch blutdürstige Grausamkeit aus, wie dies bei einem Kannibalenvolke natürlich erscheint. Neben Ovi, dem Schöpfer der Welt und der Menschen, stehen verschiedene Nebengötter, unter welchen Mainatavasara, „der soeben vom Schlachten Kommende", und Batimona, „der Menschenfreundliche", sich genügend durch ihre Namen charakterisiren. Am eigenthümlichsten ist aber die vitische Tradition von der Unterwelt und dem Fortleben nach dem Tode. Sobald ein Fidschianer gestorben, muß seine Seele vor dem Richterthrone des Gottes Ndengei erscheinen, der in Schlangengestalt in einer Höhle auf Viti Levun wohnt, um daselbst sein Urtheil zu erhalten. Aber auf dem Wege nach Mbulu, diesem vitischen Hades, drohen der Seele verschiedene Gefahren. Zuerst muß sie an einem Riesen vorbeigehen, der mit seinem großen Steinbeil alle zu treffen sucht, die bei ihm vorbei wollen. Die Verwundeten können aber nie nach Mbulu gelangen, sondern müssen ewig als böse Geister im Gebirge umherirren, während diejenigen, welche dem Riesen entkommen, was übrigens nicht vom Verdienst der Verstorbenen, sondern nur von ihrem guten Glück abhängt, nach ihrer Freisprechung durch Ndengei Erlaubniß erhalten, in der Nähe der Tempel sich am Geruche der Menschenopfer zu ergötzen. Am schlimmsten geht es jedoch den Seelen der Unverheiratheten, denn sie haben nach vitischen Ansichten gar keine Aussicht nach Mbulu zu gelangen. An einer gewissen Stelle des Weges nämlich lauert der Gott Nanggananggga auf die Seelen der Unverheiratheten beider Geschlechter, und sobald er eine derselben erfaßt hat, hebt er sie mit beiden Händen hoch empor und wirft sie auf einen hervorstehenden Felsen nieder, so daß sie entzwei bricht. Da nun nach der Tradition der Gott alle männlichen Geister, welche ohne ihre Weiber zu ihm kommen, für Hagestolze ansieht, so ist bei allen Stämmen Fidschis die Erdrosselung der Wittwe üblich. Sobald ein Ehemann gestorben, wird seine Wittwe durch ihren eigenen Bruder oder nächsten Verwandten mit einer Schnur erdrosselt, worauf das Paar zusammen begraben wird und somit angefährdet ist Nanggananggga vorbeigehen kann. Scheint jedoch das Weib vor ihrem Manne, so schneidet der Wittwer seinen Bart ab und legt denselben unter die linke Achselhöhle der Leiche, so daß er gewissermaßen als Trauschein dienen kann, bei dessen Anblick Nangga-nangga die Seele des Weibes ohne Widerspruch vorbeiläßt.

Bei dem Nakelo-Stamme herrscht eine andere sonderbare Tradition. Nach dem Tode ihres Königs gehen die drei ältesten Männer des Stammes mit Tüchern in der Hand an das Ufer des Flusses, um der Seele des Verstorbenen, welche denselben kreuzen muß, Geleit zu geben. Dort rufen sie laut nach Thembu, dem vitischen Charon, damit er sein Kanu herüberbringe, und warten dann, bis sie eine größere Welle auf das Ufer zurollen sehen, was sie für das Anzeichen des sich nähernden unsichtbaren Kanus halten. Sogleich wenden sie ihr Gesicht ab, deuten mit den Tüchern auf den Fluß und rufen laut: „Steige ein, Herr!", worauf sie so schnell als möglich davonlaufen, denn das Auge keines Lebenden darf ungestraft der Einschiffung zusehen. Die Leiche selbst wird wie gewöhnlich begraben, wobei eine alte Kokosnuß mit einem Steine derart zerbrochen wird, daß die Milch derselben der Leiche auf den Kopf fließt. F. Birgham.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Durch die am 12. April 1880 zu Konstantinopel unterzeichnete Konvention zwischen der Türkei und Montenegro wird die südöstliche Grenze des letztern Landes, wie sie seit dem Berliner Kongresse auf den Karten dargestellt, aber noch nicht in Kraft getreten war, fast durchweg verändert. Gusinje und Plava im obern breiten Thale des Lim, am Nordrande der sogenannten Nordalbanischen Alpen, bleiben danach bei der Türkei, wofür dieselbe weiter südlich einen Streifen Landes von 6 bis 10 Kilometer Breite Montenegro überläßt. Montenegro erhält so die ganze Ebene zwischen Podgoritza und dem See von Scutari, sowie einen Theil des östlich angrenzenden Gebirgslandes. Das tief eingeschnittene Thal der Tzyuma (Cijevna) bildet auf eine große Strecke hin die Grenze; nach Kaulbars (s. „Globus" XXXVI, S. 366) ist es auch Völkerscheide, da überdies von ihm die den Montenegrinern stammverwandten und freundlich gesinnten Kutschi wohnen, südlich die feindlichen Albanesenstämme der Grudi, Choti und Klementi. Die im vorigen Bande des „Globus" mitgetheilten Berichte des Oberst Kaulbars über Aufnahmen an der türkisch-montenegrinischen Grenze (S. 16), den See von Skutari (S. 135), die Besteigung des Maranai (S. 231) und die Kutschi (S. 366) gewinnen jetzt durch jene Abtretungen und die albanesisch-montenegrinischen Streitigkeiten neues Interesse, so daß wir auf sie hier besonders verweisen.

Asien.

— Die „Mail" vom 28. April 1880 bringt folgende Nachricht aus Konstantinopel, welche zuerst von der in solchen Dingen meist gut unterrichteten arabischen Zeitung El Dschonaib veröffentlicht wurde: Der Emir von Maskat hat auf Bitten der hervorragenden Einwohner von Zafar (Landschaft der Südküste von Arabien in 72° östl. L. Ferro) unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten von diesem Gebiete Besitz genommen und einen Gouverneur für die neue Provinz ernannt. Die Erklärung dafür und die Vorgeschichte des Ereignisses ist folgende. Etwa vor Jahresfrist begab sich Scheich Fazil, Emir von Zafar, nach Konstantinopel und theilte dem Sultan seinen Plan mit, angrenzende Gebiete zu erobern und sich unter die nominelle Oberhoheit der Pforte zu begeben. Der Sultan dachte sich für seine Landverluste in Europa durch Erwerbungen in Asien zu entschädigen, und versprach dem Emir eine Unterstützung von zwei Kriegsschiffen und 3000 Mann Soldaten, fand aber Widerspruch von Seiten Oun Pascha's, des Bruders des ermordeten Großscherifs von Mekka, und des englischen Gesandten Sir H. Layard, von letzterm, weil Emir Fazil den Engländern feindlich gesinnt ist und bereits in British-Indien Unruhen angestiftet hat. Damals wurde die Sache also fallen gelassen und erst vor Kurzem wieder aufgenommen, als Abdul Muttalib, Fazil's Freund und Gönner, anstatt Oun Pascha's, der sich darauf Hoffnung gemacht hatte, zum Großscherif von Mekka ernannt wurde. Als sich nun das Gerücht

Digitized by Google

verbreitete, daß Emir Fazil den neuen Großscherif nach Mekka begleiten und von dort mit türkischen Truppen nach Jafur sich begeben würde, kamen die Einwohner des Ländchens dem rasch zuvor und ließen sich von Maskat anwerben, welches bekanntlich seinerseits bis zu einem gewissen Grade englischen Schutz genießt. Das Ganze ist also ein englischer Sieg aufzufassen.

Afrika.

— Von Dr. Lenz sind Ende April in Berlin geologisch interessante Briefe und Tagebuch im Wadi Sus (im südlichen Marokko) eingetroffen, in welchen er den Anfang seiner Reise, die ihn nach Timbuktu führen soll, und die an jener Stelle noch von keinem Europäer ausgeführte Ueberschreitung des Atlas schildert. Wir hoffen später Einzelheiten und denselben mittheilen zu können.

Australien.

— Reisen im östlichen Central-Australien. Es galt lange Zeit in Süd-Australien gewissermaßen als Axiom, daß die sogenannte Goyder's Line of rainfall[1]) die Grenze zwischen Farmer und Sanatter bilde. Diesseits, heißt es, ist das Gebiet der Farmer, jenseits das der Sanatter. Die letzteren hatten natürlich ein besonderes Interesse daran, daß an diesem Satze festgehalten wurde. Aber die Farmer haben in den letzten Jahren, zum großen Verdruße der Sanatter, diese Linie überschritten, und zwar keineswegs zu ihrem Nachtheile. Die Regierung hat den Sanattern große Strecken des von ihnen gepachteten Krontandes gekündigt, hat es ausmessen lassen und in sogenannten Sektionen von je 500 Acres an Farmer verkauft. Ja, zum Anfange dieses Jahres wurden ihnen im Norden bis Beltana hinauf sowie im Nordosten der Kolonie auf einmal 4700 Quadratmiles oder ungefähr drei Millionen Acres Krontand gekündigt. Unter solchen Umständen sind die Sanatter gezwungen, sich im Innern des Kontinents nach neuen Weideplätzen für ihre Viehherden umzusehen, was bei den vielen Sandwüsten und dem Mangel an Wasser in Australien immer seine Schwierigkeiten hat. Um so erfreulicher war die Nachricht über die glänzenden Resultate, welche eine neuerste Forschungsreise des Mr. Charles Winnecke davon getragen hat.

Werfen wir einen Blick auf Central-Australien, so bemerken wir östlich vom Ueberlandtelegraphen ein großes weißes Feld, welches sich bis Queensland hinzieht. Zur Erforschung dieses ausgedehnten Areals sandte die südaustralische Regierung im Jahre 1878 eine Gesellschaft aus, deren Führung der Marineleutenant Henry Barclay übernommen hatte. Sie sollte von Alice Springs aus, einer Station des Ueberlandtelegraphen, 935 Miles südlich von Port Darwin und 1036 Miles nördlich von Adelaide, das Gebiet erforschen, welches sich von dort in nordöstlicher Richtung zum Herbert River, an der Grenze von Queensland, erstreckt. Aber der Versuch, mit Pferden durch Scrub-Wüsten ohne Wasser zu gelangen, schlug fehl und nach vergeblichem Abmühen in verschiedenen Richtungen mußte Mr. Barclay nach Alice Springs zurückkehren. Da er gleichzeitig die fernere Leitung der Expedition niederlegte, so wurde der Festmesser Mr. Charles Winnecke, welcher bisher Zweiter im Commando gewesen war, damit beauftragt. Er erhielt von seiner Regierung den Befehl, mit der ihm untergeordneten Gesellschaft sich zunächerdt nach der 318 Miles weiter nördlich gelegenen Station am Tennant's Creek zu begeben und dann von dort aus in gerader östlicher Richtung auf den Herbert zu reisen.

Mr. Winnecke hat im November 1879 den Herbert erreicht. Ueber den Erfolg seiner Reise verbreitet er sich in zwei Schreiben, welche er bisher an seinen Vorgesetzten, den Generalfeldmesser Mr. G. W. Goyder in Adelaide, gerichtet hat. Wir theilen daraus das Wesentlichere mit.

Die ersten 14 Miles von Tennant's Creek auf kam man über eine offene Gegend mit gutem Boden und reichem Grauwuchse. Dann aber gelangte man in ein dichtes, 92 Miles langes Scrubland ohne einen Tropfen Wasser und hier hatte man mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die Packpferde hindurch zu bringen. Die Mühen blieben indeß nicht unbelohnt. Man gelangte auf eine herrliche Alluvialebene von kolossaler Ausbreitung, welche aufs Prächtigste begrast und reichlich mit Wasser versehen war. Dies galt namentlich, je weiter man nach Osten vordrang, wo es an großen Flüssen und kleineren Wasserläufen eben so wenig fehlte wie an permanenten Wasserlöchern. Letztere hatten zum Theil einen so bedeutenden Umfang, daß sie als kleine Landseen bezeichnet werden können. Der Boden dieser Ebene bestand hauptsächlich aus schwarzem und braunem Lehm, mit Thon vermischt.

Daß das gesammte Gebiet, welches Mr. Winnecke bereiste, schätzt er auf ungefähr 30 000 Quadrat-Miles, und er berichtet, daß der bei weitem größte Theil davon vorzügliche Viehweiden abgebe. Ja, er versichernte, daß sich auf der großen Alluvialebene auch Ackerbau mit gutem Erfolge würde betreiben lassen.

Daß die Eingeborenen in einer solchen fruchtbaren Gegend sehr zahlreich waren, versteht sich. Zwar verfolgten sie in Masse die Reisegesellschaft und beobachteten sie in ihrem Thun, wurden aber nicht gerade lästig.

— Mr. Tietkins' Forschungsreise in Süd-Australien. Wie wir schon in Bd. XXXVI, S. 272, mittheilten, trat Mr. W. H. Tietkins, der Begleiter des Mr. Ernest Giles auf dessen Reisen im westlichen Australien, im Juli vorigen Jahres von Fowler's Bay (32° südl. Br. und 132°30' östl. L. Gr.) aus eine Forschungsreise an. Es bauchte sich um die Erforschung des Terrains, welches sich von dort in nördlicher Richtung bis zum Musgrave Range, zwischen 26° und 26°30' südl. Br., hinzieht, sowie um die Auffindung einer Verkehrsstraße mit dieser Gebirgsgegend. Hier soll, nach den Aussagen der früheren Reisenden Gosse, Giles und Forrest, ein vorzüglicher Grauwuchs herrschen, und die von den Farmern vorzogten Sanatter haben daher ihre Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Nur von der ersten 112 Miles langen Strecke von Fowler's Bay bis Oldea Water in 30°24' südl. Br. und 131°51' östl. L. Gr. verlautete nun schon, daß in ihr wertvolles Scrubland ohne Wasser lag, das Uebrige war noch unbekannt.

Mr. Tietkins fand, daß auch hinter Oldea die an der Meeresküste beginnende tertiäre Formation sich fortsetzte. In der Entfernung von 10 Miles hatte er ein nach Nordwest streichendes, 1000 Fuß hohes und von tiefen Thälern und Schluchten durchschnittenes sandiges Gebirge, wo es an den von Reisenden so gefürchteten Spinifex (Stachelschweingrad) und Mallee (Eukalyptengestrüpp) keineswegs fehlte, zu überschreiten. Nach 30 Miles erreichte er eine offene 12 Miles lange Kalksteingegend, bis dann von Neuem Sandhügel mit Mulga Scrub (Akaziengestrüpp) und etwas Grauwuchs auftraten. Ungefähr 12 Miles von diesen entdeckte Mr. Tietkins endlich in 29°15'40" einen Brunnen der Eingeborenen, welchen sie Puntbi hießen, und dessen Wasser sich in einem großen Granitlocken ansammelte. Hinter diesem Brunnen folgten niedrige steinige Hügel mit eisenhaltigen Konglomeraten, und nach 23 Miles gelangte man wieder an einen Damm der Eingeborenen, Winderabbi von ihnen genannt, welcher wenigstens so viel Wasser enthielt, als für die Rei-

[1]) Unter Goyder's Line of rainfall versteht man eine von dem verdienten Generalfeldmesser der Kolonie Süd-Australien Mr. G. W. Goyder fixirte Regenlinie, welche man sich von einem Punkte der östlichen Grenze dieser Kolonie, der etwas südlicher liegt als Adelaide, in nordwestlicher Richtung bis nahe an die Spitze des Spencer's Golf gezogen denkt. Man nahm an, daß darüber hinaus, bei der geringen jährlichen Regenmenge, kein Ackerbau mit einiger Sicherheit betrieben werden könne.

Digitized by Google

senden und ihre Kameele nöthig war. Man hatte nunmehr die gebirgige Gegend erreicht, mit welcher die tertiäre Formation aufhörte. Guter Graswuchs kam zum Vorschein, an Wild war Ueberfluß und Eingeborene zeigten sich in größerer Anzahl. Die Gegend war bereits durch frühere Reisende bekannt geworden, und Mr. Tietkins brach daher seine Reise nach Norden ab. Wasser durch Senken zu gewinnen, schlug meistens fehl. Nur in einem 40 Miles jenseit Oldea bis zu einer Tiefe von 100 Fuß gesunkten Brunnen sammelte sich Wasser an. Eine geeignete Richtung für eine Verkehrsverbindung zwischen der südlichen Meeresküste und dem Musgrave Range, wo ohne Zweifel sich schon in nächster Zeit südaustralische Smatter mit ihren Heerden niedergelassen werden, wurde ohne viel Schwierigkeit aufgefunden. Von Oldea bis zum Endpunkt der Reise war man allmälig über 900 Fuß angestiegen.

Außer dieser nördlichen Route versuchte Mr. Tietkins auch eine westliche und nordwestliche. Er drang hier 70 Miles vor, ohne auf dieser langen Strecke etwas anderes zu sehen als lößige Spinifex und Mallee, sowie hohe Sandhügel. Wo er umkehrte, breitete sich, so weit das Auge reichen konnte, die denkbar erbärmlichste Gegend aus.

Die südaustralische Regierung hat jetzt einen amerikanischen Bohrapparat der neuesten und besten Konstruktion, welcher durch Dampf betrieben wird und der bis zu einer Tiefe von 2000 Fuß, selbst in den härtesten Felsen, zu bohren vermag, nach der Großen Australischen Bucht transportiren lassen, um damit in jenen wasserlosen Gegenden Bohrversuche zur Gewinnung von Wasser anzustellen.

— In der Kolonie Queensland ist am Bolgar-Flusse wieder ein lohnendes Goldfeld, sowohl im Alluvium als auf Quarz, aufgefunden worden. Ein großer rush hat dahin stattgehabt, so daß sich schon über 800 Digger dort befinden. Die Entdecker beanspruchen die von der Regierung ausgesetzte Prämie.

— Spuren der Leichhardt-Expedition. Was ein gewisser Hume, der es liebte, im fernen noch unbekannten australischen bush ein vagabondirendes Leben zu führen, vor Jahren berichtete, daß er im Nordwesten der Kolonie Queensland, in der Gegend des Herbert-Flusses, einen Weißen unter den Eingeborenen angetroffen habe, der Claffen heiße und ein Begleiter des Dr. Leichhardt auf dessen letzter unglücklichen Reise gewesen sei, scheint doch wahr zu sein. Es haben sich in neuester Zeit am Herbert River, einer grasreichen Gegend, Squatter niedergelassen. Zu diesen kam ein Eingeborene von dem 40 Miles entfernten Mulligan River, in welchen der Herbert mündet, und erzählten, daß ein Weißer in hohem Alter unter ihnen lebe. Aufgefordert, ihn herbei zu bringen, weigerten sie sich, da sie ihn wegen der medizinischen Kenntnisse, die er besitze, nicht abgeben wollten. Ungefähr einen Monat später kamen dieselben Eingeborenen wieder auf die Station des Squatters und sagten Folgendes aus. Sie hatten dem weißen Manne unter ihnen erzählt, daß nicht weit davon andere Weiße sich niedergelassen. Darauf sei er, als sie ihn nicht zu denselben führen wollten, in der Nacht heimlich aus dem Lager entwichen. Am nächsten Morgen seien sie ihm nachgegangen und hätten ihn auf halbem Wege nach dem Herbert in einer wasserlosen Gegend todt gefunden. Die Stelle, wo sie ihn beerdigt, wollten sie nicht anzeigen, damit er nicht wieder ausgegraben würde.

Südamerika.

— Wie „Explorations“ Nro. 169 mittheilt, ist der bekannte argentinische Reisende Francisco Moreno auf seiner letzten Reise nach dem Nahuel Huapi, dem Quellsee des Rio Negro, am 23. Januar dieses Jahres von Indianern gefangen genommen worden; doch gelang es ihm, am 11. Februar Nachts mit seinen beiden Gefährten dem sichern Tode zu entfliehen und einen argentinischen Grenzposten zu erreichen.

Vermischtes.

— Dr. F. Embacher giebt in seinem Tabellenwerke „Die wichtigeren Forschungsreisen des neunzehnten Jahrhunderts. In synchronistischer Uebersicht.“ (Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1880) den Freunden der Geographie und Entdeckungsgeschichte ein bequemes Mittel zur raschen Orientirung an die Hand. Auf 11 Seiten in Großquart findet man zunächst die Afrikareisenden, in fünf Rubriken je nach ihrem Reisegebiete (Nordwesten, Tripolitanien, Südwesten, Nordosten, Südosten und Kapland) vertheilt, und bei jedem in kurzen Worten sein Ziel oder Resultat angegeben. Dann folgen 12 Seiten mit den Reisenden in Australien (geschieden in den Westen, das Centrum und den Osten), Oceanien und Amerika (a. Nord- und Mittel-, b. Südamerika); endlich auf 20 Seiten die Polarfahrten (Rubriken: Dänisch-Straße, Grönland-Nerwegen; Bering-Straße; Südpol) und Asien (Nord-, Russisches, Hinterasien). Die Personennamen sind durch fette Schrift hervorgehoben, durch schräge besonders wichtige Entdeckungen oder schwierig zu erzielende Erfolge; Citate verweisen auf die Karten in den Petermann'schen Mittheilungen. Ein sehr fleißig gearbeitetes und äußerst brauchbares Hülfsmittel, um sich rasch über eine einzelne Reise oder einen bestimmten Reisenden, die exploratorische Thätigkeit einer Zeitabtheilung oder das, was bis dato für ein bestimmtes Gebiet in dieser Richtung geschehen ist, zu orientiren. So kurz auch die gebotenen Notizen sind, so ersparen sie doch viel zeitraubendes Nachsuchen in Zeitschriften oder größeren Nachschlage-Werken und bringen den Suchenden schnell auf die gewünschte Spur. Die Tabellen seien hiermit allen Interessirten bestens empfohlen.

— Wir erfüllen eine traurige Pflicht, indem wir den Lesern des „Globus“ die Nachricht von dem am 29. April 1880 zu Frankfurt a. d. O. erfolgten Tode des Dr. Albrecht Zehme mittheilen. Durch sein Buch „Arabien und die Araber seit hundert Jahren“ (Halle 1875) und die sich daran schließende sortgesetzte Berichterstattung über alle auf Arabien sich beziehenden literarischen Erscheinungen, die Reisen desselben, die politischen Vorgänge u. s. w. hat er sich um die Kunde dieses Landes wohl verdient gemacht, und sein Tod reißt in die Schar unserer treuesten Mitarbeiter eine schwer auszufüllende Lücke.

— In Folge des in Baden-Baden gefaßten Beschlusses soll die 53. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte vom 18. bis 24. September 1880 in Danzig tagen. Indem der Unterzeichnete im Namen der Geschäftsführung zur Betheiligung an derselben einladet, bemerk derselbe noch, daß die bis Ende Juni angemeldeten Vortragsthemata in den später auszugebenden allgemeinen Einladungsprogrammen besonders aufgeführt werden.

Danzig, April 1880.

Direktor Dr. Panten,
einführender Vorstand der Sektion für Geographie und Ethnologie.

Inhalt: Die Rojairicr. I. (Mit einer Karte und fünf Abbildungen.) — Dr. A. Nehring: Ein Höhlenfund von der Hohen Tatra. — Dr. Paul Mantegazza: Volksmedizin in der argentinischen Republik. I. — Südsee-Sagen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Australien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion 2. Mai 1880.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

II.

Zwei Tage verbrachte Cahun in der Umgegend von Kerdaha mit topographischen Arbeiten, während er die Abende mit anthropologischen Messungen ausfüllte, zu denen sich die Nosairier willig verstanden. Auch bei dieser Gelegenheit konnte er wiederum ihre Anstelligkeit bewundern. Nachdem er die ersten vor den Augen einer ausmerksam zuschauenden Schar gemessen, nahm die Arbeit einen sehr raschen Fortgang, weil die zu messenden selbst dabei halfen. Wenn der Franzose z. B. nach dem Rollhügel des Hüftbeins, dem Darmbeinkamm oder nach dem Fortsatze der Schulterhöhe herumtastete, so faßte das Objekt der Untersuchung nach der betreffenden Stelle, sagte lächelnd: „Nicht dort — hier!“ und führte Daumen und Mittelfinger Cahun's nach der gewünschten Stelle; ja zuletzt spielte einer, der riesige 1,98 m hohe Hassan Aghajes, den Assistenten, stellte die Personen zurecht, reichte die Instrumente hin und suchte zur großen Belustigung der Anwesenden nach den betreffenden Gelenken. Nicht wenig schmeichelte es ihm auch, daß er an dem Druck-Dynamometer, an welchem jede Person ihre Kraft erprobte, den Zeiger auf 90 trieb, während die stärksten Leute vergeblich sich abmühten, es über 55 oder höchstens 60 zu bringen.

Der 22. Oktober 1878 brachte eine sonderbare Ueberraschung: man weckte den Reisenden früh Morgens und theilte ihm mit, daß eine ganze kleine türkische Armee, aus einem Bataillon mit Reiterei und zwei Kanonen bestehend, herbeigekommen sei und ihn festnehmen sollte. Wie es sich mit der Zeit und nach langen Verhandlungen herausstellte, hatte der türkische Mudir den Franzosen wegen seines Verkehrs mit den Nosairiern und seiner topographischen Arbeiten wegen in Verdacht, daß er die Gebirgsbewohner zu einer Empörung anstacheln wolle; diesen Verdächtigungen hatte sich der in Ghallori befestigende Offizier, um sich wegen der Revolver-Geschichte zu rächen, angeschlossen — und deshalb dieses riesige Aufgebot von Macht! Andererseits hatten sich aber in Folge dessen auch an 400 bewaffnete Nosairier zusammengethan und drohten den Türken in den Rücken zu fallen, so daß sich der Befehlshaber derselben, Said Aga, übrigens ein verständiger Mann und mit den Nosairiern vertraut, rasch von der Grundlosigkeit jener Anschuldigungen überzeugte, und von der Verhaftung des Reisenden nicht weiter die Rede war. Cahun lud den Said Aga, der ihm gefiel, in sein Zelt, wo derselbe ohne Anstand einige Flaschen Wein leerte, und beide bald gute Freunde wurden. Als Said von der falschen Anzeige des Offiziers in Ghallori hörte, verprach er — charakteristisch genug für die Zustände im türkischen Heere — ihm noch an demselben Abend solche Prügel angedeihen zu lassen, wie sie noch nie ein türkischer Reserveoffizier von einem Damascener Linienoffizier — die Damascener hatten sich etwa für dasselbe in Syrien, wie die Pariser in Frankreich — erhalten hätte; und er hat Wort gehalten. Aus dem Gespräche entnahm der Reisende, daß Said Aga eine nosairische Frau hatte und deshalb mit vielen von ihnen und ihren Sitten wohl bekannt war; er wäre, behauptete er, der einzige türkische Soldat, vor welchem die Nosairier Respekt hätten; das alles käme aber daher, daß er

Digitized by Google

kein richtiger Türke wäre, sondern aus Damaskus, ein Araber. (Dabei war er, anthropologisch betrachtet, ein typischer Türke, allein in der Türkei will Niemand von türkischer Abstammung sein, abgesehen von den hohen Beamten, die doch zu drei Vierteln griechisches, armenisches oder Tscherkessen-Blut in den Adern haben.) Die Rosairier wären Banditen, und es nutze nichts, sie in Frieden zu lassen und zum Ackerbau zu veranlassen; die Kampflust stecke ihnen im Blute, und wie Hähne rauften sie unter einander, wenn es nach außen nichts zu thun gäbe. So wären ihre Väter und Großväter auch gewesen, und — Schweine erzeugten keine Ziegen.

In der Zwischenzeit waren Vorkehrungen für einen „Dscherid" getroffen worden; diesmal waren die daran Betheiligten durch die begleitenden Umstände besonders erregt und angefeuert. Der Schauplatz des Kampfspieles war ein

Hassan Aghajes und Hammet. (Nach einer Photographie.)

ziemlich steiniges Feld vor dem kleinen halbrunden Platze, der Agora Kerdahas; eine halbrunde von einer Steinmauer gestützte und von drei schönen Feigenbäumen beschattete Erhöhung, zu welcher zwei kleine Leitern von je sieben Stufen hinaufführten, diente den Zuschauern als Sitzplatz. In dem Schatten standen die Gewehrpyramiden der türkischen Soldaten; für den Reisenden hatten die Rosairier zuvorkommend einen Strohschemel hingestellt. Die Kämpen hatten sich in zwei Parteien getheilt; zu der einen gehörten Gandschu, Ahmed und noch sieben andere; ihnen standen Hammet, Mhanna und die gleiche Zahl der Genossen gegenüber. Kinder vertheilten unter sie die zum Spiele erforderlichen Rohre oder Stöcke (Tscherid d. i. Speer, eigentlich Palme). Als Kampfrichter fungirten der Emir Ismael und die alte Brahaban, Mhanna's Mutter, welche in früheren Zeiten mehr als einmal mit gegen die Türken zu Felde gezogen war und mehr als einen niedergestreckt hatte.

Mhanna in seiner Ungeduld eröffnete das Spiel und

Digitized by Google

Der Tscherib.

Digitized by Google

galoppirt auf die Gegner los, Sasi ihm entgegen; Mhanna macht Kehrt, Sasi hinter ihm her, worauf Hammet letztern angreift. Sasi schlägt einen Haken, schleudert seinen Speer auf Hammet und wirft ihm den Turban vom Kopfe, worauf Hammet feuerscheu, die langen blonden Haare vom Winde zerzaust, den waffenlosen Sasi verfolgt und dabei auf Gandschu stößt. Kurz, es ist eine Art Barlaufen zu Pferde, das immer heftiger und ungestümer wird, bis in der Hitze des Gefechts Hammet sich gegen die Regeln des Spieles vergeht, und es den Anschein gewinnt, als würden im nächsten Augenblicke die Yatagane aus den Scheiden fliegen und statt der unschädlichen Stöcke in Gebrauch kommen. Der Emir stürzt sofort herbei; aber die alte Brahaban kommt ihm zuvor, wirft sich zwischen die Erhitzten und erklärt Kraft ihrer langen Erfahrung Hammet für den schuldigen Theil. So ward der Streit geschlichtet, sehr zur Enttäuschung der hübschen Mädchen von Kerdaha, die sich schon auf einen ernstlichen Zweikampf und ein regelrechtes Schädelspalten gefaßt gemacht hatten. Ländlich, sittlich! Aber keine Frau sprach mit den Türken, und als Said Aga herzutrat, zog die schöne Schwester Mhanna's ihren Schleier über das Gesicht.

Als der Tschereid zu Ende war, zogen zur allgemeinen Befriedigung auch die Türken ab, und Cahun, nun nicht mehr in seinen Bewegungen gehindert, konnte in Begleitung von Mhanna, Hammet und etwa fünfzehn anderen Rosairiern die Bezirke Kalbich, Beni Ali und Beit Jaschub durchwandern. Als er nach Kerdaha zurückgekehrt war, fand er dort zwei wichtige und ihm besonders interessante Personen vor; die eine, etwa 55 Jahre alt, war der Sohn und Nachfolger des Scheich Ibrahim Said, das despotische religiöse Haupt der nördlichen Rosairier; die andere, etwas ältere, war gleichfalls ein geistlicher Chef, Hassan el-Kenani mit Namen, ein unangenehmer Mensch, der dem Reisenden von Anfang an zuwider war, so sehr dieser auch wünschte, mit solchen Leuten zu verkehren und von ihnen Näheres über ihre geheime Religion zu erfahren. Sein kahl listiger, halb fanatischer Gesichtsausdruck, seine Bettelei und sein inquisitorisches Verfahren waren unausstehlich. Zunächst verbot er den Leuten, sich von dem Franzosen messen und photographiren zu lassen; sein Zunge in Hassan's Gegenwart im Zaume zu halten, da er ein türkischer Spion sei. Zum Glück zog der würdige Priester bald ab, und wie wenig seine Drohungen gefürchtet wurden, zeigte sich darin, daß sich nun die Leute sofort nach Wunsch messen ließen.

Am selben Abend gaben die Stiefsöhne des Emir Ismael ein großes Fest; zwei Hammel wurden geschlachtet, und alle angesehenen Damen von Kerdaha betheiligten sich bei der Kocherei. Auf dem öffentlichen Platze am Ende des Dorfes, auf einer Terrasse über der Thalschlucht, wurden Teppiche für die vornehmeren Gäste ausgebreitet, für Cahun Kissen dazu gelegt; zwischen zwei Bäumen spannte man eine Schnur aus und hing eine große Laterne mit — einer Petroleumlampe daran auf. Vier Feuer wurden angezündet und lebhaft knatterten die Flinten, wie es die Rosairier lieben, wenn sie sich belustigen wollen. Vor dem eigentlichen Mahle wurde den angelehenern Gästen eine Schüssel voll kleiner, am Spieß gebratener Stückchen Hammelleber gereicht und dieselben mit viel Arak hinabgespült. Als dann die Laternen angezündet wurden, nahm erst das Essen seinen Anfang. Auf einem circa 20 cm hohen runden, aus Weiden geflochtenen Tische von nicht weniger als 2 m Durchmesser lagen rings am Rande herum, einer den andern zu zwei Drittheilen bedeckend, jene dünnen Brotfladen, die jedem Orientreisenden so wohl bekannt sind. Auf die Mitte des Tisches aber wurden in guter Ordnung Schüsseln aus verzinntem Eisen gestellt, voll Leben (gekochte, leicht säuerliche Sahne), Kebab (am Spieß gebratenes Hammelfleisch), mit gebackem Fleisch gefüllten Eieräpfeln, Reis, Zwiebeln, Tomaten, ferner gekochtem Hammelfleisch, Tomatensauce und dem unumgänglichen Pillav. Jeder Gast erhielt einen Holzlöffel, mit welchem er nach Belieben bald in diese, bald in jene Schüssel fuhr. Alle aßen schnell und viel, ohne dabei zu sprechen. Zum Nachtisch kamen Melonen und Granatäpfel; dann stand einer nach dem andern auf, ließ sich von einem Bauer Wasser über die Hände gießen und reinigte sich Mund, Zähne und Schnurrbart. Dann begann der Branntweinbecher die Runde zu machen, die Zungen waren gelöst, und die guten Leute begannen dem Fremden ihre Freude und Achtung, indem sie laut sangen und schreiend ihre Pistolen dicht vor seinem Gesichte losfeuerten und mit ihren schweren Yatagans ihm um die Nase fuchtelten. Auch ein alter blinder Mann mit einem kleinen rebab (arabische Geige) erschien, kratzte jämmerlich darauf herum und sang dazu; allein er gefiel selbst den Rosairiern nicht, die ihn eigens von Autiochia hatten kommen lassen, und wurde fortgeschickt. Kaum aber war er verschwunden, so hallte die Berge wieder von einem schrecklichen Getöse: das war die große, etwa 3 m im Durchmesser haltende Trommel der Rosairier, die man mit den Fäusten am Eingange des Dorfes bearbeitete. Alsbald stürzten sich die Männer mit Bechern und Flaschen auf Cahun und tranken, ihre Turbane schwenkend, auf seine Gesundheit; Pistolen wurden abgefeuert, Schwerter geschwenkt und die Frauen in der Nähe stießen durchdringende Schreie aus; kurz es entstand ein solcher Höllenlärm, daß sich Cahun's Pferde und Maulthiere erschreckt losrissen und das Weite suchten. Eine Frau in vollem Putze, mit all ihrem klirrenden Geschmeide behängt, sprang in die Mitte des Kreises, trat vor den Franzosen hin und berührte ihn über das Schicksal seiner Thiere. Es war der Emir Mhammed, der sich so verkleidet hatte und nun Proben seiner Tanzkunst zum Besten gab; mit ausgebreiteten Armen, in jeder Hand ein Tuch, drehte er sich auf den Zehen, sprang zur Seite, warf sich nach hinten über, so daß er mit dem Hinterkopfe die Hacken berührte, und so fort, und ein junger bartloser Krieger, der sich inzwischen eingefunden hatte, sang dazu mit kreischender Stimme das Lob des Tanzenden. Das war wiederum die erste Gemahlin Mhammed's. Da sie nämlich durch Schwangerschaft am Tanzen verhindert war, und es die Höflichkeit erheischte, daß eine edle Frau vor dem Gaste tanzte, andererseits aber Mhanna's Schwester nicht tanzen konnte, da sie gelobt hatte, Trauer zu tragen, bis man ihr den Kopf des verrätherischen Häuptlings von Mehelbe gebracht, so hatte Mhammed diese Vermummung ausgesonnen und tanzte an Stelle seiner Frau.

Darauf erschien, auf einen großen Stock sich stützend, Cahun's Koch Tamnus (familiäres Diminutiv von Antun = Anton) als ägyptischer Tänzer verkleidet und dachte durch Nachahmung eines solchen die Gesellschaft zu belustigen. Allein die unzüchtigen Leibesverdrehungen waren nicht nach dem Geschmacke der anständigen Brigauten, deren Sittlichkeit um vergleichlich viel höher steht, als diejenige ihrer syrischen Nachbarn, und die gegen Zoten einen ausgesprochenen Widerwillen haben. Tamnus' Leistungen wurden so kalt aufgenommen, daß er sich bald zurückzog. Dann aber wurde die Lustigkeit immer ausgelassener und wilder, und zuletzt fehlte nicht viel mehr, so wäre es zum Blutvergießen gekommen.

Zwei Tage später verließ Cahun Kerdaha, um Imzerâa, Gaubschu's Wohnort, zu besuchen. Als er im Begriff stand aufzubrechen, luden ihn Mhanna und dessen Mutter und Schwestern ein, noch ein letztes Mal in ihr Haus zu

Digitized by Google

Ein Fest bei den Rosairiern.

Digitized by Google

treten und ein Abschiedsmahl anzunehmen. Dieses Gebäude konnte als Typus der Behausung eines nosairischen Häuptlings gelten: es war einstöckig und aus Steinen ohne Mörtel aufgeführt; der Grundriß bildet ein Rechteck, dessen längste Seite etwa 20 m mißt. Innen ist es mit einer Thonschicht bekleidet, in welcher große Gefäße zur Aufnahme von Getreide angebracht sind. Die ganze obere Hälfte dieser Urnen ist mit einer ganz eigenthümlichen unregelmäßigen netzförmigen Verzierung in Relief bedeckt; die Knoten des Netzes werden von Ringen gebildet, deren Höhlung nur durch Eindrücken des Daumens hergestellt wird. Unten befindet sich ein mit einem Holzpflock verschlossenes Loch, aus welchem man das Getreide herauslaufen lassen kann. Das Haus hat zwei Thüren von nahezu Spitzbogenform, die eine auf einer Schmal-, die andere auf einer Langseite, und nur ein einziges Fenster auf der zweiten Schmalseite. Ueber dem Haupteingange hängt eine Flasche oder ein Krug mit geweihtem Wasser, zu beiden Seiten sind zwei runde oder viereckige Löcher angebracht, deren eines dazu bestimmt ist, die Seele eines drinnen sterbenden Menschen hinauszulassen, das andere, um der Seele eines drinnen zur Welt kommenden Kindes Zutritt zu gestatten. Mittels Scheidewände ist das ganze Gebäude in vier Räume getheilt; einer dient als Stall, ein anderer als Empfangszimmer, der dritte, der an der Vorderseite liegt, zum Schlafen und Wohnen, der letzte als Vorrathskammer. Das aus unbehauenen Baumstämmen bestehende Dach ruht auf vier gabelförmigen Stämmen, die in den vier Räumen als Säulen aufgestellt sind. Strauchgeflecht füllt die Zwischenräume der Dachbalken, und oben darauf liegt eine Schicht mit Sand und körnigem Kalke vermischten Thones; am Rande des Daches ist eine Traufe und eine Brüstung von Dornenbündeln angebracht. In den weniger civilisirten Dörfern kann man die Dachbalken wegnehmen, und das geschieht stets, wenn türkische Truppen heranrücken, und die Nosairier nicht Willens sind, das betreffende Dorf zu vertheidigen.

Neben dem Hause erhebt sich ein 3 bis 4 m hohes Gerüst aus vier Baumstämmen, die einen leichten Bretterboden tragen; auf letzterm steht eine Hütte aus Strauchgeflecht und Matten, die im Sommer als Schlafzimmer dient. Auf einer Leiter, die man nach sich zieht, steigt man hinauf.

Im Innern des Hauses finden sich nur wenig Geräthe, eine Bank aus Thon längs der Wand des Empfangszimmers, einige irdene Krüge, ein paar Matten oder Stücke groben weißen Filzes, in einer Ecke der große geflochtene Tisch, dabei ein paar Kessel und Küchengeräthe, Kinderwiegen in Gestalt hölzerner Kasten, welche die Mutter mit Schnitzwerk verziert, und die in allen besseren Häusern sich findende Petroleumlampe; aber nicht einmal ein Koffer oder Kasten, denn als Schränke dienen irdene Krüge. An den Balken des Daches hängen stets Bündel von Tabaksblättern zum Trocknen, welche im Laufe des Winters durch den Rauch des Herdes eine schwärzliche Farbe und besonders jenen Duft erhalten, dem sie den Namen abu-riehân (wörtlich): Vater des Wohlgeruches d. h. der wohlriechende) verdanken. Eine Mischung von $^1/_{10}$ abu-riehân und $^9/_{10}$ gewöhnlichen Nosairier-Tabak giebt den bekannten Latakieh-Tabak, der in Latakieh selbst, wo er ziemlich selten ist und doppelt so viel gilt, als der gewöhnliche syrische, als Dschebeli (d. h. Gebirgstabak) bezeichnet wird.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

III.

Irland.

Ueber die Zusammensetzung der Bevölkerung Irlands belehrt uns ein Vortrag, den Sir W. R. Wilde 1874 auf der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast gehalten hat. Er zeigt uns zunächst den irischen Urmenschen mit Stein-, Knochen- und Holzwaffen, mit seinen Muschelzierrathen, seinem unglasirten irdenen Geschirr, wie er als nomadischer Jäger oder Fischer lebt — gerade wie in Mitteleuropa auch.

Die früheste historische Bevölkerung, die jedoch auch noch an der Grenze der Vorgeschichte steht, wird in den alten in gaelischer oder lateinischer Sprache abgefaßten irischen Annalen des 9., 10. oder 12. Jahrhunderts erwähnt. Wilde schälte aus der Masse das ethnographische Material heraus und fand eine ganze Reihe von Völkern, die wohl nur als verschiedene keltische Stämme aufzufassen sind. Da treten zunächst die Firbolgs auf die Bühne, Schäfer und Ackerbauer, die nichts von der Metallbereitung verstanden. Indessen waren sie keine rohe Wilde, sondern standen etwa auf der Stufe der Mauris. Sie waren ein kleines, straffhaariges, dunkles Volk, dessen Nachkommen heute noch nachgewiesen werden können. Die nächste Einwanderung, von welcher die Annalen berichten, ist jene der Tuatha-de-Dannans. Sie waren ein großes, helles, kriegerisches, sehr energisches, dem Fortschritt ergebenes Volk, erfahren im Metallschmelzen und der Herstellung von Waffen. Die Dannans sprachen dieselbe Sprache wie die Firbolgs; sie kämpften aber zusammen um die Oberherrschaft, und der „Mann des Metalls“ siegte und trieb einen großen Theil der Firbolgs nach den Küsteninseln, wo diese ihren letzten Wohnsitz fanden. Firbolgs und Dannans verschmolzen später und aus ihnen erwuchs die eigentliche irische Bauern- und Farmerbevölkerung. Die Dannans hatten eine mehr runde Kopfform; meistens verbrannten sie ihre Todten. Urnen mit eingeäscherten Opfergaben wurden in das Grab des Todten gesetzt, der entweder der Länge nach ausgestreckt oder nach Art der peruanischen Mumien zusammengeklaubert darin lag.

Lange herrschten die Dannans in Irland, bis die Invasion eines Volkes stattfand, welches Wilde die „Milesier“ nennt, und die von der spanischen Küste stammen sollen. Sie werden als tapfer, ritterlich, im Kriege erfahren, gute Seeleute, stolz, herrschsüchtig, nach Geist und Körper ihren Vorgängern überlegen geschildert. Sie setzten die Dannansfürsten ab und rissen die Herrschaft an sich. Aus ihnen ging die Aristokratie des Landes, gingen die Großgrundbesitzer hervor, jene ersten Familien Irlands, die noch

Digitized by Google

an einem ihrem Namen vorgesetzten „O“ oder „Mac“ zu erkennen sind. Die Zeit des Auftretens dieses dritten Volkes läßt sich nicht bestimmen; doch liegt sie noch vor der christlichen Aera. Alle diese drei Völker — Firbolgs, Dannans und Milesier — waren nach Wilde Kelten und sprachen ein und dieselbe Sprache.

Die Römer, so hoch sie in Britannien und Caledonien sich auch nach Norden ausdehnten, faßten in Hibernia keinen Fuß. Wohl aber später Dänen und Normänner, die heidnischen Seekönige, welche allerdings Kirchen und Klöster beraubten, aber doch auch Städtegründer waren. Ihre Periode läuft von 795 bis zur Schlacht von Clontarf 1014. Die Anglonormannen endlich erschienen 1172 unter Führern normännischer Abkunft in Irland. Diese Barone Heinrich's II. eroberten die Städte im Osten, legten Steuern auf, vertheilten das Land, setzten ihre Lehnsleute und Beamten in die Städte und begannen gleich damals zu anglisiren. Das übrige besorgten dann die britischen Einwanderer und das Jahr 1846 nebst den nachfolgenden fünf oder sechs Jahren. Die Eroberung Irlands wurde durch die Kartoffelkrankheit und die Auswanderung vollendet, so daß Millionen jenseit des Oceans eine neuee Vaterland suchten. Rapide schwand damit auch die irische Sprache, die bis dahin nur langsam und allmälig abgenommen hatte.

Die oft wiederholte Vermischung mit germanischen Stoffen hat den ursprünglichen ketischen Habitus der Bevölkerung Irlands im Laufe der Zeit vielfach verändert, am meisten in der Oktalität, weniger in der reiner gebliebenen Westhälfte. Sehr vermischt ist das irische Volk auch in den Seestädten. Clement [1]), ein sehr guter Beobachter, charakterisirt die Leute als größtentheils hüßlich, wobei die Armuth Mitursache sei; die ins Gebliche fallende Complexion, welche der Engländer darkish nennt, kommt oft vor. „Die echtirische Physiognomie ist wie die echtkeltische in den schottischen Hochlanden eine ganz eigenthümliche und von der englischen und rein germanischen sehr verschieden, sie ist scharf und grell, wiewohl dem keltischen Angesicht das Eckige und der starke Ausdruck in den Zügen des germanischen fehlen, fremdartig und unheimlich, sie hat etwas Wildes, Unstätes, Verstecktes und Schleunigst, nichts von germanischer Offenheit, Ehrlichkeit und Festigkeit, auch offenbart sich darin der Charakter eines lange unterjochten und mißhandelten Volkes, die Spuren politischer Knechtschaft.“

Die vorwaltende Hautfarbe in Irland fällt ins Gebliche, die Haarfarbe ins Schwarze, das meiste Kopfhaar ist schwarz oder dunkel und im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung findet man wenig hellhaarige und blauäugige Menschen in Irland; rothe Haare sind ziemlich gleichmäßig mit vier bis sechs Procent der Bevölkerung über das Land zerstreut; im Allgemeinen gilt aber für Irland die Regel: je heller Haar und Teint, desto mehr germanische Beimischung, je dunkeler Complexion und Haare, desto reiner keltisch ist die Bevölkerung [2]). Kenntlich sind auch noch die Nachkommen deutscher Kolonisten, die Lord Southwell zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf seine Güter verpflanzte. Sie bilden das Dorf Schanagolden, südlich vom Nieder-Shannon, etwa halb Wegs zwischen Limerik und der See [3]).

Was die irische Sprache betrifft, so hatte sich diese bis zur Zeit Heinrich's VIII. († 1547) als die herrschende Sprache des Landes erhalten. Das 1541 zu Dublin gehaltene Parlament, welches dem genannten Monarchen den Titel eines „Königs von Irland“ verlieh, debattirte in beiden Häusern noch irisch und die betreffende Bill wurde dreimal auf irisch verlesen. Im Südosten des Landes, wo die irische Sprache jetzt gänzlich ausgestorben ist, wurde bis ins 17. Jahrhundert der Gottesdienst ausschließlich in derselben abgehalten. Seit dieser Zeit und besonders seit Cromwell wich sie aber der englischen Sprache und den englischen Gesetzen mehr und mehr. Wie und Rodenberg bekehrt [1]), ist der fernere Verlauf stets Eingehens bis in unser Jahrhundert der folgende gewesen. Das letzte in irischer Sprache verfaßte Prosawerk ist die „Geschichte von Irland“ des Dr. Keating, welcher 1614 starb; und der letzte, welcher irische Verse zu schreiben verstand, war der Schulmeister O'Cullane in der Grafschaft Cork, von welchem wir noch eine herrliche „Elegie auf den Trümmern der Abtei Teach-Molaga“ besitzen. Zwar versuchte Elisabeth sich der irischen Sprache als Mittel der Propaganda für die Zwecke der Reformation zu bedienen. Sie ließ 1571 auf Kosten ihres eigenen Staatsschatzes eine irische Druckerei herstellen, um die Herausgabe einer irischen Bibelübersetzung zu ermöglichen. Allein das Mittel, welches in zweiter Linie auch zur Hebung und Neubelebung der irischen Sprache hätte führen müssen, schlug fehl, weil man seine nächste Absicht merkte. Die Presse ward von den Jesuiten nach Douay in Frankreich entführt, wo ein Kollegium für irisch-katholische Flüchtlinge von ihnen gestiftet worden war.

Nach diesem mißlungenen Versuche blieb es fortan bis in die neueste Zeit ein Gegenstand eifriger Sorge für die englische Regierung, alle Reste der irischen Sprache und Literatur, sowie jedes andere Denkmal dieses Volkes, das den Geist der Nationalität nährte, zu zerstören. In unter Karl II. ging man sogar damit um, ihnen die alten Orts- und Städtenamen, die aus der Urzeit Irlands datirten, zu nehmen. In einem Aktenstück aus jener Zeit (abgedruckt bei Hardiman, Irish Minstrelsy II, 132) wird der Rath von Irland angewiesen, „daß beim Erlaß aller Patentbriefe in diesem Königreiche für die Zukunft neue und geeignete Namen, welche sich mehr für die englische Zunge schicken, mit einem alias für alle Städte, Landbezirke und Grundstücke eingerückt werden sollen — —, welche neue Namen von hierab und weiter ausschließlich gebraucht werden sollen.“

Das Ergebniß aller dieser Bemühungen war, daß die irische Sprache gegen Anfang des 18. Jahrhunderts wirklich aufhörte, Sprache der Literatur zu sein und auch als Schriftsprache außer Uebung kam. Eine lebendige irische Literatur giebt es nicht mehr; daher daher die unbeschreibliche Unwissenheit in den Irisch redenden Theilen Irlands und die Herrschaft des Aberglaubens. Dabei ist natürlich die irische Sprache selbst in einen Zustand äußerster Verwilderung gerathen. Während sie aus der Uebung der Gebildeten sich verlor und zur organischen Fortbildung lediglich in die Hände der Bauern sank, blieb sie als Schriftsprache auf dem Standpunkte des siebenzehnten Jahrhunderts stehen. Auf diese Weise entstand ein klaffender Unterschied zwischen beiden, der nicht mehr auszugleichen ist. Es ist daher kein Wunder, wenn die Irländer in der Literatur zurückbleiben, wozu noch das Hinderniß des irischen Alphabets kommt. Denn während die anderen Kelten seit langer Zeit schon das lateinische Alphabet angenommen haben, ist noch jetzt bei der irischen Sprache in Schrift und Druck das alte verdorbene römische Mönchskalphabet im Gebrauche, welches von Patrik nach Irland gebracht wurde. Alles das aber trägt dazu bei, die irische Sprache mehr und mehr ihrem Untergange zuzuführen, und dieses unter unseren Augen vor sich gehende Verschwin-

[1]) Reisen in Irland. Kiel 1845, 302.

[2]) Nach Beddoe und Barnard Davis. Bull. Soc. d'Anthropol. II, 565. 1861.

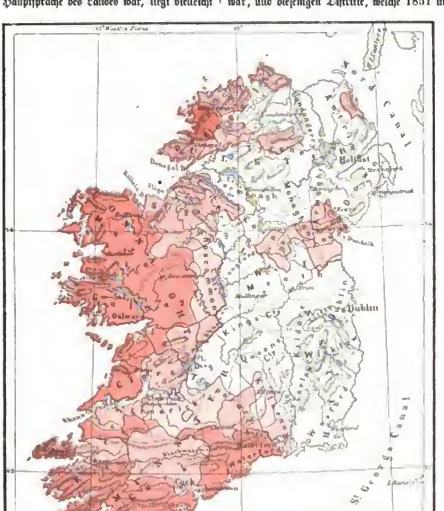
[3]) Clement a. a. O. 211.

[1]) Beiträge zur äußern Geschichte der irischen Sprache. Ausland 1860, 1090.

Digitized by Google

den vermögen wir mit Hülfe der Ravenſtein'ſchen Arbeit ſtatiſtiſch ſehr gut zu erkennen.

Für Irland läßt ſich nämlich mit Hülfe des dort auf die Sprachen ausgedehnten Cenſus für das engliſche und iriſche Gebiet eine gute Scheidung durchführen. Die Zeit, daß Iriſch die Hauptſprache des Landes war, liegt vielleicht nicht ſo weit zurück, als man nach dem beſchränkten Raume annehmen ſollte, den jetzt dieſe Sprache noch okkupirt. Ravenſtein's Karte über die Verbreitung der Iriſch Redenden im Jahre 1851 läßt erkennen, daß damals noch über mehr als das halbe Land das Iriſche, wenn auch oft nur dünn, verbreitet war, und diejenigen Diſtrikte, welche 1851 nur mit gering-



Gebiete, wo die Majorität Iriſch ſprach.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Einwohner Iriſch ſprachen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Einwohner Iriſch ſprachen.

Sprachkarte von Irland für das Jahr 1851.

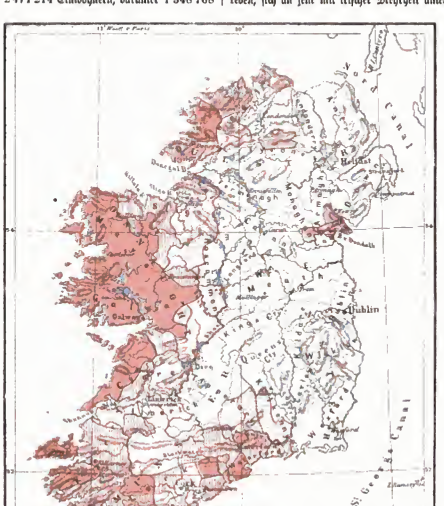
gem Procenſatz Iriſch Redender erſcheinen, ſind zu Anfang des Jahrhunderts ſicher noch ſo gut wie rein iriſch geweſen. Im fernen Weſten liegen jetzt die iriſchen Diſtrikte, während der ganze England zugekehrte Oſten der Inſel bereits Engliſch redet.

In den zwanzig Jahren, die zwiſchen dem Cenſus von 1851 und jenem von 1871 liegen, iſt die iriſche Sprache wieder bedeutend zuſammengeſchmolzen. Im erſtern Jahre erſtreckte ſich das Gebiet, in dem ſie die Mehrheit ausmachte, über eine Area von 9325 engliſchen Quadratmeilen mit 1328938 Bewohnern, von denen 920856 oder 69,3 Proc. Iriſch redeten. Im Jahre 1871 betrug dieſe

Digitized by Google

Area nur noch 5293 engl. Quadratmeilen mit 545 658 Bewohnern, von denen nur 343 297 oder 62,9 Proc. Irisch sprachen. Faßt man alle Baronien und Städte zusammen, in denen wenigstens 25 Proc. der Einwohner Irisch sprechen, so erhält man für 1851 eine Area von 15 714 engl. Quadratmeilen mit 2 471 214 Einwohnern, darunter 1 348 768 oder 54,6 Proc. Irisch Redende; für 1871 aber nur 10529 engl. Quadratmeilen mit 1 305 977 Einwohnern, darunter 644 678 oder 49,4 Proc. Irisch sprechende.

Ein Blick auf die beiden irischen Karten zeigt, daß die Districte, in welchen 25 bis 50 Proc. der Bevölkerung Irisch reden, sich an jene mit irischer Mehrheit anlehnen, eine bemerkenswerthe Ausnahme abgerechnet. Es ist dies auf der Karte für 1851 im Osten eine 289 engl. Quadratmeilen umfassende irische Sprachinsel in Louth, Armagh und Monaghan, die sich von der Dundalk-Bai bis Cavan im Westen erstreckt. Dieser Districkt umfaßte 1851 102 185 Einwohner, von denen noch 27 952 oder 27,3 Proc. Irisch sprachen; 1871 betrug die Bevölkerung nur 87 992, von denen nur noch 9788 oder 11,0 Proc. Irisch redeten — wie Ravenstein annimmt, wird hier der nächste Census das Eingehen der irischen Sprache konstatiren. Dann ist das Irische im Osten des Landes ausgestorben. Auch mit der kleinen Sprachinsel im Nordosten, in Antrim, ist dasselbe der Fall. Hier



Gebiete, wo die Majorität Irisch sprach.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Sprachkarte von Irland für das Jahr 1871.

Digitized by Google

redete man den gleichen gaelischen Dialekt wie auf der gegenüberliegenden schottischen Halbinsel Cantyre; es waren 1851 noch 2674 Personen oder 9,6 Proc. der Gesammtbevölkerung als Gaelisch redend aufgeführt worden, während 1871 nur noch 301 gezählt wurden. Also auch dort kann die keltische Sprache heute als erloschen betrachtet werden.

Indem wir nun uns zum irischen Westen der Insel wenden, beginnen wir die Betrachtung im Norden, in Donegal, wo in den Baronien Kilmacrenan, Boylagh und Banagh Irisch gerebet wird; doch nur in Boylagh ist diese Sprache in der Mehrheit. Hier sitzt das Irische fester als in irgend einer andern Gegend des Landes, ja von 1851 bis 1871 hat das relative Verhältniß der Irisch Redenden sogar ein wenig zugenommen; im ersteren Jahre zählte man dort 47,4, im letztern 48,8 Proc. Irisch Redender. Diese Zunahme beruht auf Einwanderung Irisch Redender, nicht etwa auf einer Annahme der keltischen Sprache durch Engländer.

Der zweite große irische Westdistrikt erstreckt sich von der Sligo-Bai im Norden bis zur Shannonmündung im Süden. Auch dieser ist von 1851 bis 1871 wesentlich zusammengeschrumpft. 1851 sprachen in Sligo, Mayo, Galway und Clare mit geringen Ausnahmen wenigstens ein Viertel der Bewohner Irisch. Von der Killala-Bai bis zur Shannonmündung erstreckte sich das Irische ununterbrochen und die Majorität bildend. Wie groß aber ist 1871 hier der Verlust dieser Sprache! Während es im genannten Distrikt 1851 noch von 607 753 Personen oder 60,8 Proc. der Bevölkerung geredet wurde, zeigte es 1871 nur noch 601 120 Irisch Redende oder 55,6 Proc. oder eine Abnahme von 8,5 Proc., die um so mehr in die Wagschale fällt, als es hier sich um den kompaktesten, von England am weitesten abgelegenen irischen Distrikt handelt.

Der große südwestliche irische Distrikt erstreckte sich 1851 von der Shannonmündung bis Watersort am St. George's Kanal. Er umfaßte Kerry, Cork und Waterford, ausgenommen die Städte Cork und Waterford. In jenem Jahre sprachen hier noch 655 611 Menschen oder 52,5 Proc. der Bevölkerung Irisch, während 1871 nur noch 253 458 Personen oder 43,0 Proc. der Gesammteinwohnerzahl diese Sprache redeten. Hier ist somit in zwanzig Jahren ein Verlust von 18,1 Proc. zu verzeichnen. Im Jahre 1871 finden wir in diesem Distrikte nur noch acht Baronien von dreißig, in denen das Irische Sprache der Mehrheit ist, nämlich: Corkaguinea, das nördliche Duukerran und Iveragh in Kelly; Bear, West-Muskerry und Kinnatallon in Cork; Decies und Glenahiry in Watersord.

Aus nebenstehenden beiden Tabellen kann man die Verbreitung der irischen Sprache 1851 und 1871 ersehen, wobei die absolute Abnahme der Gesammtbevölkerung zu beachten ist.

Erst in der allerneuesten Zeit hat man begonnen dem Untergange der irischen Sprache entgegen zu arbeiten. Regierung, Schule, Kampf waren englisch und mächtige Faktoren in der Ausbreitung des Irischen. Neuerdings hat sich nun eine Society for the Preservation of the Irish Language gebildet, welche namentlich die Schulen und Literatur ins Auge faßt. Die englische Regierung hat dem nichts in den Weg gelegt, wohl in der Voraussicht, daß das Beginnen allerdings den Untergang des Irischen verzögern, keineswegs aber abwenden kann. Die irische Sprache ist in ihrem Vaterlande daher mit dem Lateinischen und Griechischen auf gleichen Fuß gestellt worden! Der Unterricht wird aber in englischer Sprache ertheilt. Wie ganz anders stehen dem gegenüber unsere Polen da, die doch ihre Volksschulen mit polnischer Sprache besitzen. Jene Gesellschaft zählt 293 Mitglieder, hat in 21 irischen Städten Localcomités und bereits sind

Irland 1851	Area englische Quadratmeile	Procent	Gesammtbevölkerung	Procent	Irisch Redende	Procent
Vorherrschend irische Distrikte	9 325	29	1 328 938	22	920 856	60
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Irisch Redenden	6 389	30	1 142 276	18	427 912	28
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Irisch Redenden .	16 817	51	4 103 064	60	175 518	12
Summa . .	32 531	100	6 574 278	100	1 524 286	100

Irland 1871.

Vorherrschend irische Distrikte	5 293	16	545 658	10	343 297	42
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Irisch Redenden . . .	5 236	14	760 289	14	291 281	37
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Irisch Redenden .	22 002	70	4 106 430	76	173 197	21
Summa . .	32 531	100	5 412 377	100	817 875	100

36 Nationalschulen mit über 1000 Schülern von ihr gestiftet worden. Seit 1877 hat sie 26 000 Exemplare des ersten irischen und 12 000 des zweiten irischen Elementarbuches verkauft. Diese Bücher sind aber nur für den Gebrauch von Leuten bestimmt, die Englisch verstehen. Eine irische Zeitung existirt nicht. Das alles klingt äußerst trostlos und zeigt uns, daß die 800 000 Irisch redenden Menschen noch lange nicht auf dem Standpunkte stehen, wie die 120 000 Wenden gegenüber den Deutschen.

Insel Man.

Ueber die keltische Sprache der Insel Man, das Manx, hat H. Jenner in den Transactions of the Philological Society 1875, p. 172 eine Abhandlung veröffentlicht, die mit einer Sprachenkarte versehen ist. Das Manx-Gaelic nimmt eine Zwischenstufe zwischen dem schottischen und irischen Gaelisch ein, nähert sich aber mehr dem ersteren. Im Beginn des 17. Jahrhunderts begannen die reicheren Leute auf der Insel englische Sprache und Gebräuche anzunehmen, und am Ende jenes Jahrhunderts war die fremde Sprache bei den Gebildeten bereits die herrschende. Im Anfange des 18. Jahrhunderts hatte bereits jedes Kirchspiel eine englische Schule, wiewohl noch zwei Drittel der Bewohner kein Wort Englisch verstanden. Der schnelle Verfall des Manx fällt in unser Jahrhundert, und nur in einer einzigen Kirche, jener von Arbory im südwestlichen Theile der Insel, wird noch in Manx gepredigt.

Im Jahre 1871 hatte Man 54 042 Einwohner, von denen 190 nur Manx, 13 600 aber Manx und Englisch redeten. Also 25,6 Proc. der Bevölkerung verstanden noch die alte Sprache. In der Mehrheit ist dieselbe in den drei nördlichen Kirchspielen Bride, Lizayre und Jurby sowie in dem südlichen Kirchspiele Arbory. Diese vier Kirchspiele haben ein Areal von 65 engl. Quadratmeilen und 5518 Einwohner, von denen 4263 oder 77,5 Proc. Manx reden. Die Hauptsitzen des Manx sind die Thäler, die vom Snae-

Digitized by Google

fell und Pen-y-Pot ausgehen, im Centrum und Norden der Insel; ferner Theile von Kirk Bride und Kirk Andrews im äußersten Nordwesten; Dalby im Kirchspiel Kirk Patrick an der Westseite und Creguesh nahe dem Südende. In den Kirchspielen Santon, Marown und German im Süden hört man fast nur Englisch reden.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands[1]).

I.

Einleitung.

L. ST. Unter den verschiedenen Fragen, welche für das ganze russische Reich von Bedeutung sind, ist kaum eine andere so ernst, fordert kaum eine andere so dringend eine Entscheidung, als die Judenfrage.

Die Juden bilden als besonderer Volksstamm mit besonderer Sprache, besonderer Religion, mit besonderen administrativen und bürgerlichen Einrichtungen einen Staat im Staate. Eine größere Solidarität, eine größere Abgeschlossenheit als bei den Juden wird schwerlich anderswo zu finden sein. Keine Kaste des Alterthums, keine Zunft, kein Verein des Mittelalters hat jemals eine solche Abgeschlossenheit dargeboten. Die Kasten und die Zünfte bildeten sich durch Angehörige desselben Stammes, desselben Volkes, unter welchem sie existirten. Die Mauer zwischen ihnen und der übrigen Bevölkerung war wohl fest, jedoch bei weitem nicht so, wie diejenige, welche heute die Juden von der übrigen Bevölkerung trennt.

Ungefähr seit einem Jahrhundert ist die russische Regierung eifrig bemüht, die Juden in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen; allein alle bisherigen Versuche haben nicht den wünschenswerthen Erfolg gehabt, haben sogar mitunter in entgegengesetztem Sinne gewirkt.

Alle in früherer Zeit angewandten Zwangsmaßregeln, die Juden mit Gewalt zum Ackerbau zu bewegen, die Verbote, in bestimmten Ortschaften zu leben, das Verfolgen einzelner äußerlicher Kennzeichen der Kleidung und Tracht, die größte Strenge bei den Rekrutenaushebungen — alles das hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt. — Aber auch die Bestrebungen durch gebildete Rabbiner, durch jüdische Schulen auf die Juden bildend einzuwirken, haben nichts genützt: — alles ist als eine Schöpfung der Regierung, als „Krons-Einrichtung", den Juden fremd geblieben. Kurz gesagt: alle Maßregeln führten zu einem entgegengesetzten Resultat; überdies widersprachen sie den Principien der Glaubenstoleranz und der bürgerlichen Gleichstellung.

Die jetzige Regierung hat in Betreff der Juden dieselbe humane Richtung befolgt, welche alle ihre großen Reformen kennzeichnet: das Fortjagen der Juden aus bestimmten Ortschaften hat aufgehört, Kleiderverfolgungen finden nicht mehr statt; in Bezug auf die Ableistung der Militärpflicht sind die Juden allen anderen russischen Staatsbürgern gleichgestellt. Wohlhabende Juden lassen ihre Kinder in russischer Sprache unterrichten; viele haben ihre Kleidereigenthümlichkeiten von selbst aufgegeben, allein trotz alledem bleibt die große Masse der Juden in den westlichen Provinzen ein dem allgemeinbürgerlichen Leben fremdes Element. Die große Menge ist unwissend, fanatisch und demoralisirt. Und wer ist daran schuld?

Durch die steten Verfolgungen, welche die Juden zu erleiden hatten, sind sie fanatisch geworden; sie haben sich solidarisch unter einander verbunden, und mehr oder weniger von allen anderen abgeschlossen. Die Einschränkung ihrer Rechte in Betreff der erwerblichen Thätigkeit und des Berufs, die Einschränkung in Betreff der Wohnorte hat nur Anlaß dazu gegeben, durch Betrug oder andere Mittel doch das Verbotene zu erlangen.

Die Trennung von ihrer ursprünglichen Heimath, das nomadisirende Leben, hat sie der schweren, aber ehrlichen Arbeit entfremdet und die Neigung zu einem leichten Erwerb ihnen eingeflößt. Der Handel, weil er ihnen Geld, die einzige Waffe und die einzige Macht der Juden, einbringt, ist nicht allein zu einer anmaßgänzlich nothwendigen, sondern zu einer beliebten Beschäftigung geworden. Die Abneigung gegen die Arbeit und die Neigung zum Betrug, das sind zwei der schwersten krankhaften Erscheinungen bei den Juden; sie sind im Laufe der Zeit in Folge der Schicksalsschläge, welche die Juden betroffen haben, entstanden. Aufgeklärte Juden haben jene krankhaften Symptome längst erkannt und klagen darüber. Allein durch welche Heilungsmethode lassen jene Symptome sich beseitigen, unter welchen die Juden, aber noch viel mehr die von den Juden exploitirte nicht jüdische Bevölkerung leidet?

Auf welchem Wege soll das eine Endziel erreicht werden, daß die Juden zu vollen russischen Staatsbürgern werden, und dabei doch die Besonderheiten ihres Glaubens sich bewahren?

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß eine unverzüglich ins Leben tretende volle Gleichberechtigung der Juden auf allen Gebieten das Mittel sein würde, das ausgesprochene Ziel zu erreichen. Wir glauben auch, daß allenfalls das Ziel erreicht werden würde, allein nur unter Begleitung trauriger Folgen. Stark durch Gebundtheit, kräftig durch ihre Solidari-

[1]) Arbeiten der westrussischen ethnographisch-statistischen Expedition, Südwestliche Abtheilung. Materialien und Untersuchungen, gesammelt von P. P. Tschubinsky, VII. Band. Petersburg 1872 bis 1877, S. 1 bis 211. (Russisch.)

Durch Anregung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg kam eine ethnographisch-statistische Expedition nach den westlichen Gouvernements des Russischen Reiches zu Stande. Es sollten programmmäßig die Russen, Litthauer, Letten, Polen und Juden ethnographisch-statistisch untersucht werden. Zur Erfüllung dieses Zweckes wurden verschiedene Kräfte gewonnen: in die südwestlichen Provinzen (Gouv. Kiew, Wolhynien und Podolien) wurde Herr P. P. Tschubinsky im Jahre 1869 entsendet. Die von ihm im Laufe zweier Jahre gesammelten Materialien u. s. w. sind in sieben Bänden herausgegeben. Der siebente Band bringt Ethnographisches über die Bewohner des gesammten Gebietes, insbesondere über die Juden, Polen und Kleinrussen. Bei dem Sammeln der auf die Juden bezüglichen Thatsachen hatte Herr Tschubinsky sich der thätigen Mithilfe des Herrn Potiankowski zu erfreuen. Wir theilen zuerst einiges aus der Vorrede mit, welche der Verfasser dem von den Juden handelnden Abschnitt vorausgeschickt hat.

Digitized by Google

tät würden die Juden in den westlichen Provinzen die eingeborene Bevölkerung schließlich erdrücken. Die Masse des Bodensessiges würde sofort in die Hände der Juden übergehen. Die Juden würden sich in dem Lande, in welchem sie sich einleben, stir immer festsetzen, und die schädliche Erscheinung, welche das Judenthum an sich in der Masse der „Faktoren“ repräsentirt, würde auf immer sanktionirt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß, je geringer die Menge der Juden in einem bestimmten Gebiete ist, sie um so leichter in bürgerlicher Beziehung mit den übrigen Bewohnern verschmelzen. Mit Berücksichtigung dieses einen Umstandes dürften die zu Gunsten der Juden getroffenen Maßregeln nur allmälig in einer bestimmten Stufenfolge zur Anwendung gelangen.

In der Judenfrage wird selten ohne Erregung geurtheilt. Jüdische Publicisten, gereizt dadurch, daß auf die häßlichen Seiten des Lebens und der Thätigkeit der Juden offen hingewiesen und Mißtrauen gegen die Juden rege gemacht wird, lassen sich hinreißen, ignoriren oder leugnen sogar jene schlimmen Erscheinungen durchaus und erklären, daß letztere mit Anerkennung der vollen Gleichberechtigung der Juden schwinden werden.

Hervorragende jüdische Publicisten, indem sie an die Judenverfolgungen erinnern, schreiben diesen alle schlechten Eigenschaften der Juden zu. Die Autoren haben gewiß Recht, allein sie vergessen, daß durch die Beachtung, die Verfolgung und die Beschränkung der Rechte eine Demoralisation der jüdischen Race erzeugt worden ist, und daß diese Demoralisation schwerlich verschwinden wird sofort beim Eintritt der Gleichberechtigung. Es muß erst eine allmälig verbesserude Erziehung vorangehen, und diese ist nur möglich bei einer spärlichen jüdischen Bevölkerung, und möglich, sobald der Fanatismus und die Unwissenheit der Menge nicht so schwer auf der jüdischen Persönlichkeit ruhen.

Einige russische Publicisten berufen sich darauf, daß in anderen Staaten die Juden in Folge der Gleichberechtigung zu vollen Staatsbürgern geworden sind und ihr abgeschlossenes Wesen verloren haben; sie weisen darauf hin, daß auch in Rußland eine vollständige Gleichberechtigung der Juden unumgänglich eintreten müsse.

Wir sahen in Galizien genug Juden, hier sind sie im Genuß der vollen Gleichberechtigung, allein wir finden nicht, daß sie sich besonders von den russischen Juden unterscheiden. In Galizien leben die Juden ebenso dicht beisammen, wie in Rußland, und deshalb wird noch viel Zeit verfließen, ehe sie ihre Exclusivität verlieren werden.

Wir wiederholen es noch einmal, es muß eine volle Gleichberechtigung der Juden angestrebt werden, aber nur ganz allmälig.

Man darf nicht die Interessen der arbeitenden christlichen Bevölkerung aus dem Auge verlieren. Sobald die Juden zu bestimmter Zeit alle Rechte erhalten, so werden sie die Bauern bedrücken, und der Bauer, der kaum aus der gesetzlichen Knechtschaft entronnen, würde in eine wirthschaftliche Knechtschaft verfallen. Man darf nicht die feindseligen Gefühle vergessen, welche die übrige Bevölkerung den Juden gegenüber hegt. Man darf nicht die beklagenswerthen Erscheinungen der Volkssache vergessen, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen. Man darf nicht vergessen, daß der „gehetzte“ Jude den Bauern gegenüber gemeinsame Sache mit dem „Herrn“ machte. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer erst kurze Zeit seiner Freiheit sich erfreut, und Jahrhunderte lang mehr Bedrückungen erduldet hat, als der Jude.

Wir sind zur Ueberzeugung gelangt, daß im Interesse sowohl der Juden als auch der übrigen Bevölkerung jener Landstriche allein eine ruhige Beurtheilung der Judenfrage geboten ist.

Mit Berücksichtigung der Wichtigkeit der Judenfrage haben wir es für unsere Pflicht gehalten, bei Untersuchung der südwestlichen Provinzen möglichst viel ethnographisches und statistisches Material über die Juden zu sammeln. Zum Schluß werden wir unsere eigenen Erwägungen über die Maßregeln aussprechen, durch deren Anwendung günstige Resultate erzielt werden dürften. Eine genaue Kenntniß des Lebens, der Thätigkeit und der Bedeutung der Juden in jenem Gebiete giebt allein die Möglichkeit, die richtigen Mittel zur Lösung der Judenfrage zu finden.

Ethnographische Skizze.

Von den Krankheiten der Juden[1]).

Der größte Theil der Juden zeichnet sich durch eine schwache Gesundheit aus; die Ursache davon ist in den frühzeitigen Heirathen, der Armuth, der unzureichenden Nahrung u. s. w. zu suchen. Der Jude heirathet früh und zwar meist ein sehr junges Mädchen, dessen Organismus nicht immer vollkommen entwickelt ist. Die junge Frau wird bald Mutter, hat dabei die ganze Last der häuslichen Arbeit zu tragen; die Folge davon ist, daß die Jugendfrische bald verwelkt und die geringen Körperkräfte früh erlahmen. Dabei gestattet die überaus dürftige Kost der Frau nicht einmal, die gesunkenen Körperkräfte zu beleben. Bei den Kindern ist man sehr früh bemüht, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, bereits im fünften Lebensjahre müssen die Kleinen die Schule besuchen. Die Juden, theils weil sie physische Arbeit scheuen, theils weil ihre religiösen Vorschriften es fordern, nehmen im Vergleich zu den anderen Volksangehörigen wenig Nahrung zu sich. In gastronomischer Beziehung sind sie bei der Auslese ihrer Speisen nicht sehr wählerisch. Zu denjenigen Krankheiten, welche vorzüglich unter den Juden verbreitet sind, gehören: Hämorrhoidalleiden, Stropheln, Lungenschwindsucht und mannigfache Augenübel.

Wie bemerkt, schicken die Juden ihre Kinder früh in die Schule; hier müssen die armen Kinder, deren schwacher Organismus Bewegung in frischer Luft erfordern, stundenlang hinter ihren Büchern sitzen. Besonders befähigte Knaben werden zeitig zu kaufmännischer Beschäftigung angehalten, und der Zeitraum, den sie im Bureau beim Schreiben und Rechnen verbringen müssen, wird noch größer. Diese sitzende Lebensweise ist die Ursache, daß schon die jüdischen Kinder von früh ab an Hämorrhoiden leiden; selbstverständlich nehmen die Beschwerden mit den Jahren zu. Die sitzende Lebensweise, das Lesen der kleinen Schrift oft bei ungenügender Beleuchtung bedingt mit die Augenübel. Besonders verbreitet unter allen Klassen der Juden ist die Strophelsucht in ihren verschiedensten Formen. Vielleicht daß die besondere Entwickelung dieser Krankheit mit der Unreinlichkeit im Zusammenhang steht, in welcher die Juden leben, an welche die Juden sich allmälig gewöhnt haben. Freilich schreibt ihre Religionsgesetze ihnen vor, Gesicht und Hände sich oft zu waschen, und verbietet ihnen Flecken an der Kleidung zu haben, allein dies hat nur für eine bestimmte Klasse der Juden Geltung. So verbietet die „Agoda“ (der allegorisch-epische Theil des Talmud) nur dem Gelehrten („Talmid-Chadam“) ein befleckes Kleid zu haben und die „Galacha“ (der Gesetztheil des Talmud) verlangt das Waschen des Gesichts und der Hände früh Morgens nach dem Schlafe,

[1]) Anthropometrische und craniologische Untersuchungen der Juden sind zur Zeit nicht vorhanden. Der Verfasser bringt über die Körperlichkeit der Juden nichts als einiges wenige über die vorherrschenden Krankheiten.

Digitized by Google

dann vor und nach der Mahlzeit, außerdem wird unter gewissen Bedingungen das Abwaschen des ganzen Körpers in einem „Quellbrunnen" (Mikwa) gewünscht. Weil aber der Talmud aus religiösen Gründen die Erfüllung der genannten Vorschriften fordert, so beobachten die Juden dieselbe nur als reine Formalität; um die Reinigung als solche kümmern sie sich gar nicht.

Auch die Lungenschwindsucht ist überall verbreitet unter den Juden; die ungünstigen hygienischen Lebensbedingungen, das überaus frühe Heirathen im 13. bis 16. Lebensjahre, der absolute Mangel an körperlicher (physischer) Arbeit trägt gewiß viel zur Entwickelung jenes Leidens bei.

Als Grund der vielen Krankheiten ist ferner anzuführen die unvollkommene Entwickelung der Mütter und die unsinnige Erziehung der Kinder. Die zärtliche Mutter füttert ihr Kind vom frühesten Alter an mit Süßigkeiten und allen irgendwie essbaren Dingen; aus allzugroßer Aengstlichkeit vor Erkältung bringt sie das Kind kaum an die frische Luft.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß diejenigen Juden, welche sich mit körperlicher Arbeit beschäftigen, einer bei weitem bessern Gesundheit sich erfreuen und viel weniger kränklein, als solche, welche eine sitzende Lebensweise führen.

Sprache. Das, was der Verfasser in Betreff der Sprache der Juden anführt, bezieht sich in erster Linie auf ihre Fähigkeit, das Russische zu erlernen. Es ist das nur für denjenigen verständlich, welcher Russisch kennt. Bemerkenswerth ist nur, daß die Juden nicht im Stande sind, den scharfen j-laut des Russischen (der Laut erinnert etwa an ui) wiederzugeben, daß sie die vielen Zischlaute (sch, tsch und schtsch) einfach durch s ersetzen, daß sie das geschärfte ss von dem weichen s nicht unterscheiden können. Zu Hause in seiner Familie redet der Jude meist den ihm speciell eigenthümlichen Jargon, ein entsetzlich verstümmeltes Deutsch mit einer Beimischung von Worten aus anderen Sprachen (hier vorzüglich mit Russisch gemengt). In diesem Jargon existiren die Doppelkonsonanten bb, ff und pf nicht; statt derselben wird einfach f oder p gebraucht, z. B. Ferd statt Pferd, Fofer statt Pfeffer, Kop statt Kopf, Kupor statt Kupfer. Den Vokal o sprechen die littauischen Juden wie u aus, z. B. Sumer statt Sommer, besunders statt besonders, während die anderen Juden wieder Sümor oder besünders sagen. Auch der Vokal a wird verändert und gewöhnlich statt dessen o gebraucht. Das u ist meist erhalten, jedoch nur bei den littauischen Juden; bei den anderen wird ein i gehört, z. B. git statt gut, Winder statt Wunder u. s. w. Die Diphthongen ai und oi werden meist wie a gedehnt gesprochen, z. B. daan, maan statt dein, mein; au klingt wie o oder oi, z. B. gloiben statt glauben, roben statt rauben u. s. w. Bei der Beugung der Haupt- und Eigenschaftswörter wird sehr einfach verfahren: gegenüber dem Nominativ wird für die übrigen drei Kasus dieselbe Endung angewandt. Bei der Konjugation der Verba werden drei Zeiten unterschieden, aber nur ein Modus, der Indikativ. Der Konjunktiv wird mit Hülfe des Wortes „wolt" gebildet; auch das Hülfszeitwort werden wird durch ein ähnliches Wort „wel" ersetzt, z. B. ich wel sain statt ich werde sein. Von einer Kenntniß der grammatischen Formen ist keine Rede.

Es existiren für diesen Jargon besondere Schriftzeichen, „Weiberdeutsch oder Weiberschrift" genannt, und es werden in ihm auch Bücher gedruckt, um unter der großen Masse der nicht gebildeten Juden einige Aufklärung zu verbreiten. Diese der religiösen Bücher der Juden sind in diesen Jargon übersetzt und dadurch der großen Masse und namentlich den Frauen zugänglich geworden. Es werden diese Schriftzeichen aber in jüngster Zeit wenig benutzt, man giebt den alten hebräischen Buchstaben den Vorzug. Das eigentliche (alte) Hebräisch wird heute nur von den gebildeten Juden verstanden und auch nur praktisch; eine Kenntniß der Grammatik selbst vollständig. Ein Theil der Juden, in Littauen und in Weißrußland etwa 20 bis 25 Proc., in den südwestlichen Provinzen 15 bis 20 Proc. und im Süden nur 5 bis 8 Proc., brauchen bei ihrer Privatcorrespondenz die sogenannte Rabbinersprache, das ist ein Gemisch aus Hebräisch und Chaldäisch ohne genaue Beobachtung der Regeln der Orthographie und Grammatik. Ein anderer Theil der Juden (in Littauen und im Südwesten 35 bis 40 Proc., im Süden 20 bis 25 Proc.) hat nur geringe Kenntniß vom alten Hebräischen, allenfalls werden die Gebete und der Pentateuch verstanden. Das sind eben Leute, welche die Schule früh verlassen haben und seit jener Zeit sich gar nicht mehr mit dem Studium der Sprache beschäftigt haben. Bei ihrer Correspondenz gebrauchen sie den jüdisch-deutschen Jargon. Der übrige Theil der Juden, die Handwerker, kleinen Händler, Arbeiter, welche die Schule nur bis zum 8., höchstens bis zum 13. Jahre besucht haben, kennt das Hebräische gar nicht, ist nicht einmal im Stande, die hebräischen Gebete zu begreifen.

Im Allgemeinen sind alle Juden im Stande, außer in ihrem eigenen Jargon sich in der Sprache der Gegend, welche sie bewohnen, mündlich und schriftlich auszudrücken, so in Kleinrußland auf Kleinrussisch, in Littauen auf Schmudisch (Littauisch), in Kurland und in Livdrtschew auf Deutsch. In Odessa sprechen und schreiben die Juden drei oder vier verschiedene Idiome. Die Kenntniß des Russischen ist nur unter den gebildeten Juden verbreitet.

Volksmedizin in der argentinischen Republik.

Aus dem Italienischen des Dr. **Paul Mantegazza** in Florenz. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung.

II.

Wir haben bisher gesehen, wie das argentinische Volk mit sechs kühnen Schnitten sich seine Medizin zurechtet, und wollen nun sehen, wie es seine Therapie auf dieser Grundlage sich aufbaut, und wie dieselbe zu seiner Pathologie paßt. Die verschiedenen Krankheitszustände des calor werden mit „kalten Mitteln" curirt, wie die „kalten" Krankheiten mit „warmen" Substanzen. Alles, was weder kalt noch warm ist, ist cordial (herzhaft). Hat der Arzt bei der Diagnose einer Krankheit seine rechte Gewißheit über dieselbe erlangen können, so greift er, um nicht leicht möglicher Weise Kaltes mit Kaltem und Heißes mit Heißem zu curiren, zum Lauen, zum cordial: einer goldenen Mittelstraße, die alle Extreme in unbeschreiblicher Harmonie in sich vereinigend, der Ausdruck der höchsten Weisheit und

Digitized by Google

Vollkommenheit südamerikanischer Volksheilkunst ist. In medio tutissimus ibis. Die Lehre von den warmen, kalten und „herzhaften“ Mitteln, je nach dem Wärme- oder Kältegrade der Krankheiten in verschiedenen Proportionen angewandt, ist eine Vereinfachung der arabischen Medizin, die in ihrer Therapie die geometrischen Proportionen und sogar die musikalischen Gesetze der Harmonie anwandte. Allzendi bestimmte die verschiedenen Qualitäten und Quantitäten der Heilmittel nur nach geometrischer Proportion.

Kalte Mittel sind: der Talg, das Hühner-, Kuh-, Hammel und Schweinefett, schleimige Flüssigkeiten, Gemüse, Branntewein, catalonischer Wein und Bier.

Warme Mittel sind: Branntwein mit Anis, süßer Malagawein, der für einen der wirksamsten Liebestränke gehalten wird, das Fett der Iguana-Eidechse, des amerikanischen Iltis und der sariga.

Herzhaft ist der Wachholdergeist. So mancher der Leser wird sich wundern, die alkoholhaltigen Getränke so willkürlich vertheilt in allen drei Klassen der Heilmittel zu finden. Die allgemeine und große Verehrung, mit der so viele Südamerikaner diesen „Geistern“ ergeben sind (ein Punkt, worin übrigens auch der große Begründer dieser Heilkunst schwach gewesen zu sein scheint), durchlöchert das Gewebe dieses famosen Systems zu Gunsten der angedeuteten Leidenschaft, indem man es so einzurichten wußte, daß in allen Krankheiten und schreibar ohne im Geringsten gegen die Lehren der Heilkunst zu verstoßen, nach Herzenslust geschnapst werden darf.

Gegen das Luftübel (el aire) trägt man am Halse die Zähne des Yacaré, d. i. eines kleinen amerikanischen Krokodils. Denselben Zwecke dient ein kleiner eiserner Ring an einem Finger. Der pasmo und flato wird je nach Laune oder Wirkung des Heilkünstlers bald mit dem einen, bald mit dem andern Mittel curirt. Ich weiß hierbei keine allgemeine Norm anzugeben.

Eine Klasse von Heilmitteln entzieht sich allen wissenschaftlichen Prinzipien und ist geradezu unberechenbar. Es sind dies die „Geheimnisse der Natur“: geheimnißvolle Mittel gegen seltenere und weniger bekannte Krankheiten, Mittel, die so angewandt werden müssen, daß sie dem Kranken ein Geheimniß bleiben, woher der Name.

Eins der famosesten und sichersten Geheimmittel, um eine träge Placenta zu befördern, besteht in kleingeschnittenen Stückchen von Silbermünzen mit Scherben von Oefenkacheln zusammengekocht.

Im Allgemeinen besteht die amerikanische Volksmedizin mehr äußere als innere Mittel und hält große Stücke auf Salbungen, Reibungen, Bäder, trockene und gebrauchte Schröpfköpfe, Ziehpflaster und Verbände, die von uns mit Unrecht hintangesetzt werden. Niemals wird ein Purgir- oder Brechmittel angewandt, ohne Tags vorher calentar el cuerpo, d. i. den Körper durch schweißerregende Mittel, wie Fußbäder und trockene Reibungen des ganzen Körpers, darauf vorbereitet zu haben. Eine Versäumniß dieses Verfahrens wird für einen der gröbsten ärztlichen Verstöße gehalten.

Schon Avicenna und vor ihm Hippokrates bereitete den Körper zum Einnehmen von Purgirmitteln durch Bäder vor. Ist das Purgirmittel eingenommen, so läßt man den Kranken nicht eher schlafen, als bis jenes gewirkt hat. Findet diese Wirkung nicht nach Wunsch des Arztes statt, so wird der Kranke dadurch sehr beunruhigt und giebt sich nicht eher wieder zufrieden, als bis er ein stärkeres zweites Mittel zu sich genommen hat. Mehrmals wurde ich um Rath angegangen, wie ein altes Purgirmittel entfernt werden könne, das schon 1 bis 2 Jahr im Körper zurückgeblieben war, und das alle in diesem Zeitraume entstandenen Uebel verschuldet haben sollte. Der Tag nach der Einnahme eines Laxirs heißt do tornapurga und wird für so heilig gehalten, daß man denselben nur unter dem strengsten Fasten verbringt.

Hier noch eine kleine Probe aus der südamerikanischen Volkstherapie. Die Zähne eines Iltisses oder Hundes hängt man den Säuglingen um den Hals, um das Zahnen derselben zu befördern. Wenn der kaum vernarbte Nabel eines Neugeborenen wieder aufzubrechen droht, so setzt man dessen Füßchen auf die Rinde eines Ombú (Pircunia dioica) oder eines Talabaumes und schneidet sodann vom Baume den Theil los, den die Fußsohle bedeckt. Hühner- und Hundekoth sind die kräftigsten Mittel gegen Verstopfung. Gegen Augenschmerz braucht man eine Salbe aus Negerblut. Bei schwerer Geburt macht man auf dem Bauche der Gebärenden ein Kreuz und zwar mit dem Fuße eines Menschen, der Johann heißt. Wenn die Placenta zurückbleibt, legt man unter das Bett der Gebärenden einen Pferdeschädel so, daß das Maul desselben den Füßen zugekehrt ist. Ich würde kein Ende finden, wollte ich alle Mittel vorführen, die in Südamerika angewandt werden, um die Placenta auszuscheiden. Viele derselben bezwecken ein Erbrechen oder eine tiefe Zusammenziehung des Zwerchfelles. Man bläst in Flaschen, man nimmt in den Mund die Spitze einer Gerte, die vom Schweiß eines Pferdes beschwundt ist. Ich weiß einen Fall, wo ein bolivianischer Arzt eine widerstrebende Placenta austrieb, indem er der Kranken in einem Nachtgeschirr Wasser reichte, worin vor ihren Augen einige schmutzige Strümpfe gewaschen worden waren. Die Bädgeschwulste werden dadurch geheilt, daß man sie jeden Morgen bei nüchternem Magen mit dem eigenen Speichel besenchtet. Die fallende Sucht (Epilepsie) wird geheilt, indem man jeden Morgen beim Erwachen einem Hunde ins Maul spuckt, bis derselbe epileptisch wird und dadurch den Kranken von seinem Uebel befreit. Blutschwären im Gesicht heilt man, indem man sie mit dem Rücken der Hand eines gestorbenen Säuglings berührt. Um bei einer Wöchnerin, die ihr Kind nicht selbst säugen kann, die Milchabsonderung der Brüste zu hemmen, werden vier Leinwandstückchen mit ihrer Milch getränkt und sodann an den Wänden ihrer Schlafkammer nach den vier Himmelsgegenden befestigt.

Ich sah, wie jemand als Mittel gegen Zahnschmerzen sich ein Stückchen voll von zerstückelten Fingernägeln und Salzkrystallen an den Hals hing. In der Provinz Rio grande do Sul in Brasilien thut man zu diesem Zwecke in die Höhlung eines verdorbenen Zahnes das Gehirn von einem frischgetödteten Rebhuhn. In Entre Rios, wo die Rebhühner häufiger sind, als bei uns die Sperlinge, sah ich öfter, daß dies sonderbare Mittel eine gute Wirkung hatte. Der Biß einer Viper wird geheilt, indem man auf die Wunde geronnene Milch, oder einen geviertheilten schwarzen Kater, oder das Gewölf eines braunen Hirsches legt. Der Stich der roya, eines in den amerikanischen Flüssen gemeinen Fisches, der ein unausstehliches Brennen verursacht, das nicht selten von einem ernstlichen Fieber begleitet ist, wird durch — Berührung der weiblichen Geschlechtstheile geheilt. Die Heilkunst wird in Südamerika von sehr Vielen ausgeübt, die je nach ihren ärztlichen Kenntnissen, auf sehr verschiedenen Rangstufen stehend, sich in das Erbe der Pandora und des Hippokrates theilen.

An der Spitze all' dieser Heilkünstler steht natürlich der facultativo, d. i. der Doktor der Medizin, der in Europa oder an einer der amerikanischen Universitäten studirt hat. Dies ist der einzige, mit dem man ein wissenschaftliches Gespräch

Digitized by Google

führen kann. Unter diesen facultativos habe ich ausgezeichnete Männer kennen gelernt, die den besten praktischen Aerzten unserer Hauptstädte an die Seite gestellt werden können.

Eine Stufe niedriger finden wir den medico, eine Art von medizinischem Amphibium, das zwischen dem facultativo und curandero hin und her schwankt. Es sind das meistens Bader, Chirurgen oder Apotheker, die eine spanische Uebersetzung der Medicina domestica von Graham gelesen haben. Der medico schent die Gesellschaft der Doktoren und verachtet den Umgang mit den curanderos. Wenn ein solcher medico Schlauheit, bieglame Glätte und Zungenfertigkeit besitzt, so kann er sich ein schönes Vermögen erwerben und in bescheidenerZurückhaltung auch sein ärztliches Ansehen bewahren: im entgegengesetzten Falle ist er zu dem verfehlten und verbitterten Leben unserer Zwitternaturen verdammt, die in der Prosa des Lebens einfach Pfuscher genannt werden. Der wahre Minister der Volksmedizin aber und der einzige authentische Kenner amerikanischer Volkskrankheiten ist — der curandero. Es ist dies derjenige Arzt, dem das gemeine Volk ohne Furcht und Scham seine geheimsten peinlichsten Schäden und Gebrechen anvertraut. Er trägt den poncho und reitet ein stattliches Pferd, tiert mit seinen gewichtigen silbernen Sporen und haut mit seiner Reitpeitsche kühn um sich, er trinkt gern und viel und schwatzt noch viel mehr. Mit selbstgefälliglächelndem, siegesgewissem Blick durchschaut er sofort jede Krankheit und ihre Gründe, kennt alle Heilmittel und verachtet die studirten Aerzte, die über ihren Büchern sich die Augen verdorben und die Fähigkeit verloren haben, im Buche der Natur zu lesen. Er runzelt nie die Stirn, außer um gewichtige, unfehlbare Orakelsprüche von sich zu geben; er verkauft das Leben, sagt den Tag auf Stunden und Minuten voeher, lügt auf die frechste Weise, erinnert sich schon im nächsten Augenblicke nicht mehr an das Gesagte, überzeugt Wenige, heilt noch Wenigere, verblüfft aber Alle und hat schließlich immer Recht.

Fragen wir den curandero nicht nach seinem Doktordiplom, noch wie er sonst seine medizinischen Kenntnisse sich erworben habe. Wenn einst der göttliche Plato an angeborene Ideen glaubte, so können wir ebensogut glauben, daß man als fertiger Arzt geboren werden könne und nicht erst zu studiren brauche. Ich habe curanderos kennen gelernt, die zugleich Barbiere und Kofferfabrikanten waren. Einer von diesen hatte als Matrose eine wissenschaftliche Expedition auf Kosten der nordamerikanischen Union rund um die Erde mitgemacht und sprach bei Gelegenheit einer Diarrhoe von Macao, Calcutta und Triest. Wenn ihm der begehrliche Kranke gar zu dringliche Fragen über das Wesen und die Ursachen seiner Krankheit stellte, so fing er an von Längen- und Breitengraden und von Logarithmen zu sprechen, so daß der Kranke wohl bald sich überzeugen mußte, daß es besser sei, nicht zu viele Fragen an den Arzt zu richten und daß das Sprichwort Recht hat, welches sagt: Schuster bleib bei deinem Leisten! Wenn dieser curandero seine Patienten hatte, machte er Sättel und Stiefel. Ein anderer curandero versicherte, sobald er einen Kranken gesehen, denselben wenigstens vier Recepte auf einmal, die er von einem gedruckten Formulare copirte. Einst las ich auf dem Blatte, das mir ein von einem curandero behandelter Patient reichte, ein Purgirmittel, ein Brechmittel, ein Chinarinden- und ein Quecksilberpräparat nach englischer Art zubereitet.

Der curandero schließt fast immer mit seinen Patienten einen Kontrakt und setzt, je nachdem sich die Krankheit besserte oder ganz verlor, verschiedene Preise fest.

Gegen Todesfälle weiß er sich zu schützen, indem er sich einen Theil des ausgemachten Honorars vorauszahlen läßt, oder Rechnungen mit Angabe der einzelnen Medizinen, Instrumente u. s. w. schreibt. Sonst, wenn sein Patient reich ist, quartiert er sich auch auf einige Monate in dessen Hause ein und läßt alle anderen Kranken im Stich, um sich ganz und gar dem Studium eines so interessanten Falles zu widmen. Wird er sodann schlechter honorirt, als er erwartete — was nur sehr selten geschieht —, so tröstet er sich mit dem angenehmen Bewußtsein, lange Zeit hindurch auf Kosten des Kranken sehr gut gegessen und getrunken zu haben. Die Krankheiten der Armen sind in seinen Augen immer unbedeutende Störungen, die in wenigen Tagen von selbst vergehen. Die Reichen dagegen werden immer von gefährlichen Krankheiten befallen, so daß er sie in ihrem Leben wohl an die hundert Male vom sichern Tode errettet.

Der Maßstab, wonach der curandero die Diät des Kranken sowohl wie seine Nachsicht gegen den Patienten bestimmt, ist der Geldbeutel desselben, und er täuscht sich in dieser Hinsicht selten.

Der curandero braucht den Kranken nicht zu sehen, um ihn zu heilen: er beschaut nur seinen Urin und stellt aus demselben die Diagnose und Heilmethode zusammen.

Die arabischen Aerzte legten der uroscopia (Harnbeschauung) eine große Bedeutung bei, und noch im Mittelalter mußte an deutschen Höfen der erste Arzt alle Morgen den Urin des Allergnädigsten studiren.

Die entrerianischen Volksärzte setzen mehr als einmal ihren ganzen Ruf auf den Ausgang einer ganz unsichern und gewagten Prophezeiung. Haben sie dabei einmal Glück, so sind sie fortan erprobte, berühmte Größen und dürfen sich künftighin ohne Schaden für ihren Ruf irren, so viel sie wollen — geradeso wie der arabische Arzt Isaak-Abu-Koreisch mit dem Beinamen Sibalani, der sich großen Ruhm und Vermögen dadurch erwarb, daß er aus dem Urin der Konkubine des Kaisers Almohdi deren Schwangerschaft und die bevorstehende Geburt eines Sohnes vorhersagte.

Ich selbst mußte mich oft gegen lästige Anfragen von Kranken verwahren, die aus entfernten Gegenden in Flaschen ihren oft schon in Fäulniß übergegangenen Urin mir zuschickten. Auch erinnere ich mich, einst einen meiner Patienten von seinem Glauben an die Wissenschaft der Urinbeschauer dadurch geheilt zu haben, daß ich ihm rieth, eine Mischung von Opiumtinktur und Wasser zu einem curandero zu tragen. Dieser glaubte wirklich, daß der Kranke solchen Urin von sich gegeben habe.

Die Heilkunst ist in Südamerika kein ausschließliches Vorrecht des männlichen Geschlechts; auch das weibliche Geschlecht übt hier neben dem männlichen diese ernste Kunst aus. Las medicas (die weiblichen Aerzte) kuriren durch Inspiration und übernehmen daher vorzugsweise die Heilung des mal de daño und de ojo und noch abenteuerlicherer Krankheitserscheinungen. Sie sind immer zugleich Aerzte, Chirurgen, Hebammen, Krankenwärterinnen und Apotheker in Einer Person. Doch kann ich die Bescheerung geben, daß sie bei gleicher Unwissenheit immer noch besser sind als die curanderos, da sie bei ihrem Geschäft viel mehr herzliche Theilnahme und weniger schmutzige Gewinnsucht als jene zeigen.

Ich habe auch die berühmte China Tacuaré kennen gelernt, die wohl zu $^{99}/_{100}$ Theilen das Blut der Charrua-Indianer in sich hatte, während sich über das letzte Hundertel ihre Bekannten noch stritten, ob dasselbe der kaukasischen oder äthiopischen Race angehöre. Sie war von elephantenartigem Umfang, schmutziggelber Farbe, mit stark hervortretenden Backenknochen und von oben bis unten voll Blatternarben.

Digitized by Google

Nie konnte ich begreifen, wie unter einer solchen Ueberfülle von Perlen und Juwelen der Verstand noch ein Plätzchen finden könne. Und trotz alledem that sie Wunder und heilte alle Krankheiten mit dem Bezoarsteine, mit dem aceite calmanto (ein linderndes Oel) und agua do espirito (Spiritus). Sie schrieb je nach Umständen das eine oder andere dieser Wörter auf ein Stück Papier, und der Apotheker legte dann nach Belieben ihre Vorschrift aus, in der sichern Zuversicht, daß die Taouard immer damit zufrieden sein werde.

Ich kann nicht schließen, ohne einen Fluch auf die Hebammen dieser Länder zu schleudern, mit denen Dante eine weitere Abtheilung seiner Hölle bevölkert haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Sie lassen kein einziges Weib naturgemäß gebären, sondern geben demselben hierbei solche Stöße, als ob sie einen Sack austeeren wollten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Gute Nachricht von Prschewalski. Ein Telegramm des Reisenden aus Troitzkosawsk, welches mit der Post von Peking dorthin gesandt und vom 8. (20.) März 1880 datirt ist, besagt:

„Nachdem ich den vergangenen Juli im Nan-Schan-Gebirge zugebracht, ging ich durch Tsaidam nach Tibet. Der mongolische Führer brachte mich absichtlich in der Nähe des Blauen Flusses in schwieriges Bergterrain. Er wurde fortgejagt, und wir suchten uns allein den Weg auf. Auf dem Passe über den Tanla-Kamm (16 800 Fuß Höhe) griff eine Schar nomadisirender Tanguten uns an. Die schnellschießenden Berdans retteten uns. Vier der Räuber fielen, einige wurden verwundet, die übrigen flohen. Am Südfuße des Tanla nahe beim Dorfe Naptschu in der Nähe des Blauen Flusses in schwieriges Bergterrain. Er wurde fortgejagt, und wir suchten uns allein den Weg auf. Auf dem Passe über den Tanla-Kamm (16 800 Fuß Höhe) griff eine Schar nomadisirender Tanguten uns an. Die schnellschießenden Berdans retteten uns. Vier der Räuber fielen, einige wurden verwundet, die übrigen flohen. Am Südfuße des Tanla nahe beim Dorfe Naptschu sperrten uns tibetanische Truppen den Weg. Ein Bote ward nach Lhassa entsendet. Von dort kam ein Gesandter des Dalai Lama mit sieben Beamten und erklärte uns als Willen des Volkes von Tibet: keinen Russen bei sich einzulassen; sie gaben uns darüber auch ein Schriftstück. In Tibet herrscht die allgemeine Meinung, daß wir Römen, um den Dalai-Lama zu stehlen. Vergeblich waren Zureden, Bitten, Drohungen; nur noch 250 Werst von Lhassa entfernt mußte ich umkehren. Der Rückweg durch das nördliche Tibet in tiefem Winter, bei 14 000 bis 16 000 Fuß absoluter Höhe, war äußerst beschwerlich, doch ging Alles gut; wir blieben Alle gesund. Jetzt bin ich in der Stadt Sining. Mit Mühe erhielt ich von den Chinesen Erlaubniß, in das Quellgebiet des Gelben Flusses zu gehen. Dort werde ich das Frühjahr, vielleicht auch einen Theil des Sommers zubringen. Im August gehe ich über den Alaschan und Urga nach Kiachta. Die wissenschaftlichen Untersuchungen auf den bis jetzt zurückgelegten 4300 Werst waren an allen besuchten Orten erfolgreich."

— Die nach der Abtretung von Batum an Rußland auf türkisches Gebiet ausgewanderten Mohammedaner in der Zahl von 16 000 Köpfen haben bei dem Statthalter Großfürsten Michael in Tiflis um die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre alten Wohnsitze nachgesucht, und es ist ihnen dieselbe ertheilt worden. Die Hungersnoth in Türkisch-Armenien dürfte in kurzer Zeit die Rückkehr moslemischer Emigranten unter russische Herrschaft in erhöhtem Maße bewirken.

— Die lange erwartete Karte vom westlichen Palästina ist jetzt fertig und zur Ausgabe bereit. Sie besteht aus 26 Blättern im Maßstabe von 1 engl. Zoll auf die Mile. Die Aufnahmen dazu rühren bekanntlich der Hauptsache nach von den englischen Ingenieur-Offizieren Conder und Kitchener her, Herausgeber sind Major Anderson und Professor E. H. Palmer in Cambridge.

— In Lan-tschou-fu in der Provinz Kansu hat die chinesische Regierung bekanntlich unlängst eine Wollenfabrik mit Hülfe von Europäern errichtet. Einer derselben, Hagge mit Namen, ist kürzlich nach Schanghai zurückgekehrt und hat berichtet, daß die Eingeborenen ohne Schwierigkeit die Maschinen bedienen, daß die dort verarbeitete Schafwolle von ausgezeichneter Qualität ist und auch viel Kameelshaar verbraucht wird. Die Chinesen dort leben fast nur von Fleisch und Weizenmehl.

Afrika.

— Ueber die italienische Expedition in Schoa erhielt Dr. Behm in Gotha folgende Mittheilung vom Generalsecretär der Italienischen Geographischen Gesellschaft, Prof. Dallo Bobova (Petermann's Mittheilungen 1880, S. 157): „Von Antinori haben wir Briefe vom 20. Oktober vorigen Jahres erhalten. Er befand sich noch immer in Let-Marefia, der italienischen geographischen Station in Schoa, und war bald mit einer dritten Sammlung zoologischen und ethnographischen Materials fertig. Gegenwärtig wird er bereits die ihm auf seinen Wunsch ertheilte Einladung zur Rückkehr nach Europa erhalten haben; wir haben ihn jedoch gebeten, vor seiner Abreise für die Erhaltung und Fortführung der italienischen Station Sorge zu tragen. Der König von Schoa hat, wie bekannt, den Grund und Boden von Let-Marefia unserer geographischen Gesellschaft geschenkt. Ueber die beiden jungen Gefährten Antinori's, Kapitän Cecchi und Dr. Chiarini, schreibt er: Nach meinen Erkundigungen waren sie im Februar 1879 zu Kaffa angekommen und vom König von Kaffa sehr gütig empfangen worden. Sie trafen schon die ersten Anstalten zur Fortsetzung der Reise gegen die Aequatorial-Seen hin." (Der „Globus" enthielt Mittheilungen über diese Expedition in Bd. XXIX, S. 303; XXX, S. 160; XXXI, S. 46; XXXII, S. 110 und 367 [mit dem Portrait des damals todt gelagten Marchese Antinori]; XXXIII, S. 31, 96, 158 und XXXV, S. 30.)

— Die botanische und zoologische Erforschung der Insel Sokotra (s. „Globus" XXXVII, S. 93) durch Prof. Bayley Balfour hat bereits ihren Abschluß erreicht; schon Ende April ist der Reisende nach England zurückgekehrt, und zwar mit getrockneten Exemplaren von 500 Species blühender Pflanzen, vier Kisten lebender Pflanzen und einer großen Drachena, welche das Drachenblut liefert und noch vor kurzer Zeit ganz unbekannt war.

Inhalt: Die Rosairier. II. (Mit drei Abbildungen.) — Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. III. (Mit zwei Karten.) (Schluß.) — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. I. — Dr. Paul Mantegazza: Volksmedizin in der argentinischen Republik. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 9. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

III.

Die Berge, an deren Gehängen man von Kerdaha nach Imzeräa entlang reitet, sind überaus malerisch. Die ganze Gegend ist vulkanisch und von einer Schicht rothen und weißen Mergels bedeckt, der in seiner Zersetzung eine sehr fruchtbare Ackerkrume bildet. Auf den Abhängen wachsen schlanke Pappeln, Schwarzeichen mit kleinen Blättern und knorrigem Stamme, herrliche wilde Feigenbäume und Oelbäume, während der Grund der Thäler von einem dichten Gewirr von Myrthen und anderen Sträuchern erfüllt ist und auf den Bergesgipfeln allerlei duftende Kräuter gedeihen, unter denen die Arnika die erste Stelle einnimmt. Stellenweise treten nackte schwarze Basaltmassen oder mattweiße Kalkhügel zu Tage, die der Regen polirt hat, so daß die Hufe der Pferde keinen Halt finden. Der Pfad führt in stetem Wechsel bergauf und bergab, zuweilen auch in vielen Biegungen am Bergeshange entlang, um das mühselige Hinauf- und Hinabklettern über Geröll und anstehendes Gestein und die undurchdringlichen Myrthendickichte in den Thälern zu vermeiden. Zwei nosairische Jünglinge zu Fuß, die Flinte über dem Rücken, liefen dem Zuge voraus, während Gandschu, des Branntweins voll, mit seinem Gaule die halsbrechendsten Kunststücke verübte. Ab und zu eilten die Führer voraus; bald darauf ertönten dann jedes Mal Signalschüsse, ein sicheres Zeichen dafür, daß ein „sakeltutan" (wörtlich „am Barte packend", d. h. ein Engpaß, wo ein versteckter Wegelagerer den Reisenden am Barte packen kann, ehe dieser ihn gewahr wird) zu passiren ist. Nachdem auf solche Weise drei Bergkessel und ein Plateau, von welchem man durch wahrhaft schreckliche Schluchten hinabsteigen mußte, überwunden waren, wurde an einer niedlichen Quelle im Schatten eines prächtigen wilden Feigenbaumes gerastet. Weiterhin ritt man bei den Ruinen zweier Dörfer, die bei Gelegenheit eines innern Kampfes zwischen den Nosairiern zerstört worden waren, vorbei und gelangte in einen neuen Bergkessel, dessen Abhänge zu Cahun's Ueberraschung leidlich gut angebaut waren. Hier begann Gandschu's Bezirk, dessen erstes gut gebautes Dorf, Debbesch, bald erreicht wurde. Unweit davon stehen zwei Wassermühlen, die aber nur im Winter gehen, da der sie treibende Bach, ein Zufluß des Nahar-el-Kebir, sonst zu wenig Wasser enthält. Zahlreiche Einwohner des Dorfes kamen dem Zuge entgegen; bei dem reichsten von ihnen, einem griechischen Christen, kehrten sie ein und rasteten in dem Oberstocke. Denn sein Haus besaß auf der hergebrachten Terrasse, auf welcher Getreide zum Trocknen ausgebreitet war, noch ein Zimmer; dieses war merkwürdiger Weise mit Kalk beworfen und besaß einen Kamin mit zwei Nischen, in deren jeder natürlich eine Petroleumlampe prangte.

Jenseit Debbesch überschritt man eine Schlucht auf der „Brücke der Bettlerin", welche einen der gefürchtetsten Hinterhalte des ganzen Landes abgiebt, und hielt dann, von Flintenschüssen empfangen, seinen Einzug in Imzeräa, wohin Gandschu schon vorausgeeilt war. Cahun hatte sein Gepäck schon am Tage vorher dorthin geschickt und fand darum sein Zelt bereits am westlichen Ausgange des Dorfes aufgeschlagen; trotz vielen Bittens schlug er es doch Gandschu ab, in seinem Hause zu wohnen, und dieser war civilisirt genug, des Reisenden wahren Grund, die Furcht vor Flöhen

Digitized by Google

nämlich, gelten zu laſſen. Aber die ſonſtigen Ehrenbezeigungen wurden dem verehrten Gaſte nicht geſchenkt; Gandſchu's männliche Verwandte brannten ihm ihre Flinten und Piſtolen möglichſt dicht vor der Naſe ab, eine alte Dienerin

Debbeſch. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

Imzeräa. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

mußte mit ſchrillender Stimme improviſirte Lieder zum Beſten geben, Gandſchu ſelbſt und ſein junger Sohn tanzten ihm zu Ehren, und die Branntweinſchale machte während deſſen unaufhörlich die Runde, ſo daß, als die fröhliche

Digitized by Google

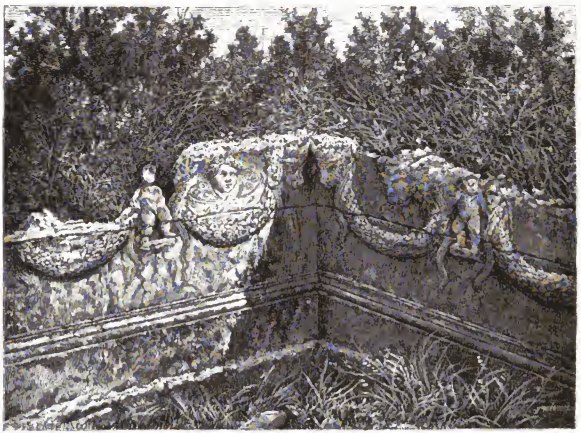
Ein Versöhniß bei den Nosairiern.

Digitized by Google

Versammlung sich trennte, manch einer schwankend sein Heim aufsuchte.

Früh am nächsten Morgen stieg Cahun auf die Berge, um Messungen vorzunehmen und die Verbindung mit seinen früheren Aufnahmen von dem Dschebel Arbain, Kerdaha, Bailun und dem Berge Kitfel Bir aus herzustellen. Ganz neue, gut gebaute, aber vom Feuer geschwärzte Mauern zogen dabei seine Aufmerksamkeit auf sich; es waren die Ueberreste einer kleinen, von den Türken erbauten Befestigung, die Gandschu mit seinen Leuten erstürmt hatte. Die gesammte Besatzung hatte dabei ihr Leben lassen müssen; zwei Verwandte Gandschu's, welche dabei mitgeholfen und so manchen Türken auf dem Gewissen hatten, erzählten Cahun den Hergang in der ruhigen schlichten Weise, die ihnen eigen ist, wenn sie von ihren Thaten sprechen; denn so lustig und lebhaft die Nosairier sind, so wenig rühmen sie sich und prahlen sie.

In der nächsten Nacht — es war um halb zwei Uhr — weckte Mahfud seinen Herrn: Mhanna, Hammet und andere Männer von Kerdaha hatten zu Fuß die weite Strecke zurückgelegt und wollten ihren französischen Freund begrüßen. Sind doch die Nosairier leider mehr zur Nachtzeit unterwegs als bei Tage! Auch die schöne Merjem war bei ihnen, die Pistolen im Gürtel. Was sie eigentlich beabsichtigten, war nicht klar; doch lud Mhanna den Fremden ein, sie bis nach Senobar zu begleiten, wo sie bei Tagesanbruch anzulangen dachten, und seine Flinte mitzunehmen, aber nicht seine Jagdflinte, sondern den Remington, weil es dort



Eingang zu einem unterirdischen Tempel bei Latakieh. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

viele Wildschweine gäbe. Cahun ließ seine Freunde bewirthen und scherzte mit Merjem. Als er ihr gegenüber die nosairische Sitte, die Frauen zur Ehe zu kaufen, verspottete, entgegnete sie, daß solches nur bei den Bauern Gebrauch sei, eine adelige Frau wie sie heirathete nie, ohne der Verbindung von Herzen zuzustimmen. Ja, sie ging so weit, dem Fremden den Hergang bei einem Verlöbniß unter Vornehmen zu zeigen. Sie faßte ihren Bruder Mhanna bei der Hand und stellte sich mit ihm Rücken gegen Rücken; ihre rechte Hand in seiner Linken, lehnte sie sich an seine Schulter und Mhanna machte die gleiche Bewegung, bis ihre Wangen sich berührten. „So — sagte sie — ist ein beiderseitiges Einverständniß erforderlich, um Kuß und Heirathsversprechen auszutauschen." Ein Pfiff unterbrach die anmuthige Scene und zeigte den Genossen an, daß es Zeit zum Aufbruche sei. Cahun schloß sich dem Zuge an, aber hatte seine Kräfte überschätzt; nachdem er bei mondloser Nacht im schnellen Schritte, ja fast laufend den Nosairiern durch Felsen und Gestrüpp gefolgt war, gab er die Sache auf und ließ sich von Hassan todtmüde zu seinem Zelte zurückführen. Am nächsten Mittage nahm er Abschied von Gandschu und ritt nach Latakieh hinab, um in dessen Umgebung archäologische Forschungen anzustellen. Unterwegs war ein letzter nördlicher Ausläufer des Dschebel Arbain zu überschreiten, von dessen Höhe sich eine der umfassendsten und mannichfaltigsten Aussichten darbietet. Zur Linken öffnet sich eine tiefe Schlucht nach der mit Gestrüpp überwachsenen Ebene hin, deren dunkles Grün sich scharf von dem stillen blauen, sonnenbeschienenen

Digitized by Google

Mittelmeere abhob; ganz am Horizonte leuchtete es selbst wie flüssiges Gold. Zur Rechten ragt in der Ferne das Kasios-Gebirge auf, einzelne Kämme im Lichte strahlend, andere in blauen und grauen Schatten liegend; darunter die Berge von Sahium (s. Karte), von hellgrünen Streifen durchzogen, auf denen die Sonne spielt, weiter zur Rechten und hinter dem Beschauer der spitze Gipfel des Dschebel Arbain und die dunkelgrünen Abhänge der Berge von Embrato.

Von dort ging es hinab in Schluchten bei einem abgestorbenen Baume vorbei, der mit einer Mauer aus losen Steinen umgeben ist; es ist ein geweihter Platz der Nosairier; weiterhin kreuzte man den Wadi Bib und gelangte in ein reizendes, mit Rasen und Blumen bedecktes Thal, auf dessen Grunde die scharfen Augen von Cahun's Begleitern ein Melonenfeld und dabei Landleute unter einem Schuppen entdeckten. Im Galopp eilten sie davon, um ihre Lieblingsfrucht einzuhandeln; die Bauern aber machten sich schleunigst davon, als sie die Reiter auf sich zu jagen sahen, und es entwickelte sich nun eine Verfolgung, bei welcher natürlich die Bauern bald den Kürzern zogen. Bei dem Grabmale des gleicherweise von Mohammedanern, Christen und Nosairiern verehrten großen Scheichs und Wanderthäters Gharib el Chatrieh vorbei erreichten sie endlich Latakieh, wo der Reisende seine Leute entließ und bei seinem Konsul Geofroy die liebenswürdigste Gastfreundschaft genoß.

Sein erster Ausflug von dort galt der Vorstadt von Latakieh, wo sich in den Gärten von Privatleuten zahlreiche Reste untergegangener Kulturen finden. Orangenbäume, Akazien, Bananen, Zitrone- und falsche Pfefferbäume gedeihen dort im üppigen Wuchse: mitten in jedem Garten trägt

Felsengräber bei Latakieh (Südseite). (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

eine Plattform von 2 m Höhe einen viereckigen Wasserbehälter, von welchem steinerne Kanäle den Gemüsebeeten das nöthige Naß zuführen. In einem dieser herrlichen Gärten, der einem alten guten Türken gehörte, zeigte der Besitzer unserm Reisenden die Ruinen eines unterirdischen Tempels; leider werden dieselben seitdem bei dem Bau eines neuen Hauses verbraucht worden sein. Es waren zwei Basrelief-Platten, welche die innere Seite eines rechten Winkels bildeten; unter denselben liegt ein unterirdischer Raum, der damals zum großen Theile verschüttet war, nach Angabe des Besitzers war es ein großer Saal, in dessen Mitte eine Säule stand, die eine irdene Vase, wahrscheinlich eine Aschenurne, trug. Auch waren in der Mauer dieses Gartens schöne Säulen von grauem bläulichen Granit verbaut, wie sich solche in der Vorstadt an vielen Orten theils in den aus losen Steinen aufgeschichteten Gartenmauern, theils auf der Erde liegend finden. Ein Triumphbogen, ein Bacchustempel und eine römische Wasserleitung haben sich gut erhalten; sie sind übrigens wohl bekannt; weniger aber jener kleine unterirdische Tempel (oder Grabmal), von welchem Cahun deshalb eine Photographie anfertigte.

Dreiviertel Stunden nordöstlich von der Vorstadt von Latakieh dehnt sich in einer Ebene, auf welcher drei Tumuli sich erheben, eine Bank sehr harten Kalkfelsens aus, welche einen Flächenraum von nicht weniger als 16 Quadratkilometer einnimmt, nach Norden bis Antiochia und auch nach Südosten auf Senobar zu sich fortsetzt und so Latakieh mit einem Halbkreise aus festem Gestein umgiebt. Jetzt ist sie überall von den atmosphärischen Wassern zerrissen und gespalten; einst hatte sie gewiß eine glattpolirte Oberfläche und fiel, wenigstens im Norden, senkrecht in das Meer ab, von dem sie jetzt durch die hinabgeschwemmte Strandebene getrennt ist. Mitten hindurch brechen sich der Nahar-el-Kebir und der Senobar Bahn. Diese ganze mächtige Gesteinsbank ist durchschnitten, ausgehöhlt, durchbohrt und zu Einzelgräbern und ganzen Gräberstädten umgestaltet worden, die theils zu ebener Erde liegen, theils künstlich aufgemauert,

theils auch unterirdisch angebracht sind. Diese in drei Hauptabtheilungen zerfallende Todtenstadt, welche die armseligen Hütten des heutigen Latakieh umgiebt, bedeckt eine größere Oberfläche, als die von Paris. Die Gräber gleichen denen im Gebirge; zu Gruppen vereinigt, bestehen sie gewöhnlich aus einem Gewölbe mit einer Thür in Rundbogen, zu welcher man auf einer Treppe hinabsteigt. Ueber dem Gewölbe und rings herum sind Grabstellen, bald zwei zusammen, bald einzeln, mitunter auch zu dreien angebracht, manche rechtwinklig und mit einer halbkreisförmigen Höhlung an dem einen der beiden kurzen Enden, welche die Stelle für den Kopf der Leiche bezeichnet, manche auch elliptisch. Die rechtwinkligen Grabstellen sind der Länge nach durch einen Steinwulst, der beim Aushauen des Grabes stehen gelassen wurde, in zwei sehr ungleiche Theile getheilt; der stets rechts gelegene, kleinere, diente zweifellos zur Aufnahme von Waffen, Schmuck, Speisen und dergleichen, eine ringsum laufende Rinne zur Aufnahme der Deckplatte.

Innerhalb der Gewölbe sind die Gräber bald in einer geradlinigen Façade, bald in den Wänden eines kleinen runden Saales angebracht, in welchen man durch einen in den Fels gehauenen Gang tritt; letzteres ist das Häufigere. Am Kopfende derjenigen Gräber, welche unter freiem Himmel ausgehauen sind, befindet sich ein rundes Loch von 6 bis 8 cm Durchmesser, während in den unterirdischen Gräbern ein eben solches Loch über oder zu beiden Seiten des Leichenlagers angebracht ist. Ob dasselbe etwa dazu bestimmt ist, der Seele des Todten den Austritt oder dem Gebete der Ueberlebenden Zutritt zu gewähren? Diese Luke ist für Grabmäler im lebenden Fels stets charakteristisch; noch

Felsengräber bei Latakieh (Nordseite). (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

heutigen Tages durchlöchern die Turkmenen am Kaspischen Meere, wie ihre Verwandten in der Umgebung von Antiochia und wie die Nosairier die Steinplatten über den Gräbern.

Uebrigens ist der Besuch dieser unterirdischen Höhlen nicht durchaus ungefährlich; denn in dem Gesträuche sind häufig giftige Schlangen versteckt und drinnen schreckt man zuweilen eine Hyäne oder einen wilden Hund auf, deren Zähne böse Wunden beizubringen können, weil sie sich von Aas und allerhand Abfällen nähren.

Was Cahun über die muthmaßlichen Erbauer dieser Todtenstadt beibringt, scheint uns wenig reellen Grund und Boden zu haben. Die Gräber, meint er, sind nicht phönicischen Ursprungs, gleichen eher den jüdischen. Keine Inschrift giebt darüber Auskunft. Aehnliche Anlagen finden sich jedoch hier und da in Syrien, Kleinasien (an der Mündung des Kyzyl Irmak) und in Makedonien. Ueberall wo Cahun solche Nekropolen angetroffen hat, waren die Einwohner von hellem Teint, blonden Haaren, sehr brachycephal und besaßen einen charakteristisch gedrückten Hinterkopf. Die Nosairierschädel, die er heimbrachte, ähneln zwei von Virchow beschriebenen alt-albanesischen. Ohne weitere Gründe anzuführen, meint also Cahun, daß jene Gräber einem Volke angehören, das einst in Syrien, Kleinasien, Thracien und Makedonien hauste und von dem die heutigen Albanesen, vielleicht die Zeibeks und sicher die Nosairier abstammen, das die Griechen je nachdem „Pelasger“ (!), „Kappadokische Syrier“ (!!) und „Thraker“ nannten, die „Retenu“ der Aegypter. Vielleicht waren auch die Kimmerier den Pelasgern verwandt (!!). Eine tollere Vermischung heterogener Dinge mag in der That nicht häufig gefunden werden, und worauf baut sie sich auf? Auf der Aehnlichkeit von ein paar Schädeln. Wie viel besser wäre es, einfach zu gestehen, daß man so etwas nicht wissen k a n n oder zum Wenigsten jetzt noch nicht sich zu erklären vermag, als mit so luftigen Hirngespinnsten Zeit und Papier zu verderben!

Ein weiterer Ausflug galt zwei schönen Sarkophagen, etwa 18 km südlich von Latakieh bei dem mehrfach erwähnten Senobar, welche bei den Einwohnern den Namen Kabr

Digitized by Google

el Jahudy (Judengräber) führen. Sie gehörten augenscheinlich einst zu einem größern Ganzen, an welches sie sich mit einer ihrer Seite anlehnten; denn auf einer derselben sind sie nicht mit Skulpturen verziert. Etwa 30 m von ihrem Standorte auf einem grünenden Plateau haben sich Spuren von Mauern aus unbehauenen Steinen erhalten, neben denen Cahun irdene Scherben ganz ähnlich denen aus den Gräbern von Kerbaha auffand. Durch Ausgrabungen mag dort noch viel zu gewinnen sein. Der Reisende hatte hier das Unglück, sich den Knöchel des rechten Fußes auszurenken; trotz der großen Schmerzen, welche das verursachte, mußte er doch zu Pferde steigen und nach Senobar reiten, wo ihm etwa zwanzig angekehrte Nosairier, die nicht nach Latakieh hinab kommen konnten, ein Stelldichein gegeben hatten, um ihm Lebewohl zu sagen. Er traf zuerst dort ein, ließ Feuer anzünden, Wasser herbeitragen und ein Schaf schlachten, und als der bläuliche Rauch gen Himmel aufstieg, kamen, als wären sie davon angelockt worden, von dem nächsten Hügel herab seine Gäste, erst einige Nosairier zu Fuß, die Flinte über dem Rücken, dann einer hinter dem andern der Emir Ismael und 19 Hauptlinge von Kalbieh auf schönen Pferden, in ihrem besten Staate und mit ihren trefflichsten Waffen, darunter die Stiefsöhne des Emir Ismael, Mhanna und Gandschu. Es wurde Cahun schwer, sich von diesen braven Leuten zu trennen. Kein Stamm Syriens verdient mehr Interesse, als diese kröftigen, anstädigen Nosairier, weil sie wirklichen Verlangen nach der Civilisation tragen, weil sie sich nichts vergeben und bei einiger Unterstützung Europas auch ihren Nachbarn Achtung vor sich selbst einflößen würden. Nachdem das Festmahl vorüber, nahmen die Nosairier mit zahlreichen Umarmungen und Handküssen Abschied und ritten ihren Bergen zu, während Cahun nach Latakieh zurückkehrte.

Russische Aufnahmen auf der Balkan-Halbinsel 1879.

Die geodätischen und astronomischen Arbeiten, welche 1877 und 1878 mehr in dem mittlern Theile von Bulgarien und Rumelien sich bewegt hatten, wurden 1879 nach Osten bis zum Meere und nach Westen über das Rhodope-Gebirge sowie längs der neuen serbisch-türkischen Grenze bis an Novi-Bazar heran erweitert. Ein trigonometrisches Netz bedeckt also jetzt ganz Bulgarien und Rumelien sowie einen Theil des türkischen Territoriums; auf der serbisch-türkischen Grenze ist ein Streifen von 40 Werst (zu 1,067 km) Breite und, von der bulgarischen Grenze bis Novi-Bazar, 175 Werst Länge triangulirt worden. Auf rund 150 000 Quadratwerst sind an 1300 Punkte festgelegt als sichere Grundlage für eine topographische Specialkarte von Bulgarien, Rumelien und der Türkei bis Santo Stefano im Süden hinab. Das geodätische Netz ist bei Ismail mit der russischen Meridiangradmessung sowie mit der österreichischen Triangulation in der Walachei verbunden worden. Außer der geographischen Lage ist bei allen Punkten auch die Höhe über dem Meeresspiegel, und bei allen bedeutenden Flüssen Bulgariens auch deren Gefäll ziemlich genau bestimmt worden.

Die Berechnungen sind noch nicht für alle Punkte abgeschlossen, doch hat der Leiter der Arbeiten, Oberst Lebedew, für den Großen Balkan vom Meere bis zur serbischen Grenze und den Kleinen Balkan sammt den Vorbergen bis zum Thale der Mariza bereits ein Reliefbild zusammengestellt. Daraus ergiebt sich, daß der Kamm des Balkan vom Schwarzen Meere bis Kotel sich nirgends mehr als 3500 engl. Fuß über den Meeresspiegel erhebt; von Kotel bis zum Meridian von Selwi steigt er von 3500 bis 4900 Fuß; weiter bis Zlatitza hat er fast überall zwischen 5600 und 6300 Fuß Höhe, seine höchsten Gipfel aber übersteigen 7000 Fuß; der letzte Abschnitt von Zlatitza bis zur serbischen Grenze liegt in 4900 bis 6300 Fuß Höhe ohne besonders hervorragende Gipfel.

Der höchste Punkt des Balkan, der 7820 Fuß hohe Imrüktschal, liegt 12 Werst nördlich von Karlowo (1260 Fuß Meereshöhe). Das Rhodope-Gebirge erreicht in seinem größten Theile 5600 Fuß Höhe, die höchsten Punkte erheben sich nicht viel über 7000 Fuß. Die Rilo-Berge übertreffen unbedingt den Balkan an Höhe, ihre drei höchsten Punkte, Oleni Wrch, Popowa Schapka und Segmentski Wrch, erheben sich mehr als 8400 Fuß über den Meeresspiegel. Der Berg Witosch, vereinzelt über der Ebene von Sofia gelegen, steigt über 7000 Fuß an, und steht nur dem Imrüktschal im Balkan an Höhe nach. Im Allgemeinen erhebt sich der Boden der Balkanhalbinsel in der Richtung vom Schwarzen Meere aus nach Westen ganz bedeutend, so daß z. B. das Thal des Jaker bei Samakow 3360 Fuß hoch, also höher liegt als der Kamm des Balkan zwischen dem Schwarzen Meere und Kotel.

Dem Netze der telegraphisch bestimmten Orte sind 1879 noch über 20 astronomisch bestimmte Punkte hinzugefügt worden, so gelegen, daß sie mit den 1877 und 1878 festgelegten Punkten vier Kreise bilden, die eine gegenseitige Kontrole der Arbeiten gestatten. Außer den Punkten in Bulgarien und Rumelien ist in Serbien auch Nisch bestimmt, und wurden die Arbeiten mit den russischen verbunden durch Ermittelung des Längenunterschiedes zwischen Rustschtschuk und Tschjunen. Im Jahre 1880 wird Oberst Lebedew zu weiterm Anschluß den Längenunterschied zwischen Kischinew und Rostow am Don telegraphisch bestimmen.

Mit den topographischen Aufnahmen waren von 1877 bis November 1879 hundert Topographen in zwei Hauptabtheilungen beschäftigt. Die eine unter Oberst Schanow bearbeitete 1878 und 1879 im östlichen Theile von Bulgarien und Ostrumelien 41 760 Quadratwerst, die andere unter General Ernefeld von 1877 bis 1879 in dem schwierigern westlichen Theile und auf türkischem Gebiete in dem Abschnitte Widin-Adrianopel-Debeagatsch bis auf 10 bis 20 Werst an den Bosporus heran über 82 350 Quadratwerst. Die Aufnahmen erfolgten im Maßstabe 1 : 42 000 (1 Werst = 1 Zoll), bei wichtigen Stellungen und Ortschaften in 1 : 8400 (100 Saschen = 1 Zoll). Um die Arbeiten für die Zukunft möglichst nutzbringend zu machen, ist der genauen Wiedergabe der Bodengestaltung (durch Horizontalen) und der Wasserläufe besondere Aufmerksamkeit zugewendet, die augenblicklich noch wechselvolle Bebauung und Kultur des Bodens mußte dagegen zurücktreten.

Längs der Grenze zwischen Bulgarien, Ostrumelien, Serbien und der Türkei ist 1879 ein zehn Werst breiter Streifen genau vermessen worden. Diese Grenzen gehen

Digitized by Google

meist in bedeutender Meereshöhe (über 5000 Fuß) von Gipfel zu Gipfel längs der Wasserscheiden und Gebirgskämme, so daß die Aufnehmer lange mit Schneemassen zu kämpfen hatten; ebenso waren durch theilweise ewigen Schnee die Arbeiten westlich vom Jotor, die Aufnahme der Bergmasse des Witoschy, der Osjagowska Planina und der Festenkämme des Rilo äußerst beschwerlich.

Die Abtheilungen des Oberst Shanow nahmen 1879 den Theil von Ostrumelien genau auf, der 1878 mit Ausnahme einiger Stücken von etwa 5000 Quadratwerst, dessen Spitze an der Tundscha oberhalb Adrianopel und dessen Grundlinie am Schwarzen Meere zwischen Midia und Mahstiko liegt, nur flüchtig rekognoscirt war. Nach Abschluß dieser Arbeit wurde die Aufnahme nach Norden bis zur Donau und der Linie Rassowa-Mangalia fortgesetzt, endlich wurde auch das Donauthal selbst von der Jantra bis Katarasch aufgenommen, einschließlich des rumänischen Ufers, so weit es von den Frühjahrshochwasserüberschwemmungen berührt wird. Die meiste Mühe machten die Arbeiten in den ausgedehnten, wenig wegsamen, auf sehr wechselvollen Boden stehenden Waldungen Deli-Orman (Türkisch „toller Wald").

In Westbulgarien dauerten die Aufnahmen von Ende August 1877 bis November 1879, im Ganzen 26 Monate, davon 22 Monate Arbeit im Felde. Es sind halbinstrumental (flüchtig) im Maßstabe 1:42 000 und 1:84 000 aufgenommen worden 17 750 Quadratwerst, mit Instrumenten aber 60 000 Quadratwerst in 1:42 000 und 640 Quadratwerst Orts- und Gefechtspläne in größeren Maßstäben. Bei den Instrumentalaufnahmen wurden 57 300 Höhenpunkte bestimmt.

In Ostbulgarien dauerten die Feldarbeiten von Ende Mai 1878 bis November 1879 im Ganzen 16 Monate; instrumental aufgenommen (1:42 000) wurden 37 760 Quadratwerst und dabei bestimmt 37 292 Höhenpunkte, nur rekognoscirt und dabei 1828 bis 1829 aufgenommenen Zwei-Werst-Karte etwa 5000 Quadratwerst. Einschließlich der Arbeiten in der Dobrudscha (8450 Quadratwerst Rekognoscirungen und 5150 Quadratwerst halbinstrumentale Aufnahmen auf Grundlage der Karte von 1828 bis 1829 im Zwei-Werst-Maßstabe 1:84 000) umfassen die Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 133 750 Quadratwerst. Dabei den ganzen Donaulauf vom Timok bis zur Mündung. Im Mittel nahm jeder Topograph täglich 3,75 Quadratwerst auf und bestimmte 3,3 Höhenpunkte (alle Tage eingegriffen, auch wo Wetter oder Krankheit die Feldarbeit hinderten).

Die Messtischplatten über die Aufnahmen im östlichen Bulgarien konnten bereits am 7. (19.) April in Zeichnung fertig dem russischen Kaiser vorgelegt werden; die Blätter über Westbulgarien werden bis zum November dieses Jahres fertig sein. Die Herausgabe der Karte wird in Heliogravüre erfolgen. (Nach dem Bericht im Russ. Invalid. 1880, Nrn. 81, 82, 83.)

Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees.

Von dem jugendlichen Führer der „Ostafrikanischen Expedition" der Londoner Geographischen Gesellschaft, dem Geologen Thomson (s. oben S. 218), liegt ein weiterer Brief d. d. Ubschidschi 12. Januar 1880 vor, worin er seinen Marsch von der Südspitze des Tanganjika-Sees nach dem Ausflusse des Lukuga aus demselben schildert. Der wackere Reisende hat damit schon die dritte Etappe seines Marsches vollendet, der ihn stets durch völlig unerforschtes Gebiet geführt hat; denn nur an der Nordspitze des Nyassa, am Südende des Tanganjika und am Lukuga-Ausflusse, den Endpunkten seiner drei Etappen, kreuzte er die Wege früherer Erforscher, wie die von Elton, Livingstone, Cameron und Stanley. Möge ihm das Glück auch auf seiner Rückreise, welche ihn wieder durch lauter unbekanntes Land nach Kilwa an der Ostküste führen soll, günstig sein!

Thomson's erste Sorge, als er mit wenigen Begleitern den Lukuga besuchen wollte, war, in der Nähe des Tanganjika einen geeigneten Lagerplatz für den größten Theil seiner Träger, welcher zurückbleiben sollte, ausfindig zu machen. Als solcher wurde ihm Liendwe am Ufer des Lofu-Flusses (1867 von Livingstone entdeckt und an drei verschiedenen Stellen überschritten, mündet am Westufer des Tanganjika) genannt, wohin er sich sofort am 10. November v. J. auf den Weg machte, froh, dem ungesunden kleinen Backofen von Pambete den Rücken kehren zu können.

Zunächst erstieg er den steilen Abhang der Berge, welche hier den See begrenzen, mit einer senkrechten Wand oben und einer Böschung darunter — nebenbei bemerkt der charakteristischen Form der Quarzitberge von Ulungu (oder Urungu, Landschaft am Südende des Tanganjika) — und durchzog dann eine unfruchtbare, leicht gewellte, mit dürftigem Walde bestandene und spärlich bewohnte Gegend. In drei Tagemärschen erreichte er den Lofu. Lienbwe ist, wie sich nun ergab, ein umschlossenes Thal, in welchem der Lofu einen 8 engl. Meilen langen, 3 Meilen breiten, nach Westen spitz zulaufenden See bildet, an dessen Ufern sich zahlreiche Dörfer der Eingeborenen und arabische Niederlassungen befinden. Da Thomson von den Arabern freundlich empfangen wurde, und die Lebensmittel dort sehr billig und in Menge vorhanden waren, so beschloß er sofort, hier ein Lager für seine Träger zu errichten, ließ von ihnen für seine Waaren ein großes Haus aufbauen, traf alle erdenklichen Anordnungen und reiste dann am 16. November mit 37 Mann ab. Sein tragbares Boot „Agnes" begleitete ihn, da er auf undurchwatbare Flüsse zu stoßen meinte; er hatte diese Vorsicht später zu bereuen. Am nächsten Tage überschritt er den Lofu und betrat damit die Landschaft Itawa.

Hier begann eine Reihe von Märschen, so schwierig und lang, wie sie auf der ganzen Reise von Dar-es-Salam an noch nicht vorgekommen waren, und Berge zu erklettern gab es jetzt mehr als nöthig. Fünf Tagemärsche brachten sie nach Pantilo, der Hauptstadt von Itawa (Abkömmo bei Cameron genannt), wo sie viel unfreundlicher empfangen wurden, als Cameron. Thomson, der seinen Leuten vorausgeeilt war, gelangte unbemerkt in den Ort und suchte Schutz vor dem drohenden Regen. Sobald aber seine Ankunft und das Nahen einer Karawane bekannt wurde, bemächtigte sich der gesammten männlichen Bevölkerung die größte Aufregung, und alle stürzten nach dem Thore, wie Thomson glaubte, um die Karawane zu sehen. Als aber nach einiger Zeit keine Karawane erschien, ging er zum Thore zurück und fand

Digitized by Google

dasselbe zu seinem Erstaunen verbarrikadirt: draußen standen im Regen seine Leute und drinnen alle Männer des Ortes bewaffnet und zur Vertheidigung gerüstet. Thomson lachte über das scheinbare Mißverständniß, erlangte mit einiger Mühe, daß man ihn wieder hinausließ, und sandte dann Boten an den Häuptling, um dem Grund eines so sonderbaren Empfanges zu erfahren; nach vielem Hin- und Herlaufen wurde denn auch die Sache geregelt. Vor einiger Zeit hatte nämlich ein berüchtigter Kraber, Kauenda mit Namen, in freundlicher Weise Zutritt zu der Stadt erlangt, dann aber Besitz von ihr genommen und nach Belieben darin geschaltet. Seitdem wurde keine Karawane hineingelassen, ehe sie nicht ihre Ankunft gehörig angemeldet hatte, was Thomson verabsäumte. Er machte dem Häuptling in Anbetracht seiner Stellung ein sehr großes Geschenk, wurde aber sehr schlecht empfangen und erhielt nur mit Mühe einen Führer für die weitere Reise. Von Pamlilo aus erreichte man in drei Tagemärschen den Lonangwa (bei Cameron Nuangwa, bei Stanley Lunangwa), zu der Zeit einen verhältnißmäßig kleinen Fluß in einem tiefen sumpfigen Thal, durch welches sie sich mit Mühe einen Weg bahnten. Ein weiterer Tagemarsch brachte sie an die Grenze von Itawa, die von eben jenem Lonangwa gebildet wird; derselbe entspringt nämlich unfern des Seenfers, fließt etwa 10 engl. Miles nach Westen, biegt dann um nach Süden, Südosten und Osten und bildet so einen großen Bogen. Die Landschaft Itawa besteht längs der Thomson'schen Route aus einem sehr bergigen Plateau, das von 600 Fuß beim Flusse Lofu zu 2000 und mehr in der Nähe des Lonangwa ansteigt. Mit Ausnahme des letztern trocknet fast jeder Wasserlauf des Landes während der trockenen Jahreszeit aus, und man findet dann nur in weiten Abständen von einander und nahe am Seufer kleine Bäche.

Die physischen Schwierigkeiten der Route lassen sich unmöglich schildern. Kaum 1 Mile ebenen Bodens trag man an, aber wohl Berg auf Berg, alle äußerst steil und nur ab und zu von einem niedrigern Zuge unterbrochen. Selten erreichten sie ihre Lagerstelle anders, als spät nach Mittag, obwohl sie früh mit Sonnenaufgang aufbrachen; zwei Mal hatte Thomson schon den Hammer erhoben, um sein Boot zu zerschlagen, das für die Träger lästig und selbst gefährlich war, aber beide Male brachten die Leute selbst ihn von seiner Absicht zurück. Die Berge sind mit Bäumen bedeckt, die weit üppiger waren als alles, was sie in Ulungu gesehen; aber wegen Mangels an Flüssen giebt es keine Dörfer, außer an den Mündungen der Bäche, wo gewöhnlich ein Fleck reichen Alluviallandes sich findet. Die Bewohner sehen verhältnißmäßig kräftig aus, sind nicht sehr dunkel und haben angenehme Gesichter, nur sind die Lippen bei manchen dick und aufgeworfen. Sie sind sehr ungastlich und, wo sie mit den Wangwana in Berührung gekommen sind, auch sehr roh. Stellenweise ist viel Wild vorhanden, der Elephant aber, wie fast überall am Tanganjika, nahezu ausgerottet. Durch Itawa führt keine Karawanenstraße, obwohl in Sumbi, 10 Miles nördlich von Liendwe, eine Meima-Niederlassung besteht; das Land bietet eben zu viel Schwierigkeiten für eine gewöhnliche Karawane. Kassawa ist das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen; außerdem gedeihen je nach der Beschaffenheit des Bodens noch süße Kartoffeln, Matama, Mais und andere Vegetabilien in größerer oder geringerer Menge.

Die Landschaft Marungu (ebenso bei Cameron und Stanley), welche zunächst passirt wurde, ist noch schwieriger zu bereisen, als Itawa, sowohl in Hinsicht auf den Boden als auf die Einwohner. Die Berge steigen bis zu 7000 Fuß an und haben sanfte, gerundete Umrisse, außer wo sie gegen den Tanganjika-See hin abfallen. Große Flüsse sind in Menge vorhanden; sie müssen das Land in der Regenzeit fast unpassirbar machen. Das Klima auf den Bergen ist sehr nebelig und regnig, so daß die Einwohner, zumal kein Holz zu haben ist, ein elendes Leben führen. Marungu hat keinen Oberherrscher, sondern steht unter drei Häuptlingen, welche vollkommen unabhängig von einander sind und gelegentlich mit einander kämpfen. Im Süden liegt Mafesya unter dem Häuptling Kapampa, weiter nördlich Songwe unter einem gleichnamigen Herrscher, der Rest unter Mamba (heißt Movo (alle diese Namen finden wir schon bei Livingstone). Marungu begreift auch Kabwire (am nordöstlichen Ufer des großen Sees Movo) in sich, das gegenwärtig im Besitze von Wanzanwesi ist, welche die arabische Karawanenstraße von Mpala nach Katanga (südlich vom Kassali-See) unterbrochen und den Handel dorthin ganz vernichtet haben. Dieser Zustand dauert schon drei Jahre.

Die Einwohner von Marungu sind leicht erregbar und argwöhnisch, und da sie durchaus nicht an Karawanen gewöhnt waren, wenigstens in dem Gebirge, so rotteten sie sich überall, wo die Expedition sich zeigte, in Menge zusammen, wollten dieselbe zum Rückzuge zwingen und benahmen sich sehr drohend. Mitunter wurde ein Kampf nur dadurch vermieden, daß sich Thomson vorn befand, durch dessen Anblick sie etwas überrascht und beschwichtigt wurden, da sie nie Weiße zu Gesicht bekommen hatten. Mitunter mußte sich der Reisende stundenlang mit solchen erregten Menschenhaufen herumzanken, ehe er Erlaubniß erhielt, seinen Marsch fortzusetzen oder ihre Dörfer zu betreten; aber fast stets gelang es ihm, sie sich zu Freunden zu machen — und dann waren sie sehr gastfreundlich. Sie sind äußerst dunkelfarbig, namentlich die in den Bergen, welche auch oft mit Krätzen behaftet sind, eine Krankheit, die am Seufer nicht vorkommt. Ihre Kleidung besteht aus Ziegenfellen und Rindenzeug, letzteres namentlich im Unterlande, wo es in vorzüglicher Beschaffenheit verfertigt wird. Das ganze Land ist mit Dörfern besäet, da in den sanft gerundeten Thälern Lebensmittel genug für eine starke Bevölkerung wachsen. Der Lofulo trennt Marungu von Mpala (wohl den Namen Mompara und Rubulo bei Stanley entsprechend). Diese Häuptlingsschaft scheint zu keinem bestimmten Lande zu gehören, obwohl die Bewohner mit den Waguha (Einwohner von Uguha, nördlich von Marungu zu beiden Seiten des Lukuga) mehr verwandt sind, als mit den Wamarungu (Bewohner von Marungu). Sie bewohnen einen schmalen Streifen reichen Alluviallandes längs des Seufers. Wenn es dort jemals ein Land Utembwe (bei Livingstone und Cameron erwähnt) gegeben hat, so kann man doch kaum sagen, daß es noch existirt. Ein Häuptling, Namens Fungo, herrscht über ein Dorf Tembwe an dem gleichnamigen Vorgebirge. Einmal gab es dort mehrere Dörfer; allein ein berüchtigter Häuptling Kambelebele hat das ganze Land meilenweit um sein Dorf herum verheert. Von Tembwe gegen Norden nehmen die Berge sehr an Höhe ab und längs aller Flüsse finden sich breite, fruchtbare Alluvien mit starker Bevölkerung. Die Einwohner sind Waguha, freundliche gastfreie Leute, da sie nicht durch Kriege gestört werden und gewohnt sind, mitunter kleine Wangwana-Karawanen durch ihr Land passiren zu sehen. Dasselbe bietet indessen wenig Erwähnenswerthes.

Früh Morgens am ersten Weihnachtsfeiertage hatte Thomson das Vergnügen, von der Spitze einer hohen Bergkette den Lukuga als mächtigen Strom mit reißender Schnelligkeit und wirbelnden Strudeln weithin nach Westen strömen zu sehen, ungehindert durch Sandbarren oder Papyrus; diesmal war es nicht nöthig (wie zur Zeit Came-

Digitized by Google

ron's und Stanley's), durch hineingeworfene Strohbündel oder dergleichen Gegenstände das Vorhandensein einer Strömung nachzuweisen. Thomson überschritt den Fluß, brachte seine Leute in einem Dorfe Nanda unter, bestieg ein Boot und untersuchte die auf Stanley's Karte verzeichnete Barre. Wegen der starken Strömung mußte er sich ganz nahe am Ufer halten; an einer oder zwei Stellen, wo der Fluß schmal war, verloren die Ruderer fast die Herrschaft über ihr Fahrzeug, und nur durch Verdoppelung der Löhnung konnte sie der Reisende dazu bringen, bis zu der Stelle, wo die Barre früher existirt hatte, vorzudringen. Dort verengt sich der Fluß etwa auf die Hälfte seiner Breite und zwängt sich mit aller Kraft und allem Getöse eines Bergstromes hindurch, so daß kein Kanu oder irgend welches Fahrzeug dort zu passiren vermag. Die Barre von Schlamm und Papyrus wurde vor 2 oder 3 Jahren, bis zu welcher Zeit der See fortwährend gestiegen war, fortgeschwemmt; seitdem ist er nach den Beobachtungen des Mr. Hore in Ushchidschi, welcher den Lukuga auch zuerst in seiner Eigenschaft als unbestreitbaren Fluß gesehen hat, um 7 Fuß gefallen.

Am folgenden Tage (26. December) traf Thomson in Kafenge ein und wurde von den dort stationirten Missionären der London Missionary Society gastfreundlich empfangen, ebenso wie ein paar Tage später jenseits des Sees in Ushchidschi.

Am 12. Januar wollte Thomson die Rückreise antreten und zwar gedachte er den Lukuga drei bis vier Tagereisen abwärts zu verfolgen und dann auf geradem Wege zu seinen zurückgebliebenen Leuten in Liendwe zurückzukehren. Falls es die Umstände erlauben, will er dann von dort über Manema und den Hikwa-See durch Ulyehe an den Nuangaa-Fluß gehen und diesen hinab bis zu seiner Einmündung in den Ruaha und dann auf einer Karawanenstraße nach Kilwa an der Küste, wo er binnen fünf Monaten einzutreffen hofft.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

II.

Wohnungen. Der größte Theil der Juden wohnt ärmlich und sehr eng. Die Zahl der Kinder einer Familie ist groß, die Mittel zur Erhaltung sind gering — die Noth ist groß. In drei bis vier Zimmern leben acht bis zehn Familien. Das Aeußere der Häuser ist schrecklich, im Innern Schmutz und Gestank. In Berditschew, der sogenannten Hauptstadt der Juden, leben gegen 5000 Familien ohne eine bestimmte Beschäftigung zu haben. Ihre Wohnungsräume sind so eng, daß des Nachts kaum etwas freier Raum zwischen den schlafenden Familien übrig bleibt. Obgleich es nach jüdischem Gesetze verboten ist, daß Fremde mit einem Ehepaar in einem und demselben Zimmer schlafen, so quartieren sich doch mehrere Familien in einem und demselben Wohnraum ein. Einer Mittheilung von Shuratestfi entnehmen wir, daß in den vierziger Jahren in 100 christlichen Häusern 410 bis 500 Leute lebten, wogegen bei den Juden auf 100 Häuser 1299 Bewohner kamen; und seit jener Zeit hat sich die Lage der Juden entschieden verschlimmert.

Die Wohnungen aber Häuser der Juden unterscheiden sich durch ihre innere wie äußere Architektur von den Häusern der Christen; es sind diese Unterschiede durch die Lebensweise und Beschäftigung hervorgerufen.

Der Haupteingang des Hauses pflegt unmittelbar auf die Straße zu gehen. Fenster und Thüren pflegen groß zu sein. In den kleinen Ortschaften haben die meisten Häuser in der Mitte der Hauptfacade ein Thor, durch welches man in einen innen vom Hausdach bedeckten Hof gelangt. In solch einem Hause wohnen drei, vier oder auch mehr Familien. Bei den Chasidim (d. i. die Frommen, eine besondere Sekte) wird darauf geachtet, daß in einem Zimmer eine ungerade Zahl von Balken zu finden sei. Umzäunungen der Häuser sowie Scheunen sind nur bei wohlhabenden Juden anzutreffen. Was die im Hause befindlichen Möbeln betrifft, so legen die Juden einen gewissen Werth auf das äußere Ansehen der Möbeln; sie vermeiden z. B. die in den Bauernhütten benutzten Bänke. Sie hängen ihre Kleider an in die Wand eingeschlagene Nägel oder benutzen besondere Kleiderschränke.

An Geschirren besitzen die Juden mehr als eigentlich nöthig, weil ihr Gesetz ihnen vorschreibt, doppelte Geschirre sowohl für die Küche als für den Tisch zu haben; sie dürfen nämlich zu Fleisch und Milch nicht ein und dasselbe Gefäß benutzen, sondern müssen unbedingt zwei haben. Mit gläsernen Gefäßen allein wird eine Ausnahme gestattet; sie können sowohl zu Fleisch als auch zur Milch verwandt werden, allein zur Zeit des Passahfestes müssen auch die Glasgefäße erneuert werden.

Heiligenbilder sind nach mosaischem Gesetz verbaten. Nach Auslegung der Rabbiner bezieht sich dieses Verbat aber nur auf Statuen und Reliefdarstellungen; dagegen darf man gemalte Bilder, welche Scenen aus der biblischen Geschichte wiedergeben, geschriebene und eingerahmte Gebete, sowie Portraits von Rabbinern haben. Uebrigens findet man in den südlichen und südwestlichen Gouvernements durchaus keine Portraitd von Rabbinern, und in den anderen Gegenden nur äußerst selten. Ueberhaupt halten die dem alten Gebrauche anhängenden Juden jener Gegenden das Portraitiren für eine — Profanation. Ein zur Sekte der Chasidim gehöriger Jude wird unter keiner Bedingung, auch nicht für Geld, sich portraitiren lassen. An die östliche Wand ihrer Wohnungen hängen die Juden ein buntgefärbtes Stück Papier unter Rahmen und Glas auf. Auf jenem Papier sind Textesstellen aus der Bibel, die Embleme des Wappens David's, Abbildungen von Löwen, Säulen und Kronen aufgezeichnet. Das Gebet muß mit zur Wand gewandtem Gesicht verrichtet werden. An Bibern finden sich unter den Juden gemalte oder gemalte Blumen und Früchte.

Einige fromme Juden lassen zur Erinnerung der Zerstörung Jerusalems und des Tempels eine Arschin große Fläche im Hause ungeweißt und ungefirnißt. An den Thüren und Fenstern dagegen hängen sie Pergamentblättchen (mesusa) auf, auf welchen einzelne Kapitel aus der Heiligen Schrift geschrieben sind. Zu September, zur Feier des Lauberhüttenfestes, bauen die Juden auf ihren Höfen Hütten aus Brettern und bedecken dieselben mit Fichten- oder Tannenreisern oder anderm Grünzeug. Bei reichen Juden dient ein besonderes Gemach im Hause als „Laubverhütte“;

Digitized by Google

zum Fest wird die Lage und das Dach abgenommen und durch Tannenzweige ersetzt.

Kleidung und Tracht. Früher trugen alle Juden das altpolnische Kostüm: einen langen schwarzleidenen Rock, schwarzen Gürtel, eine sehr unsichtige Pelzmütze, Strümpfe und Schuhe; die halbhäusliche Tracht der Weiber zeichnete sich von der Kleidung der übrigen Bewohner jener Gegenden durch einen besonders turbanähnlichen Kopfputz aus, welcher namentlich die jungen Ehefrauen entstellte. Auch die Weiber trugen Strümpfe, aber Pantoffeln. Jetzt ist dieses Kostüm fast überall durch die gewöhnliche (französische) Tracht verdrängt worden, nur die alten Juden hängen mit großer Zähigkeit an ihren schwarzseidenen langen Röcken; aber bei der untern Klasse der Juden haben auch die jungen Männer alle ihre langen seidenen Röcke, welche sie freilich nur Sonntags und Feiertags benutzen. Alle Leute und Dadihs (Vorsteher der Chasidim) tragen an Feiertagen, mitunter auch an Werktagen, weißseidene Röcke, deren Kragen mit Silber gestickt sind. Das Gesetz Moses verbietet den Juden Gewänder zu tragen, in denen wollene und leinene Fäden mit einander gemischt sind; die Rabbiner aber haben auch verboten, wollene Kleider zu tragen, die mit leinenen Fäden genäht sind, und deshalb tragen sehr fromme Juden gar keine wollene Kleider. Ueber die Ursache dieses höchst sonderbaren Verbotes werden sehr verschiedene Geschichten erzählt. Früher setzten die Juden beim Lesen des Gebetes eine Art Käppchen (Talottchen) auf's Haupt, weil die Entblößung des Hauptes, wie noch jetzt vielfach im Orient, als eine Unhöflichkeit, ja sogar als Sünde gilt. Jetzt hat diese Sitte sich nur bei alten Leuten und den Chasidim erhalten. Unter der Regierung Nikolaus' I. mußten diejenigen, welche solche „Talottchen" trugen, eine besondere Abgabe entrichten, und das hat auch bewirkt, daß sie jetzt nicht mehr so viel in Gebrauch sind. Früher trugen alle Juden Bärte und lange Haarlocken (Peiffen) an den Schläfen; jetzt sieht man nur selten die Peiffen (oder auch Peiffaten genannt); die jüngere Generation pflegt sich den Bart abzurasiren. Zeitweilig war es von Seiten der Regierung den Juden verboten, „Peiffen" zu tragen. In Folge einer Bestimmung im Talmud schneiden oder rasiren verheirathete Frauen ihr Haupthaar, jüngere Frauen tragen dann eine Perrücke; die zur Sekte der Chasidim gehörigen aber bedecken den Kopf mit einem Tuch oder benutzen seidene Perrücken.

Ein besonderes Gewand ist der „Arbe-kanfes", eine Art viereckigen Ueberwurfs, mit einem Ausschnitt für den Hals; an den vier Ecken des Ueberwurfes sind wollene Fäden (zizes) mit besonderen Anhängseln angebracht. Fromme Juden und die Chasidim tragen ein solches Gewand aus weißer Wolle mit blauen Streifen am Rande; mehr weltlich gesinnte benutzen Gewänder aus beliebigem Stoff. Verheirathete Juden ziehen zur Zeit des Frühgebetes jenen weißwollenen, blaugestreiften Ueberwurf (talia) an, dabei befestigen sie mittels Riemen aus Kalbfell (rotzuos) an den Kopf und an den linken Arm den „Tefilin". Der Tefilin besteht aus einer Reihe unter einander verbundener viereckiger Pergamentkästchen, in welchen Pergamentstreifen mit Abschriften aus der Bibel liegen.

Das Todtenhemd, in welches die Verstorbenen gehüllt werden, wird aus weißer Leinwand angefertigt und mit dem (deutschen) Wort Kittel benannt. Gewöhnlich beschenkt die Braut bei der Hochzeit ihren Bräutigam mit einem solchen Hemd. Wenn einem Juden ein Eid abgenommen wird, so wird ihm vorher meist ein solcher „Todtenkittel" angezogen. Fromme Juden kleiden sich in den Kittel zur Zeit des Gebetes, und an den ersten Tagen des neuen Jahres.

Nahrung. Die durch das mosaische Gesetz gegebenen Speiseverbote haben nach Anschauung des jüdischen Volkes mehr eine moralische und ästhetische, als eine hygienische Bedeutung. So sollen z. B. keine Raubvögel gegessen werden, weil das die Menschen wild und roh machen würde.

An vierfüßigen Thieren dürfen die Juden bekanntlich nur essen, was wiederkäut und zugleich gespaltene Hufe hat, z. B. Rinder, Ziegen u. s. w.; das Schwein, weil es nicht wiederkäut, ist verboten.

Von Vögeln dürfen alles zahme Geflügel, aber nur einige wilde, z. B. Rebhühner und Drosseln, genossen werden; das Hauptkennzeichen für das Erlaubte besteht darin, daß die mittlere Zehe verlängert ist, ein Kropf vorhanden und der Magen mit einer leicht abstreifbaren Haut bedeckt sein muß. Von Fischen sind nur solche, welche Schuppen und eine Schwimmblase haben, erlaubt. Alle in der Erde lebenden und auf der Erde kriechenden Thiere, alle Insekten sind verboten, nur einige Arten von Heuschrecken dürfen gegessen werden.

Die Juden benutzen das Fleisch eines Schlachtthieres nur dann, wenn letzteres regelrecht „geschächtet", d. h. von einem jüdischen, in den Regeln des Talmud wohl bewanderten Fleischer (Schächter) getödtet worden ist. Solches Fleisch ist „koscher" oder „rauscher". Alles andere Fleisch ist „treif", sowohl das direkt durch das Gesetz verbotene Fleisch, als auch das nicht nach jüdischen Vorschrift geschlachtete. Es existiren sehr bestimmte Vorschriften (man vergleiche darüber das von H. Tschubinsky mehrfach citirte, Petersburg 1869 in russischer Sprache erschienene Werk Brafmann's „Das Buch des Kahals") über das Schächten, über die dabei anzuwendenden Instrumente u. s. w. Das Messer muß z. B. glatt und gut geschliffen sein, es darf durchaus keine Zähne haben, u. s. w. Die verschiedenen Krankheiten und sonstigen Umstände, welche das Fleisch des Thieres unrein, „tref", machen, werden in acht Kategorien getheilt. Dazu gehören z. B. Thiere mit kranken Lungen, mit gebrochener Wirbelsäule, Thiere, welche von einem Raubthiere verwundet sind u. s. w. Ferner dürfen die Juden eine bestimmte am Hintertheil des Schlachtviehs befindliche Sehne (es soll eigentlich keine Sehne, sondern der Nervus ischiadicus gemeint sein) nicht essen, weil hier der Patriarch Jakob durch den Engel verwundet wurde. Die Talmudisten haben dann später auch das die Sehne einhüllende Fett verboten. Früher gab es in großen Städten gelehrte Fleischer (menaker = Ausschneider), welche sich damit beschäftigten, jenen Strang mit dem ihn einhüllenden Fett aus dem Hintertheil zu entfernen; jetzt findet sich sogar in größeren Städten selten ein solcher „Menaker" und die Folge davon ist, daß die Hintertheile alles in jüdischen Schlächtereien getödteten Viehes „tref" oder unrein sind.

Alles Fleisch wird, bevor es zur Speise zubereitet wird, gehörig ausgewaschen, um es auf diese Weise von Blut zu befreien, dessen Gebrauch von Moses streng verboten ist. Nur die Fische werden nicht mit solcher Aengstlichkeit behandelt. Milch und Eier der verbotenen Thiere, der Rogen der verbotenen Fische ist gleichfalls verboten.

In Hinsicht des Weingebrauches verbietet das Gesetz des alten Bundes den Juden solchen (Trauben-) Wein zu genießen, den ein Nichtjude bereitet hat oder den ein Nichtjude berührt oder getragen hat. Die Rabbiner verbieten sogar den Weingenuß in Gemeinschaft mit Christen oder mit Karaim; die aufgeklärten Juden flimmern sich weder um das eine noch das andere Verbot; doch muß anerkannt werden, daß die Juden im Allgemeinen sehr enthaltsam und nüchtern sind und spirituöse und betäubende Getränke wenig brauchen.

Digitized by Google

Mit der Zubereitung der Speisen beschäftigen sich bei den Juden in der Regel nur die Frauen; Ausnahmen sind sehr selten. Die Frauen backen ein vortreffliches Brod für ihr eigenes Haus; das Brod wird nie fertig gekauft. Am Vorabend jedes Feiertages backt jede jüdische Hausfrau eine besondere Gattung von weißem Brode (Chala genannt). Beim Backen wird stets der Gebrauch beachtet, daß ein kleines Stückchen des Teiges verbrannt wird. Nach jüdischen Gesetzen soll nämlich von jedem Teige ein kleiner Theil für die Priester abgesondert werden; das geschah aber nur in Palästina. In späterer Zeit nach Vertreibung der Juden aus Palästina erhielten in anderen Gegenden die Priester nichts vom Teige; allein man glaubte dennoch die Sitte aufrecht erhalten zu müssen und verbrannte — auf den Rath des Rabbiners — den ursprünglich den Priestern bestimmten Antheil des Teiges. Die Form der Brode ist nicht überall und nicht immer dieselbe; eigenthümlich kommt jedem besondern Festtag eine bestimmte Form des Brodes zu; allein das wird nicht streng beobachtet. Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß die Festtags- oder Sabbathbrode oder -Kuchen eine andere Form haben, als das alltäglich gebrauchte Backwerk.

Da die Juden am Sabbath nicht kochen dürfen, so werden die zur Mahlzeit nöthigen Speisen bereits früher bereitet. Das Sabbathmahl wird „Schoolent“ oder „Tschulent“ genannt und besteht gewöhnlich aus etwas besseren als den alltäglichen Gerichten. Die Gerichte des Mahles am Sabbath sind abgesehen von einem Imbiß, eine aus Hirn und Knorpel zubereitete Sauce, eine von den besten Fleischsorten gekochte Suppe und das gekochte Fleisch oder auch ein besonderes Fleischgericht, „Kugel“ genannt. Man erzählt sich über die letzte Speisegattung in der Ukraine sowie in Podolien, daß einst den Juden es verboten worden sei, Fleisch am Sonnabend zu essen. Um dem Fleischgenuß aber nicht entsagen zu müssen, hätten sie jenes Gericht „Kugel“ sich erdacht; es sind das nämlich eine Art Klöße aus Mehl mit Fleisch gefüllt. Unter der niedern und ärmern Klasse der Juden, welche an Wochentagen selten Fleisch und fette Speisen genießen, entwickeln sich in Folge der reichen und selten Mahlzeiten des Sabbaths oft allerlei gastrische Beschwerden, welche freilich meist schnell vorübergehen.

Die jüdischen Frauen bereiten sehr wohlschmeckende Kuchen aus Roggenmehl (Lokoch) und allerhand süßes Backwerk unter Benutzung von Honig (Teigloch), ferner kochen sie gelbe Rüben und Ingwer mit Honig und nennen das „Ainschgemachte“ (der Verfasser führt diese Benennung an, offenbar ohne zu ahnen, daß sie nichts anderes ist als das corrumpirte deutsche Wort „Eingemachtes“). Auch der Gebrauch von allerlei in Zucker eingemachten Beeren oder Früchten ist sehr verbreitet.

Auf Hochzeiten bereiten sich die Juden ein nur aus Milchspeisen bestehendes Mahl; auf das Fest der Makkabäer bereiten sie große mit kleine Pfannkuchen aus Buchweizenmehl.

Es ist den Juden verboten, an den neun ersten Tagen des Monats „Ab“ Fleisch zu genießen; angenommen ist nur der Sabbath und das bei Gelegenheit der Beschneidung stattfindende Festmahl, wobei Fleischspeisen gestattet sind. Am Tage vor dem ersten „Ab“ ist es üblich, sich besonders reichlich an Fleisch satt zu essen.

Doch ist schließlich zu bemerken, daß die littauischen und weißrussischen Juden in Bezug auf ihre Kost sich von den Juden des südlichen und südwestlichen Gebietes unterscheiden. Die ersteren z. B. genießen Roggenbrod, die letzteren dagegen Weizenbrod. Den Borschtsch (eine aus gesäuerten rothen Rüben — Beeten —, Fleisch und Schweinefett bereitete Suppe) lieben die Littauer saurer als die wolhynischen und anderen Juden. Die Littauer Juden essen auch mehr Süßigkeiten als die anderen Juden, namentlich verschiedene Sorten von Eingemachtem.

Sitten und Gebräuche. Vorurtheile und abergläubische Meinungen sind unter den Juden nicht weniger verbreitet, als bei anderen Völkern; allein in der Erfüllung verschiedenartiger durchaus sinnloser Gebräuche übertreffen die Juden alle anderen Völker.

Die Verlobung. Sonderbar und beserndlich ist das frühe Heirathen bei den Juden, noch viel sonderbarer ist aber das vorzeitige Verloben, wie dasselbe bei dem wenig gebildeten Juden, vorzüglich bei den „Chasidim“[1]), vorkommt. Daß zehn- bis zwölfjährige Kinder mit einander verlobt werden, ist keine Seltenheit, aber man verlobt auch fünf- bis sechsjährige Kinder mit einander. Ja es geht sogar so weit, daß kinder- oder richtiger säuglose Frauen, welche nach der Menstruation ihr Reinigungsbad in der Mikwa nehmen, ihre zu erhoffenden Kinder mit einander verloben. Daß bei diesen vorzeitigen Verlöbnissen die Ehegatten keine Zuneigung zu einander haben können, ist selbstverständlich; Ehezwist und häufige Ehescheidungen sind die Folgen.

Das eigentliche Verlöbniß geht in folgender Weise vor sich. Sobald mit Hülfe eines Freiwerbers (Schodchan) beide Parteien (die Eltern der Braut und des Bräutigams) sich über die Summe der Mitgift geeinigt haben, kommen die Eltern und die nächsten Bekannten und Verwandten zusammen und machen ein „Knas-mul“. Der Vorsänger in der Synagoge (der Kantor oder „Chasan“) oder ein beliebiger Schreiber verfaßt einen Kontrakt (Tnoim), welcher mit allerlei stereotypen Phrasen beginnt, und die Bedingungen der Verlobung in Betreff der Mitgift enthält. Der Kontrakt wird verlesen und von zwei Zeugen unterschrieben. Dann zerbrechen die Eltern der Braut und des Bräutigams gemeinschaftlich irgend ein irdenes Geschirr, indem sie es zuerst zusammen halten und dann gleichzeitig loslassen. In gleicher Weise machen es die Anverwandten. Sind bei der Verlobung die jungen Verlobten zugegen, so müssen die Eltern ihnen Geschenke machen, welche den Vermögenszustänben der Eltern angemessen sind. Im Laufe der Zeit von der Verlobung bis zur Verheirathung wird alljährlich zum Passahfest der Bräutigam in das Haus der Braut, oder mitunter die Braut in das Haus des Bräutigams eingeladen; die Eingeladenen erhalten abermals Geschenke.

Hochzeitgebräuche. Am Vorabend des der Hochzeitswoche vorausgehenden Sabbaths ziehen zwei junge Weiber, Anverwandte des Bräutigams, sowie meist auch die Mutter des Bräutigams bei allen Bekannten von Haus zu Haus und laden die Frauen ein, am andern Morgen die Mutter des Bräutigams in die Synagoge zu geleiten. Am Sabbathmorgen erscheint ein Theil der Geladenen und mit ihnen geht die Mutter zur Synagoge oder Schule, wohin der Bräutigam in Begleitung seiner nächsten Bekannten und Nachbarn auch kommt. (Die an der Hochzeitsfeier Theil nehmenden männlichen Verwandten heißen „Mechuten“, die weiblichen „Mechutenisten“; die Hochzeitsfeier selbst heißt Chasima oder Chasjna.) In der Synagoge giebt man dem Bräutigam, auch wenn er arm ist, den Ehrenplatz an der östlichen Wand. Sobald nach Vollziehung der vorgeschriebenen religiösen Ceremonie die Gäste die Synagoge verlassen haben, werden sie mit Branntewein und Kuchen bewirthet. An einigen Orten holen die Altersgenossen den Bräutigam aus der Synagoge ab; sie besuchen ihn nach dem Mittagessen, bringen Branntewein oder Wein mit und

[1]) Eine verbreitete Sekte — die Frommen.

Digitized by Google

bleiben bis zum Abend beisammen. Ebenso werden die Eltern des Bräutigams zum ihren nächsten Bekannten und Verwandten besucht und die Zeit wird fröhlich unter Essen, Trinken und Singen verbracht. Im Hause der Braut wird an demselben Sabbathabend ein nur der Braut geltendes Fest gefeiert, welches das „Vorspiel“ heißt. Das Fest besteht darin, daß alle bekannten Mädchen und Frauen eingeladen werden und von zwei Uhr Nachmittags bis zum Abend sich an Tänzen und Essen ergötzen. Dazu spielt die in jeder jüdischen Gemeinde vom Kahalsamt angestellte Musikbande, ein Geiger, ein Beckenschläger (Cymbalist), ein Bassist und ein Tamburinspieler. Mit diesem Orchester erscheint auch gewöhnlich der „Badchan“, der Spaßmacher und Taschenspieler, welcher unter Musikbegleitung seine eigenen Verse vorträgt und die Anwesenden durch allerlei Scherze unterhält. Da die Juden aber am Sabbathtage nicht arbeiten, also auch keine Musik machen dürfen, so miethen sie dazu christliche Musikanten, und erst am Sabbathabend kommt die jüdische Kapelle zur Thätigkeit. Diese „Vorspiele“ sind im Allgemeinen sehr besucht; der Besuch gilt als ein Gott wohlgefälliges Werk.

Am Tage vor der Verheirathung wird ein besonderes Fest begangen, das „Chusen-Mal“ (soll heißen Chusen-Mahl, d. i. das Mahl der Bräutigams), zu welchem der Bräutigam feierlich von den Verwandten und Bekannten der Braut empfangen wird. Am Abend werden im Hause der Braut die Gäste mit Branntewein und Kuchen bewirthet; dabei findet wieder Tanzvergnügen statt, wozu meist nur die jungen Mädchen sich betheiligen. Den Schluß macht um 10 oder 12 Uhr ein gemeinsames Nachtessen. An einigen Orten — ob überall, ist fraglich — soll noch heute der Gebrauch der „Mikwa“ vor der Hochzeit üblich sein, der in Folgendem besteht:

Am Abend vor der Heirath führen einige Weiber die Braut in die Badstube, damit sie daselbst die Waschens in der warmen „Mikwa“ (Quelle) vollziehe. Die Mikwa ist ein mit gewärmtem Wasser gefülltes, zu ebener Erde befindliches Reservoir von etwa 2 Kubikfaden Rauminhalt. Jede Jüdin muß nun die Stufen hinab in das Wasser steigen und drei Mal untertauchen; dann spült sie sich mit demselben Wasser auch den Mund aus und macht der nachfolgenden Platz. Wenn es wahr ist, daß mitunter an einem Abend gegen 100 Weiber in solch' einer „Mikwa“ ein Bad nehmen, ferner daß das Wasser nur alle Monat ein Mal erneuert wird; wenn man weiß, daß in derselben „Mikwa“ die Frauen nach jeder Menstruation, nach jeder Geburt untertauchen müssen, so kann man sich wohl kaum einen Begriff von der Beschaffenheit des Wassers machen. Wie gewaltig muß aber die Kraft der Sitte und die Macht des „Kahals“ sein, — dessen Eigenthum die Badstube mit der „Mikwa“ ist —, daß die bedauernswerthen Judenfrauen sich ohne Abscheu in der „Mikwa“ baden!

Am Tage der Kopulation finden folgende Ceremonien statt:

1. Basitzen die Kale, 2. Basitzen dem Chussen, 3. Badékens. „Das Basitzen die Kale“, d. h. das Hinsetzen der Braut, geht im Hause der Braut vor sich, woselbst sich die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft versammelt. Die Braut wird in der Mitte des Zimmers oder des Zeltes auf einen Stuhl gesetzt und die bisher geflochtenen Haarzöpfe werden gelöst, während der „Badchan“ (der Spaßmacher) Verse hersagt, und Reden hält über die Flüchtigkeit des Erdenlebens u. s. w.; dazu spielt die Musik wehmüthige Motive, und einige empfindsame Weiber sind bald bis zu Thränen gerührt. Jetzt erscheint der Bräutigam mit seinen Bekannten und Verwandten, welche bis auf zwei vor der Thür bleiben; der Bräutigam betritt mit zwei Begleitern das Zimmer, wo die Braut sitzt, und vollzieht das „Badéken die Kale“, das ist das „Bedecken der Braut“. Der Bräutigam bedeckt der Braut den Kopf und das Gesicht mit einem Tuch, welches die Braut an diesem Abend nicht mehr ablegt. Darauf wird der Bräutigam mit Hafer oder Hopfen bestreut. Zwei junge Ehepaare werden ausgewählt, um das Brautpaar zu begleiten (Brautführer). Dann beginnt die Bewirthung. In der Wohnung des Bräutigams geht das „Basitzen dem Chussen“ vor sich. Der „Badchan“ überbringt in Begleitung der Musikanten dem Bräutigam die Hochzeitsgeschenke: eine wollene Decke mit blauen Streifen (Talis), wie sie die Juden beim Morgengebet benutzen, ferner ein Todtenhemd (Kittel), und versucht durch eindringliche Reden die hohe Bedeutung der Geschenke darzuthun; allein das rührt die anwesenden Jünglinge und Männer nicht.

Der Tag der Kopulation gilt den Verlobten als ein Tag der Buße und Sündenvergebung, deshalb müssen sie fasten.

Nachdem endlich alle Ceremonien beendigt sind — oft dauern dieselben bis 9 Uhr Abends —, schreiten endlich die Brautführer (Schasser) dazu, dem Bräutigam den „Kittel“ anzuziehen; dann geht alles zur „Chupa“, d. h. zum Kopuliren. In Klein-Rußland werden vorher dem Bräutigam alle Knoten an den Kleidern gelöst, in Littauen wird ihm Asche auf den Kopf gestreut, zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels von Jerusalem; an anderen Orten legnen die alten Jüdinnen den Bräutigam. Unter Begleitung der Musik, der Verwandten und „Schasser“, welche Fackeln tragen, begiebt sich der Bräutigam zu der „Chupa“, oder dem Baldachin, einem in der Nähe der Synagoge unter freiem Himmel errichteten Zelt. Hierher kommt auch die Braut, geht sieben Mal um den Bräutigam herum und stellt sich an seine rechte Seite. Darauf verliest der „Schamesch“ die Trauungsformel in chaldäischer Sprache, und nun steckt der Bräutigam der Braut einen Ring an den Zeigefinger mit den Worten „durch diesen Ring bist Du mit mir nach den Gesetzen Mosis und Israels verbunden.“ Dabei muß der Bräutigam ein bereit gehaltenes Weinglas zerstören, um dadurch an den Fall Jerusalems zu erinnern. Braut und Bräutigam trinken gemeinsam aus einem Gefäß, nachdem ein kurzes Gebet darüber gesprochen ist; dann wird das junge Paar unter Musikbegleitung nach Hause gebracht. Hier stärkt es sich sofort durch eine Fleischbrühe, „die goldene Suppe“, nachdem es den ganzen Tag gefastet hat, während die Gäste zu einem Mahl sich niedergelassen, nach dessen Beendigung ein jeder der Anwesenden den Neuvermählten ein Geschenk darbringt. Zum Schluß stellt man die Braut mitten ins Zimmer, ein jeder der Anwesenden tritt zu ihr heran, faßt ein in ihrer Hand befindliches Tuch und beschreibt mit der Braut unter Musikbegleitung einen Kreis; dann naht sich der Bräutigam und die Brautführerinnen. Letztere geleiten die junge Braut in das Hochzeitsgemach, während der Bräutigam noch zurückbleibt, bis jene zurückkehren, dann wird auch er zur Braut geleitet.

Selbstverständlich bleibt an diesem Abend ein Nachtessen unter Musikbegleitung nicht aus; dabei fehlt der Orts-Rabbiner und sein Vorsänger niemals; der letztere sammelt von den Anwesenden kleine Geldgeschenke ein. Auch für die Armen wird Geld gesammelt. Dem jungen Paar werden verschiedene Geschenke (Drosche, Geschank) oft bares Geld gespendet, wovon die Musikanten zuweilen namentlich die Armen einen bestimmten Antheil erhalten.

Am Tage nach der Hochzeit wird der jungen Frau ein Kopfputz, wie die Frauen ihn tragen, aufs Haupt gesetzt; darauf wird sie unter Musikbegleitung von ihren Freundin-

Digitized by Google

nen und Verwandten in die Wohnung der Schwiegereltern geführt, woselbst die Gäste einen Imbiß einnehmen und der Schwiegertochter ein Geschenk überreicht wird. An einigen Orten macht die junge Frau mit dem sie begleitenden Gefolge noch bei anderen Verwandten Besuche; man nennt das „Rampeln mit der Kale“.

Am ersten Sabbath nach der Hochzeit wird die junge Frau am Morgen von ihren Freundinnen aus ihrer Wohnung abgeholt und feierlich in die Schule oder Synagoge geführt. Nach Beendigung des Morgengebetes geht alles, was geladen ist, wieder zurück ins Haus der Neuvermählten, wo abermals ein Imbiß der Gäste wartet (Leikich und Bronsen); das Essen und Trinken dauert den ganzen Sabbath fort, oft bis zum nächsten Morgen. Dieses Fest wird mitunter von den Eltern des jungen Ehemannes veranstaltet; am häufigsten jedoch von den Eltern der jungen Frau, weil die Mutter sich noch eine Zeit lang sträubt, ihre Tochter aus dem Hause zu geben. In diesem Falle lebt der junge Ehemann ohne jegliche Beschäftigung im schwiegerelterlichen Hause; nur bei den Chasidim besucht er noch eine Zeit lang die Schule.

Die große Jugend der Neuvermählten, der Mangel an geregelter Beschäftigung leisten den geschlechtlichen Excessen bedeutenden Vorschub und wirkt ungünstig auf den Gesundheitszustand der Ehelente und der Kinder.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am April dieses Jahres wurde zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien eine Eisenbahn-Konvention geschlossen. Die königl. Regierung von Ungarn verpflichtet sich bis 15. (3.) Juni 1883 eine Eisenbahnverbindung von Budapest über Semlin bis zur ungarisch-serbischen Grenze bei Belgrad herzustellen, die serbische Regierung aber bis ebendahin eine Eisenbahn im Anschluß an diese Linie von Belgrad durch das Morawathal bis Nisch zu bauen mit Abzweigungen, von denen eine von Nisch zur serbisch-bulgarischen Grenze gegen Belowa in der Richtung gegen Konstantinopel, die andere von Nisch bis zur serbisch-türkischen Grenze gegen Salonichi laufen wird, um sich an einem passenden Punkte mit der Linie Salonichi-Mitrovica zu vereinigen. Beide Regierungen verpflichten sich zweifs die schwierigeren Arbeiten beginnen zu lassen. Serbien wird weder die eine noch die andere der beiden Abzweigungen im Süden von Nisch vor der Verbindungslinie im Norden in Betrieb setzen. Die Kosten der Save-Brücke bei Belgrad tragen je zur Hälfte die vertragschließenden Regierungen; die Brücke selbst kann weder in Friedens- noch in Kriegszeiten irgend eine Partei ohne Bewilligung der andern zum Transporte von Truppen und Kriegsmaterial verwenden. Serbien gewährt für den internationalen und Transportverkehr der österreichisch-ungarischen Regierung das Meistbegünstigungsrecht zu.

— In Rußland erscheinen 608 Zeitschriften, darunter 417 in russischer, 54 in polnischer, 40 in deutscher, 10 in französischer, 11 in lettischer, 7 in esthnischer, 2 in finnischer, 4 in hebräischer, 7 in armenischer, 3 in georgischer, 4 in tatarischer und 3 in lateinischer Sprache.

— Durch den General Stebnitzki und den Astronomen Block wurde der Längenunterschied zwischen Konstantinopel und Odessa bestimmt. General Stebnitzki beobachtete im Garten der russischen Botschaft zu Pera. Der Punkt war mit der Sophien-Moschee, mit dem Leander-Thurme im Bosporus und mit dem Leuchtthurm in Galata verbunden. Signale wurden mittels des unterseeischen Kabels nach Odessa an sieben Abenden ausgetauscht.

— Der Times-Korrespondent in Sofia löst sich folgendermaßen über die Wahl jener Stadt als Hauptstadt von Bulgarien aus (Mail, 10. Mai 1880): „Ich kann nicht umhin, etwas für die Wohlfahrt Bulgariens für nothwendig zu halten, und das ist, daß man die Hauptstadt aus dem Gebirgsthale, in welchem sie jetzt vergraben liegt, weg verlegt. Dieselbe ist von Bulgarien selbst und der Welt im Allgemeinen abgeschlossen und in Wahrheit, sowohl was Zeit als was Geld anlangt, von dem Herzen des Fürstenthums — d. h. Rustschuk — weiter entfernt, als London von Wien; im Winter aber, wann die Donau geschlossen ist, ist sie weiter entfernt von jenem einzigen Orte, an den man von Westen her in das Fürstenthum einpassiren kann, als London von St. Petersburg. Die einzige Gebirgsbahn überhaupt, welche jetzt vielleicht gebaut wird, die, welche Serbien mit Ostrumelien verbindet, wird unzweifelhaft für Sofia von Nutzen sein; was aber das Land selbst angeht, so könnte innerhalb desselben kein anderes gleich langes Stück Bahn hergestellt werden, welches für dasselbe von so geringem Nutzen wäre. Oesterreich, Serbien, Ostrumelien ziehen von demselben insgesammt Vortheil, Bulgarien aber hat dafür zu zahlen.

Asien.

— Der in Irkutsk erscheinende „Sibir“ schreibt, daß während dieses Frühjahrs, wenn es das Verhältniß zu China gestattet, aus Ostsibirien einige Handels- und wissenschaftliche Expeditionen nach der Mongolei und Mandschurei entsandt werden sollen. Aus dem Kreise Minussinsk wird vom obern Jenisei eine Handelsexpedition nach Ulijastai abgehen, da jetzt namentlich feines Mehl in der Mongolei Absatz findet. Im vorigen Jahre wurden dort 200 Kul (Sack) verkauft; in diesem Jahre werden 400 Kul dahin gesandt. Diese Expedition beabsichtigt übrigens auf einem den Russen bis jetzt noch ganz unbekannten Wege von Ulijastai nach Kalgan zu gehen. Eine zweite Expedition wird vom Oberlaufe des Irkutsk ins Gebiet der Darchoten abgehen, das Land südlich von diesem Gebiete in Augenschein nehmen und das Thal der Selenga erforschen. Das Ziel der dritten, von der „Großen Nertschinsker Fabrik“ am Argun zu entsendenden Expedition ist Tsitsikar am Sungari. Außerdem sollen noch zwei Expeditionen an den Sungari abgesandt werden. Die eine soll erforschen, ob es möglich sei, die Goldwäschereien durch die Mandschurei mit Lebensmitteln zu versehen, die zweite, ob man über Mulden längs des Sungari an den Meerbusen von Petschili gelangen und dort eine Theeniederlage gründen könne, von wo aus der Thee nach dem Amur geschafft werden würde. Endlich hat sich der bereits als Forscher bekannte Herr Potopak vorgenommen, so weit, wie es ihm seine Mittel gestatten werden, in die südliche Mongolei vorzudringen.

Von diesen Expeditionen verspricht man sich eine bedeutende Erweiterung der Kenntniß der an Sibirien grenzenden Gebiete.

— Nach einer officiellen Bekanntmachung wird der koreanische Hafen Gensan am 1. Mai dieses Jahres den japanischen Schiffen eröffnet.

Digitized by Google

— Graf Szechenyi und seine Reisegefährten Lieutenant Kreitner und Dr. Lecza sind am 12. März glücklich in Nangun in Englisch-Hinterindien angekommen. Lhasse haben sie bekanntlich eben so wenig wie Oberst Prschewalski erreicht, aber dafür haben sie das Quellgebiet des Irawodi erforschen können, welches viel weiter nach Norden hinaufreicht, als es auf den bisherigen Karten dargestellt ist. Das Thal verläuft ein ansehnliches Stück dem Brahmaputra parallel.

Afrika.

— Die in letzter Zeit immer häufiger werdenden Reisen von der ostafrikanischen Küste nach dem Tanganjika-See haben die Sicherheit derselben so bedeutend vermehrt, daß, wie „L'Afrique explorée“ meldet, sich in Zanzibar eine Gesellschaft gebildet hat, welche mittels dauernd angestellter Neger einen regelmäßigen Transportverkehr zwischen der Küste und den Seen Tanganjika und Victoria Nyanza ins Leben rufen will. Die Gesellschaft kostet für die richtige Ankunft der ihr anvertrauten Güter, läßt sich aber für jedes englische Pfund (453 Gramm) bis zum Tanganjika ein Porto von 6 Franks bezahlen. Unterwegs sollen acht Stationen und in Tabora ein großes Waarenlager, wo sich Reisende verproviantiren können, errichtet werden; Kreditbriefe an Häuser in Zanzibar oder Europa werden dort in Zahlung genommen. Dadurch wird allmälig die Erhebung des Durchgangszolles (hongo) Seitens der Häuptlinge beseitigt werden, und ein Reisender wird im Stande sein, die Strecke bis zum Tanganjika, auf welche Cambier 14 Monate, Popelin aber nur fünf verwandt hat, in weniger als zwei Monaten zurückzulegen.

— Die Patres Lourdel und Livinhac berichten aus Uganda, daß sie für den Erfolg ihrer (katholischen) Mission bei König Mtesa die besten Hoffnungen hegen. Die englischen Missionäre, welche sie dort bereits vorfanden, sollen den König haben überreden wollen, jene nicht zu empfangen; der König aber bestand darauf, daß ihm auch die Katholiken ihre religiösen Ansichten auseinandersetzten, vernachlässigte allmälig seine früheren protestantischen Lehrer und hatte nur für die Jesuiten noch Ohr. Auch sollen arabische Händler gegen die Engländer intriguirt haben. Die Jesuiten erkennen an, daß sie von den englischen Missionären freundlich aufgenommen wurden, scheinen aber doch gegen jene schon bestehende Mißtrauen wider Mtesa's genährt zu haben, um ihre eigenen Zwecke zu fördern. Ob sie viel damit gewonnen haben, wenn sie die Seele des großen Kindes Mtesa der alleinseligmachenden Kirche zuführen, ist eine andere Frage; denn daß dieser, der bereits bei der vierten Religion angelangt ist (Heidenthum, Mohammedanismus, Protestantismus, Katholicismus), nicht lange bei derselben verbleiben wird, ist wohl ziemlich sicher. Ebenso sicher aber ist, daß die Erforschung der Seenregion bei solcher religiösen Konkurrenz zu kurz kommt.

— Eine Depesche vom 20. April meldet, daß Paul Soleillet, der bekanntlich vor einiger Zeit die Reise vom Senegal nach Algerien angetreten hatte, von den Uled-Bilin ausgeplündert worden ist und nach Saint-Louis hat zurückkehren müssen. Nichtsdestoweniger wird er, sobald er sich von Neuem ausgerüstet hat, seine Reise wieder aufnehmen.

— In der Berliner „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (1880, Heft 2) ist eine Reiseskizze aus West-Madagaskar von J. M. Hildebrandt veröffentlicht, welche, eingestreut zwischen die Schilderung einer Bootsfahrt und Inlandsreise, eine Reihe sehr interessanter ethnographischer Notizen über die Sakalavas und den herrschenden Stamm der Hovas enthält. „Die Sakalava-Dörfer,“ schreibt er, „machen keinen freundlichen Eindruck. Die kleinen Hütten, meist im Schatten einiger größerer Bäume — um den Stamm eines derselben ist gewöhnlich ein Steinkreis gelegt; dies ist der Versammlungs- und Opferplatz — unregelmäßig zerstreut, sind mit Rafia- und Ravenala-Laub bekleidet, die Wände mit den Blattstielen, die Dächer mit den Blattflächen. Zu Pfosten verwendet man hier Mangrovestämme. Diese Hütten sind rechteckig, niemals rund. Meistens stehen sie 1 bis 2 m hoch auf Pfählen über dem in der Regenzeit aufgeweichten Boden. Als Dielen dienen plattgedrückte Ravenala- oder Palmstämme. Die Reismagazine, von gleicher Konstruktion, sind bis 2 m erhoben. Dies der vielen Ratten wegen. Die Gebäulichkeiten eines Besitzers sind mit hohen, dichten Rohr- oder Ravenala-Blätterzäunen umschlossen, welche den Blick Unbefugter ins häusliche Leben der Sklaven absperren, ein mohammedanischer Brauch. Nur die Schnapsbuiken, welche in jedem Dorfe zu finden sind, stehen weit offen. Hier sitzen auf elenden Bänken oder hocken auf dem Erdboden, Tag und Nacht, Männer und Weiber, alte wie junge, selbst Kinder. Bei gräßlich einförmigem Gesange einer lungenkrankwochen Ziehharmonika folgt Flasche auf Flasche des schädlichen Fusels. Die Augen der Säufer werden noch und noch gläsern; einer nach dem andern bricht unter grinsendem Lachen zusammen, bis zuletzt nur noch ein wirrer Haufen scheintodter Gestalten und zerbrochener Flaschen den stinkenden Raum anfüllt. Das ist der Fluch des Kontaktes der tugendsamen Civilisation mit den Autochthonen; so schafft die Industrie der Christen den sittlichen Ruin eines „Wilden“. Verhältnisse; so „civilisirt“ man Nationen zu Tode. Vergebens hat 1875 die Hovo-Regierung bei dem „philanthropischen“ England petitionirt, wobei sich einige nobler gesinnte Kaufleute anschlossen, um die Einfuhr des Rums ganz zu unterdrücken. Die Interessen der Kolonie Mauritius würden zu sehr geschädigt, hat man geantwortet. Eine Zeit lang schützten die Hova-Zollwonnen das Zeitalter des Rums, welches in naturo als Einfuhrfreiner zurückbehalten wird, in den Sand. Jetzt gestichert das nicht mehr, der Rum hat sein Bürgerrecht erlangt — wie das Opium in China.“

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Eine verdächtige Kolonisation. Wie aus Sydney berichtet wird, traf dort am 13. März die französische Barke Chandonagore ein. Es befand sich eine große Menge Waffen an Bord, und der Kapitän besaß keine Legitimationspapiere. In Untersuchung gezogen, mochte letzterer folgende Angaben.

Das Schiff wurde von dem Marquis de Rays, Consul für Bolivia in Frankreich, ausgerüstet und hat 82 Personen nach der Insel Neu-Irland (bekanntlich zur Neu-Britannien-Gruppe, nördlich von der südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea gelegen, gehörig) befördert, wo unter dem Kommando des Amerikaners Mc Loughlin eine Kolonie angelegt werden soll. Das Personal bestand aus 40 Deutschen und 30 Franzosen, und der Rest aus Belgiern, Italienern und Schweizern. Die mitgenommenen Lebensmittel waren auf ein Jahr berechnet. Zur Ausrüstung zählten verschiedene Maschinen und Apparate für Destillation und Zuckerraffinerie, 180.000 Mauersteine und Geräthe für Ackerbau. Von der Gesellschaft wurden 17 Personen auf der 240 Miles von Neu-Irland entfernten Insel Laughlin gelassen, die Uebrigen aber auf Neu-Irland gelandet. Bei der Ankunft weigerten sich die Leute noch Kommando zu arbeiten, und es wurden strenge Maßregeln (etwa nach den Regeln der Sklaverei?) ergriffen, um sie zu zwingen. Mittlerweile brachen im Hafen von Port Kift, wo die Barke lag, heftige Stürme aus, bei welchen sämmtliche Anker verloren gingen. Das Schiff mußte, ohne zuvor das Kargo löschen zu können, in die See stechen und lief in den Hafen von Sydney ein. Hier soll die Frucht auf ein anderes Schiff, welches nach Neu-Irland bestimmt ist, verladen werden. Noch zwei Dampfer werden in nächster Zeit bei Neu-Irland eintreffen. Der größere, Port Breton, ging bereits am 26. Januar dieses Jahres

Digitized by Google

mit 750 Spaniern von Barcelona ab, und der kleinere, Gerril, wird ebenfalls von dort bald nachfolgen.

Die Sache hat in Australien viel Aufsehen gemacht. Es scheint sich um einen Schwindel zu handeln, und die Regierungen sollten ein wachsames Auge darauf richten.

— Es geht die Nachricht ein, daß Kapitän Francis Cadell im Mitte vorigen Jahres auf der Banda-Insel im Indischen Archipel von einem Malaien ermordet wurde. Er hat am Australien sehr große Verdienste und darum ist auch sein Name dort gewissermaßen zum „household-word“ geworden. Von Hause aus für den Gelehrtenstand bestimmt, zog er ein wanderndes Leben vor. Schon sehr früh ging er zur See, stand zunächst im Dienste der Ostindischen Kompagnie und ging dann zur englischen Marine über, auf welcher er im Jahre 1840 den Krieg in China mit Auszeichnung mitmachte. Er wandte sich darauf der Schiffsbaukunst zu und begab sich, nachdem er die bedeutendsten Häfen Europas besucht hatte, nach Amerika. Hier zog ihn die Flußschifffahrt auf den großen Strömen an und er machte in dieser Beziehung gründliche Studien.

Der Murray River in Australien war bekanntlich im Jahre 1824 von Hume und Howell und dann wieder im Jahre 1830 von dem berühmten Oberst Sturt aufgefunden worden. Aber diese wichtige Entdeckung war nicht weiter verwerthet worden, denn Niemand ahnte, daß es sich um einen schiffbaren Fluß handelte. Kapitän Cadell hatte einige Notizen über den Murray gelesen, welche sein ganzes Interesse für denselben wach riefen. Er ging nach Australien und fand seine Vermuthungen über den Fluß bald bestätigt. Er baute sich ein kleines Boot und fuhr damit im Jahre 1851 von dem jetzigen Orte Swan Hill aus, in 35° 20′ südl. Br. und 143° 35′ östl. L. Gr., 1500 Miles den Murray hinab bis zum Lake Victoria. Seine sorgfältigen Untersuchungen auf der Reise ergaben, daß der Fluß auf der ganzen langen Strecke schiffbar war. Die tief verzweigte Mündung des Murray wurde allgemein für unpassirbar gehalten. Kapitän Cadell baute sich einen kleinen Dampfer und lief damit am 27. August 1853 glücklich durch dieselbe. Diese glänzenden Erfolge wurden in Australien jubelnd begrüßt, und sie verdienten es auch, wenn man bedenkt, zu welcher Wichtigkeit die Schifffahrt auf dem Murray und den Nebenflüssen Murrumbidgee, Lachlan und Darlin heut zu Tage, wo gegen 150 Fahrzeuge auf- und abfahren, gelangt ist.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß die südaustralische Regierung dem Kapitän Cadell im Jahre 1867 die Führung einer Expedition auf dem Seewege übertrug, welche die Aufgabe hatte, die unbekannte Küste von Arnheim's Land, Nord-Australien, zu erforschen. Aus seinem damaligen Berichte interessirten besonders die Mittheilungen über den schiffbaren Roper-Fluß und dessen Umgebung.

In den letzten Jahren besuchte Kapitän Cadell die Südsee und trieb Handel mit den Insulanern, wobei er seinen Tod fand.

— Die letzten Nachrichten von dem bekannten russischen Reisenden Miklucho-Maclay datiren vom 10. December vorigen Jahres. Damals befand er sich auf Simbon, einer der Salomons-Inseln, und beabsichtigte noch den Louisiade-Archipel zu besuchen, wofür er ein halbes Jahr Zeit für nöthig hielt, und dann nach Sydney zurückzukehren.

Südamerika.

— Die „Mail“ enthält einen Brief d. d. Quito 18. März von Mr. Edward Whymper, welcher bekanntlich mit zwei Alpen-Führern, den Gebrüdern Carrel von Valtournanche, den Hochgipfeln Ecuadors ernstlich zu Leibe geht. Es heißt darin unter anderen: „Mein lieber Tuckett! Sie werden sich freuen zu hören, daß ich glücklich den Chimborazo, Corazon, Sincholagua und Antisana bewältigt habe. Wir haben auch 26 Stunden hinter einander auf dem Gipfel des Cotopaxi zugebracht; letzteres hatte ich für eine That, denn so viel ich weiß, hat vorher Niemand in einer solchen Höhe von 19 500 Fuß sein Lager aufgeschlagen. Der Antisana war der schwierigste von allen, die wir erklommen haben, und es sind wohl nur wenig schwierigere Bergbesteigungen ausgeführt worden. Jetzt wollen wir den Cayambe, der unter dem Aequator liegt, vornehmen und auf dieser Reise zugleich Saranen und Colacachi zu bewältigen versuchen. Cayambe gilt für einen schönen Vulkan, doch ist weder diese Angabe gesichert noch seine Höhe gut bestimmt. Die Höhe des Saranen ist unbekannt, aber sie ist groß. Colacachi ist der Vulkan, der vor einigen Jahren Ibarra zerstörte, und soll 16 300 Fuß hoch sein. Wir sind darüber hinweg, unter der Verdünnung der Luft zu leiden, und fühlen uns jetzt in einer Höhe von 19 000 Fuß frisch und gesund. Anfangs freilich wurde ich davon vollständig überwältigt und zu allem unfähig gemacht. . . Das Klima von Ecuador ist das abscheulichste, welches man sich denken kann. Wir haben nicht einen einzigen durchweg schönen Tag und nicht eine einzige Aussicht von einem Berggipfel gehabt. Eine Stunde klaren Himmels von 6 bis 7 Uhr früh ist das höchste, worauf man rechnen kann; dann aber wird alles von Nebel eingehüllt . . . Wir führen überall Quecksilber-Barometer mit uns und beobachten den Siedepunkt so oft, daß Sie entzückt davon sein werden.“

Polar-Gebiet.

— Während die schwedische Regierung die Forderung ihrer Akademie der Wissenschaften abgelehnt hat, vom Parlamente die Mittel für eine Polarstation auf Spitzbergen nach Weyprecht's Vorschlag zu verlangen, hat die dänische Regierung das Geld für eine solche in Ivernavik bewilligt und hat die russische Regierung die Errichtung einer Beobachtungsstation an der Mündung der Lena und einer Zweigstation auf einer der neusibirischen Inseln angeordnet. Für Oesterreich hat Graf Wilczek sich erboten, ein gleiches Etablissement unter Weyprecht's Leitung aus eigenen Mitteln auf Nowaja Zemlja zu unterhalten, und in den Vereinigten Staaten hat der Chief Signal Service Anweisung erhalten, Point Barrow zu besetzen. Von Canada erwartet man ebenfalls die Errichtung einer Station in den arktischen Gebieten Nordamerikas. Deutschland sendet ein Schiff ab zur Erforschung der Insel Süd-Georgia (südöstlich vom Feuerlande), hat sich aber wegen Besetzung eines Punktes im östlichen Grönland noch nicht entschieden. Norwegen errichtet wahrscheinlich die seinige in Finnmarken, und da auch die Niederlande sich zu einem gleichen Schritte bereit erklärt haben, so werden sie vielleicht das von Holländern entdeckte Spitzbergen, welches Schweden abgelehnt hat, besetzen.

Inhalt: Die Rosarier. III. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Russische Ansiedelungen auf der Balkan-Halbinsel. — Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees. — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien und Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polar-Gebiet. — (Schluß der Redaction 17. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Holländische Reiseskizzen.

(Nach dem Französischen des Mr. Charles de Coster.)

I.

Die nachstehend mitgetheilten Skizzen sind dem Reisetagebuche des im vorigen Jahre leider zu früh verstorbenen Charles de Coster entnommen, der, als Verfasser der Légendes flamandes und Contes brabançons in Belgien und Frankreich wohlbekannt, sich auch durch seine in verschiedenen Journalen veröffentlichten Reiseschilderungen viele Freunde zu erwerben gewußt hat. Seit mehreren Jahren mit dem Plane beschäftigt, eine auf eigene Anschauung begründete umfassende Beschreibung des in seiner Eigenart so interessanten holländischen Landes und Volkes zusammenzustellen, verwendete de Coster die verhältnißmäßig kurzen Mußezeiten, die ihm seine Lehrthätigkeit an der Brüsseler Militärschule ließ, zu ausgedehnten Touren durch das Königreich der Niederlande. Der Tod hat ihn noch im Beginne seines Werkes ereilt, noch ehe er im Stande gewesen war, die auf seiner letzten im Herbste 1878 unternommenen Reise durch Nordholland gesammelten Notizen zu ordnen und zu bearbeiten; aber selbst in der flüchtig hingeworfenen Tagebuchfassung, wie sie sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorgefunden haben, geben uns diese Notizen ein lebhaftes Bild von mehreren altholländischen Städten und Inseln, die heute nur selten noch von Ausländern besucht werden.

Da ist zuerst Zaandam, das de Coster nach der einförmigen und doch nicht reizlosen Dampfschiffahrt durch den Noordholland-Kanal erreicht. Der breite Kanal mit seinem grünlichen Wasser zwischen den niedrigen Ufern, die scheinbar endlosen Wiesenflächen, auf denen zahlreiche Kühe weiden; von Zeit zu Zeit ein rothes Dach oder eine Reihe von Windmühlen; am Horizonte vereinzelte Baumgruppen, die, von duftigem Nebel verschleiert, schwarz aussehen; zur Rechten auf einem Deiche etwa 20 bis 30 Fischerhütten, alle hellgrün angestrichen, von großen, hundertjährigen Ulmen gegen den Wind geschützt, und über dem Ganzen der blaue, mit unzähligen weißen Wölkchen besäete Himmel: so bietet sich dem Reisenden bei jedem Blicke eine Landschaft dar, wie sie den Malern der holländischen Schule zum Vorwurf ihrer vielbewunderten Bilder gedient hat. Zaandam, eine Stadt von 13000 Einwohnern, macht mit seinen vielen zum Wasser sich hinziehenden Gärten einen ungemein freundlichen Eindruck. Den reichen Stadttheil bildet eine breite, von roth und weißen steinernen Häusern eingefaßte Straße, in der wohl 20 Wagen neben einander fahren können; in dem ärmeren, dem sogenannten Krimp, der ausschließlich aus Holzhäusern besteht, befindet sich die eigentliche „Sehenswürdigkeit“ der Stadt, das Haus, in dem Peter der Große als Zimmermann gewohnt hat: das einfachste hölzerne Gebäude, mit zwei kleinen Fenstern, in dessen einzigem innern Raume der umfisse große Tisch, an dem der Czar zu arbeiten pflegte, und ein seltsam geformter Lehnstuhl mit dreieckigem Sitze heute wie damals die ganze Einrichtung ausmachen. Alle Häuser des Krimp sind gleichmäßig hellgrün angestrichen; und wer die so glänzend reinliche, stille Stadt im Schmucke ihrer Gärten liegen sieht, der glaubt ein Paradies behaglichen und beschaulichen Lebensgenusses vor sich zu sehen. Doch soll gerade in diesem Falle der Schein trügen; denn mit Ausnahme einiger Rentiers, die sich hierher zurückgezogen haben, um von ihren Ersparnissen zu leben, sollen alle wohlhabendern Einwohner von einem wahren Erwerbsfieber verzehrt werden, das mit dem regelmäßigen Betriebe der zahlreich am Ort vorhande-

Digitized by Google

nen Säge-, Oel-, Papier- und Tabacksmühlen, der Stärke-, Leim- und Schiffszwiebackfabriken nichts zu thun hat, und sich lediglich in dem gewagtesten Spiel mit Differenzgeschäften zeigt, zu denen der Oelhandel den Vorwand bietet. Die Verfalltermine am 1. Mai und 1. November sollen, wie die Ziehungstage der großen Lotterien, die ganze Stadt in Aufregung versetzen und oft die größten finanziellen Katastrophen zur Folge haben.

Von Zaandam ging es weiter nach Broek; diesmal nicht auf dem Dampfschiffe, sondern auf der landesüblichen, von einem am Ufer gehenden Pferde gezogenen Treckschuyt den Kanal abwärts. Dieselbe Landschaft wie zuvor; nur daß sich hier über dem Horizonte und scheinbar in der Luft schwebend eine Anzahl von Segelbooten zeigt. Man denkt im ersten Augenblick an eine Luftspiegelung; aber es sind wirkliche Schiffe, die man erblickt: der Kanal, auf dem sie entlang segeln, liegt mehrere Fuß hoch über der weiten Wiesenfläche, die den Vordergrund bildet; und der leichte Nebel verhüllt den von der Wiese ansteigenden Rand des Kanalbettes.

Die Stadt Broek, im vorigen Jahrhundert ein nicht unbedeutender Ausfuhrplatz für Getreide, gelangte zu ihrer größten Blüthe, als viele ihrer Einwohner, dem Beispiel der Portugiesen folgend, Seeversicherungsgesellschaften gründeten. Eine Menge reicher Kaufleute ließ sich hier nieder, und bald entfaltete sich ein in Holland fast sprüchwörtlich gewordener

Trachten der Einwohner von Volendam.

Luxus; noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts galt eine Reise nach der reichen Stadt, dem non plus ultra an Sauberkeit und Ordnung, für eine der lohnendsten Unternehmungen eines Holländers von gutem Geschmack. Allmälig traten ungünstigere Bedingungen für das Seeassekuranzwesen ein, die Zeit der französischen Herrschaft mit ihrer Heraböetzung der Staatsrenten kam hinzu, und die Kaufleute von Broek litten auf das Empfindlichste darunter. So finden wir heute hier überall Spuren verkommener Größe; die wohlhabenden Familien des Ortes verlegten ihren Wohnsitz nach Haarlem, und ihre zierlichen Lauhhäuser vor den Thoren, in deren Gärten die bunten chinesischen Pavillons auf hohen Stangen, die kleinen schiefergedeckten Thürme, die Miniaturwindmühlen und ähnliche Spielereien die harmlosen Neigungen des reichen Holländers anzeigen, stehen zur Mehrzahl verödet. Die neuen Häuser der Stadt sind beinahe alle aus Holz auf einem etwa fußhoch über dem Boden hinaus ragenden gemauerten Fundament gebaut; sie sollen den nicht seltenen Ueberschwemmungen gut widerstehen. Mehrere Gebäude, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert datiren, sind im Rokoko- und Renaissancestyl gebaut und haben meist reich mit Schnitzwerk verzierte Thüren. Die nach der Straße führenden Thüren waren früher gewöhnlich verschlossen und wurden nur bei Gelegenheit von Taufen, Hochzeiten oder Begräbnissen geöffnet; der ganze eigentliche Verkehr ging durch die an der hintern Seite des Hauses belegene kleinere Pforte. Ebenso enthielt auch jedes Haus zwei Küchen, eine dem eigentlichen Gebrauch dienende, die „swiver“ genannt wurde, und eine zweite, die nichts war als ein Prunkgemach, in dem der Stolz des Hauses,

Digitized by Google

Der Käsemarkt in Hoorn.

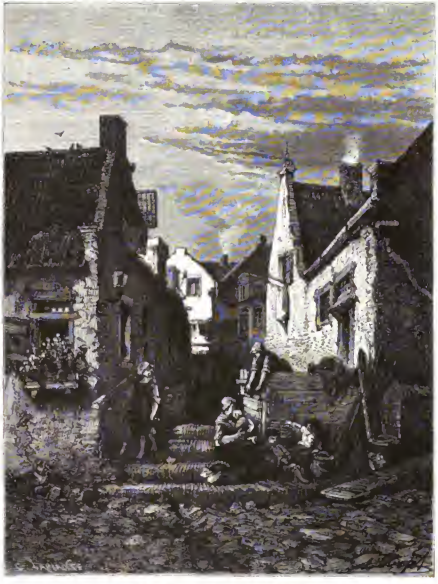
Digitized by Google

Straße im alten Schwenningen.

Digitized by Google

das glänzende Kupfer- und Porcellangeräth, an den Wänden prangte, und das den Lieblingsaufenthalt der Familie bildet. Seitdem der große Garten von Broek, der an zu allerhand Figuren verſchnittenen Büſchen und Bäumen und ähnlichen geſchmackloſen Spielereien der alten Gartenkunſt nicht leicht ſeines Gleichen gehabt hat, in einen Kirchhof umgewandelt worden iſt, beſitzt die Stadt nur noch eine Sehenswürdigkeit, auf welche die Einwohner den Fremden aufmerkſam zu machen pflegen: es iſt dies das Muſeum des Herrn Jufrouw Freger, eine reiche Sammlung ſächſiſcher, delfter und japaniſcher Porcellane.

Von Broek aus wurde die Fahrt auf der Treckſchuyt bis zur Stadt Monnikendam fortgeſetzt; darauf ging es in Begleitung eines jungen Ortsangehörigen zu Fuß nach dem reichen Fiſcherdorfe Volendam, das man nach mehrſtündiger Wanderung über weite Wieſenflächen erreichte.



Eine Sackgaſſe im alten Schevening-n.

In einer langen Reihe liegen die Häuſer des Dorfes dicht hinter dem Deiche, der ſie gegen das Meer ſchützt; einige von ihnen haben hohe bemalte Giebel. Ein reges Leben herrſchte auf dem Deiche und am Strande: eine ganze Flotte von Fiſcherbooten, 150 an der Zahl, ſollte eben in See gehen, 50 von ihnen auf den Schellfiſch- und 100 auf den Schollen- und Anchovisfang. Die Einwohner von Volendam unterſcheiden ſich von den übrigen Nordholländern durch eine etwas eigenartige Kleidung; die jüngeren Männer tragen alle die weiße Zipfelmütze mit blauen Streifen und rother Quaſte, viele von den ältern eine Art Bärenmütze von Aſtrachan, die karreemoes genannt wird. Ein buntſeidenes, loſe um den Hals geſchlungenes Tuch; der bordrok, eine gewöhnlich buntgeſtreifte Jacke mit großen ſilbernen Knöpfen, weite faltige Fiſcherhoſen, blauwollene Knieſtrümpfe und weiche ſchwarzlederne Schuhe machen das Koſtüm des Volen-

Digitized by Google

damers aus. Die Frauen tragen keinen Schmuck auf der Stirn, dafür kleine Ohrgehänge; auch in ihrer übrigen Kleidung einfacher als die Bäuerinnen, haben sie einen bei weitem fleißbauern Kopfputz als jene: eine weiße mit Spitzen besetzte Haube, die die Schläfen frei läßt, und zwei auf die Schultern zurückfallende schleierartige Enden hat.

Das nächste Ziel der Reise war die durch ihren großen Käsemarkt, den bedeutendsten im ganzen Noordholland, wichtige Stadt Hoorn. Auf dem Wege dorthin wurden Edam, Purmerend, Enkhuizen besucht, alles reiche und durch ihre Käsefabrikation berühmte Orte. Von der Bedeutung des Marktes von Hoorn kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß an jedem Markttage etwa 100 000 große Käse zum Verkauf kommen; an einem besonders lebhaften Geschäftstage wird diese Zahl noch weit überschritten; so sind am 11. Mai 1874 nicht weniger als 118 000 Käse hier verkauft worden. Der Markt ist ein großer Platz, der von dem Gerichtsgebäude, einem hohen Hause mit Rokokogiebel und mit bunten Wappenschildern über und über bedeckt, der Stadtwage mit ihrer Säulenhalle und dem zierlichen Thurme und mehreren stattlichen im Style Louis' XV. gebauten Häuser umgeben wird. Schon in der Frühe des Markttages kommen die leichten Fuhrwerke der Landlente bis zum Rande mit Käse gefüllt, die wie kolossale Orangen aussehen, hier zusammen. Auf dem vordern Sitze thront die Bäuerin in knechtend buntem Kleide, einem kleinen Strohhut, der wie ein Heiligenschein das Gesicht umgiebt, auf dem an Stirn und Schläfen mit dem unvermeidlichen Silberschuh oder den goldenen Nadeln geschmückten Haupte. Jetzt beginnt ein reges Treiben auf dem Markte; sämmtliche Käse müssen nach der großen Stadtwage getragen und abgewogen werden. Die Träger, die zu je zweien auf großen Tragbahren die Lasten hin und her bringen, sehen in ihrer weißleinenen Kleidung mit dem breiträndrigen Hute aus Korbgeflecht auf dem Kopfe wie creolische Pflanzer aus. Wer seine Ladung glücklich abgewogen hat, legt sie nun zum Verkaufe aus; ein großes Leinentuch wird auf dem Boden ausgebreitet, die Käse werden in Reihen darauf gepackt und zum Schutze gegen den Staub mit einem zweiten Tuche aus durchsichtigem weißen Stoffe bedeckt, das, an den Rändern mit bunter Stickerei verziert, oft, wenn die Verkäuferin Katholikin ist, in der Mitte die Buchstaben J H S trägt, und mit dessen zierlicher Ausstattung die reichen Bäuerinnen einen eigenartigen Luxus treiben. Auf der einen Seite des Platzes halten die Gärtner der Stadt ihre Blumen feil, und durch ihre bunten Verkaufsstände wird der Reiz des farbenreichen Marktbildes noch erhöht. Die Gegend um Hoorn, das eigentliche Käseland, enthält in ihren großen Milchwirthschaften mehr als einen der berühmten holländischen Viehställe mit den fliesenbedeckten Wänden und Fußböden, den bunten Glasfenstern, der gewölbten, buntgemalten Decke, mit großen Porcellanvasen in den Ecken u. s. w.; wie in den Stadthäusern die Prunkküche, so ist ein kleiner abgegrenzter Theil des Kuhstalles der Lieblingsaufenthalt der ländlichen reichen Familien.

Ein unerwartetes Zwischenfall ließ die Coster nicht, wie er zuerst beabsichtigt, von Hoorn über Monnikendam direkt nach der Insel Marken gehen, sondern nöthigte ihn, sich für einige Tage nach dem Haag zurückzubegeben. Während seines Aufenthalts hier machte er einen Ausflug nach dem Strandorte Scheveningen, von dem er folgende Schilderung entwirft. Das Scheveningen der Badegäste unterscheidet sich durch nichts von anderen Seebädern: dasselbe große Badehotel, in dem Abends regelmäßige Concerte stattfinden, dieselben Cafés und Restaurants, dieselbe banale Promenade mit dem mehr oder weniger gelangweilten Publikum; Sonntags-Gäste, die sich aus dem Haag hier einfinden; am Strande die Badekarren, die mit ihren Insassen ins Wasser geschoben werden, oder in große Mäntel gehüllte, vor Frost zitternde Badegäste, die in großen mit Schutzdächern von Korbgeflecht versehenen Lehnstühlen sitzen und das Freiwerden eines

lichen Verwaltungsberichten und Veröffentlichungen der statistischen Bureaux, ohne welche, wie der Autor selbst anerkennt, das ganze Werk nicht möglich geworden wäre? Sodann ist aber der Verfasser wie wenige vertraut mit den Sprachen, der Geschichte, den Religionen, den natürlichen Verhältnissen des Landes, so daß es wohl schwer gewesen wäre, eine berufenere Feder für dessen Schilderung zu finden. Und welch ein Stoff für die Darstellung! Das indische Kaiserreich ist sieben Mal so groß als das Deutsche Reich; von 250 Millionen Unterthanen, die England außerhalb Europas beherrscht, entfallen 240 Millionen auf Indien; Waaren im Werthe von mehr als einer Milliarde Mark werden jährlich durch englische Handelshäuser aus Indien bezogen oder dorthin geworfen, vierzig Procent des gesammten Umsatzes Englands mit seinen auswärtigen Besitzungen werthet der Handel mit Indien. „Im indischen Kaiserreiche ist nahezu jede Naturbildung vertreten, jedes Landschaftsbild zu finden; es giebt kaum ein anderes Land so großartig in den Verhältnissen, so reich an Gegensätzen. Aus den Ganges- und Indus-Ebenen, von mächtigen Flüssen befruchtet und vom blendendsten Sonnenscheine beschienen, steigt von ewigem Schnee bedeckt, das Himâlaya-Gebirge empor, das die höchsten Gipfel der Erde einschließt: auf regenlose Wüsten und gewellte Steppen im Westen folgen im Innern der Halbinsel fruchtbare Tafelländer, die Kämme der Randgebirge mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt; am Meeresrande bilden die Flüsse Deltas mit überaus üppigem Pflanzenwuchse. Veranschaulichen die Anden am deutlichsten die Thätigkeit vulkanischer Mächte, Australien und Polynesien die formenbildende Arbeit animalischer Kräfte, so lehrt Indien in seinen Gegensätzen zwischen Hitze und Kälte, zwischen Trockenheit und hochgradiger Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit die Einwirkung von Wasser und Klima auf die Erdoberfläche."

Südindische Urrace[1]). (Aus „Indien in Wort und Bild". Von Emil Schlagintweit.)

Wir sind durch die Güte der Verlagsbuchhandlung (Schmidt und Günther in Leipzig) in den Stand gesetzt, außer einem Prachtstücke indischer Architektur „Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda", zwei Racenbilder unseren Lesern mitzutheilen, die dem dritten Kapitel des Werkes „Völker und Kasten" entnommen sind.

Die Bevölkerung Indiens, sagt Emil Schlagintweit, setzt sich aus einer ungemein großen Zahl von Völkern, Stämmen und Sippen zusammen, die unter sich im Aeußern, in Sprache, Charakter und Gesittung mehr von einander abweichen, als die verschiedenen Nationen des europäischen Kontinentes. Ihrer Herkunft nach bestehen die heutigen Indier aus drei großen unter sich völlig verschiedenen Völkern: aus Gebirgsstämmen, Drawidiern und Ariern. Ueber die ersteren entnehmen wir dem Prachtwerke das Folgende.

Gebirgsstämme, die Hill Tribes oder Aboriginer der indischen Geographen und englischen Behörden, bevölkern alle Hügellandschaften von Dehli im Nordosten hinüber bis Gandscham im Südwesten, an der Mündung der Godaweri, und hinab bis zur Südspitze Indiens, wo das 1550 von Sankt Franz Xaver erbauete und der heiligen Jungfrau geweihte christliche Kirchlein vom 1400 Meter hohen Kap Komorin in das Meer hinausleuchtet. Amtlicherseits wird diesen Waldbewohnern „jeder Stamm zugerechnet, bei welchem keine Verschmelzung mit der höhern arischen Race nachzuweisen ist, wie sie ihren Stempel den Bewohnern der Ebenen aufdrückte." Nach Hunderten zählen diese kleinen Nationalitäten und Stämme, die, unabhängig von einander, aber tributpflichtig, ja selbst Hörige und Sklaven der Bewohner der Ebene, nicht einmal die Wohlthaten der indischen Civilisation kennen lernten und wiederholt in offene Empörung ausbrachen, wenn Uebergriffe gegenüber ihren Herren sie zu abwehrenden Maßregeln nöthigten. Ihre Ursitze müssen in den fruchtbaren Niederungen gesucht werden, aus

[1]) Nach Photographien von Capt. G. E. Feyer, zuerst abgebildet Bd. III der Zeitschrift der „Royal Asiatic Society, New Series" (London 1868). Die Heimath dieser Leute sind die Waldgebirge von Kotschin; sie heißen dort Multscher, eine Verstümmelung des Sanskritwortes Mletscha, ein Wälschender, der eine unverständliche Sprache redet.

Digitized by Google

denen ſie im Norden vor den andringenden Ariern, im Süden vor den Dravidiern zurückwichen; die wenigſten Stämme ſind ohne Erinnerungen an frühere Wanderungen. Man ſchätzt die Zahl aller Waldbewohner zu neun Millionen; jede Schätzung aber zeigt niedrigere Zahlen, denn wo immer Aboriginer durch die Miſſionsthätigkeit der Brahmanen aufhören den Wald nach Wild zu durchſtreifen, Speer und Schleuder niederlegen, die Axt mit der Haue und dem Pfluge

Korwa (Aboriginer-Stamm im Dſchaſſpur im Südweſten von Tſchota Nagpuri. (Aus „Indien in Wort und Bild“. Von Emil Schlagintweit.)

das jährliche Abbrennen eines andern Striches des Waldbeſtandes mit einer regelmäßigen Fruchtfolge vertauſchen, ſcheiden ihre Dörfer von den Aboriginern aus und werden den Hindus zugezählt.

Die Waldbewohner ſind erſichtlich keine einheitliche Race. Eine Gruppe für ſich ſind die Bewohner der Halbinſel, von den muskelſtarken Kol die Kol-Abtheilung genannt; eine andere Gruppe bilden die Anwohner im obern Brahma-

Digitized by Google

putra-Thale in Assam, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit den Völkern Hinter-Indiens als Schan-Stämme bezeichnet werden; wieder gesondert zu stellen sind die Bewohner der äußeren Himálaya-Thäler. Kol und Schan gehören zu der großen Familie der Malayo-Chinesen oder jenes großen Volks, das Süd-Asien mit Australien seine Bewohner gab; die Himálaya-Bewohner bilden einen Theil des tibetischen Volkes und damit des großen centralasiatischen Völkerstammes . . .

Dem Urmenschen in Körperbau, Gesichtsbildung und Gesittung nähern sich die Bewohner des Waldgebirges, das im Süden der Nilgiri-Berge mit Gipfeln bis zu 2400 m Höhe zwischen den Staaten Travancor und Kotschin an der Malabar-Küste und der Präsidentschaft Madras bis zur Südspitze Indiens fortstreicht. Hier wohnen Menschen, deren größte Männer nur 1580 mm messen; der Mittelschlag erreicht kaum 1523 mm; unter zehn Individuen waren zwei von nur 1426 mm Größe. Die Hautfarbe ist dunkel. Der Kopfumfang ist groß, das Haupthaar beim Manne wollig, lang und struppig beim Weibe; die Stirn ist niedrig und überhängend, der Mund klein mit dick aufgeworfenen Lippen, die Barthaare am Munde sind weißlich grau und grob wie Borsten. An einem Gebirgsbewohner östlich von Kotschin von nur 1362 mm Höhe findet ein verlässiger Berichterstatter, Major Branfill von Vermessungsamte, den unteren Theil des Gesichtes hervortretend wie beim Affen, den kleinen Mund mit den aufgeworfenen Lippen einen Centimeter weit über die Nase hervortretend; es bedurfte förmlichen Zugab, um eines Paares habhaft zu werden. Der Oberkörper ist lang; die Brust flach, nicht gewölbt, ihr Umfang sehr gering, das Rückgrat ist über den Hinterbacken nach innen gekrümmt, die Knie bei den Kleineren stark nach auswärts gebogen, die Arme sehr lang, die Nägel unvollkommen ausgebildet. Diese Völker treiben keinen Ackerbau, kennen nicht die Axt, sondern verrichten alle Arbeiten mit einem roh gearbeiteten Messer; der Besitz einer kurzen Haue ist bereits ein Fortschritt; sonst ersetzt sie, wie bei zwei Männern auf dem Bilde S. 359, ein breit geschnitzter Stock. Waffen sind Bogen, Pfeil und Schleuder; Nachts werden Feuer angezündet, um die wilden Thiere abzuhalten. Die religiösen Vorstellungen lassen sich auf die Furcht vor übelwollenden Geistern zurückführen; einem rohen Steine oder einem Baumstumpfe widerfährt nach Darbringung von Thieropfern die Ehre, als Sinnbild der Gottheit die Gebete um Abwehr von Uebeln entgegen zu nehmen. Zu Wohnungen dienen Höhlen, überhängende Steine, hohle Baumstämme oder Häuser, aus Matten und Schilf zusammengesetzt und mit zäher Erde bewerfen. Die Nahrung ist vorwiegend vegetabilisch und besteht hauptsächlich aus essbaren Wurzeln; Fleisch ist man bald gar gekocht und nimmt es auch vom gefallenen Thiere. Der Gebrauch des Geldes ist diesen Leuten unbekannt; die wenigen Abgaben liefern sie in Naturalien (Honig, Wachs und Sandelholz) ab, mit Getreide oder Geräthen lassen sie sich ihre Dienste lohnen. Die Kleidung ist ein Stück Zeug um die Hüften gegürtet; Mangels eines solchen stecken sich Frauen einen Schurz von Blättern zusammen. Den Charakter der Leute kennzeichnet Wahrheitsliebe, Keuschheit und Ehrerbietung gegen die Eltern; sie sind gute Eheleute, sorgsame Eltern und dankbare Kinder. Man nimmt eine Frau; der Wittwer heiratet selten wieder; anders die Wittwen, die selbst bei vorgerücktem Alter gern noch einen zweiten und zwar jungen Mann freien. Die unwildigsten Stämme begraben ihre Todten nicht, sondern legen sie offen hin und meiden den Ort einige Monate lang. Die an die Ebene grenzenden Stämme haben dagegen von den Hindus die Sitte der Leichenverbrennung angenommen.

In den Männern der „Südindischen Urrace“ findet Professor Huxley, ein genauer Kenner der Völkerverhältnisse in Süd-Asien und Australien, „eine auffallende Aehnlichkeit mit den Aboriginern Australiens; sie haben dieselben Umrisse, dieselbe überhängende Stirn, dasselbe weiche, schwarz scheinende Haar; man entkleide die Leute ihres Schurzes und der Australier steht vor uns.“ — Zur Untersuchung der Sprachen fehlt noch das Material. Der Waldbewohner hütet seine Sprache und giebt sie um Nichts preis. Nicht einmal der allmächtige Mammon des schlauen Brahmanen kann einen Karagar — im Küstendistrikte Süd-Kanara — zu Auslagen über diese wichtige Frage bewegen. Bereitwillig macht er Mittheilungen über seine Feste, seine Götter und seine Familie, aber eine Frage nach seiner Sprache erschreckt sein Gemüth und macht ihn unhöflich, ja grob. Seine Sprache betrachtet der Waldbewohner als einen Schild in seiner Hand, der mit Niemanden getheilt werden kann, und als ein Geheimniß, das heilig zu halten ist. Bekannt ist nur, daß sie eigene Worte für Zahlen nur bis Zwei, Fünf oder höchstens Zehn haben, und dies kennzeichnet einen sehr niedrigen Bildungsstand.

Nach Norden setzt diese kleine Race von Waldbewohnern fort bis in die Gebirge von Orissa; der beim Borgebirge Palmyras in die Bai von Bengalen sich ergießende Brahmani-Fluß kann als ihre nördlichste Grenze bezeichnet werden. Hier sitzen noch die Dschuang, die Männer selten über 1520, die Frauen nur 1423 mm hoch; ihre Nachbaren gleichen Riesen verglichen mit ihnen. Ihre Wohnstätten werden Hundehäusern verglichen, so niedrig sind die Hütten, so ärmlich das Lager. Die unmittelbaren Nachbaren dieser kleinen Race bilden in Central-Indien die Kol, die Bewohner der waldreichen Hügelreihe, die sich unmittelbar südlich vom Wendekreise des Krebses über die ganze Halbinsel hinzieht, mit der Vindhya-Kette im Norden, dem Satpura-Gebirge mit Gipfeln von 1357 m im Süden, dem Gebirgsknoten Amarkantak (1091 m) im Osten; einzelne Völker, wie die Mal in den Radschmahal-Bergen an der Südbiegung des Ganges, die Bhil auf der Halbinsel Gudscharat, sind weiter vorgeschoben. Die Zahl der Namen und Abtheilungen ist endlos; die Gesammtzahl der Angehörigen erreicht kaum drei Millionen. Diese Völker sind ein kräftiger Mittelschlag. Die Größe schwankt von 1620 mm (Kol) bis 1683 mm (Bhil); im Verhältniß zur ganzen Höhe ist der Kopfumfang mit 331 bis 335 mm sehr groß bei Kol und Bhil, etwas geringer bei Gonds, 317 mm. Das Körpergewicht ist gering und bezeugt unvollkommene Ernährung; es schwankt zwischen 50 und 55 Kilogramm. Das Gesicht ist rund und breit, die Backenknochen und die fleischigen Lippen stehen weit vor; das Haar ist dunkel, wird auch von Männern meist lang getragen und in einen Knoten geschürzt. Ueberaus abstoßend wird der Gesichtsausdruck, wo der breite Mund schief gezogen und die Nase platt gedrückt ist.

Von Jugend auf gewöhnt, völlig nackt, etliche Schnüre um die Lenden gebunden, in welche Lappen oder auch nur Blätter zur Bedeckung der Schamtheile gesteckt sind, mit Axt, Bogen und Pfeil bewehrt die dichtesten Waldungen zu durchstreifen, wobei sie sich vorwiegend mit vegetabilischer Nahrung begnügen, sofern nicht Thiere zur Beute fallen — selbst Schlangen werden verzehrt —, haben diese Leute jene Ausdauer und Zähigkeit erlangt, die alle Naturvölker kennzeichnet. Die Bogen sind aus Bambus; gebrechte Längssasern der Palmen bilden die Sehnen. Sehr geschickt werden kleine Beile gehandhabt; man sichtet damit das Unterholz und wirft nach kleineren Thieren; nur selten fehlen sie das Ziel.

Digitized by Google

Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda. (Aus „Indien in Wort und Bild“. Von Emil Schlagintweit.)

Digitized by Google

Die Sprache der Aboriginer [1]) Central-Indiens zeigt außerordentlich große Verschiedenheiten; unmittelbare Nachbaren verstehen sich vielfach kaum. Keiner der Stämme hat ein eigenes Alphabet; wo in den letzten Jahren Schulen entstanden, führte man ein Alphabet der indischen Volkssprachen ein. Wir verdanken Missionären und englischen Beamten Wörterverzeichnisse, selbst eingehende Grammatiken, Schulbücher und Bibelübersetzungen; in der Kolsprache liegt die Bibel seit 1873 vor. Immerhin bedarf es noch der Arbeit eines Vierteljahrhunderts, um von jedem lebensfähigen Dialekte eine Grammatik zu erhalten und zu vergleichenden Sprachforschungen fortschreiten zu können. Bis jetzt liegen nur Widersprüche vor; der eine Forscher findet eine Sprache dem Türkischen in grammatikalischer Struktur nicht nachstehend, ein anderer bringt sprachliche Aehnlichkeiten mit den Dialekten Hinter-Indiens vor. Fest steht nur, daß im Sanskrit ein großer Ueberrest nicht-arischer Worte bewahrt ist, und vielleicht wird an diesem Reste noch die Quelle angeschlagen, aus welcher für alle indischen Sprachen Volabeln fließen.

Hat im Innern Indiens das Volk der Kol seine Wohnsitze aufgeschlagen, so gehörtet an der Ostgrenze, in den rechtsseitigen Gebieten des von Gebirgen hufeisenförmig umsäumten Thales des Brahmaputra-Flusses die große Nation der Schan, deren fortgeschrittenster Theil im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung am obern Irawadi-Strome in Hinter-Indien ein Reich gegründet hatte, dem erst Mitte des vorigen Jahrhunderts der birmanische König Alaung-Phra (Alompra) ein Ende machte.

Nehmen wir die große Biegung des Brahmaputra nach Süden als den Ausgangspunkt, von welcher sich diese große Familie von Gebirgsvölkern in Bewegung setzte, so scheint sie sich in zwei reicherseitige Zweige gespalten zu haben: der eine Strom wandte sich westwärts, der andere wurde die Bosfahren der Völker, die am obern Laufe des Irawadi als Kakhyen bekannt sind und weiter hinab, auf der Wasserscheide zwischen Irawadi und Salwen, in Karen übergehen.„ Drei bis vier Millionen Aboriginer wohnen in diesen Waldgebirgen von üppiger Vegetation und sehr feuchtem Klima. Der Ebene zunächst sitzen die Garo, ein Volk von starkem Gliederbau; das Gesicht ist rund, die Stirn steht nur wenig über die kleinen, aber klugen Augen hervor; die Nase ist ungemein platt, im Profil betrachtet liegt der Nasensattel tiefer als die Augen; die Lippen sind dick und stehen weit vor, so daß der Gesichtsoundbruck selbst bei jungen Leuten wenig Anziehendes hat. Die Sprache hat sehr viel Fremdworte angenommen, schließt sich aber am engsten an die Nachbarn im Südosten an. Oestlich davon sitzen die Khassia mit Dschaintia und Mita. Die letzteren sind Wilde; selbst unter den Dschaintia machte erst das Machtwort der Engländer 1834 den Menschenopfern zur Beschwichtigung der erzürnten Naturgottheit ein Ende. Die Khassia wählen sich Aeltere auf Lebenszeit mit sehr bescheidenen Rechten; die Dschaintia haben erbliches Fürstenthum ausgebildet, den Hindus der Ebene Zutritt gestattet und es zu eigenen Brahmanen und Priestern gebracht, die von ihren Brüdern der Ebene als Hindus niederer Kaste anerkannt sind. Beide Stämme sind ein schöner Menschenschlag mit auffallend gut entwickelter Arm- und Fußmuskulatur, wie sie in Indien in der Ebene gar nicht angetroffen wird und unter Gebirgsvölkern selten ist. Die Sprache ist besser als von jedem andern Stamme dieser Gruppe erforscht; sie gehört zu den einsilbigen und bildet ein Glied der großen Schan- oder Thai-Sprache, die in schmalen Streifen bis zum Golf von Siam hinabreicht. Weltbekannt, wenigstens im Kreise der Archäologen, wurden die Khassia durch die hier in Indien zuerst beobachtete Sitte der Aufrichtung gewaltiger Steinmonolithen, wie wir sie in Form und Zweck in den Dolmen, Cromlechs und Stonehenges Europas wiederfinden. Die Denksäulen sind unbehauene Bruchsteine, viele Centner schwer, ohne Inschrift; vor ihnen liegen als Opfertische und Grabstätten ebenfalls unbehauene und noch gewichtigere Steinplatten auf kurzen Tragsäulen ruhend. Nicht bloß Verträge und Todte werden durch solche Steinsäulen verewigt, 1873 widersuhr auch einem beliebten englischen Beamten die Ehre der Einsetzung einer solchen Säule. Dieselben stehen nie allein, sondern gruppenweise beisammen.

Volkreicher als diese beiden Stämme sind die Naga, die Bewohner eines Hochgebirgslandes von der doppelten Größe Tirols, mit Gipfeln von 3700 m Höhe, von einer subtropischen Vegetation bestanden; auf englischem Gebiete allein wohnen an 400 000 Naga. Der Name ist nicht auf das Sanskritwort für „Schlange" zurückzuführen, sondern ist aus der Sprache des Volkes als Krieger zu erklären. Der Race nach liegt hier kein einheitliches Volk vor; es sind, wie in der Kol-Gruppe, zwei Volkstypen zu unterscheiden: ein schöner, kräftiger, gewecker Schlag von heller Hautfarbe, der die meist terrassierten Felder mit Fleiß bebaut, und eine dunkele, schmutzige, furchtsame Race, die jedesmal zurückweicht, wenn sie mit dem stärkern Volke in Berührung kommt. Die tiefe Spalte des Dhangsiri-Flusses und seines Nebenflusses Doyang bilden ethnographisch den Marksein; Hauptrepräsentant der dunkelen Ostrace ist der wilrrische Lhota, das kräftigen Volkes im Westen der Naga. Das Sprachgewirr unter den einzelnen Naga-Stämmen beweist, daß verschiedene Völkerreste unter diesem Namen gehen; es fehlt jedoch nicht an mehrfachen Merkmalen der Zusammengehörigkeit. So ist allen Nagas eigenthümlich die Sitte des Tätowirens des ganzen Körpers, dann eine Haartracht, wobei das Haupthaar auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt wird. Unter den Kolarierm findet sich diese Haarfrisur nur vereinzelt; hier dagegen ist sie allen Gebirgsstämmen eigen und wird geradezu zum Wahrzeichen des Volkes. Ganz eigenartig ist das Tättowiren; kein anderes indisches Volk trägt solche Zeichen in die Haut, während hier jeder Stamm seine eigenen Linien hat. Tiefes Bemalen des Körpers weist auf einen innigen Zusammenhang mit den Nationalitäten am Nordrande von Birma hin, von denen diese Unsitte gleichfalls berichtet wird. Noch ist der Aufenthalt unter den Nagas sehr gefährlich; erst im Oktober 1879 wurde der englische Beamte ermordet, der unter ihnen seinen Sitz zu nehmen hat, seine Begleiter niedergemacht.

Die Breite des Ganges- und Brahmaputra-Delta trennt die Schan-Völker von den Kol-Stämmen Inner-Indiens. Die Entfernung ist verhältnismäßig gering, und es ist zu erwarten, daß eine allseitige Erforschung der beiderseitigen Sprachreste, Körperformen, Sitten und Gebräuche eine Zusammengehörigkeit der in der alten Literatur Nischada genannten dunkelen Waldbewohner Inner-Indiens mit den Schan-Einwanderern in Assam erweisen werde.

* * *

Unser letztes Bild stellt ein „Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda", einer Festung in der Nähe der Stadt Haidarabad, dar, welche die Gräber der Herrscher der

[1]) Mit diesem Namen soll nicht gesagt sein, daß die damit bezeichneten Stämme die Autochthonen des Landes seien; er wird vielmehr in der Bedeutung von „Nicht-arisch" (vorarisch) gebraucht und soll andeuten, daß bei diesen Stämmen keine solche Vermischung mit der arischen Race stattgefunden hat, wie unter den Bewohnern der Ebenen.

Digitized by Google

Golkonda-Dynastie (1512 bis 1672) unschließt. Der Nizam verwahrt auf Golkonda seinen Schatz und benutzt die Festung als Staatsgefängniß; der Zutritt ist Europäern nur mit besonderer Erlaubniß gestattet, und einer solchen erfreute sich in letzter Zeit der Afrika-Reisende R. F. Burton, der die Gräberstadt einen der interessantesten Ueberreste mohammedanischen Glanzes nennt. Den Baustyl der Denkmäler kennzeichnet Ueberladung, und gleich vielen indischen Moscheen enthalten sie Theile, die nicht zum Gebrauche bestimmt waren, sondern nur gang Gepränge angefügt sind. Auf einem länglichen oder quadratischen Unterbau ist die Kuppel aufgesetzt, beide Theile aus grauem Granit. Die Form der Kuppel wechselt von der Zwiebel bis zum Halbkreis; der Ansatz an den Unterbau ist jederzeit reich verziert. Der Unterbau ist einfachig bei kleineren, zweistöckig bei größeren Mausoleen; er schließt nach oben bald glatt ab, bald ist er belleidet mit speerähnlichen Zinnen, viele sind auch mit Gelländern in den verschiedenartigsten Mustern verziert. Im untern Theile des Gebäudes ist regelmäßig ein Saulengang angebracht, in Spitzbogen auf einer quadratischen Basis, zu welcher bis zu vier Stufen emporführen. Die Wände sind weiß getüncht, zuweilen grün gemustert. Jedes größere Grab hat seine Moschee oder eine Musalla (Kapelle) und besteht meist aus einer gegen Osten sich öffnenden Halle mit einer Mihrab oder Gebet-Nische gegen Westen und einem Minaret auf jeder Seite. Diese Minarethtürme sind durchgehends von gleicher Bauart; Kuppel und Halsstück sind stets eine Moschee im Kleinen, der Schaft ist entweder rund oder vielkantig und von einer oder zwei Gallerien unterbrochen; viele dieser Minarete sind Spitzegue und waren niemals zum Gebrauche mit Treppen versehen. Die schönsten dieser Mausoleen sind das Grabdenkmal des Sultan Abdallah Kutb Schah (gestorben 1611), seiner Mutter Fatimah und seines Vorgängers, des Erbauers von Haidarabad; andere sind überladen mit Stuck oder mehr geklustelt als künstlerisch. Kein einziges unter den zahlreichen Gebäuden der Gräber ist verfallen, sondern Maurer besseru die Bierung aus, wo sie schadhaft wird, eine Seergalt, welche Haidarabad vor anderen mohammedanischen Staaten vortheilhaft auszeichnet. Das Innere dieser Grabdenkmäler ist mit sich schneidenden Bogen in unendlicher Mannigfaltigkeit ausgeführt; viele gehören zu den großartigsten Bauwerken mohammedanischer Bauart in Indien, und Burton bedauert, daß von diesen Gewächern noch keine Photographien abgenommen sind. Treppen, die kaum zu begehen sind, führen hinab zu den Gräbern in einer aus Gewölben aufgebauten, mit Nischen versehenen Gruft. Unter dunkelem, schwerem Grünstein ruht die Leiche. Der Grabdeckel ist länglich und aus 6 oder 8 sich verjüngenden Platten zusammengesetzt; der oberste Stein ist bald flach, bald gewölbt; auf seinen Seiten sind Inschriften in Nasky- (oder Naßtalik-) Schriftzügen eingewirkelt. Die Absätze der Grabdeckel, wie solche auf der Abbildung vor dem Gebäude liegend dargestellt sind, sind mit Thierklauen und Urnen verziert, aber diese Verzierungen vielfach beschädigt.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

III.

Die Geburt. Um eine Frau, welche in Umständen ist, vor Schaden zu hüten, muß sie — so verlangt der Volksaberglaube — am Halse einen geschnittenen Stein, „Sternschisch“, tragen und sich mit einem jener Bänder umgürten, womit in den Bethäusern die biblischen Bücher zusammengehalten werden.

Sobald die Frau die ersten Wehen spürt, so werden, zur Beschleunigung und Erleichterung der Geburt, alle Knoten an ihrer Kleidung gelöst und alle Schlösser im Hause oder mindestens in dem betreffenden Zimmer aufgemacht. Es gilt als schädlich und verlangsamt die Geburt, wenn man fremden Personen die Mittheilung macht, daß die Frau schon Wehen hat. Geht die Geburt zu langsam vor sich oder sind sonst Geburtshindernisse vorhanden, so werden Gebete verlesen, den Armen werden Almosen gegeben und nur im äußersten Nothfall wird ein Arzt herbeigeholt.

Die Geburt eines Kindes mit den Eihäuten wird — wie hier und da unter Christen — als ein Zeichen des besondern Glückes für das Neugeborene betrachtet; die „Glückshaube“ wird gewöhnlich aufbewahrt.

Die Wöchnerin und das Neugeborene müssen vor dem Einflusse böser Geister gehütet werden. Deshalb zeichnet die Hebamme mit Holzkohle Kreise an die Wände des Wochenzimmers, deshalb legt sie unter das Kopfkissen der Wöchnerin ein Messer und ein religiöses Buch. Am liebsten wird hiezu das kabbalistische Buch „Sefer Resiel“ gebraucht. Der Sage nach hätte ein Engel „Resiel“ dem ersten Menschen Adam den Inhalt des Buches mitgetheilt; in Wirklichkeit ist das Buch im XIII. Jahrhundert von dem Kabbalisten Abulefi verfaßt. Die genannten Gebräuche fangen an, allmälig zu verschwinden, dagegen sind die nachfolgenden sehr im Schwange. Der Gebrauch eines Talismans, „Brieflich“ genannt (Schir-gamalos und Schir-gamalot). Auf ein Quartblatt Papier wird der 121. Psalm geschrieben; darunter stehen innerhalb eines Kreises die Worte „Schadai kra schatan!“ (Allmächtiger, vernichte den Satan!) und zu beiden Seiten die Namen der ersten Menschen und Patriarchen; rechts die Männer, links die Frauen; dann die Anfangsbuchstaben einiger Bibelverse und die Namen verschiedener Engel. Diese „Brieflich“ werden an den Thüren, den Fenstern, an den Scheunsteinen und überall dort befestigt, von wo man das Eindringen böser Geister befürchtet; die Talismane verbleiben an ihren Stellen bis acht Tage nach der Geburt des Kindes. Ganz besondere Gebräuche finden statt bei der Geburt eines Knaben: das Verlesen des „Schema“ (Krias-schema-leienen). Am Vorabend des Tages, an welchem die Beschneidung vor sich gehen soll oder, wenn dies ein Sabbath sein sollte, am Donnerstagabend werden die Verwandten und Bekannten zu einem Imbiß eingeladen. Jeder Gast sagt leise beim Eintritt in das Haus zuerst den Vers „Schema-Israel“ (V. B. Mos., 6. Kap.) und die fünf folgenden her; dann den ganzen 91. Psalm, mit dem letzten Verse des 90. Psalms anfangend. Gleich am Tage der Geburt eines Knaben kommen die Schulkinder mit ihrem Lehrer (Benefer), um ebenfalls die oben schon genannten Bibelstellen zu verlesen, denen

Digitized by Google

die Kraft zugeschrieben wird, der Thätigkeit des Satans und des bösen Dämons entgegenzuwirken. Bei einigen Juden, z. B. den Chasidim, bleiben einige Leute die ganze Nacht beim Kinde, wobei aus dem kabbalistischen Buch „Sagar“ die „Wachtnacht“ verlesen wird. Das Verlesen der Gebete (Talmud oder Mischna) in der Nacht besorgen die sogenannten „Klausner“, arme Jünglinge, welche in den „Eschibaten“ (Gebethäuser) sich mit dem Studium des Talmud beschäftigen; sie werden dafür bezahlt. Die armen Juden können sich deshalb nicht diesen Luxus gestatten.

Ferner wird bei der Geburt eines Knaben der „Bensachor“ beobachtet. Am Vorabend des ersten Sabbaths nach der Geburt ruft der Diener am Bethaus (Schamesch) unmittelbar nach Beendigung des Abendgebetes: „N. N. ladet zum Bensachor ein!“ Die Anwesenden, vor allem die Bekannten und Verwandten, nehmen zuerst ihre Abendmahlzeit ein und begeben sich dann in das Haus des Neugeborenen, woselbst man ihnen allerlei Süßigkeiten, welche aber von rundlicher Form sein müssen, vor allem Haselnüsse, vorsetzt. Die Bedeutung dieser höchst sonderbaren Sitte wird von den Rabbinern sehr verschieden erklärt. Am Sabbathmorgen begeben sich alle Bekannte und Verwandte nach Schluß der Morgenandacht auf specielle Einladung abermals in das Haus der Eltern des Neugeborenen (man nennt das „Schalom-sachor“), wo ein Imbiß verabfolgt wird, während die Gäste dem Vater in bestimmt vorgeschriebener Form ihre Glückwünsche darbringen. Am achten Tage nach der Geburt wird endlich die Beschneidung vorgenommen. Gegen 10 Uhr Morgens nach Beendigung des Gebetes versammelt sich in der Synagoge oder im Hause der „Sandak“ oder Sandik (Sindikus?), die „Mogelim“ (die Beschneider), der Gevatter und Gevatterin und andere eingeladene Personen, welche Baali-kibubim (Ehrenmänner) heißen. Die Frauen befinden sich in dem Zimmer der Wöchnerin, woselbst auch das Knäblein zur Operation vorbereitet wird. Es wird gebadet, in frische Windeln gewickelt und auf ein Kissen gelegt, welches an zwei Stellen mit einer Binde aus der Synagoge gebunden und mit einer gleichfalls aus der Synagoge stammenden Decke überzogen ist. Jede der anwesenden Frauen nimmt das Kissen mit dem Kinde auf ihre Arme, schaukelt dasselbe zwei Mal und giebt es weiter; so macht das Kind die Runde bei allen Frauen bis es zu derjenigen gelangt, welche es an den Ort der Operation tragen soll. Die Frau, welche das Kind trägt, wird von allen übrigen begleitet, denen eine — gewöhnlich die Hebamme — ein brennendes Wachslicht oder eine Fackel trägt. Sobald der Zug den Ort der Operation erreicht hat, bleiben die Frauen bei der Thür stehen; der „Schamesch“ (Diener am Bethaus) ruft: „Gevatter!“ Dann tritt einer der anwesenden Männer, gewöhnlich der Vater selbst, vor, nimmt das Kind auf seine Arme und macht einige Schritt rückwärts. Dann rufen alle Anwesenden: Boruch gabu! (gesegnet sei der Eintretende!) und 10 bis 13 Verse des 25. Kap. des IV. B. Mos. und einige Stücke aus den Psalmen werden laut verlesen. Aus den Händen des „Gevatters“ nimmt ein anderer, dessen Namen der „Schamesch“ vorher gerufen, das Knäblein und legt dasselbe auf ein besonders zubereitetes Lager, „Kisschel Eliogu“ (der Thron des Elias). Während das Kind hier einige Minuten liegt, spricht der „Mogel“ (der Operateur) und nach ihm die ganze Versammlung abermals ein kurzes Gebet; dann tritt der „Mogel“ zum Lager, nimmt das Kind und übergiebt es wieder einem andern bis es zuletzt zu dem sogenannten „Sandik“ kommt. Der Sandik ist eine wichtige Person, ein Rabbiner oder eine Anstandsperson des betreffenden Kreises; er sitzt auf dem zubereiteten Lager und hält das Knäblein auf seinen Knien. Das Gesicht des „Sandik“ ist nach Osten gerichtet; die Füße des Knäbleins nach Süden. Die drei Mogelim (oder nur ein Mogel) treten heran, nunmehr ein Gebet; besichtigen das Gesicht des Kindes, ob es gesund, und vollziehen die Operation. (Wir lassen die Beschreibung der in ihren einzelnen Akten geschilderten Operation fort.) Ein geschickter Mogel vollzieht die Operation an einem schlafenden Kinde so schnell, daß dasselbe keinen Schmerz verspürt; fängt das Kind an zu winnmern, so beruhigt der Mogel es, indem er ihm die Lippen mit etwas Wein benetzt. Der Vater des Knaben spricht dabei immerfort Gebete. Ist die Operation beendet, so nimmt einer der Anwesenden, der besonders vom Schamesch aufgerufen wird, das Kind auf seine Arme, ergreift dann einen Becher mit Wein und ersteht den Segen Gottes für das Knäblein. Zugleich empfängt das Kind seine Namen, wobei demselben drei Tropfen Wein eingeflößt werden. Mit bestimmten vorgeschriebenen Segenssprüchen schließt der ganze feierliche Akt, durch welchen das Judenknäblein in den Bund des alten Testaments aufgenommen ist. Der „Gevatter“ nimmt das Kind und übergiebt es der „Gevatterin“, welche dasselbe in Begleitung der anderen Frauen zur Mutter bringt und ihr mit den Worten „masel-tor“ (gutes Glück) dasselbe hinreicht. Alle Anwesenden wiederholen, zu den Eltern gewendet, die Worte „masel-tor“!

Ein Festmahl schließt sich daran; bei ärmeren Juden nur ein Imbiß; nach Beendigung desselben wird das übliche Tischgebet gesprochen und diesem werden einige auf die Feierlichkeit sich beziehende Verse, „Taradman“, hinzugefügt. Gewöhnlich trägt der „Chasan“ (der Vorsänger in der Synagoge) die Verse mit klagender, wehmüthig klingender Stimme vor. Zum Abschluß des Ganzen stellen die Diener der Synagoge und die Hebamme Teller hin, auf welche die Gäste für sie Geld hinwerfen; die Hebamme nennt das ihr „Babe-Geld“; auch der „Kantor“ der Synagoge empfängt Gelbgeschenke. Jeder der Gäste opfert im Ganzen etwa 20 bis 75 Kopeken.

Bei der Geburt eines Mädchens finden keinerlei Feierlichkeiten statt. Nur am Tage der Namengebung, welche gewöhnlich an einem Sabbath in der Synagoge erfolgt, ladet der Vater seine Freunde auf einen Imbiß (Kreplich und Bronsen) zu sich.

Die Wöchnerin bleibt acht Tage nach der Geburt im Bett, weil man sie dadurch am sichersten vor den bösen Geistern zu schützen glaubt.

Wenn die Wöchnerin endlich als völlig genesen wieder in die Synagoge gehen kann, so ersteht der Kantor durch ein Gebet den Segen Gottes für die ganze Familie.

Tod und Begräbniß. Sobald ein Jude gefährlich erkrankt ist, so ermahnt ihn ein Rabbiner oder ein anderer Glaubensgenosse, die letzte Verfügung zu treffen, ein Testament zu machen und sich eine Predigt vorlesen zu lassen. Das gemeine Volk greift zur Rettung eines Schwerkranken oft zu einem sonderbaren Mittel: man giebt dem Kranken einen andern Namen und hofft, daß nun auch sein Schicksal sich ändern werde.

Sobald der Kranke das Bewußtsein verliert und der Tod bevorsteht, so pflegen die beim Sterbenden befindlichen Personen Lichte an, und lesen laut bestimmte Stellen aus der heiligen Schrift. Ist der Todeskampf beendet, so legt man eine Feder auf die Lippen des Todten, bewegt sie sich nicht, so wird das als sicheres Zeichen angesehen, daß die Athmung aufgehört hat und daß das Leben erloschen ist. Dann nimmt man den Todten aus dem Bett, entkleidet ihn völlig und bettet ihn am Boden auf Stroh; das Gesicht wird stets nach oben, die Füße zur Thür gerichtet; die Augen-

Digitized by Google

ſider werden geſchloſſen und die Finger der Hand geſtreckt; ſchließlich wird der Todte mit einem ſchwarzen Gewande bedeckt und zu ſeinen Häupten werden zahlreiche brennende Lichter geſtellt. Für Frauen werden die Lichte in dieſigenen Leuchter geſteckt, in welchen ſie die Sabbathlichte anzuzünden pflegten. Es herrſcht der Gebrauch, daß in dem an das Haus des Todten grenzenden Nachbarhause das Waſſer fortgegoſſen wird: man meint, der Tod ſei durch das Schwert des Todesengels erfolgt und der Todesengel reinige dann ſein Schwert im Waſſer des anliegenden Hauſes. Die Beerdigung übernehmen Mitglieder der ſogenannten Beſtattungs-Brüderſchaft, wie eine ſolche unter dem Namen der „heiligen Brüderſchaft“ (Chevra-kadiſcha) in jeder Gemeinde exiſtirt. Die Mitglieder der Brüderſchaft erſcheinen ſofort, nachdem ſie die Nachricht von dem Tode eines ihrer Glaubensgenoſſen erhalten haben, heben den Todten vom Boden auf, legen ihn auf eine Bank und waſchen ihn mit warmem Waſſer (Tagra). Iſt die Leiche gereinigt, ſo wird ſie aufgerichtet, drei Genoſſen der Brüderſchaft begießen ſie mit reinem Waſſer und ſprechen dazu drei Mal „toyor“, d. i. rein. Nun wird die Leiche mit den Todtengewändern (tachrichim) bekleidet: ein Hemd mit langen, unten zugenähten Aermeln; dann ſehr langer, ebenfalls unten zugenähter Hoſe, ſo daß Hände und Füße vollſtändig bedeckt ſind; dann wird der eigentliche „Kittel“ angezogen, ein langes Hemd mit breiten Aermeln und einem Kragen (dieſen Kittel ſchenkt gewöhnlich die Braut am Hochzeitstage dem Bräutigam; am Tage der Vergebung der Sünden trägt ihn jeder); für die, welche keinen Kittel haben, für Frauen, wird ein ſolcher zur Stelle angefertigt. Das Hemd wird mit einem baumwollenen Gürtel befeſtigt, ſo daß der Knoten nach vorn kommt. Den Männern wird ſchließlich die wollene geſtreifte Decke (Talis), in welcher ſie ihre Morgenandacht verrichten, übergeworfen und eine wollene Kappe auf's Haupt geſetzt. Dann wird die Leiche in ein leinenes Laken gehüllt, deſſen Enden oben und unten zugebunden werden; die Hüllen werden erſt gelöſt, nachdem die Leiche in das Grab gethan iſt. Die eigentlichen Todtengewänder müſſen unbedingt aus Baumwolle ſein; andere werden nicht geſtattet. An einer weiblichen Leiche verrichten Frauen das Waſchen und Ankleiden. Während die Leiche gewaſchen wird, reißen die nächſten Anverwandten des Todten die Aufſchläge ihres Obergewandes ein, etwa 8 bis 10 cm, und man trägt das zerriſſene Kleid eine Zeit lang als Zeichen der Trauer; beim Tode der Eltern 30 Tage lang. Gewöhnlich wird die Leiche auf einem von Pferden gezogenen Wagen auf den Begräbnißplatz geſchafft; und wenn man den Verſtorbenen beſonders ehren will, wird er von vier Perſonen mittels einer Bahre auf den Schultern getragen.

Iſt einer der „Kohen“ (Prieſter) geſtorben, ſo werden in das offene Grab von allen Seiten Bretter hineingethan; dazu nimmt man dieſelben Bretter, welche zur Bahre dienten; auch die Stangen der Bahre werden ins Grab gelegt. Dem Todten werden irdene Scherben auf die Augen gelegt und kleine Stäbchen in die Hände geſchoben.

Es herrſcht der Gebrauch, daß beim Fortſchaffen der Leiche unterwegs mehrmals angehalten wird, um den Todten um Verzeihung (Mechilu) zu bitten. Der „Schamesch“ wendet ſich an den Todten, als verneehme dieſer alles: „N. N. bittet Dich für alles, wodurch er Dich jemals beleidigte und kränkte, um Verzeihung u. ſ. w.“ Iſt das Grab zugeſchüttet, ſo ſpricht der Schamesch — wenn der Todte verheirathet war —, daß alle ehelichen Banden gelöſt ſind, „Dein Weib gehört nicht mehr Dir als Weib an und Du ihr nicht mehr als Mann.“ Dann werden die bezüglichen Gebete verleſen, die trauernden Angehörigen getröſtet und nach Hauſe begleitet; hier müſſen dieſe ſieben Tage in Trauer auf einem Teppich oder einem niedern Schemel ſitzen und müſſen lederne Fußbekleidung meiden, nur wollene und baumwollene iſt erlaubt.

Nach Verlauf der erſten ſieben Trauertage ſenden die Kinder, welche Vater oder Mutter beweinen, zehn ſogenannte „Klausner“ ins Haus, damit dieſelben Morgens und Abends im Trauerhauſe das Gebet „Bezibus“ verleſen. Der trauernde Sohn macht dabei den Vorſänger und lieſt von Zeit zu Zeit das Gebet „Kadiſch“. Außerdem verleſen die „Klausner“, welche zur Brüderſchaft „Miſchnaiſ“ gehören, ſolche Kapitel aus der Anſichten, aus deren Anfangsbuchſtaben der Name des Verſtorbenen ſich zuſammenſetzt; nach Beendigung eines jedem Kapitels lieſt der Sohn (Juſeu oder Jatone, d. i. die trauernde Waiſe) das Gebet „Kadins“. Alles geſchieht, um der Seele des Verſtorbenen das Gericht zu erleichtern und die Macht der böſen Geiſter, welche den Todten verfolgen, zu beſeitigen. Am Todestage der Eltern ſtellen die Kinder Lichte in die Synagoge oder Schule, und der Schamesch ſieht darauf, daß ſie 24 Stunden brennen.

Man gedenkt auch der todten Eltern jedesmal im allgemeinen Gebet am letzten Tage eines jeden Feiertags (Haskoras-neschomos).

Aberglauben. Unter den zahlreichen, weit verbreiteten abergläubiſchen Anſichten und Meinungen der Juden greifen wir einige heraus. Vor allem ſchließen wir einige auf Tod und Sterben bezügliche hier an.

1. Wenn der Sterbende auf Betten aus Daunen oder Hühnerfedern ruht, ſo hat er einen ſchweren Tod; daher ſchläft der Jude unter keiner Bedingung auf anderen Betten, als auf ſolchen, welche mit Gänſefedern gefüllt ſind.

2. Wenn beim Todten der Mund oder die Augen offen bleiben, ſo iſt zu befürchten, daß noch jemand in demſelben Hauſe ſtirbt.

3. Es iſt dem Todten ſchwer, im Hauſe zu liegen; je früher man ihn beerdigt, um ſo beſſer iſt es für ſeine Seele; überdies ſchreibt ſchon der Talmud vor, den Todten keine Nacht im Hauſe zu laſſen.

4. Beim Hinaustragen der Leiche gehen zahlreiche böſe und gute Geiſter mit. Den Weibern iſt das Begegnen der böſen Geiſter beſonders ſchädlich, deshalb nehmen ſie an keinem Leichenzug Theil und hüten ſich davor mit einem ſolchen zuſammenzutreffen.

5. Man glaubt, daß nach dem Zuſchütten des Grabes, ſobald der Schamesch drei Mal mit der Schaufel ſchlägt, der böſe Engel zum Todten tritt und ihn um ſeinen Namen fragt, der Todte hat ihn vergeſſen. Dann muß der Todte, den ſchrecklichen „Chibut hakeres“ aushalten, welcher darin beſteht, daß die Wände des Grabes aneinander rücken und den Leib zerdrücken. Der Todte empfindet alle folgenden Qualen bis er in die Höhle (Gehenem) kommt. Von jenem „Chibut hakerer“ iſt nur der befreit, welcher an einem Freitag und im März (Nisan) geſtorben.

6. Im Laufe der ſieben erſten Trauertage fliegt die Seele des Todten in das Sterbezimmer; hier brennt deshalb eine Lampe und dabei ſteht ein Glas Waſſer, damit die Seele ſich darin baden kann; an der Wand hängt ein Stück jener Leinwand, aus welcher der „Kittel“ genäht wurde.

Von anderen abergläubiſchen Gebräuchen und Anſichten, mögen nur einzelne wenige (der Verfaſſer führt eine große Menge an) hier Platz finden.

Bei einer Feuersbrunſt ſchreibt man einige (unbekannte) Worte und Zeichen auf einen Fetzen Papier, welcher dann in die Flamme geworfen wird, um das Feuer zu ver-

Digitized by Google

löschen. Um sich selbst vor Feuer zu hüten, muß man bei der ersten Nachricht vom Feuer den Eßtisch an seinen Platz rücken. Bei Epidemien gehen einige Personen täglich nach allen vier Richtungen und dem Orte, und lesen bestimmte Stellen aus der Bibel; ferner wird ein armes Brautpaar auf dem Begräbnißplatz kopulirt. Das Volk greift im Allgemeinen bei allen Krankheiten zu sogenannten Hausmitteln, läßt sich von Bauern, alten Weibern und solchen Personen behandeln, welche „besprechen“ können. An einigen Orten tritt an die Stelle der „Besprecher“ der „Zadif“ (siehe weiter unten über die Zadifim). Um kleine Kinder vor Krankheiten zu schützen werden verschiedene ganz sinnlose Dinge vorgenommen: z. B. man reibt beim Baden den Säugling mit den in Oel gelösten Excrementen eines Sperlings. Vor dem Durchbruch der Zähne läßt man den Säugling nicht in einen Spiegel sehen u. s. w. Den Kindern werden allerlei Amulete angehängt, z. B. Muscheln; zur Beschleunigung des Zahndurchbruches läßt man die Kinder einen in Silber gefaßten Wolfszahn tragen. Kinder wie Erwachsene tragen, um vor bösen Einflüssen bewahrt zu werden, eine silberne Münze bei sich, welche ein Zadif „besprochen“ hat. Weil die Unfruchtbarkeit — die Kinderlosigkeit in der Ehe — für ein ganz besonderes Unglück gilt, so existiren viele Gebräuche, um Abhülfe zu schaffen: am meisten wendet man sich aber an den Zadif.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Shilaja losa. (Nach dem Bericht über die dortigen Vermessungen im Russ. Inval. 1880, Nro. 86. Vergl. „Globus“ 1879, Bd. 35, S. 381.) Shilaja losa, kirghisisch Kan-bakty, heißt eigentlich die 40 Quadratwerst große Halbinsel am Ostufer des Kaspischen Meeres, begrenzt im Norden durch den Proran (Meeresarm) Sigis-Jai, im Westen vom Meere und im Süden durch die Emba; sie ist auf der Poststraße 60 Werst vom Fort Nishne-Embinsk entfernt und hat Wasserverbindung mit Gurjew (150 Werst). Ihre Erhebung über dem Meeresspiegel wechselt von 0,5 bis 1,45 Saßen (1,07 bis 3,09 m); bei starkem Westwind bietet sie in Folge des Steigens des Meereswasserd ganz den Anblick einer Insel. Parallel dem Meeresufer zieht sich über die Kosa eine salzhaltige Sandbüne von 1,47 Saßen (3,14 m) Höhe, auf der die Fischhändler aus Astrachan eine Kapelle, zwanzig Häuser und fünf Schuppen angelegt haben.

Veranlaßt durch die massenhafte Ansammlung der Störe am Nordufer des Kaspischen Meeres entstand 1860 die erste Ansiedelung an den Prorunen Karabjadpal und Kol-born. Der Kirghisenaufstand von 1869 führte zu ihrer Zerstörung und zu der neuen Anlage auf der Shilaja kosa als einem hochgelegenen, für Fischerboote jederzeit zugänglichen und für den Handel mit den Kirghisen besonders geeigneten Punkt.

Der Grund und Boden ist salzhaltig und bedeckt mit verschiedenen Arten Seegras, die auch als Futter für Pferde, Hornvieh und Kameele dienen. Brennmaterial liefert ausschließlich das Schilfrohr (kamysch), welches in solchen Massen vorhanden ist, daß man nur über Shilaja losa zum Meere gelangen kann, während an den anderen Stellen der Zugang zu demselben auf 2 bis 3 Werst breit versperrt ist.

Der Reichthum an Thon ist die Ursache, daß alle Gebäude aus Luftziegeln gebaut sind. Um die Ansiedelung herum steht man förmliche Gemüsefelder, für Getreidebau aber ist das Land ganz ungeeignet. Zum Kochen und Waschen sowie für das Vieh gebraucht man das Seewasser, zur Thebereitung wird Wasser aus dem Ural geholt; das Wasser der Emba ist bitter-salzig.

Bei Westwinden, die auf dem Kaspischen Meere vorherrschen, wird längs der ganzen Küste vom Proran Karabaspal bis zur Emba das Wasser vollkommen süß, auf Shilaja kosa versorgen sich dann die Bewohner auf einige Tage damit. Die Höhe von Shilaja kosa ist gegen Winde geschützt und hat 4,5 Fuß Tiefe; Dampfer halten 3 Werst vom Ufer. Das Meer geht Anfangs (Mitte u. St.) März auf, und dann beginnen die Fischer den Fang mit großem Erfolge. Zum Einsalzen der Fische und des Kaviars wird das Salz vom Karabjaspak verwendet, welches dem von Iletz nicht viel nachsteht. Die weitaus größte Menge von Kaviar und Fischen schicken die Händler von Shilaja losa über Astrachan nach Warschau und Wien.

Shilaja losa liegt nach jeder Richtung hin weit günstiger als Fort Nishne-Embinsk. In dreimal vier und zwanzig Stunden werden aus Astrachan alle Produkte zu Wasser nach Shilaja losa gebracht; nach Fort Embinsk nahmen sie bisher den Landweg über Orenburg. Angesichts der Beschwerden dieses Weges hat man in letzter Zeit angefangen auch alle Vorräthe für Embinsk über Astrachan und Shilaja losa zu befördern.

Afrika.

— Von J. W. Moir, einem Mitglied der „Central African Trading Company“, sind aus Livingstonia Nachrichten über eine Expedition eingelaufen, welche er vom Mombero-Lande, nahe dem Nordende des Nyassa-Sees, in dem nordwestlichen Theile des ausgedehnten Stromgebietes des Loangwa ausgeführt hat, der bei Zumbo in den Zambese mündet. Dr. Böhm berichtet darüber nach „Nature“ (25. März 1880) in Petermann's Mittheilungen wie folgt. Nachdem er den Fluß Kafutu passirt hatte, führte ihn der Weg in der Richtung Nord zu West durch unbewohnte, hügelige Waldreviere, in denen es nur wenig Wasser gab. Wild kam nicht zu Gesicht, in einigen sumpfigen Thälern war die Tsetse-Fliege ungemein zahlreich. Moir kreuzte nun den Fluß Nufuru und gelangte nach einem Marsche von weiteren 20 Meilen in westlicher und nordwestlicher Richtung über eine niedrige sandige Wasserscheide hinweg ins Stromgebiet des Loangwa. Die Bewohner dieser Gegend waren Basenga, deren Hauptdorf in der Krümmung eines sehr unbedeutenden, jedoch in einem breiten Bette dahin fließenden Gewässers liegt, welches während der Regenzeit sich wahrscheinlich von den in der Nähe liegenden Patasenga-Hügeln aus mit Wasser füllt. Auf der durchgangenen Strecke konnte man sich selten anderes Wasser verschaffen, als durch Nachgraben in den Flußbetten; der Boden schien aber trotzdem fruchtbar zu sein. Ueber die umliegenden Distrikte konnte Moir nur sehr dürftige Erkundigungen einziehen, da die Bewohner aus Furcht vor den Mangoni, wie sie behaupteten, niemals ihre Dörfer zu verlassen wagten. Auf der Rückkehr zog man durch unbewohntes, hauptsächlich mit Buschwald bedecktes Gebiet bis in die Landschaft Mombero. Der erste Häuptling, den man im Basenga-Lande antraf, war Tembwe, welcher wahrscheinlich im Jahre 1863 Livingstone in der Land-

Digitized by Google

schaft Tambuke weiter südlich gesehen hatte; er besteht ein großes Dorf, und gewöhnlich verkehren einige Araber daselbst. Der hervorragendste Häuptling der Wasenga, Kambombo, lebt in dem oben erwähnten Dorfe, welches durch eine starke Pallisade geschützt ist. Eine aus Zanzibar über Ubschidschi gekommene Karawane Araber hatte sich hier für einige Zeit festgesetzt.

— Auf Anregung der „Association internationale africaine“ gehen zwei Belgier, der Kaufmann Gillis, der bereits sechs Jahre hindurch in Kap Palmas und in Grand-Bassam die Faktorei eines Amsterdamer Hauses geleitet hat, und der Ingenieur Grossrud nach dem Kongo, um dort Faktoreien zu errichten.

Vermischtes.

— Von den in Bd. XXXV, S. 127 des „Globus“ bereits erwähnten „Uebersichten über Produktion, Verkehr und Handel in der Weltwirthschaft von Prof. Dr. F. X. von Neumann-Spallart“ ist soeben der Jahrgang 1879 erschienen (Stuttgart, J. Maier 1880). Das nützliche und vielen willkommene Buch ist bereits auf 304 Seiten angewachsen, während die früheren Jahrgänge bekanntlich nur einen Theil von Behm's Geographischem Jahrbuche bildeten. Die Gründe dieser Vergrößerung sind mancherlei: Die Einleitung giebt jetzt ein umfassenderes Bild der Weltwirthschaft als bisher; es wurden mehrere Artikel, die unter den Welthandelsgütern eine hervorragende Bedeutung beanspruchen, neu aufgenommen und manche Abschnitte bedeutend umgearbeitet; namentlich aber fließen die Quellen von Jahr zu Jahr reichlicher, so daß man immer vollständigere und zuverlässigere Angaben von dem Werke erwarten darf, das schon jetzt, wie sein Verfasser mit Genugthuung konstatirt, weit verbreitet ist und viel benutzt wird.

— Anläßlich des auf S. 241 dieses Bandes abgebildeten Pfings von Tnacerres erhalten wir von Dr. L. Rau, Direktor des Königl. land- und forstwirthschaftlichen Instituts Hohenheim, eine Zuschrift, der wir Folgendes von allgemeinem Interesse entnehmen: Der Pfing von Tnacerres ist der alte römische Pfing mit runden horizontal befestigten Zapfen als Beginn der sich daraus entwickelnden Ohren oder Streichbretter. Gerade diese primitive Form des wagerecht liegenden Rundholzes ist eine seltene; sie findet sich noch im Departement de la Garonne, Engadin, in Spanien, Mexico und Algier — also in lauter lateinischen Ländern . . . Der alte Landpflug von Buenos Ayres hat manche Aehnlichkeit mit dem von Tnacerres, namentlich ist die eiserne Zunge statt eines zweischneidigen Schars) die gleiche . . . Der Pfing ist ausschließlich in Asien und Europa zu Hause; in Afrika nur im Nilthale und, soweit Römer (Nordafrika) oder Portugiesen (Gabesch) ihn eingeführt haben. Weder Neger noch amerikanische, noch australische und Südsee-Indianer kennen einen solchen. Nur mit Handgeräthen haben sie ihren Acker bebaut . . . Wie die Hottentotten zu einem Pfing kamen und zwar zu demselben, dessen sich die Siamesen bedienen, wissen die Götter.

— Die Kaffee-Produktion der Welt. Die vier großen Kaffee-Länder der Welt sind Brasilien, Java, Sumatra und Ceylon. Die Data und Ziffern, die uns über die Kaffee-Ernte des Jahres 1879 vorliegen, zeigen, daß Brasilien in demselben eine außerordentliche Menge Bohnen erzeugt hat. Bisher waren etwa 250 000 Tonnen die angenommene Ziffer für die Produktion Brasiliens; im letzten Jahr belief sich der Export allein auf 273 000 Tonnen. Nun ist aber auch der Konsum im eigenen Lande zu berücksichtigen, und dieser wird auf 60 000 Tonnen geschätzt. So wäre also die Totalproduktion des großen südamerikanischen Reiches auf 333 000 Tonnen oder 6 672 000 Centner gestiegen. Zum Glück für die Pflanzer in anderen Weltheilen haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen steigenden Bedarf bekundet, und Dank diesen Umstande haben sich die Preise behauptet. In der That soll für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten der Kaffee ein ebenso großes Bedürfniß sein, als es der Thee für die Engländer ist. Obwohl die Hülfsmittel des Bodens in Brasilien sehr ausgedehnt sind und dieser sich ganz besonders für Kaffeepflanzungen eignet, so wird andererseits der Schwierigkeit, sich Arbeitskräfte zu verschaffen, täglich größer, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Kaffee-Produktion in Brasilien obige Ziffer übersteigen wird. Die Ernte in Java und Sumatra wird auf 94 000 Tonnen für den Export geschätzt. Der Konsum der Eingeborenen erreicht — obwohl die Zahl der Bevölkerung das Doppelte der Einwohnerzahl Brasiliens ausmacht — nicht einmal die Hälfte des Konsums in letzterm Lande. Die Ernte auf Ceylon, obwohl sie ausgiebiger war als im Jahr 1878, zeigt doch einen Ausfall im Vergleich mit früheren Jahren. Es wurden im Ganzen 41 200 Tonnen von der Insel ausgeführt, und diese machen beinahe die ganze Produktion aus, denn auf Ceylon selbst wird wenig konsumirt. Die Qualität des Produkts ist eine vorzügliche. Kaffee wird ferner produzirt in Südamerika, in mehreren der südamerikanischen Republiken, in den britischen und anderen fremden Kolonien von Südamerika, auf Haiti, Cuba und Porto Rico, in Arabien, in Mauritius, Reunion und längs der nordöstlichen Küste von Afrika, in Liberia und an der Westküste von Afrika, auf Manila, Celebes und mehreren der Inseln des Stillen Oceans, endlich in Britisch-Indien; aber die Totalproduktion aller dieser Gebiete erreicht nicht die Hälfte des Erträgnisses der vier Hauptländer, die mir oben genannt haben. Die Kaffee-Ernte Indiens wurde im vorigen Jahre jener von 1878 gleich geschätzt, wurde jedoch zu niedrigen Preisen verkauft, weil die Hauptmasse desselben von indifferenter Qualität war. Doch erwartet man im laufenden Jahr eine bessere Ernte.

(Allgemeine Zeitung)

— Eine warme Befürwortung der Gründung deutscher Kolonien enthält des bekannten Weltreisenden K. v. Scherzer Vortrag „Die deutsche Arbeit in fremden Welttheilen“ (Leipzig, Roßberg 1880), worin der Antheil der Deutschen an der Civilisirung der Erde kurz vorgeführt und jene Länder einer Musterung unterzogen werden, welche sich vornehmlich als Ziel deutscher Auswanderung und Kolonialpolitik empfehlen, vor allen das südliche Brasilien, Chile, die Staaten am La Plata und die centralamerikanischen Republiken. „Ich selbst — sagt der Autor — habe acht Monate in Guatemala gelebt, dieses prachtvolle Land noch vor etwa zehn Jahren ein zweites Mal besucht und bekenne aus reinster Ueberzeugung, daß ich unter den vierundzwanzig Staaten der nordamerikanischen Union, welche ich von der Mündung des Sanct Lorenz-Stromes im Norden bis zum Ausflusse des Mississippi im Golfe von Mexico kennen gelernt, nicht Einen zu bezeichnen wüßte, welcher der deutschen Auswanderung größere Vortheile verspräche, als das wundervolle, fruchtbare und gesunde Tafelland von Guatemala“.

Inhalt: Holländische Reiseskizzen. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Gebirgsstämme Vorder-Indiens. (Mit drei Abbildungen.) — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Russlands. III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 24. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Holländische Reiseskizzen.

(Nach dem Französischen des Mr. Charles de Coster.)

II.

Vom Haag aus nach Monnickendam zurückgekehrt, hielt de Coster sich diesesmal nur vorübergehend in der alten Klosterstadt auf; das eigentliche Ziel der Reise war die kleine Insel Marken, die gegenüber von Monnickendam und nur durch eine schmale Wasserstraße, das sogenannte Goldmeer (Goudzee), vom Festlande getrennt, in der Zuidersee liegt. Die Reisegesellschaft auf dem Fischerkahne bestand ausschließlich aus Bewohnern der Insel, die mit allerhand in Monnickendam eingekauften Vorräthen heimkehrten. Es waren große kräftiggebaute Männer von entschlossenem Aussehen; eine junge schöne Frau in der fremdartigen, malerischen Tracht von Marken saß, ein Kind neben sich, am Maste. Eine etwas bleiche Gesichtsfarbe und jener ernste, fast strenge Ausdruck, der den meisten unserer nordischen Küstenbewohner eigen ist, charakterisirte sie alle. In auffälliger Weise unterschieden sie sich aber sämmtlich von den Bewohnern des holländischen Festlandes, und dies zwar weniger durch die alterthümliche Tracht, in deren Beibehaltung die Leute von Marken ihren Stolz setzen, als vielmehr durch ihre eigenartige, von der der heutigen Holländer in mehr als einer Beziehung abweichende Gesichtsbildung, welche die alte Annahme, daß die Bevölkerung von Marken und Hindeloopen ein unvermischter Ueberrest der ältesten Einwohner des Landes, der alten Bataver, seien, nicht gar so unglaublich erscheinen läßt. Heutzutage wenigstens halten sich die Bewohner von Marken streng von dem Volke des Festlandes gesondert: sie heirathen nur unter einander; und wie sie einerseits selbst mit schwärmerischer Liebe an ihrer kleinen, ewig vom Meere bedrohten Inselheimath hängen und festhalten, so wird sich auch andererseits schwerlich ein Fremder freiwillig dort niederlassen. Gewährt doch die kleine Insel selbst zur Sommerszeit, wenn üppiger Graswuchs ihren Boden bedeckt, und das niedrige Haselgebüsch in vollem Laube prangt, kaum einen einladenden Anblick mit ihren hohen, von einer dreifachen Reihe starker Pfähle gegen den Anprall der Wellen geschützten Deichen, mit den künstlichen Hügeln, auf denen die niedrigen, meist getheerten Holzhäuser der Fischer eng neben einander stehen, und mit den zahlreich überall sichtbaren Spuren von älteren und neueren Verwüstungen durch die zerstörende Gewalt des Meeres.

Auf sieben Hügeln, zwischen denen schmale grasbewachsene Thäler liegen, stehen die einzelnen Weiler der Insel, im Ganzen noch nicht hundert Häuser, in denen die 1100 Einwohner leben. Mit nur wenigen Ausnahmen (es sind zwei kleine Landwirthschaften auf der Insel vorhanden, in denen zusammen acht bis zehn Kühe und einige Schafe gehalten werden) beschäftigt sich die ganze männliche Bevölkerung von Marken mit dem Fischfange im Zuiderse. Und nicht früh genug können die Knaben das gefährliche und mühevolle Handwerk erlernen; es ist Regel, daß sie mit dem zwölften Jahre die Schule verlassen, doch sollen sie in den meisten Fällen schon mit acht und neun Jahren die Väter auf das Meer begleiten müssen. An sechs Tagen der Woche befindet sich keiner von den Fischern am Lande; denn regelmäßig an jedem Montage geht die ganze kleine Flotte der Insel, jetzt etwa 150 Boote (botters), in See, um erst Sonnabends mit ihrem Fange an Häringen, Schollen oder Anchovis heimzukehren. Zu dem sogenannten großen Fange in der

Digitized by Google

Unterwegs zwischen Monnickendam und Marken. Frau und Kind von Marken.

Digitized by Google

Nordſee ziehen ungefähr achtzig von den Fiſchern alljommerlich auf größeren, doggerau oder buiden genannten Kähnen aus, und auf dieſer Expedition bleiben ſie ſtets mindeſtens 25 Wochen von der Heimath entfernt. Trotz dieſer angeſtrengten, unaufhörlichen Thätigkeit bringen es die Bewohner von Marken ſelten zu eigentlichem Wohlſtande, nur wenige Familien ſind auf der Inſel, die mehr beſitzen, als ſie gerade für den täglichen Lebensbedarf brauchen. Dabei iſt ihre Lebensweiſe die einfachſte: den Hauptttheil der Nahrung bilden natürlich Fiſche aller Art, Fleiſch wird faſt nie gegeſſen, dafür aber viele Erbſen, Linſen und andere Hülſenfrüchte. „Unſere Vorväter tranken viel holländiſches Bier

Inneres einer Stube auf Marken.

und waren ein ſtarkes Geſchlecht," ſagte ein Fiſcher von Marken zu de Coſter; heutzutage ſind Thee und Kaffee die Hauptgetränke; Bier, Wein oder Branntwein werden nur bei feſtlichen Gelegenheiten und auch dann äußerſt mäßig genoſſen.

Der größte Weiler der Inſel, Mannetewerf oder Mönchsplatz genannt, enthält die von etwa 200 Kindern beſuchte Schule, das Rathhaus und die kleine Kirche. Die beiden erſteren ſind Holzhäuſer, die ſich von den Fiſcherhütten nur durch ihren größeren Umfang und hellfarbigen Anſtrich auszeichnen. Die Kirche, die an der Stelle einer ehemaligen, den Prämonſtratenſern von Monnikendam gehörigen Kapelle ſteht (die Inſelbewohner gehören ſämmtlich der

Digitized by Google

holländisch-reformirten Kirche an), ist ein ziemlich neues Gebäude aus dunkelgrauen Backsteinen; alle Fugen des Mauerwerkes sind nach gut holländischer Sitte blendendweiß. Der kleine Thurm und einige neben der Kirche stehende Bäume, die einzigen der Insel, lassen diesen Weiler schon von weitem als den Hauptort von Marken erkennen. Die entweder dunkelgetheerten oder mit grüner Oelfarbe angestrichenen Häuser der Fischer stehen zum großen Theile auf einem Unterbau von Pfahlwerk; die Dächer sind mit Rohr gedeckt; das untere Geschoß enthält den Wohnraum, der nur in den Häusern der Wohlhabenderen durch leichte Holzwände in mehrere Abtheilungen geschieden ist; darüber befindet sich der Boden, der zur Aufnahme des das allgemeine Feuerungsmaterial bildenden Torfes, sowie zum Trocknen der Netze bestimmt ist. In der Mitte des untern Raumes steht gewöhnlich ein großer Ofen aus Schwarzblech, der zur Erwärmung des Raumes dient und zugleich als Kochherd benutzt wird. Durch eine über dem Ofen in der Balkendecke des Zimmers befindliche Oeffnung wird der Rauch in den Bodenraum und hier wieder durch ein trichterförmiges Holzgestell geleitet, in dem die zu trocknenden Netze aufgehängt sind. Zweimal im Jahr, zur Zeit der regelmäßigen Ueberfluthung der Insel, dringt das Wasser in die unteren Räume der meisten Häuser, und die Bewohner müssen dann mit ihrem ganzen Hausrath auf die Boden flüchten. Und für ein glückliches Jahr wird es angesehen, wenn es hierbei bleibt, wenn nicht, wie so oft, die Gewalt der Wellen ganze Theile der Insel mit all den künstlichen und mühsam errich-

Vor einer Hausthür auf Marken.

teten Verschanzungen, und mit allen daraufstehenden Gebäuden wegspült. Es ist keine Frage, daß die Insel einst mit dem Festlande zusammengehangen hat und erst durch die gewaltigen Fluthen von demselben losgerissen worden ist: war doch auch der Zuiderzee bis zum Einbruch des Meeres im Jahre 1287 ein Binnensee. Die verheerendsten Ueberschwemmungen, die Marken im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte erlitten hat, waren die vom Jahre 1700, bei der vier Hügel mit etwa dreißig Häusern abgerissen wurden, die von 1775, die den ganzen nördlichen Theil von Mannetenwerf wegschwemmte, und die von 1825, wo in einer Nacht der ganze Weiler Kraienwerf mit zwanzig Häusern von den Fluthen begraben wurde. Bewundernswerth ist die Ruhe und Festigkeit, mit der das seegewohnte Fischervolk derartigen Katastrophen zu begegnen weiß. Die letztgenannte Ueberschwemmung machte nicht weniger als 300 Menschen obdachlos; sie trat im Dunkel der Nacht ein, und trotzdem verloren dabei nur drei Personen das Leben. Auf allen Spitzen der Hügel und Deiche, die noch aus dem Wasser emporragten, brannten in jener Schreckensnacht große Feuer, die den Mannschaften der rettenden Boote den Weg durch die Wasserwüste zeigten. Der größte Verlust für die von dem Unglück Betroffenen war die Einbuße ihrer Netze, die zum Theil weggespült, zum Theil, wenn gerettet, doch arg beschädigt waren.

Das Innere der meisten Fischerhäuser ist auf das Einfachste eingerichtet; doch fehlt in keinem das plattliche Prunkbett, das in einer Vertiefung der Wand steht, oft fünf Fuß hoch mit bicken

Polstern und Kissen belegt, über die bunte, häufig mit Gold gestickte Decken gebreitet sind. Die ovalen Kissen, die obenauf liegen, sind ebenfalls reich mit rothen und schwarzen Stickereien verziert. Mehr oder minder reichlich vorhanden, aber selbst im ärmsten Hause nicht ganz fehlend, ziehen die in Holland so beliebten Wanderzierungen an buntem Porcellangeräth aller Art, unter dem oft genug manch werthvolles Stück aus alter Zeit sich befindet, die Blicke auf sich. So trifft man, wenn die Sonne durch die Fenster scheint und all den bunten Schmuck an den Wänden hell erglänzen macht, oft eine überraschende Farbenpracht, die das Auge jedes Malers entzücken muß, im Innern der kleinen finster aussehenden Häuser, die, eng aneinander gebaut, die Seiten der schmalen abschüssigen Gassen bilden. Vor jeder Häuserreihe läuft ein grüngestrichenes Geländer entlang, das, wie die Häuser selbst, festgefügt und überall in vollkommen wohlerhaltenem Zustande ist. Für die Dauerhaftigkeit der Holzbauten trotz aller Angriffe durch das Wasser sprechen die Jahreszahlen, die wir als Erbauungsjahr über einigen Hausthüren lesen: 1701, 1748, 1752.

Eine willkommene Abwechselung in dem einförmigen Leben der Leute von Marken, für die vom November bis Mai der Fang des Härings, vom Mai bis Juli der der Anchovis, und vom Juli wieder bis zum November der der Schollen die Lebensfrage bildet, ist die Zeit der Heuernte, die von Allen als Festzeit betrachtet wird. Die Männer können ihre gewohnte Thätigkeit nicht unterbrechen; so liegt die Arbeit den Frauen allein ob, und die belebten Wiesen, von deren sichtem Grün die bunten Kleider der Heuerinnen sich anmuthig abheben, sollen dann den freundlichsten Anblick gewähren. Ein ganz besonders auffallendes Stück hiesiger merkwürdigen Tracht ist der großgemusterte Brustlatz,

Tanz der Kinder auf Marken.

der die schwarze ärmellose Jacke vorn bedeckt. Der obere Theil der Aermel besteht aus einem roth und weiß gestreiften, der obere Theil des meist dunkelblauen Rockes aber aus weiß und blau gewürfeltem oder gestreiftem Stoffe. Eine hohe weiße Haube bedeckt das Haar, von dem nur eine lange Locke an jeder Seite des Gesichtes herabhängt. Grobe Holzschuhe von grüner oder blauer Farbe, bei festlichen Gelegenheiten Lederschuhe mit großen silbernen Schnallen und blaue Strümpfe bilden die Fußbekleidung. Der Anzug der verheirathteten und der älteren Frauen unterscheidet sich von dem der Mädchen durch weniger grelle Farben. Für jedes der drei großen Kirchenfeste ist eine bestimmte Farbe der Kleidung vorgeschrieben, wie denn auch der Anzug der Bräute und ihrer Geleiterinnen ein ganz feststehender ist. In einigen Familien werden die glänzenden Stücke jahrhundertealten Brautstaates, der mit echtem Golde gestickte Brustlatz und die kostbare Brautmütze, heute noch bewahrt und bei jeder neuen Hochzeit angewendet. Leider ist eine Sammlung alter Schmucksachen, Kleidungsstücke und Waffen, die lange Zeit hier bewahrt worden ist, allmälig im Einzelnen verkauft worden und so verloren gegangen. Außer dem Feste der Heuernte giebt es in Marken noch mehrere Volksfeste, so den Nikolastag, den 30. April, an dem auf allen Deichen große Feuer angezündet und von den Kindern umtanzt werden; dann der Gedenktag eines vor Jahrhunderten glücklich abgewehrten Angriffes des Grafen von Geldern, der am Ostermontag von der ganzen Jugend von Marken durch feierliche Umzüge und Tänze auf den Deichen begangen wird; auch die Ernte der Hafelnüsse wird von alters her hier als Gelegenheit zu einem festlichen Feste benutzt.

Ein eigenthümliches Bild gewährt ein Leichenbegängniß auf Marken, bei dem die ganze Bevölkerung in langem Zuge folgen muß. Der Kirchhof, ein eingezäunter Grasplatz auf einem Hügel, zeigt weder Kreuz noch Stein, noch überhaupt

Digitized by Google

ein eigentlich erhöhtes Grab: die Ueberſchwemmungen würden eine derartige Bezeichnung der Gräber doch bald verwiſchen. Inmitten des Kirchhofs aber ſteht auf einem feſten Unterbau ein kleines Holzhaus, für gewöhnlich feſt verſchloſſen. Wenn, was oft genug geſchieht, das Meer die Leiche eines Ertrunkenen an das Ufer ſpült, ſo wird dieſelbe zwei Tage lang in dem Kirchhofshauſe ausgelegt; und erſt, wenn in dieſer Zeit keine Rekognoſcirung oder Nachfrage ſtattgefunden hat, begräbt man ſie in derſelben einfachſten Weiſe, wie die Bewohner der Inſel ſelber, unter dem Raſen.

Auf ſeiner weitern Reiſe nach dem auf der Oſtküſte des Zuiderſee belegenen Kampen berührte de Coſter die Inſel Urk, deren Bewohner noch im Anfange unſeres Jahrhunderts ein nicht unbeträchtliches Kontingent zu den europäiſchen Walfiſchfängern ſtellten. Seit dem Jahre 1818 haben ſie dieſen großen und gefährlichen Fang aufgegeben und begnügen ſich mit dem Häringsfange in der Nordſee. Die Eigenart des Fiſchervolkes von Marken, deſſen Leben, trotz aller Entbehrungen und Anſtrengungen, durch das Feſthalten an manch alter Sitte einen gewiſſen poetiſchen Reiz hat, trat de Coſter durch den nachträglichen Vergleich mit dem gaſtfreien und freundlichen, aber in dem gröbſten Stile angelegten Volke von Urk noch einmal deutlich vor die Seele.

Einwohner der Inſel Urk. (Nach einer Photographie.)

Auſtraliſche Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inſpector der Schulen Südauſtraliens.

VI.

Die Farmer[1]).

Man verſteht darunter in England in der Regel die Pächter. Der Grundbeſitz iſt dort in den Händen einiger wenigen, die ihr Land nicht ſelber bebauen. Sie ziehen es vor, ihr Beſitzthum in kleineren Stücken zu verpachten. Dieſer Zuſtand hat ſich in Auſtralien nicht wiederholt. Wohl beſtand die Gefahr einer Vereinigung maſſenhaften

[1]) Vergl. „Globus“ XXXVI, S. 10, 29, 42, 202, 298, 315.

Digitized by Google

Grundeigenthums in einer Hand, die in den Vereinigten Staaten nicht vermieden worden ist. Aber Nordamerika besitzt noch ungeheure Striche kulturfähigen Landes, welche der Bebauer warten. Australien ist nicht überreich an solchen Ländereien, auf denen der Ackerbauer gedeihen kann. Der Boden an sich ist nicht unglinstig, aber das Klima ist dem Anbau feindlich. Ein mehr oder minder schmaler Streifen an der Südostküste, ein noch weit unbedeutenderer Saum im Westen sind die Gebiete, auf welchen sich europäische Kulturen erzielen lassen. Hier allein ist ein Platz für den Ackerbauer.

Wie sind gewöhnt, dem Landbesitzer eine sehr wichtige Stellung im Gemeinwesen einzuräumen. Der Großgrundbesitzer ist stets ein Producent von Körnerfrüchten. Die Viehzucht nimmt erst die zweite Stelle ein; hie eine oder die andere Industrie verknüpft sich nicht selten mit dem Betriebe der Landwirthschaft. In Australien stehen ländliche Industrien erst in den Anfängen, wo sie überhaupt existiren, und der Ackerbau befindet sich mit wenigen Ausnahmen in den Händen kleiner Leute.

In den ersten Zeiten machte die Regierung bedeutende Schenkungen, entlassene Sträflinge wurden mit kleinen Parzellen, Männer, welche sich um die Kolonien verdient gemacht hatten, mit großen Landstrichen bedacht. Der Preis des Landes war für lange Zeit ein sehr niedriger. Der Werth stieg eben erst allmälig.

Schon früh richteten sich die Augen englischer Kapitalisten auf das neue Land. Eine Gesellschaft bildete sich 1825 in der City von London, ein Kapital von einer Million Pfund Sterling wurde subskribirt, die englische Regierung cedirte eine Million Acres Land, ertheilte verschiedene Privilegien und Prärogative, unter denen ein Monopol auf die Gewinnung und den Verkauf von Kohlen für die Aktionäre am vortheilhaftesten und für die Kolonisten am schädlichsten war. Diese „Australische Ackerbaugesellschaft“ brachte bedeutende Summen ins Land, sie importirte Vieh, Geräthschaften rc. und für eine Zeitlang drängte sich alles, ihrem Beispiele zu folgen und Land zu erwerben. Das Kolonialamt in London wurde mit Gesuchen um Landsicherungen bestürmt. In den Kolonien stieg der Preis ins Unglaubliche. Es schien alles darauf angelegt, den Mann von kleinem Kapital abzuschrecken.

Die Geschichte der australischen Landgesetze und Landverkäufe ist verwickelt und kann heute außerhalb der Kolonien von geringem Interesse sein. Aus einer oftmals abgeänderten, sich vielfach widersprechenden Gesetzgebung hat sich heute ein System entwickelt, das dem Großgrundbesitz entschieden feindlich ist. Die Besitzer großer Landkomplexe gelangten dazu in früherer Zeit; solche Erwerbungen sind heute bedeutend erschwert. Ein direkter Kauf von der Krone kann nur für ein mäßiges Areal abgeschlossen werden. Der Mann mit geringem Kapital ist in entschiedenem Vortheil gegenüber dem großen Kapitalisten.

Die Gesetze der Kolonien stimmen nicht überein; sie weichen vielmehr hinsichtlich verschiedener Bestimmungen wesentlich von einander ab. Aber in den Grundprincipien fallen sie zusammen. Das Land wird nach vorheriger Anzeige in dem Amtsblatt öffentlich an den Meistbietenden verkauft, aber nur in bestimmten Quantitäten. Mehr als dieses Quantum kann der Einzelne nicht erlangen, und obschon das Areal hinreichend groß ist, um den Eigenthümer zu ernähren, der sich nicht scheut, seinen Acker selber zu bebauen, bleibt es weit hinter den Anprüchen zurück, welche der Kapitalist machen würde. Der Käufer erhält das Kaufgeld gestundet; gewisse Procente sind bei dem Abschluß des Kaufes niederzulegen und der Rest in Raten für eine Reihe von Jahren zu zahlen. Die Regierung besteht darauf, daß gewisse Verbesserungen angelegt werden, aber das entschiedenste Hemmniß für den Kapitalisten ist die Bestimmung, welche den Käufer zwingt, selber auf dem Lande zu wohnen. Ohne diese Klausel wäre es immer noch möglich, größere Landstriche zu erwerben, aber hier ist ein Riegel vorgeschoben. Natürlich ist dem großen Weidepächter diese Bestimmung ein Greuel, und er sucht sie zu umgehen. Zuverlässige Arbeiter vertreten nicht selten die Stelle ihres Brotherrn und kaufen das Land für diesen. Aber wenn die Sache bekannt wird, ist das Land verfallen. Die eingezahlten Gelder sind verloren.

Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit das Land dem Ackerbauer aufgeschlossen ist. Man bebauplatte, und gegen diese Behauptung wurde nur selten ein Zweifel erhoben, daß nur in der Nähe der Küste das Ernten von Körnerfrüchten möglich sei. Hier und dort pflügte man kleine Stücken Landes in der Nähe der Stationen und Buschstädte um und besäete sie mit Weizen und Hafer, um daraus ein vielgefuchtes Heu zu bereiten. Aber an ein Ernten von Körnern dachte man nicht. Die Squatters verlachten einen jeden, welcher diese Eventualität in Aussicht stellte. Aber es passirte einige Male, daß dem oder jenem das Abmähen seines Heufeldes unmöglich wurde, und daß man gewahr wurde, wie volle Aehren das Korn hier ergenzte. Wo es möglich war, exkaufte man Verschwiegenheit und Beteiligen des Thatbestandes. Auf alle Fälle stand das Ergebniß nur vereinzelt da, und es war erstaunlich, wie viele der Squatters bemüht waren, die Untauglichkeit ihrer Pachtungen für den Ackerbau zu beweisen. Aber ihre leidenschaftlichen Warnungen, sich vor Beschäfterern zu hüten, welche sie nur in sichered Verderben lenkten, hatten den gewünschten Zweck nicht. Sie erregten Verdacht. Und endlich wurde die starke Squatterphalanx gebrochen. Das Land, das noch nicht verkauft war, wurde dem armen Mann erschlossen. Die Squatters hatten ohne Zweifel alles mögliche Gute verdient, und hatten es auch in der Regel genossen. Es war wohl Zeit, daß auch einmal ein anderer an die Reihe kam.

Diesen Grundsätzen folgten diejenigen, welche die Ackergesetze in den Kolonien trotz aller Oppositionen einführten. Sie behaupteten — und es ist kein Grund an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln —, daß sie die Ansiedelung des Landes wünschten. Ich glaube, es war Lord Brougham, welcher behauptete, daß es keine Parlamentsacte gäbe, sei sie noch so scharfsinnig abgefaßt, durch die sich nicht eine vierspännige Kutsche fahren ließe. Die australischen Kapitalisten haben bald gefunden, daß ihre Landgesetze ihnen einen breiten Weg ließen, auf dem sie bequem einherfahren können. Die Klasse, deren Interessen gewahrt werden sollten, hat sich selbst am bereitwilligsten gezeigt, dieselben zu schädigen, wenn ein augenblicklicher Gewinn zu erlangen war. Das Gesetz, was bestimmt war, dem Unbemittelten zu billigem Grundbesitz zu verhelfen und den Spekulanten auszuschließen, ist in das Gegentheil verkehrt worden. Statt dem Armen zu helfen, nützt es gerade dem Reichen. Südaustralien ist in seiner Gesetzgebung am vorsichtigsten gewesen; hier ist der Gefahr am besten vorgebeugt worden, aber aus Neu-Süd-Wales und Victoria kommen laute Klagen über die Unzweckmäßigkeit der Agricultur-Gesetzgebung.

Ohne Zweifel ist gerade die Leichtigkeit, mit der Land erworben werden konnte, das Verderben vieler gewesen, welche sich auf die Landspekulation einließen. Denn eine Spekulation blieb es, wenn Personen, kaum mit dem nothdürftigsten Kapital für ihre ersten Einkäufe versehen, den Besitz von Land antraten, dessen Ertrag höchst unsicher war. Ein paar gute Ernten konnten dem angehenden Landmann aufhelfen, eine

Digitized by Google

einzige ſchlechte ihn ruinieren. Man iſt nun in Auſtralien ſo weit gegangen, ſich zu fragen, ob es nicht gerathen ſei, dem Anfänger von Staatswegen zu helfen. Es iſt der Vorſchlag gemacht worden, den Landwählern, wie man ſie in Victoria und Neu-Süd-Wales nennt, Gelder vorzuſchießen. Dies ſoll der Staat beſorgen. Denn nur zu oft fällt der Mann, welcher ohne genügende Mittel beginnt, in die Hände von Wucherern.

In einigen Kolonien ſteht es jedem frei, ſich ein Stück Land zu wählen, wo es auch immer ſei. Das Kreditſyſtem gilt auch hier. Und ſo ſuchen ſich die Leute ſehr oft einen Platz aus, welcher den großen Schafbaron möglichſt inkommodirt, vielleicht in der Hoffnung, ein hübſches Stück Geld zu erhalten, um weiter zu ziehen. Der Squatter haßt dieſe Landwähler. Er behauptet, daß ſeine Herden das Freiſch für ihren Tiſch liefern müſſen. Und die Beſchuldigung iſt wohl nicht ſo ganz ungegründet. Wo keine Hirten die Herden bewachen, iſt die Sache ohne Schwierigkeit. Aber im Princip iſt die Erleichterung, welche den Minderbegüterten gegeben wird, feſtes Eigenthum zu erwerben, nur zu billigen. Nur durch ſolche Maßregeln können die Kolonien eine Bevölkerung gewinnen; ohne ſie bliebe der Landbeſitz in den Händen einiger weniger Rindvieh- und Schafzüchter. Und damit wäre jede andere Entwickelung nahezu ausgeſchloſſen.

Indeſſen beweiſen die Zahlen, daß der Ackerbau überall zunimmt. Allmälig beſäet ſich das Land mit einer Anzahl größerer und kleinerer Ackerhöfe in den verſchiedenſten Stadien des Wachsthums. Nicht wie bei uns in Dörfer zuſammengeſcharrt, ſondern verſtreut, ein jeder auf ſeinem Grundſtücke, breiten ſich die auſtraliſchen Farmen über die Landſchaft aus. Ueberall fällt die geringe Anzahl von Gebäuden ins Auge. Ein Wohnhaus und ein oder zwei Schuppen ſind alles, was der Landmann gebraucht. Seine Pferde bedürfen nur geringen Schutzes, ſeine wenigen Ackergeräthe ſind leicht unterzubringen, Scheunen und Vorrathshäuſer ſind vollkommen entbehrlich.

In früheren Zeiten mähete man das Getreide oder man ſchnitt es mit der Sichel. Aber das verlangte viel Arbeitskräfte und dieſe waren koſtſpielig, oft nicht zu haben. Ein unternehmender Ingenieur erſetzte den Mangel durch die Erfindung der Erntemaſchine, welche das Abernten und Ausdreſchen zu gleicher Zeit beſorgt. Der Mechanismus iſt ſehr einfach, Bedingung iſt die völlig trockene Luft eines auſtraliſchen Sommers, die Arbeit geht ſchnell und ſicher von ſtatten. Aber man verliert viel von dem Getreide und das Stroh bleibt auf dem Acker ſtehen, da die Maſchine nur die Aehren abreißt. Es bleibt ſtehen, bis durch öffentliche Proklamation die Erlaubniß ertheilt iſt, die Aecker abzubrennen, und dann beſorgt das Feuer die Arbeit der Senſe.

Bei der auſtraliſchen Ackerwirthſchaft iſt es natürlich, daß man auf dieſe Weiſe verfährt. Man kann das Stroh nicht verwerthen. Was wäre mit ihm anzufangen, da man keine Stallſtreuung hat? Aber es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe der Boden ſehr ſchnell ausgelogen wird. Man nimmt ihm fortwährend, aber man giebt ihm nichts zurück. Das Syſtem muß ſich rächen und hat ſchon empfindliche Folgen gehabt. Der Farmer ſangt das Land aus und zieht weiter, den Werth der unbedeutenden Verbeſſerungen erhält er leicht zurückerſtattet. Denn der Squatter iſt immer bereit, die ausgenutzten Ländereien aufzukaufen und zur Viehweide zu machen. Große Strecken, welche ehemals unter dem Pfluge waren, ernähren jetzt große Herden von Schafen, wie in den Anfängen der Kolonie. Der Squatter hat dem Landmann weichen müſſen und nimmt wiederum die Stelle ein, die jener nicht mehr behaupten kann. Aber einmal muß dieſes Ziehen ein Ende nehmen, denn allmälig wird alles Ackerland verkauft ſein. Man wird ſich an einen rationellen Modus der Landwirthſchaft gewöhnen müſſen.

Der auſtraliſche Ackersmann iſt ein ſehr ſchlechter Landwirth. Seine Art der Bewirthſchaftung wird ſehr treffend durch den Spottnamen bezeichnet, den er in den Kolonien trägt. Der Titel „Kaladu“, welchen man ihm gegeben hat, ſoll andeuten, daß ſeine Thätigkeit ſich nur aufs roheſte Auftragen des Bodens, wie es jener Vogel thut, beſchränkt. Und in der That iſt der Vorwurf nicht ohne Berechtigung. Danach ſind auch die Erträge. Nur in Tasmanien und in Neuſeeland ſind die Ernten lohnender. Aber auch dort ſind ſie gering, wenn wir mit unſerm Maße meſſen. Und ſie werden ſich mindern, je länger man das Raubſyſtem fortſetzt.

Auch iſt der Landbau nicht frei von allerlei Plagen. Getreidekrankheiten haben ſich eingeſtellt und die Ernten zu Zeiten empfindlich geſchädigt. Rother Roſt und Heuſchreckenſchwärme haben dem Landmann nicht ſelten alle Hoffnungen auf einen Lohn für ſeine Thätigkeit geraubt. Gegen das erſte Uebel hat man allerlei Mittel, wie das Beizen des Saatkorns mit Kupfervitriol, verſucht und mit gutem Erfolge im Allgemeinen, aber gegen die Heuſchreckenſchwärme iſt nichts getan worden. Es wäre leicht, Millionen dieſer Thiere zu vernichten, wenn ſie, noch unfähig, ſich von der Stelle zu bewegen, in dichten ſchwarzen Haufen durch einander kriechen. Aber was jedermanns Aufgabe iſt, wird von niemand gethan. Wer weiß, ſo ſagt ſich der Betheiligte, ob dieſe Heuſchrecken, welche ich hier tödten könnte, meinen Weizen heimſuchen, und was nützt es mir, wenn ich einer Gefahr vorbeuge, die vielleicht nur meinen Nachbar trifft, von dem ich nicht weiß, ob er mir denſelben Liebesdienſt erweiſt? Alſo die jungen Heuſchrecken mögen leben, wachſen und gedeihen! Der Tadel, daß nichts geſchieht, trifft nur die Regierung. Damit iſt der auſtraliſche Bürger gleich bei der Hand. Es iſt erſtaunlich, wieviel er den Leitern ſeines Gemeinweſens zumuthet. Man ſollte wohl meinen, daß in Kolonien, in welchen das politiſche Leben ſo lebendig iſt, eine Selbſtthätigkeit vor allem die Regel wäre. Aber gerade bei dem Landmann findet das Gegentheil ſtatt: er richtet ſeine Blicke ſtets nach oben und erwartet, daß ein weiſes Parlament und eine energiſche Regierung eine Panacee für alle Uebel ſchaffen, welche ſein Gedeihen hindern.

Mit allen dieſen Nachtheilen iſt das Loos des auſtraliſchen Farmers ein trauriges. Seine Wohnung iſt nicht ſchön, jedenfalls nicht überaus anmuthend, aber ſie iſt in der Regel behäbig, und der Tiſch, wenn auch einfach, iſt ſtets wohlbeſetzt. Seine Schüſſeln dampfen von Fleiſchſpeiſen und auch dem ſelbſtgezogenen Weizen bäckt er ſein Brot. Iſt auch keine Mannigfaltigkeit der Genüſſe, ſo iſt doch eine Fülle da. Und die Arbeit iſt nicht zu gewaltig. Die Natur ſtellt keine übermäßigen Hinderniſſe in den Weg und er wird durch die beſten Werkzeuge und Maſchinen unterſtützt. Der Mangel an Hülfsarbeitern iſt dadurch erſetzt und er iſt unabhängiger.

Der Anfänger hat ſelbſt bei den größeren Arbeiten, welche ihm die neue Beſitzung auferlegt, viel freie Zeit. Die Arbeiten auf einer auſtraliſchen Farm reduciren ſich auf ein Geringes. Wenn das Haus gebaut und der Acker eingefriedigt iſt — wozu der ausgerodete Wald anfangs das alleinige Material hergiebt —, ſo iſt nur das Pflügen, Säen und Ernten zu beſorgen. Das letztere iſt, wie ſchon geſchildert worden, ſehr einfach. Das gewonnene Korn wird ſofort abgefahren zur Mühle, zum Getreidehändler oder in die großen Lagerhäuſer, wo es bis zum Verkaufe bleibt. Er iſt alſo aller

Digitized by Google

Sorge enthoben und er kann sich manchen Nebenverdienst erwerben. Er hilft die Schafe des benachbarten Squatters scheeren, zieht auch wohl weit hinauf in den Busch des Verdienstes wegen; seine Ochsen bringen die Wolle zur nächsten Eisenbahnstation oder zum Hafen oder er geht für einen oder zwei Monate zu den Diggings.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

IV.

Indem wir hier in unserm Auszug Alles bei Seite lassen, was Herr Tschubinsky über die Feier- und Festtage der Juden sagt, wenden wir uns zu der Charakteristik der einzelnen Typen der Gesellschaft. Tschubinsky theilt die Juden in gesellschaftlicher (socialer) Beziehung einerseits und in religiöser Beziehung andererseits in Klassen.

In socialer Beziehung sind folgende Klassen zu unterscheiden: 1. Die Reichen („Gwir" und „Rogid"), welche über bedeutende Kapitalien verfügen, große Handelsgeschäfte führen und mehr wenig luxuriös leben; sie stehen bei den anderen Juden in großer Achtung. 2. Die Gelehrten („Gaon oder Godol"), welche sich durch große Gelehrsamkeit auszeichnen; in Littauen und Großpolen finden sich derartige; in südwestlichen Provinzen treten die Zadiks an ihre Stelle. 3. Die dritte Klasse bilden die kleinen Handelsleute. 4. Die vierte Klasse die Handwerker. 5. Die Klasse der Armen, welche durch ihrer eigenen Hände Arbeit sich ernähren. Außerdem existirt unter den Juden ein beträchtliches Proletariat, dessen Mitglieder auf fremde Rechnung leben; eine bemerkenswerthe Stellung nehmen darin die Nachkommen einst berühmter Zadiks ein; sie bereisen alljährlich ein oder zwei Gouvernements und erheben von den Wohlhabenden Geldbeiträge.

In religiös-praktischer Beziehung theilt Tschubinsky die Juden der südlichen und südwestlichen Gouvernements in 1. fanatische Orthodoxe, 2. gemäßigte Orthodoxe und 3. Progressisten. Zu den ersten gehören die Chasidim, die Zadikim, die Talmudisten, welche den Talmud und alle Gesetze streng erfüllen; ihre Zahl vermindert sich immer mehr; während die gemäßigten Orthodoxen, welche neben der Gelehrsamkeit und der Gesetzeskenntniß auch die bürgerlichen Geschäfte zu schätzen wissen, weitaus die Mehrzahl aller Juden umfassen. Die Progressisten werden durch die eigentlich gebildeten, aufgeklärten Juden repräsentirt; hierher gehören diejenigen Juden, welche eine höhere oder mittlere Unterrichtsanstalt besucht haben, welche mehrere europäische Sprachen verstehen, neben der Kenntniß des Talmud auch philosophische und naturwissenschaftliche Kenntniß besitzen. Viele von ihnen sind fast ganz russificirt.

Eine besondere Klasse bildet der geistliche Stand. Dazu gehören die Rabbiner (More-gorer), Prediger (Maggid), die Kantoren oder Vorsänger (Chasan), dann diejenigen Personen, welche die heilige Schrift kopiren, Kopisten (Sopher), und die Schächter (Schochet).

Die Rabbiner werden durch Wahl bestimmt; sie erhalten einen Gehalt aus der Gemeindekasse, oder wo keine Gemeindekasse besteht, aus bestimmten von der Gemeinde auferlegten Steuern, z. B. aus der Schächtsteuer; daneben erhält der Rabbiner für die verschiedenen von ihm ausgeführten Handlungen eine Bezahlung; er hat die Pflicht, die Beschneidung zu vollziehen, zu populiren, zu scheiden, zu beerdigen ꝛc.

Prediger existiren in den südlichen und südwestlichen Gouvernements nicht, ihre Stellen werden durch die Zadiks eingenommen.

Vorsänger pflegen nur in bedeutenden von Juden bewohnten Ortschaften zu existiren, sie werden aus den Mitteln der Synagoge oder Schule bezahlt, an welcher sie angestellt sind; dabei haben sie verschiedene Nebeneinnahmen bei Hochzeiten, Festen u. s. w.

Die Schächter erhalten entweder eine Zahlung für jedes einzelne geschächtete Stück Vieh, oder einen fixen Gehalt aus der allgemeinen Kasse.

Im Allgemeinen sind alle genannten Aemter sehr gering dotirt. Eine besondere Klasse bilden gewissermaßen die Lehrer (Melamed). Es bedarf keiner besondern Vorbildung und keines besondern Examens, um Lehrer zu werden. Wer zu keinem Handwerk taugt und zum Handel unfähig ist, wird Lehrer; das heißt er sammelt um sich einige 15 bis 20 Kinder, welche er unterrichtet. Eine solche Schule heißt „Cheder". Es giebt niedere und höhere Schulen.

Beruf und Beschäftigung. Was der Verfasser über die besondere Neigung der Juden zum Handel nach allen Seiten mittheilt, können wir wohl übergehen; dagegen dürfte es nicht ohne Interesse sein, bei der Schilderung der von den Juden betriebenen Handwerke und Gewerbe etwas zu verweilen. Die Juden sind in größeren und kleineren Städten und Ortschaften Fleischer, weil sie Gelegenheit haben, das nicht „koschere" Fleisch an die Christen des Ortes vortheilhaft zu verkaufen; diese jüdischen Fleischer gelten durchweg für grob und unzuverlässig. Ferner beschäftigen sie sich als Fuhrleute, indem sie Waaren und Passagiere von einer Stadt zur andern führen. Unter den Handwerken betreiben die Juden neben der Mützenmacherei die Schuhmacherei, vor allem aber die Schneiderei. Es widmen sich dem Handwerk aber nur die allerärmsten Individuen, meist arme Waisen, denn es wird einem jüdischen Vater nicht einfallen, seinen Sohn zu einem Handwerker in die Lehre zu geben, er läßt ihn „handeln". Die armen Lehrjungen (jüdisch Lernjungen) haben ein hartes Loos; eine rohe Behandlung von Seiten des Meisters (baal-habus) und der Meisterin (baal-habuste) pflegt ihnen zu Theil zu werden. Zu den ersten Jahren müssen sie nur im Haushalte helfen und lernen nichts; erst nach einer bestimmten Zeit werden sie in die Geheimnisse des Handwerkes eingeweiht. Allmälig wird aus dem „Lernjungel" ein Gesell (pool), welcher Gehalt und Lohn für seine Arbeit bekommt. Bemerkenswerth ist, daß in einigen kleinen Orten die Handwerker ihre eigene Schule haben, welche nach dem Ueberwiegen der Schneider das „schneiderische Schülchen" zu heißen pflegt, in größeren Orten hat jedes Handwerk seine eigene Schule. Nächst der Schneiderei ist die Mützenmacherei durch die Juden vertreten; die Schuhmacher nehmen der Zahl nach erst die dritte Stelle ein. Außerdem arbeiten die Juden als

Digitized by Google

Schmiede, Schlosser, Glaser, Zimmerleute u. s. w. In besonderm Ansehen stehen die Uhrmacher, die Gold- und Silberarbeiter sowie die Juweliere. Obgleich die Juden die Musik als solche lieben, so erfreuen sich die Musikanten, insbesondere die jungen reiner besondern Achtung, man hält sie für leichtsinnige Menschen ohne Moral und Religion.

Eine ganz besondere Art des Gewerbes ist die des „Faktors“, womit in den westlichen Provinzen ein Kommissionär oder Zwischenhändler, ein Mann, welcher Geschäfte vermittelt, eine Art Makler bezeichnet wird. Die Faktoren sind nicht beliebt; es beschäftigen sich damit Leute, welche durchaus nicht arbeiten wollen; in jenen Provinzen haben sie sich aber so fest eingenistet, daß ihre Existenz zu einem nothwendigen Uebel geworden ist. Ohne „Faktor“ kann kein Geschäft gemacht werden.

Unter den Juden existirt nur ein Fabrikgewerbe, nämlich die Fabrikation jener wollenen Decken (Talis), welche beim Morgengebet verwandt werden. Sie werden ausschließlich in jüdischen Fabriken angefertigt; die Chasidime geben den in Bersched (Gouv. Podolien) hergestellten den Vorzug vor den in Dubrowenst (Gouv. Mohilew) fabricirten, weil in Bersched die Fabrikbesitzer Chasidim sind und die Arbeit von Menschenhänden verrichtet wird, während in Dubrowenst die Fabrikanten Anti-Chasidim sind und Maschinen zur Anwendung bringen.

Nur an einzelnen wenigen Orten beschäftigen sich die Juden mit grober Arbeit, z. B. als Träger, als Erdarbeiter, als Arbeiter beim Verladen von Waaren bei der Eisenbahn u. s. w. Im Allgemeinen sind die Juden als Arbeiter geschätzt wegen ihres Eifers und ihrer Anstelligkeit, allein nur wenige entschließen sich dazu, weil sie dabei zu sehr angewiesen sind mit Andersgläubigen in Gemeinschaft zu leben, was mit ihren sonstigen Anschauungen nicht übereinstimmt.

Mit der Gärtnerei, namentlich der Gemüsezucht (bei den Russen sehr beliebt), geben sich die Juden nicht ab. Das bleibt den Christen überlassen, wie viele häusliche Arbeiten, z. B. das Reinigen der Wäsche, das Wassertragen u. s. w., wozu in den jüdischen Häusern stets christliche Dienstboten benutzt werden.

Die Juden bilden in gewissem Sinne auch jetzt noch als besondere Gemeinde einen Staat im Staate. Freilich ist die abgesonderte Gemeindeverwaltung, der Kahal oder das Kahalamt, wodurch die Juden in jedem einzelnen Orte zu einem engen Verbande mit solidarischen Interessen verbunden waren, aufgehoben, aber der Kahal besteht doch noch fort. Seiner frühern Macht und seiner weittragenden Einflüsse beraubt, hat der Kahal jetzt nur die Aufgabe, die jüdische Gesellschaft in moralischer Beziehung zusammen zu halten, die dazu geeigneten Persönlichkeiten zu wählen und für ihre Besoldung zu sorgen, sowie besonderen Unordnungen unter den Juden vorzubeugen. (Ueber die Bedeutung des Kahals hat J. Brafmann ein interessantes Buch in russischer Sprache verfaßt, welches auch Französisch erschienen ist. Die französische Uebersetzung führt den Titel: Livre de Kahal. Materiaux pour etudier le Judaisme en Russie et son influence sur les populations parmi lesquelles il existe. St. Petersburg chez Kochribrudshi.) So großes Interesse auch das nähere Eingehen in das Einzelne der Kahals gewähren würde, so müssen wir hierbei davon absehen, weil die dieser Mittheilung gesteckte Grenze zu weit überschritten werden würde.

Unter den Juden existiren besondere bestimmten Zwecken gewidmete Genossenschaften und Brüderschaften. 1. Die Begräbnißbrüderschaft (Chowra-kadischa, wörtlich die heilige Brüderschaft); es ist ihre Aufgabe, für die gehörige Bestattung der jüdischen Gemeindemitglieder zu sorgen. 2. Die Brüderschaft „um den Armen Brod zu geben“, „lechom ewionim“ (Berlin in seiner ethnographischen Skizze der jüdischen Bevölkerung. Rußland 1861). 3. Eine Brüderschaft, deren Pflicht es ist, die Kranken zu besuchen, existirt fast in jeder jüdischen Gemeinde, sie führt den Namen „bikur-cholim“. 4. In reichen Gemeinden existirt eine Genossenschaft (talmud-tory oder machsikei iosomim, Erziehung der Waisen), deren Zweck die Sorge um Erziehung von Waisen ist. 5. Eine Gesellschaft, welche armen Glaubensgenossen Geld ohne Zinsen leiht, führt den Namen „Gemilus-Chasodim“. 6. Eine Brüderschaft, welche arme Bräute aussteuert und deshalb allen Armen das Eingehen einer Ehe ermöglicht, heißt „hachnosas-kala“. 7. Die Brüderschaft „malbisch-arumim“, d. i. Bekleidung der Nackenden, ist bemüht, die armen Juden, in sonderheit arme Frauen, zur Winterzeit mit wärmenden Kleidungsstücken zu versehen. 8. Die Brüderschaft „Pas“ oder „Poalezedek“ (bedeutet rechtliche Arbeiter) hat an einzelnen Orten ein besonderes Bethaus; sie ist bemüht, einen gewissen Zusammenhang mit den einzelnen Gliedern eines und desselben Standes zu erhalten; sie stellt eine Art Zunftgemeinschaft dar und entscheidet geringfügige Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Meistern. 9. Die Brüderschaft „Chebra-mischnaiot“ oder „Chebra-schasa“ (Brüderschaft der Mischna oder des Talmuds) ist gewissermaßen eine gelehrte: sie verwaltet die Schulbibliothek, bereichert dieselbe; die Mitglieder verpflichten sich, den Talmud und die Mischna eifrig zu studiren.

Alle die genannten Gesellschaften erhalten sich durch freiwillige Beiträge der Mitglieder.

Die Zadikim. Diese Sekte verdankt ihren Ursprung einem in der Moldau geborenen Rabbiner Israel-Baal-Schem-Tow, abgekürzt Besch. Besch trat 1720 in Podolien auf und nannte sich „Zadik“; er hielt sich für ausgerüstet mit einer höhern, wundertätigen Kraft; seither ist diese Bezeichnung in einzelnen jüdischen Familien üblich geworden. Besch hinterließ ein Buch: „Sefer Hamidot“, das Buch der Sitten, welches durch einen seiner Nachkommen, Rabbi Nachmann, später herausgegeben wurde. In dem Buche wird die moralische Seite des Lebens behandelt; ferner wird gelehrt, daß der Mensch fähig ist, eine höhere wundertätige Kraft anzuwenden — allein diese Kraft ist nicht bei allen zu finden, sie kommt nur den Auserwählten zu, d. h. denjenigen, welche durch Heiligkeit des Lebens sittliche Vollkommenheit und Reinheit erlangen; diese Eigenschaften besitzen vorzugsweise Besch und seine Nachkommen und ersten Schüler: die Zadikim. Der Zadik ist der vollkommene Interpret des Talmud, er fleht Gott am nächsten, und demüthigt sich vor dem Thron Gottes für das Wohl seiner Glaubensgenossen. So steht der Zadik dem Volk gegenüber hoch da, er kann ohne Controle über Alles, was der „Chasid“ besitzt, frei verfügen. Die Lehre Besch's, welche das Buch Sefer Hamidot predigt, wurde mit Enthusiasmus von den Nachkommen und Schülern aufgenommen; sie gab Anlaß zu der Bildung der Sekte der Zadikim. Man verschmolz die Lehre von den Zadikim mit den alten Lehren von den Lamed-wuf, die sogenannten Zeaden der Heiligkeit, deren es in einer Generation nur eine bestimmte Anzahl (36) geben sollte; sobald einer stirbt, so wird ein anderer geboren; man weiß, daß sie existiren, aber ihre Person kennt Niemand. Deshalb kommt der Jude leicht zu der Anschauung, daß ein Zadik vielleicht ein Lamed-wuf ist. Das Gouvernement Kiew ist das Centrum des Zadikismus: Berditschew heißt Neu-Jerusalem. Die Chasidim

Digitized by Google

oder Frommen, die eigentlich blinden Anhänger der Lehre Besht's sind über das ganze südwestliche Gebiet zerstreut; jeder Ort hat seinen eigenen Zadik, dem das Volk blindlings ergeben, dem es alles glaubt, von welchem es alles erhofft, dem es alles opfert.

* * *

In der Abhandlung Tschubinsky's folgt nun eine ausführliche Darlegung der juristischen Gebräuche auf Grundlage des mosaisch-talmudischen Rechts. Wir lassen dieselbe als zum Auszuge nicht geeignet bei Seite, und führen zum Schluß nur einige statistische Angaben über die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands an:

Man zählt Juden

	männl. Geschl.	weibl. Geschl.	im Ganzen
im Gouv. Kiew	126 288	137 171	263 459
im Gouv. Wolhynien	102 228	108 918	211 146
im Gouv. Podolien	120 888	125 847	246 735
in Summa	349 404	371 936	721 340

Die Zahl der Juden in den einzelnen Kreisen der Gouvernements schwankt zwischen 10 000 bis 60 000 (Kreis Berditschew, Gouv. Kiew). Das Verhältniß der Juden zu der übrigen Bevölkerung ist in den einzelnen Kreisen schwankend; unter 8 Proc. Juden finden sich nur in zwei Kreisen des Gouv. Wolhynien, mehr als 25 Proc. hat der Kreis Berditschew (Gouv. Kiew). In allen drei Gouvernements dagegen ist das Verhältniß annähernd gleich; im Gouv. Kiew bilden die Juden 13,09 Proc. in Podolien 12,08 Proc., in Wolhynien 12,37 Proc. der Gesammtbevölkerung oder, anders ausgedrückt, die Juden bilden etwa den achten Theil der ganzen Bevölkerung: auf sieben Christen kommt ein Jude.

Die stärkste jüdische Bevölkerung hat Berditschew mit 50 000, Kamenetz, Podolsk, Mohilew und Shitomir mit je 15 000 Juden.

Aus diesen einfachen Zahlen geht die große Bedeutung, welche das jüdische Element innerhalb der Bevölkerung der südwestlichen Gouvernements besitzt, ohne Weiteres hervor.

Wie sich daselbst einst die Judenfrage lösen wird, wer könnte das bereits heute voraussagen?

Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879.

(Nach dem officiellen Bericht über die dem Kaiser vorgelegten Arbeiten im Russischen Invaliden Nr. 85 bis 92.)

Im kaukasischen Militärbezirk wurde astronomisch bestimmt die geographische Breite von Batum; Pendelbeobachtungen fanden in Batum, Tuscheti, Mtskinkawa und auf einem Punkte der grusinischen Militärstraße statt. Geodätisch wurden festgelegt in den Bezirken Kars und Batum im Anschluß an die transkaukasische Triangulation und die um Kars schon 1878 bestimmten Punkte 9 Dreieckspunkte 1. Ordnung, 78 Punkte 2. Ordnung, 24 Punkte 3. Ordnung, zusammen 111 Punkte.

Aufgenommen wurde 1) ein 3 bis 10 Werst breiter Streifen längs der neuen russisch-türkischen Grenze vom Kap Kopmusch am Schwarzen Meere im Bezirk Batum über Artwin und Oltu bis in die Gegend von Noriman im Bezirk Kars. Die Feldarbeit endete erst im December, als auf dem 6000 Fuß hohen Grenzkamme schon tiefer Schnee lag. Von der Aufnahme in 1 : 42 000 (1 Werst = 1") des 40,5 Werst langen Grenzstriches wurde sofort eine Karte der Grenzregulirungs-Kommission zur Verfügung gestellt. Der Umfang des aufgenommenen Gebietes ist, wohl irrthümlich, auf 20 845 Quadratwerst angegeben. 2) Im Oblast Batum das Gebiet südlich vom Tschoksi und der Adshar-Achalzych-Kette, also theilweise auf der frühern Grenze. Dem Meere zunächst erfolgten die Aufnahmen in 1 : 42 000 ganz mit Instrumenten (500 Quadratwerst), mehr landeinwärts halbinstrumental (2850 Quadratwerst). Die Arbeiten in dieser bergigen, waldreichen, aller Wegsamkeit baren Gegend endeten am 20. December (1. Januar). Im Ganzen nahmen 11 Topographen 3140 Quadratwerst auf. 3) Im Oblast Kars in den Kreisen Kars und Kagysman das Gebiet zwischen dem Parallel des Tschaldyr-göl im Norden, der Wasserscheide zwischen Aras und Euphrat im Süden, dem Laufe des Arpa-tschai, Aras und Zagran-tschai im Osten und dem Meridian von Kars im Westen. In dieses Gebiet fielen die türkischen Stellungen auf den Aladsha-Bergen, dem Awliar, dem Großen und Kleinen Jagni und in den Ebenen von Kars. Im Ganzen 5541 Quadratwerst in 1 : 42 000; Kars selbst mit Umgegend 15,5 Quadratwerst in 1 : 4200.

In dem transkaspischen Gebiete erfolgten halbinstrumentale Aufnahmen der Strecken 1) vom Fort Tschekischljar bis zum See Beun-Basch und weiter über Deli-bese nach der Furth von Gubri am Atrek, 61 Werst, dann längs des Atrek zurück nach Beun-Basch, 40 Werst; 2) von Tersakan am Sumbar bis zur Festung Kakakal, 30 Werst; 3) vom Fort Bendesen über das Kopet-dag-Gebirge zum Fort Bami und weiter bis Fort Dengil-tepe, 127,5 Werst. Im Ganzen sind aufgenommen 2300 Quadratwerst in 1 : 42 000; außerdem aber noch ganz instrumental: ein Plan der Umgegend von Ters-akan 6 Quadratwerst in 1 : 8400; ein Plan des Fort Dusli-Oluin mit Umgegend und ein Plan des Fort Tschekischljar mit Umgegend in 1 : 4200, sowie ein Plan des Küstenstriches vom Pasian-Kuli-Busen bis zum „Weißen Hügel", 350 Quadratwerst, in 1 : 16 800.

Im Bereiche des Militärbezirks Orenburg bestimmte eine Chronometerexpedition unter Oberst Bonsdorf im Kreise Iletzk des Oblast Turgai astronomisch 12 Punkte an den Flüssen Bolschaja Burtja, Burly, Kutschukbai, Kialy-Burtja, Alimbet, Cheity, Berdjanka, Tjuje-tas und Kan-jan als Grundlage für die ebenda stattfindenden Aufnahmen. Diese Aufnahme des Jahres 1879 in 1 : 42 000 umfaßte 2324 Quadratwerst an den Flüssen Ural, Burtja, Burly, Kutschukbai, Alimbet und Berdjanka.

Ferner erfolgte auf Grund eines geometrischen Netzes die halbinstrumentale Aufnahme eines neuen Theiles des Terekty-Sor (vergl. „Globus" 1879, Bd. 35, S. 381). Schon 1878 war in diesem bisher ganz unbekannten Gebiete die Strecke längs des Nordufers des Kaspischen Meeres von der Sokolka bis zum „Proran" [1]) Altyn-ata und eine breite

[1]) Beim Zurückweichen des Meeres stehen gebliebener Wasserlauf.

Digitized by Google

Marschroute vom See Issene bis zu den Brunnen Bijauli in 1:84 000 aufgenommen worden; 1879 hat man die Aufnahme dieser Route nach Osten bis Munaily und bis zum Proran Altyns-ata und nach Südosten bis Kugarna-Sagid fortgesetzt. Oestlich und nordöstlich von Ieglerm Punkte ist das Gebiet ganz ungangbar, jedes süße Wasser fehlt; man brach deshalb hier die Arbeiten ab und wandte sich nach Westen von der Marschroute von Bijauli zum Proran Alty-bai und unterstachte diesen Proran von seinem Ursprung aus dem Jamau-sor (in den der Mil sich ergießt) bis zu seiner Mündung ins Kaspische Meer. Im Tentjafor sind 1879 neu aufgenommen 1139 Quadratwerst.

Im Maßstabe 1:8400 erfolgte ferner die Aufnahme der Schlaja kofa an der Emba-Mündung, etwa 60 Quadratwerst, auf denen die Höhenlage von 65 Punkten instrumental bestimmt wurde. (Vergl. „Globus“ XXXVII, S. 367.)

An Kartenarbeiten sind zu erwähnen: 1) ein neuer Plan der Stadt Orenburg in 1:4200. Nach dem Brande, der im. Jahre 1879 in 98 Häuservierteln 239 steinerne, 2726 hölzerne Gebäude ꝛc. zerstört hatte, waren im selben Jahre bereits wieder erbaut: 635 steinerne, 898 hölzerne Wohngebäude, 79 feinerne, 404 hölzerne nicht bewohnte Gebäude, 2 Kirchen ꝛc. 2) Die ersten drei Blatt einer berichtigten Ausgabe der 20-Werst-Karte des Orenburger Militärbezirks 1:840 000.

Im Militärbezirk Turkestan waren im Jahre 1878 vom Astronomen Schwarz im Großen Alai-Gebirge und dem angrenzenden chinesischen Gebiet 9 Punkte astronomisch bestimmt und war an 76 Punkten die Höhe barometrisch gemessen worden. Bei der Expedition des Oberst Matwäjew in das Gebiet von Buchara und Afghanisch-Turkestan bestimmte derselbe astronomisch die Punkte Kuskat, Farzabad, Kundus, Chulum und Magarei-Scherif, beobachtete an 9 Punkten die Abweichungen der Magnetnadel und ermittelte die Höhe von 95 Punkten. Zu gleicher Zeit hatte Lieutenant Zaljeffs bei einer Rekognoszirung in den Gebirgen des Distrikts Zerawschan die astronomische Lage von Pendschekent und Magian, sowie die Höhe von 60 Punkten bestimmt. Das Jahr 1879 brachte Ortsbestimmungen in Semirjetschensk und im Rayon von Kuldsha. Drei Chronometerreisen wurden unternommen zur Feststellung der astronomischen Länge von Iliisk, Karatschekinsk, Altyn-imel, Aina-bulak, Borochudzir und Tschintschagoza im Verhältniß zu Wjernui und Kuldsha, von Kuldsha selbst, der Mündung des Tetes und von Jamatu; das Eintreten einer Kälte von 25° R. verhinderte die Fortsetzung der Expedition bis Schahat Talk und dem Passe von Tschapischak.

Die Wege zwischen Wjernui und Kuldsha sind äußerst beschwerlich, schlechter wie im ganzen übrigen Begirk Turkestan, und mußten größtentheils zu Fuß zurückgelegt werden. Die Ortsbestimmung war von magnetischen Beobachtungen begleitet namentlich in Kuldsha und dem Dorfe Jamatu.

Die im ebenen Theile von Ferghana vorgenommenen Trianguliruugsarbeiten erstreckten sich 1878 auf beiden Ufern des Syr-darja über die Kreise Margelan, Andidjhan, Namangan und Tschust, wo die nicht kultivierten Theile nur Punkte 2. Ordnung erhielten und in 1:84 000 aufgenommen werden sollen. Als Grundlage diente die Vermessung einer Basis von 1642 Saschen (3504 m) Länge. Im Ganzen waren 150 Punkte bestimmt, und auf 64 derselben Zenithdistanzen beobachtet worden. Im Jahre 1879 folgte die Neylegung über 5000 Quadratwerst im reichsten Theile der Ebene von Ferghana in den Kreisen Osch und Andidjhan, wo 54 Punkte 2. und 49 Punkte 3. Ordnung festgelegt wurden und wo jetzt auf jede Meßtischplatte der Aufnahme in 1:21 000 je 4 bis 6 trigonometrische Punkte entfallen. Eine Kontrollberechnung der Basis bei Andidjhan ergab für die Länge nur einen Fehler von 0,17 Saschen (0,36 m). Im Ganzen sind in den letzten vier Jahren in Ferghana 400 Punkte bestimmt und 2 Standlinien (bei Chodjhent und Andidjhan) gemessen worden, 1880 wird die Triangulirung dieses Gebietes beendet werden.

Topographische Aufnahmen hatten 1878 stattgefunden in Ferghana (562 Quadratwerst in 1:21 000 und 1080 Quadratwerst in 1:84 000) und im Kreise Tokmak-Semirjetschensk (300 Quadratwerst in 1:21 000 und 2510 Quadratwerst in 1:84 000); im Jahre 1879 ist die Arbeit im kultivierten Theile von Ferghana in 1:21 000 zwischen Kokan, Margelan und Andidjhan fortgesetzt worden. Dieser Kulturstreifen liegt etwa 20 Werst breit zwischen dem sandigen Gebiet im Norden und dem Gebirgsterrain des Oblast im Süden. Außer dieser Aufnahme fanden mehrfach Rekognoszirungen zur Berichtigung von Karten statt und sind auf Grund derselben Karten von Taschkent und Umgegend sowie von Margelan und Umgegend in 1:84 000 für die Uebungen der betreffenden Garnisonen), ferner eine neue Karte von Turkestan in 1:210 000 in Arbeit.

Bemerkenswerth sind ferner die Untersuchungen längs des Jamy-darja für ökonomische Zwecke und am alten Laufe des Amu-darja. An letzterem sind im Sommer 1879 auf beiden Ufern 5661 Quadratwerst rekognoszirt (in 1:84 000), und 200 Quadratwerst in 1:42 000 instrumental aufgenommen worden; eine Linie von 50 Werst wurde nivellirt.

In Westsibirien hatte man im Sommer 1878 telegraphisch den Längenunterschied zwischen Omsk und Semipalatinsk, sowie zwischen Omsk und Pawlodar am Irtysch bestimmt; 1879 fand eine Chronometer-Expedition statt zur Bestimmung der astronomischen Lage von Samarowsk, Surgut und Narym am Ob. Für die trigonometrischen Arbeiten war 1878 eine Basis gemessen worden im Thale des Flüßchens Epe 8 Werst von Bajan-Aul; 1879 ward ein Dreiecksnetz von der Seite Alybai-Bugarbai bis zum Pitet Bai-agatsch gelegt. Die Triangulation von Bajan-Aul bis Pawlodar zur Verbindung der Arbeiten mit dem astronomisch bestimmten Punkte konnte nicht zur Ausführung kommen, weil hier wie an der bei Karkaralow vermessenen Basis die Kirgbizen die Signale zerstört hatten, ehe noch die Basis in das Dreiecksnetz eingefügt war.

Aufgenommen wurden 1878 in dem am Irtysch belegenen Theile des Kreises Pawlodar 19 223 Quadratwerst und 1879 westlich von Karkaralow und Bajan-Aul 16 740 Quadratwerst, beides im Maßstabe 1:84 000. Auf jeder Meßtischplatte (1200 Quadratwerst) sind mindestens 80 Höhenpunkte bestimmt. Das Terrain ist durch Horizontalen von 10 Saschen (21,34 m) Abstand ausgedrückt.

Marschroutenaufnahmen in 1:210 000 erfolgten während der Expedition Pawzows über Kobdo nach Kuku-choto (4070 Quadratwerst bei einer durchschnittlichen Breite von 10 Werst) und während Potanin's Expedition in der Mongolei auf einer Route von etwa 1400 Werst Länge (l. u. S. 382). Im Oblast Semipalatinsk wurden ferner die Pässe im Tarbagatai-Kamme (Chabar-asu und Sai-asu) aufgenommen und die Strecke, auf der die Poststraße von der Stadt Kokpekty zum Zaisan-Posten angelegt werden soll; auch wurde die 10 Werst lange Strecke von Semipalatinsk bis Sogra nivellirt. Im Norden des Gouvernements Tobolsk erforschte ein Topograph „durch Erkundigungen und Augenschein“ die Lage der Flüsse Polui, Nadym, Sandybei und Ryda samut Zuflüssen, die in den Obi-Busen sich ergießen, und der Flüsse Turum-Jugan und Pim nebst Zuflüssen,

Digitized by Google

die in den Ob selbst fallen. In dem von ihm durchwanderten Gebiete ermittelte dieser Topograph auch die Grenzen der Waldungen und der Tundren sowie die Winterwege, auf denen die Eingeborenen nomadisiren; schließlich sammelte er Nachrichten über das Irtysch-Gebirge behufs Anlage eines Fahrweges und einer Telegraphenlinie von Tobolsk bis Samarow.

In Ostsibirien sind im Transbaikal-Oblast Tschita und Stjetensk durch Oberst Kulberg und Scharnhorst, andere 15 Punkte schon im Jahre 1875 durch Oberst Bolschew astronomisch bestimmt worden; 1879 legte eine Chronometer-Expedition unter Kapt. Poljanowski weitere 23 Punkte fest und zwar zwischen 50° und 53° der Breite und 83° bis 99° östl. Länge von Pulkowo. Für die Triangulation war 1878 bei Station Deljun, 30 Werst von Strjetensk, eine Basis gemessen und außerdem waren 7000 Quadratwerst in ganz unbewohnter, dicht mit Wald bedeckter, kaum zugänglicher von vielen Wasserläufen durchschnittener Gegend zwischen Nertschinsk-Zawod, Strjetensk und Stadt Nertschinsk trianguliert worden. Hier sind 48 Punkte bestimmt, die sich im Süden an die Triangulationen von 1875 und 1876 anschließen. Im Jahre 1879 ist in den Kreisen Nertschinsk, Nertschinsk-Zawod und Tschita ein Gebiet triangulirt worden, welches begrenzt ist im Norden vom Parallel der Basis von Deljun, im Osten von der Schilka bis zur Mündung der Ingoda in dieselbe, im Süden vom Onon bis zu dem astronomischen Punkte Tzugolski-Dotzan und im Westen von den Flüssen Luda und Kurenga. Der Landestheil ist bergig, mit dichtem Walde bedeckt, schwer zugänglich. Die Schilka ist die Hauptverkehrsader, die wenigen vorhandenen Wege sind zum Transport nicht zu gebrauchen. Die hohen meist unbewaldeten Gipfel des Kammes der Wasserscheide zwischen dem Onon und der Ingoda sowie auch an der Linda erleichterten das Legen der Netzes, für welches 35 Pyramiden gebaut und 40 Signalstangen mit Unterbau errichtet wurden. An zwei Punkten der Schilka wurden Pegel angelegt. Winterbeobachtungen fanden an 111 Punkten statt, die man in das Hauptdreiecksnetz von 1875 einreihte und mit den astronomischen Punkten Nertschinsk, Ust-Telenguisk, Tzugolsk-Dotzan, Semenow und Undinsk verband.

Topographisch aufgenommen waren 1878 im Maßstabe 1:42 000, jedoch ohne Höhenbestimmungen, 1457 Quadratwerst im Kreise Nertschinsk-Zawod zwischen Tarasow am Argun, diesen Fluß aufwärts bis Dorf Gorbunowaja im Osten, Pljuschin am Urjumkan und Jekaterinen-Bergwerk im Westen; im Jahre 1879 wurden im Anschluß an dieses Gebiet weitere 2000 Quadratwerst in dem genannten Kreise in 1:42 000 aufgenommen. Im Südlissuri-Gebiete hatte man 1878 ein trigonometrisches Netz gelegt vom Orte Nikolskoje nach Süden bis zur Mündung des Suifun und vom Ufer des Amurbusens und von der chinesischen Grenze bis zum Flusse Tumen-ul (Gaulidjan). Langanhaltende Nebel und Mangel an Arbeitern beeinträchtigten 1878 wie 1879 den Fortgang der trigonometrischen Arbeiten. Die Aufnahmen, behufs dort zu gründender Ansiedelungen, deren Ergebniß für die beiden letzten Jahre gemeinschaftlich dem Kaiser vorgelegt wurden, sollten über 8000 Quadratwerst sich erstrecken, sie umfaßten jedoch im Jahre 1878 ungerechnet die Vermessung des Hafens von Wladiwostok nur 2349 Quadratwerst in 1:42 000, ferner 100 Quadratw. zwischen den Flüssen Dzernaja, Lomowataja, Jazewaja, Malu und Bolschoi Kas im Maßstabe 1:8400 und im Jahre 1879 weitere 1888, zusammen also 4237 Quadratwerst; außerdem ward nach Beendigung der Aufnahme in Wladiwostok die Umgebung der St.-Olga-Bai in 1:16 800 aufgenommen. Die Arbeiten in 1:42 000 lagen hauptsächlich an dem Wege von der St.-Olga-Bai zur St.-Wladimir-Bai und auf dem Gebiet, wo die Telegraphenlinie von Poststation Baranowskaja am Suifun bis Station Buffe am Ussuri geht.

Der Bericht betont, daß die Aufnehmer der Zeiterspar-niß wegen im Winter 1878/79 nicht nach Irkutsk zurückgekehrt waren, daß aber Kälte, Mangel warmer Kleidung und geeigneter warmer Wohnungen, Entbehrungen und Krankheiten die Zeichnenarbeit unmöglich machten.

Unter den neuen Karten asiatischer Gebiete, welche in diesem Frühjahr dem Kaiser vorgelegt wurden, nennt der Bericht: 1) Drei Blatt der Karte von Persien in 1:840 000; 2) ein Uebersichtsblatt zur Karte von Persien in 1:5 880 000 (140 W. = 1"), beachtenswerth durch die von dem Orientalisten Herrn Gamajow angewandte Orthographie (dieselbe ist auch veröffentlicht in den Zapiski der k. russ. geogr. Ges. für 1879); 3) zwei Blatt der Karte des asiatischen Rußland nebst Grenzgebieten in 1:4 200 000 (100 W. = 1"); 4) eine Karte des asiatischen Rußland nach dem neuesten Standpunkt, 1:8 400 000 in vier Blatt; 5) die Karte der asiatischen Türkei auf fünf Blatt und zwei Klappen in 1:840 000 (nach ohne die Berichtigungen nach den neuesten Aufnahmen); 6) eine Karte der nordwestlichen Mongolei in 1:2 100 000 von Rafael auf Grund der Potanin'schen Expedition von 1876/77, freilich schon theilweise veraltet in Folge der neuen Erforschungen von 1878 und 1879; 7) die Karte der Marschroute der wissenschaftlichen Expedition von Sewerzow 1878 in 1:420 000, darstellend das Innere des Pamir mit dem Seegebiet des Rang-kul und Jaschil-kul nebst den Flüssen Ak-su, Ak-baital, Alitschur 2c.; 8) die Karte des Pamir, berichtigte Ausgabe der Karte vom Oberlauf des Amu-Darja in 1:260 000 (30 W. = 1"); 9) Grodekow's Marschroute von Patta-Kisar (Pattak-hissar) nach Herat 1878 in 1:504 000 (12 W. = 1"), endlich 10) die Karte des Kriegstheaters in Afghanistan in 1:1 050 000 (25 W. = 1"), zweite berichtigte Ausgabe, und 11) eine Karte von Afghanistan und den Nachbargebieten, zwei Blatt in 1:210 000. Das östliche Blatt dieser Karte lag erst in Zeichnung fertig vor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit Beginn der Reiseseit stellen sich jetzt neben den neuen Auflagen der alten eingebürgerten Reiseführer auch neue ein, solche, die auf ein enger begrenztes Gebiet und seine versteckteren Schönheiten aufmerksam machen und neben jenen allgemeineren Büchern mit vielem Nutzen zu gebrauchen sind. Der in den Alpen so trefflich bewanderte Heinrich Noë giebt bei Leon sen. in Klagenfurt „Kleine Führer" heraus, deren erste Am Predil und seine Dolomite,

sowie Gastein und seine Nebenthäler behandelt. Bei seiner genauen Landeskenntniß ist es nicht zu verwundern, daß er auf zahlreiche Dinge aufmerksam macht, die andere übergehen; auch flicht er interessante sprachliche Bemerkungen und Züge aus dem Leben des Volkes und aus seinen Sagen ein. Mit Recht eifert er gegen die Verwelschung und Verdrehung deutscher Ortsnamen; ist doch aus „Höhlenstein“ ein ganz unsinniges Landro (statt l'antro), aus „beim Schutzerbacher“ Schluderbach, aus „Moodrain“ Mitrurina geworden. Diese billigen Bildchen, denen sich bedauerlich ein weiteres über die derrische, von Nordbeutschen nur wenig besuchte Gegend zwischen Klagenfurt und Tarvis anschließen wird, werden sich bei den Besuchern der deutschen Alpen wohl bald einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Freunden von Alpenwanderungen wird es ferner von Interesse sein zu hören, daß der um die Erforschung und Zugänglichmachung der Ostalpen so verdiente „Oesterreichische Touristen-Klub“ seit Anfang dieses Jahres neben seinem Jahrbuche eine „Alpine Chronik“ erscheinen läßt, welche mindestens sechs Mal im Jahre außer Mittheilungen über das innere Leben des Klubs Nachrichten über alpine Vereine, über Führer-, Unterkunfts- und Verkehrsangelegenheiten, über Literatur, Panoramen- und Kartenwesen u. s. w., also zum Theil über Dinge von eminent praktischer Bedeutung für jeden Alpenreisenden bringen wird.

In ein anderes Gebiet führt uns Pieter's Buch „Der Ahtenberg“ (Iserlohn, Bädeker), das eine Rundreise durch das südliche bergige Westfalen, im Quellgebiet der Ruhr und Lenne, schildert und dessen Ertrag mit zur Erbauung eines Aussichtsthurmes auf dem Ahtenberge, Westfalens höchstem Punkt, verwendet werden soll. Großartige landschaftliche Schönheiten erwarten den Wanderer dort nicht; wer aber Freude findet an dem vergleichenden Studium deutscher Stämme, an derselben Wäldern und an Straßen, welche selten einen Touristen Fuß betritt, wird auch, wie Schreiber dieser Zeilen, von einem Besuche des westfälischen Hochlandes manch angenehme Erinnerung und Belehrung mit heimbringen. Ihm sei Pieter's Ahtenberg und Natorp's Ruhr und Lenne zur Mitnahme empfohlen.

— Anfangs Juni soll die Katastral-Aufnahme in Bosnien und der Herzegowina begonnen werden.

— Während des ersten Vierteljahres von 1880 hat Roms Einwohnerschaft die Zahl 300 000 überschritten. Am 31. December 1879 belief sie sich auf 298 960, einschließlich 5995 Soldaten, und am 31. März 1880 auf 308 383, einschließlich 8534 Soldaten.

— Im Ganzen gewann man in den Bergwerken des Ural 1879 an Gold 624 Pud 31 Pfund 40 Zolotnik 79 Doli = 10 235,26 kg, an Platina 136 Pud 31 Pfund 35 Zolotnik 63 Doli = 1240,56 kg.

(Berm. Gubern. Wisch.)

— Das Feuilleton der „Schlesischen Zeitung“ enthielt jüngst eine Reihe von Reiseschilderungen aus Bosnien, Serbien, Bulgarien ꝛc. von F. K., unter denen besonders die eines Ausfluges nach dem schon von Ami Boué und Heinrich Barth besuchten und geschilderten Rilo-Kloster von Interesse ist. Wir geben hier wieder, was dort von der bulgarischen Stadt Samakow gesagt wird: Ihre Lage (in 912 m Meereshöhe) nördlich von dem Rilo-Gebirge bringt es mit sich, daß in ihrer Umgebung Obstbäume nicht mehr fortkommen, während bei dem circa 100 m höher, aber südlich vom Gebirge gelegenen Rilo-Kloster in der betreffenden Jahreszeit noch Aepfel- und Pflaumenbäume mit reifen Früchten zu sehen sind. Was die Natur jedoch versagt hat, haben die Einwohner dieser Stadt durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit zu ersetzen gewußt, denn Samakow ist eine der blühendsten und betriebsamsten Städte Bulgariens. Als Hausindustrie wird besonders die Tuchfabrikation betrieben, und die hiesigen Tschajaks (feine Tuchjorten) haben auf der ganzen Balkanhalbinsel einen Ruf. Die Herstellung des Aba, des groben bulgarischen Tuches, hat dagegen in der Neuzeit nachgelassen, weil Bosnien, der frühere Hauptabnehmer desselben, nach der Okkupation durch die Oesterreicher nur noch wenig bezieht. Als Ersatz dafür hat die Darstellung der Gaitand, der Wollschnüre zum Besatz der Männerkleidung, neuerdings bedeutend zugenommen, wozu lediglich die Mode Veranlassung gegeben hat, indem die bulgarische Tracht, die seit der nationalen Wiederherstellung des Staates Bulgarien in starke Aufnahme gekommen ist, mehr Besatz als die früher vorherrschende türkische Tracht erfordert. Unter Benutzung der überall vorhandenen Wasserkraft hat man daher neuerdings sogar mechanische Gaitanspinnereien angelegt, die recht gut rentiren sollen.

Asien.

— Die Marschrouten von Pâwlow und Potanin 1878 und 1879. (Nach dem officiellen Bericht über die dem Kaiser vorgelegten topographischen Arbeiten ꝛc. im Russ. Inwal. 1880, Nro. 89. Vergl. „Globus“ XXXVII, S. 15 bis 16.) Bei den Expeditionen der Genannten in die Mongolei wurden russische Topographen zur Aufnahme der Marschrouten kommandirt, welche die Wege derselben im Maßstabe 1:210 000 und in einer ungefähren Breite von 10 Werst zu beiden Seiten der Straße aufzunehmen hatten.

Die Route von Pâwlow geht von Kobdo, am Ike-Asrai-Nor vorbei, in der Richtung des südlichen Altai über den Fluß Dsabgan durch die Gobiſteppe bis Kuku-choto. Sie ist etwa 2220 Werst lang. Außerdem wurde noch eine Karte der Route von Kuku-choto bis Kalgan (350 Werst) angefertigt, und auf dem Rückwege der Expedition auch von der Strecke von Urga über Ulja ſutai bis zur Grenzmarke Taptu-Tabag nahe dem Chaf-Nor, etwa 1500 Werst; zusammen 4070 Werst. Als astronomische Grundlage für die Aufnahmen dienten Kobdo, Ulja ſutai und die vom Lieutenant Rafael während der Expedition selbst bestimmten Punkte.

Zu Potanin stießen zwei Topographen erst, als dieser sich schon in der Mongolei befand. Am 24. Juli (5. August) 1879 kamen dieselben in Kosch-agatsch an. Von da gingen sie am Flusse Bogutzun aufwärts, überschritten in derſen Quellgebiet das Grenzgebirge Saimogen und gelangten zum Kindy-Kul. Von dort sagen sie zu den Quellen des Kartſchi, der in den Bergen von Ufungem entspringt und in den Urjuk-nor fällt. Bis zum See folgten sie dem Thale des Kartſchi, wandten sich dann aber südwärts und kamen am 5. (17.) August nach Ulangom. Potanin befand sich damals in Kobdo, seine Rückkehr war erst in etwa zehn Tagen zu erwarten. Um keine Zeit zu verlieren, folgte der eine Topograph nach Kobdo, um die bis dahin noch nicht aufgenommene Straße Ulangom-Kobdo zu verfolgen, der andere fertigte unterdessen eine Routenaufnahme ringe um den Ubſa-See an und ging dann zu gleichem Zwecke an den Kirgiz-nor. Am 30. August (11. September) war Potanin wieder in Ulangom, am 5. (17.) September brach die Expedition in der Richtung auf den fern im Norden sichtbaren Kamm des Tannu-ola-Gebirges auf, dessen Gipfel bereits mit Schnee bedeckt waren. Im Quellgebiet des Tardalik ward der Kamm überschritten, die Expedition betrat das schöne und fruchtbare Thal des Ulu-kjem und ging am Flusse aufwärts bis zu dessen rechtem Zuflusse, dem Flüßchen Chara-ufu. Weiter oberhalb vereinigt sich das Thal des Ulu-kjem zu einem nur mühsam zu passirenden Engwege. Die Expedition stieg deshalb am Chara-ufu aufwärts und ging dann am Nordrande des Tannu-ola entlang, wobei sie die zahlreichen Flüsse und Bäche überschritt, welche ihre Wasser in den Ulu-kjem entsenden.

Dem Zuge des Tannu-ola folgte die Expedition bis zu den Ufern des Teri-nor (himmlischer See), von dem aus man beabsichtigte geradeS Weges zu dem darchatischen Götzentempel am Flusse Schischkit zu gelangen; der

Digitized by Google

tiefe Schnee aber im unbuchdringlichen Walde nöthigte die Expedition wieder auf den Südabhang des Tanun-ola hinüberzugehen, um am Flüßchen Telisn entlang erst in das Thal des Agari und dann in das Thal des Flusses Telgir-muren zu gelangen.

Während des Nutenthaltes in dieser hochgelegenen Gebirgsgegend, die tief eingeschneit und pladdos war und gar kein Futter bot, verlor die Expedition über die Hälfte ihrer Saumthiere und die anderen waren so entkräftet, daß mit ihnen nicht mehr fortzukommen war. Potanin ließ deshalb einen Theil des Gepäcks und die noch vorhandenen Thiere unter Bewachung im Thale des Telgir-muren, und miethete für die Weiterreise bis zur Grenze (200 Werst) Pferde von den dort nomadisirenden Darchaten. So brach die ganze Expedition zum See Kosogol auf. Rodnaski ward der Kamm des Tannu-ola überschritten, längs des flüßchen Schischkit gelangte man zu dem darchatischen Götzentempel, und von dort zum Nordende des Kosogol. Am 27. November (9. December) erreichte man die russische Grenze nahe den Quellen des Irkut bei der Grenzmarke Obo und am 8. (20.) December traf die Expedition wohlbehalten wieder in Irkutsk ein.

Während der Expedition sind etwa 1400 Werst Marschrouten in 1:210 000 aufgenommen und mannigfache Nachrichten über die Orographie und Hydrographie der besuchten Gegend gesammelt worden. Astronomisch bestimmte Stadskapitän Orlow die Länge und Breite von Ulangom und Chanshaichuru am Kundulen sowie die Breite zweier Punkte am Ulusjem. Er verfügte dazu über einen Pistorischen Kreis und drei Chronometer.

— Der englische Generalconsul Treacher sagt in seinem kürzlich veröffentlichten Berichte über Borneo, daß sich der Boden der Insel wegen seiner geologischen Zusammensetzung nicht mit demjenigen Java's, Sumatra's, der Sulu-Inseln und Philippinen, die sämmtlich vulkanischen Ursprungs sind, vergleichen läßt. Im Norden indessen und in den Ebenen um den großen Kinabalu-Berg ist das Land sehr fruchtbar, wie die Ernten der Eingeborenen an Reis, Tapioka, Indigo u. s. w. beweisen. Gegenwärtig ist der größere Theil der Insel noch mit dichtem Urwalde, der theilweise aus werthvollen Hölzern besteht, bedeckt, so daß es unmöglich ist, über den Mineralreichthum der Insel etwas Genaueres schon jetzt zu sagen; doch ist das Vorkommen von Kohle, Antimon und Gold im nördlichen Borneo nachgewiesen. Mr. Treacher's Bericht ist von einer Kartenskizze dieses Gebietes, das gerade jetzt die Aufmerksamkeit stark auf sich zieht, begleitet. (Nature.)

— Ein sehr abfälliges Urtheil über die englische Verwaltung von Cypern giebt Mr. Gabriel Charmes im Journal des Débats ab. Die Cyprioten, sagt er, erwarteten von der Ankunft der Engländer gerechtere und weniger drückende Steuern, aber sie täuschten sich; denn die Abgaben sind jetzt schwerer als je, und zu den Staatssteuern sind noch 28 verschiedene Gemeindeauflagen gekommen. Aber sie haben nicht einmal den Trost, daß dieselben gut verwendet werden. Bei seiner Ankunft in Larnaka war Charmes erstaunt über das Aussehen eines Kaid, der in allen möglichen Stilen hergestellt war. Er hielt das für einen türkischen Blödsinn, aber erfuhr, daß es das Werk des ersten englischen Gouverneurs sei, der durch eine ganze Reihe von Unternehmungen Proben seiner Projekte anstellen ließ, die später insgesammt wieder abgerissen und durch die eine auszuwählende Kaimauer ersetzt werden sollten. Diese Proben kosteten indessen der Stadt Larnaka 300 000 Pf. St. und die Kosten waren so groß, daß ihr Kai schließlich doch unvollendet blieb. Dieses Beispiel ist typisch für die ganze englische Verwaltung der Insel. Nicht besser steht es mit der Handhabung des Rechts. Alles wird in englischer Sprache verhandelt, von der die Eingeborenen kein Wort verstehen, keiner weiß, was Gesetz ist, und verfällt in Strafe, weil er Bestimmungen verletzte, deren Existenz er gar nicht kannte. Im Legislative Council sitzen neben dem Gouverneur und zwei englischen Offizieren ein Europäer, ein Türke und ein Grieche; erstere haben stets die Majorität und können also thun, was sie wollen. Das Land wird von Offizieren verwaltet, welche weder die Sprache noch die Sitten der Eingeborenen kennen, ihre Eigenthümlichkeiten nicht schonen und ganz absurde Strafen verhängen. So wurde ein sehr angesehener Kaufmann zu mehreren Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er Rechts Musik gemacht hatte, was durch eine englische, den Eingeborenen unbekannt gebliebene Ordonnanz verboten worden war; fünf Jahre Gefängniß erhielt ein anderer, der drei Apfelsinen gestohlen hatte. Gefängnißstrafe ist aber stets mit Zwangsarbeit verbunden: man kann sich das Erstaunen der Leute vorstellen, wenn sie ihre angesehensten Kaufleute im Sträflingsgewande und unter Bewachung von Polizeisoldaten Steine tragen sehen. Zwei Priester wurden verurtheilt, der eine, weil er ein Dokument, das er nicht verstand, nicht unterzeichnet hatte, der andere, weil er einen Baumast abgehauen und dadurch ein ihm total unbekanntes englisches Gesetz übertreten hatte; beiden wurden die Haare und der Bart abgeschnitten, was eine der schwersten geistlichen Strafen der griechischen Kirche vorstellt. Von dem Regierungswechsel in England versprechen sich nun die Cyprioten einen Wandel dieser, man kann sagen, unvernünftigen und barbarischen Verwaltungsmethode.

— In einem kürzlich veröffentlichten Hefte des Journals der Linnean Society theilt Sir J. D. Hooker mit, daß Sir Samuel Baker in Cypern eine Varietät der Libanon-Ceder aufgefunden hat. Es ist das die erste Erwähnung des Vorkommens dieses Baumes in Europa. Trotzdem die Flora der Insel öfters untersucht worden ist. Die Mönche des Throdhitissa-Klosters haben an, daß sich hie Bäume nur in den Bergen zwischen dem Kloster Kikku und der Stadt Chrysochous in einer phalosen und fast unzugänglichen Gegend finden. Nach Sir Hooker unterscheiden sie sich von den bekannten Cedrus-Formen durch die Kürze der Blätter und die Kleinheit der weiblichen Zapfen; er hält die jetzt weit von einander getrennten Cedern des Himalaya, Libanon, Taurus und Algeriens für Abkömmlinge einer früher viel mehr verbreiteten Baumes und glaubt, daß ihre Isolirung die Folge geographischer und klimatischer Veränderungen in ihrem Verbreitungsgebiete ist. Ihre Isolirung ist jetzt sehr groß; denn der dem Libanon nächste Punkt, wo man bis dahin Cedern gefunden hatte, war der Bulgar Dagh im kleinasiatischen Taurus, von wo sich Wälder der C. Argentea östlich bis Pisidien und nördlich bis zum Antitaurus hinziehen. Erst in einer Entfernung von 1400 engl. Miles und von denen des Taurus durch die ganze Breite des Mittelländischen Meeres getrennt finden sich in Algerien die nächsten Cedernwälder, von C. Atlantica gebildet, und ein ebenso großer Zwischenraum trennt die des Libanon von denen Afghanistans, welche von dort sich nunterbrochen nach Osten längs des Himalaya bis an die Grenzen von Nepal hinziehen. Diese Ceder (C. Deodara) hat vielleicht von allen kleinen den bestimmtesten Habitus. Die cypriche nähert sich nach Hooker in der Größe der Zapfen und der Größe, Gestalt und Farbe der Nadeln weit mehr der algerischen, als denen im Taurus, Himalaya oder Libanon. (Mail.)

Afrika.

— Ueber den Gebrauch des „Fadi“ oder des „In den Bann thun“, der auf Madagaskar herrscht (vergl. oben S. 300, wo auf denselben die Bildung verschiedener Dialecte zurückgeführt wird), macht J. M. Hildebrandt in seiner schon erwähnten Reiseskizze „West-Madagaskar“ einige interessante Mittheilungen. So wollte der Reisende der Königin Sas Mzungu in Ikiamani einen Besuch abstatten; aber es war unglücklicher Weise ein Dienstag, welcher Wochentag der Königin „Fadi“ ist, so daß sie Niemanden empfangen durfte. „Fadi“ ist so viel wie verboten, unglückbringend, unantast-

Digitized by Google

bar, heilig. Ferner folgende Thatsache: Der jetzige Premierminister (und dadurch Gemahl der Königin) in Antananarivo war an einem Unglückstage geboren. Er hätte getödtet werden müssen, aber die Zauberpriester bestimmten gegen Geld und gute Worte, daß ihm nur ein Finger abgeschnitten würde, was auch geschehen ist. Auf der Insel Nosilava starb um das Jahr 1856 ein jugendlicher Sakalawa-König mit Namen Nano (Wasser). Nach der Sitte der Sakalawen (welche ja auch in Ost-Afrika bei vielen Stämmen herrscht, sich aber auch bei den Malaien findet) durfte der Name des Verstorbenen fortan nicht mehr ausgesprochen werden; man mußte also für eines der gebräuchlichsten Wörter ein Aequivalent suchen und fand es in Maotsaka (Feuchtigkeit). Seit dem Tode Nano's ist auf den heutigen Tag nennen mir sich alle Nord-Sakalawen, von Nap Amber bis Kap St. Andree, das Wasser maotsaka. — Wenn die Sakalawen einen Verstorbenen erwähnen müssen, so bezeichnen sie ihn durch Umschreibung als den, der das und das Große da und dort gethan. Bei den Hova findet sich Aehnliches. Dort ändert der Herrscher bei Besteigung des Thrones seinen Namen. Die verstorbene Königin hatte den Namen Rasoherina angenommen. Seherina ist nun die Bezeichnung für den Seidenfalter. Das Thier bekam einen andern Namen und heißt jetzt zänä dämdy, „das Kind der Seide" ꝛc. — Den Einwohnern des Dorfes Behara an der Westküste sind Hühner „Fadi"; kein Huhn darf in ihren Distrikt kommen; auch ist es dort verboten Vögel zu schießen. — Bei seiner Inlandsreise hält es Hildebrandt in dem Dorfe Merutefin für nöthig, den Häuptling zu fragen, was etwa in seinem Dorfe „Fadi" sei, damit er seinen Vorsatz gegen seine Gebräuche mache. — Bevor der landeinwärts war es ihm unmöglich, ein Sakalawa-Grabmonument genau zu betrachten; denn es war nicht erlaubt, näher zu treten, weil der Ort „Fadi" war.

— Der Alexandria-Correspondent meldet den „Times", daß sich der Unternehmungsgeist in Aegypten mächtig zu rühren beginnt, daß sich die Ueberzeugung verbreitet, daß Aegyptens Entwickelung noch bevorsteht und das Land ein gutes Arbeitsfeld für müssiggehendes Kapital ist, welches zudem in den internationalen Gerichtshöfen den nöthigen Schutz findet. Allerlei Pläne werden geschmiedet, Banken und Gesellschaften gegründet, Ländereien gekauft u. s. w. So will man, um nur einiges von allgemeinem Interesse anzuführen, die Sumpfseen längs der Küste des Deltas zwischen Alexandria und Port Said trocken legen, einen Theil des Hafens von Alexandria zuschütten und die Felsen an seiner Einfahrt beleitigen, ja den geistinnigen Nil durch Anlegung und Ausbesserung von Dämmen und Reservoirs in Kontrole nehmen und ihn zwingen, mit seinen Wassermassen stetig dem Lande zu Diensten zu sein. Dagegen hat sich andererseits die ägyptische Regierung, um allen Konflikten mit anderen Mächten, namentlich der Türkei, vorzubeugen, entschieden geweigert, dem bekannten Kapitän Burton die von ihm geforderten zwei größeren ergreifen Gebiete in Midian abzutreten; sie fürchtet, daß den jährlichen Pilgerkaravanen nach Mekka durch Ansiedelung von Europäern in Midian Hindernisse bereitet werden, daß der Bergleuten von den Beduinen Schaden zugefügt und dadurch Reklamationen fremder Mächte hervorgerufen werden könnten und dergleichen mehr. Dagegen hat der neue Generalpostmeister Holten eine wöchentliche Dampferverbindung zwischen Siut, wo die Eisenbahn endet, und Assuan an ersten Kataraste eingerichtet. Die Dampfschiffe legen an 24 Punkten an und ermöglichen selbst Touristen, die an Mitteln und Zeit sehr beschränkt sind, einen Ausflug nach den Kataraften. Man kann jetzt Montags von Alexandrien abreisen und Donnerstags in einem Hotel bei den Tempeln Thebens schlafen, was 120 Mark für das Billet und täglich 8 Mark für Essen kostet; für 40 Mark mehr kann man bis Assuan fahren. Die Dampfer befördern natürlich auch die Post und sollen mit Korn, Kohle ꝛc. beladene Barken im Tau schleppen. Die Araber reisen gern und werden das neue Kommunikationsmittel viel benutzen; brachte doch schon Holten's Inspektionsfahrt ihre Kosten ein, weil zahlreiche Eingeborene daselbe Boot kauften, natürlich nicht in der ersten Klasse. Zu erwähnen ist schließlich eine Art der Selbsthülfe, welche alles Lobes werth ist. In Alexandria wird in Gestalt des Octroi eine schwere Lokalsteuer erhoben, von der aber der Stadt nichts selbst zu Gute kommt, weil die Staatsgläubiger davon beziehungsweise Zinsen erhoben. Daneben aber bringen die fremden Exportshäuser eine ansehnliche Summe auf durch Selbstbesteuerung, indem sie von jedem Kantar Baumwolle, der ausgeführt wird, einen halben Piaster, von jedem Ardeb Korn einen viertel bezahlen. Im vergangenen Jahre hat das betreffende Comité nicht weniger als 33 000 Pf. St. auf diese Weise zusammengebracht, in den letzten elf Jahren zusammen etwa ½ Mill. Pf. St., und dieselben verwendet, um sämmtliche Straßen der Stadt zu verbessern und namentlich zu pflastern. In diesem Comité liegt der Keim sowohl für einen Gemeinderath als für eine Handelskammer, die sich daraus entwickeln werden, wenn das Land erst einmal genügende Ruhe vor seinen finanziellen Nöthen erhält.

— Gegen die neulich erwähnte Besitznahme der Bai von Assab (am Golf von Aden) durch Italien hat der ägyptische Minister des Auswärtigen Protest eingelegt: er habe nichts gegen die Errichtung einer Handelsfaktorei in jener Bai, eine förmliche Besitzergreifung aber sei unstatthaft, da die Bewohner, welche das betreffende Land zuerst an die Gesellschaft Rubattino verkauften, dazu kein Recht besäßen, da sie ägyptische Unterthanen seien.

— Die „Mail" vom 24. Mai dieses Jahres enthält folgendes Telegramm aus Paris: Ein Brief des Cavaliere Nacelli, Kammerherrn des Königs Johannes von Abessinien, an Signor Taglabue von der Italienischen Afrikanischen Handels- und Erforschungs-Gesellschaft, meldet, daß König Menelek von Schoa, welcher seinem Oberherrn, König Johannes, in Debra Tabor einen Besuch abgestattet, dem Signor Blanchi eine Geleitmannschaft beigegeben hat, und daß letzterer von Schoa nach Enarea und anderen nie zuvor von Europäern besuchten Gebieten aufgebrochen ist.

— Heft 5 von Petermann's Mittheilungen bringt Karte und Beschreibung von Dr. Junker's Reise von Alexandrien nach den Natron-Seen (im Westen des Nil-Deltas) und eine Berechnung der Aneroid-Ablesungen des Reisenden durch Prof. Jöppritz; danach besteht das wesentlichste Resultat hinsichtlich der Höhenverhältnisse der durchreisten Gegend in dem Nachweise, daß das Natronthal „eine ganz eng umschriebene Depression unter dem Meeresspiegel bildet". Und zwar liegt das Kloster Baramus etwa im Meeresniveau (+ 1 m), die Seen etwa 2 bis 3 m tiefer.

Inhalt: Holländische Reiseskizzen. II. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. E. Jung: Australische Typen und Skizzen. VI. — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. IV. (Schluß.) — Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 29. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google